


Library of


Dei
Sub Numine
Viget



Williardy.

Neue
Nationalchronik
der
Teutschen.

Eine politische Zeitschrift.

Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerinn
Des Weltgebäudes, Führerinn der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich — in den Abgrund stürzen mußt?

Schiller.

Herausgegeben
von
Johann Gottfried Pahl.

1823.

Ellwangen,
im Verlag der J. E. Schönbrod'schen Buchhandlung.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



1. Januar 1. 1823.

Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten.
Schiller.

Die Gegenwart und die Zukunft.

Worte, gesprochen in der philantropischen Gesellschaft zu **, am Sylvester-abend 1822.

In der feyerlichen Stunde, in der das Jahr begann, dessen letzte Augenblicke nun an uns vorüber gehen, haben wir ernste Worte über den Ernst der Zeit *) in diesem Kreise von Männern gesprochen, die durch vaterländischen Sinn und durch Liebe für das Recht und für die Wahrheit verbrüdert sind. Der Zustand der socialen Verhältnisse unter den Völkern von Europa, der herrschende Zwiespalt zwischen der öffentlichen Meynung und den bestehenden Institutionen, die leidenschaftliche Erbitterung, mit der die Partheyen sich widersprachen und bekämpften und die sittliche Verschlechterung dieser Generation, bey der es nur den Wenigsten um den Sieg der Menschheit, den Meisten aber ausschließend um persönlichen Gewinn zu thun ist, ließen damals die Hoffnung nicht aufkommen, daß eine kurze Frist so große Uebel heilen und so schneidende Mißverständnisse vermitteln dürfte. Hätte auch die Gutmüthigkeit sich dieser Hoffnung überlassen wollen, sie müßte sich nun auf das empfindlichste getäuscht finden. Denn, nachdem das Jahr vorübergegangen ist, steht die Zeit noch in demselben trüben Ernst vor uns; nichts in der Aussenwelt, nichts in der Stimmung der Gemüther hat sich gebessert; ja, wenn wir uns die Uebel nicht verheimlichen wollen, an denen wir leiden, so können wir uns des Geständnisses nicht erwehren, daß der böse Samen der Zwietracht in diesem Jahre noch üppiger getrieben, daß die Selbstsucht und das blinde Verharren beym Unhaltbaren noch fester aufgetretten, daß die Zerrüttung der gesellschaftlichen Verhältnisse noch mehr angewachsen, und daß die Hülfe, durch Einverständniß und Versöhnung, nach der mit der Zunahme der Noth der Ruf immer lauter und ungeduldiger wird, immer schwieriger geworden ist.

*) S. N. Nat. Chron. d. T. 1822, St. 1.

Es gibt in der sittlichen Welt kein höheres Gut als die Wahrheit, weil dieselbe die Quelle und die Bedingung aller andern Güter ist, die sie gewährt. Darin aber besteht das Unglück und die Schmach dieser Zeit, daß sie die freye und unbefangene Offenbarung der Wahrheit nicht erträgt, und darin eine ihrer verderblichsten Verirrungen, daß sie Diejenigen verdächtigt, ver-

läumdet und verfolgt, die ihre Blößen aufdecken, und auf die Herabwürdigung und das Unheil hinweisen, wodurch sie so drückend und so trostlos geworden ist. Dadurch aber lassen die Redlichen, die nicht angesteckt sind, von der Pest, die im Finstern schleicht und von der Seuche, die im Mittag verderbet, sich nicht irren, zu sagen, was ihr Auge sieht, und auszusprechen, was ihr Herz empfindet. Wäre die Welt minder thöricht, als sie ist, so würde sie dankbar die Stimme dieser Redlichen vernehmen, und was sie ihr zur Ermahnung und Züchtigung sagen, gelehrig und treu bewahren. Aber im tiefen, stillen Gefühle ihrer Nichtigkeit schämt sie sich, dieselbe offenbar werden zu lassen, und stößt den Warner zurück, der sie mit Strenge auf ihre Gebrechen aufmerksam macht und ihr zugleich freundlich Rath und Hülfe darbietet. Das ist die Verblendung, die es sich aus falscher Scham und Eigensinn nicht abgewinnen kann, auf dem Wege umzukehren, dessen Ende ein gähnender Abgrund ist.

Diese Erstarrung in der Thorheit und im Wahne muß aber denen, die in ihr befangen sind, zu einem um so größern Vorwurfe gereichen, da es nie eine Zeit gegeben hat, gegen die die Vorsehung mit guter Lehre freygebiger gewesen wäre, als die unsrige. Es hat sich seit dreißig Jahren alles Große, Schauerliche, Erhabene und Schreckliche, was irgend in der Weltgeschichte vorgekommen, vor unsern Augen wiederholt. Nichts erzählen die Geschichtschreiber der alten Welt, nichts die Annalisten des Mittelalters, nichts die Sammler der neuern Jahrhunderte, was wir nicht selbst erlebt hätten, und recht klar ist uns, was diese Zeugen berichten, durch unsre eigene Erfahrungen verständlich geworden. Die Wuth des Volkes, wenn es die wohlthätigen Bande des Gesetzes zerrissen hat, der Trug und die Grausamkeit seiner Führer, die wilde Tyranney auf dem Throne und in den

Versammlungen der Partheyhäupter, Senate in die feigste Knechtschaft versunken, die Gräuel des Fanatismus und die blutdürstige Raserey des Unglaubens, unaufhörliche Kriege, die der Stolz unternommen und der mit dem Heiligsten der Menschheit vermessen spielende Egoismus geführt, umgestürzte und neu errichtete Thronen, Könige als Bettler und Abentheurer als Könige, das Schicksal der Länder, von den Launen ihrer Herrscher abhängend, Heereszüge die Völkerwanderungen glichen und eine Universalmonarchie, der die Welt zu erliegen schien, Wechselfälle des Glücks, die die Dichtung kaum überraschender gebildet hätte, unzähliche mißlungene Versuche, das öffentliche Leben gesetzlich zu gestalten, — — dies alles haben wir gesehen, wir haben mit gehandelt und mit geduldet, wir haben, mit der Miene kompetenter Kritiker, das ungeheure Stück und alle seine Helden und Figuranten beurtheilt, aber wir haben die Lehren nicht begriffen, die es uns geben sollte.

Mag diese Bemerkung die Eigenliebe der Genossen unsrer Zeit beleidigen; sie werden sich doch nicht gegen dieselbe rechtfertigen können, da alle Zeichen dieser Zeit sie bestätigen. Das große sittliche Resultat aller Geschichte und Erfahrung, daß das menschliche Geschlecht nur auf dem Wege der Besonnenheit der Mäßigung und der Gerechtigkeit seine Bestimmung erreiche, und daß jede Abweichung von diesem Wege unvermeidlich zum Unheil und zum Verderben führe, hat uns Gott in der von uns durchlebten Periode, wie einst auf Sinai die zehn Gebote, unter Donner und Blitzen geoffenbart; er hat es uns in einer langen Reihe warnender Beyspiele wiederholt; er hat es an die Thronen aller Könige geschrieben; es ist auf hundert Schlachtfeldern erschollen, und noch immer verkündigt es uns die Verarmung, der Nothstand und die innere Zerrüttung der Länder. Wer hat auf diese Offenbarung Gottes geachtet? — Wohl die re-

spektable Zahl der Weisen, die, was in der sichtbaren Welt geschieht, geistlich zu deuten wissen, und die arglosen Gemüther, die, diese Deutung durch ihr reines Gefühl erlangend, in der Stille das Unglück ihrer Zeit beklagen. Dagegen ist die Menge der Verstockten, die nichts lernt und nichts vergißt, gebannt von dem finstern Geiste des Vorurtheils, der Selbstsucht und des Unfriedens; sie läßt sich wägen und wiegen von dem Winde der Systeme, der Partheyen und der im Argen liegenden Politik; sie strebt durch die Mittel der Gewalt und der List, ergriffen von dem Taumel der Leidenschaft, auf ihre eigennützigen Zwecke, an die sie unbedenklich die höchsten Kleinode der Menschheit setzt; sie bleibt, im blinden Treiben ihres Eigenwillens, aller Lehre und aller Erinnerung, so wie jedem versöhnenden Worte verschlossen; die Mahnung der Zeit zur Besonnenheit, Mäßigung und Gerechtigkeit ist an ihrem Ohre gebrochen, sie wagt eine ewige Zwietracht, um zu behaupten, was diese Zeit auf ewig verdammt hat; und so sinkt sie selbst und stürzt mit sich die Welt immer tiefer und tiefer ins Arge.

Aber nicht nur hat die Vorsehung in den Erscheinungen, die sie an uns vorüber geführt, ihren lehrenden und warnenden Ruf an uns ergehen lassen; sie hat auch ein Zeichen und ein Ziel gesetzt, um die Zeit der allgemeinen Verbesserung zu bestimmen und die Ausführung derselben zu erleichtern. Nachdem die Welt in dem Laufe der französischen Revolution die Gräuel der losgebundenen Volksgewalt gesehen hatte, stellte ihr Napoleon die Schrecken der durch militärische Ueberlegenheit Alles unterjochenden Alleinherrschaft dar. Die Völker und die Könige lagen stumm zu seinen Füßen; das Recht war vernichtet durch seine Willkühr. So kam die Stunde, in der die Stimme des Himmels die Menschen berief, an ihrem Tyrannen ihre Sache zu rächen. Der Ruf ward von der lange

unterdrückten Sehnsucht verstanden und in rührender Eintracht unter den Fürsten und Völkern freudig befolgt. Das ungeheure Reich des unwiderstehlichen Eroberers, das keine Stütze hatte, als die zerbrechliche der Gewalt, scheiterte an der Macht des edlern Selbstgefühls, der Treue und der Liebe; er selbst aber, herabgestoßen von seinem Throne, sah das Werk seines Lebens vernichtet, weil er versäumt hatte, es durch die Bande der Gerechtigkeit zu befestigen. Indem nun das befreyte Europa vor seinen Ueberwindern lag, ward ihnen die Vollmacht gegeben, und ihrer Weisheit, so wie ihrem Gewissen anheim gestellt, aus den Trümmern der alten Welt eine neue zu bauen, die gegenseitigen Verhältnisse der Staaten nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und des Gleichgewichts zu bestimmen, in der bürgerlichen Ordnung der einzelnen Völker aber auszuscheiden, was als mißbräuchlich, veraltet und unhaltbar sich erwies, und dagegen die Grundsätze geltend zu machen, auf welcher die Zeit, vermöge den Veränderungen, die die Vergangenheit in ihrer Denkungsart und in ihren Bedürfnissen hervor gebracht, dringend und beharrlich bestand. So lag die Zukunft in der Hand der Gegenwart; es konnte diese die Verantwortung nicht übersehen, die ihr dadurch vor der Nachwelt zuwuchs. Der Morgen der neuen Welt brachte die Blüthe der herrlichsten Hoffnungen, in der Eintracht, die die gemeinsame Noth unter den Fürsten und Völkern gestiftet, in dem Vertrauen, daß das gemeinsame Wirken und seine Erfolge in den Tagen der Noth gegenseitig geweckt, und in der Empfänglichkeit für alles Edle Rechte und Gute, welcher die sichtbare Hilfe Gottes in dem schweren Kampfe die Herzen aufgeschlossen hatte. Aber weder das politische System von Europa, das auf den Trümmern von Napoleons Reich erbaut worden, noch der innere Zustand der Länder haben jene Hoffnungen erfüllt; laut schallt vom

Morgen bis zum Abend die Klage, daß das Leben in der neuen Welt weit kümmerlicher und trostloser sey, als in der alten; und schroffer sind die Gegensätze der Meynungen, erbitterter die Kämpfe der Partheyen, und allgemeiner und stürmischer die Bewegungen der Zwietracht, als sie es in den acht Olimpiaden unsrer Passionsgeschichte gewesen waren.

Sonst wurden die Länder erschüttert und die Völker in ihrer Ruhe gestört durch die Streitigkeiten, welche die großen Dynasten über ihre gegenseitigen Rechte, ihre Ansprüche und ihren Besitz mit einander führten; der Conflict, der unsre Zeit erfüllt, geht aber von einem allgemeinen Mißverständnisse zwischen den Regenten und den Völkern aus, und hat — was wir gewiß für ein sehr großes Unglück halten müssen — zwischen beyden ein feindseliges Verhältniß bis auf diese Stunde stehend erhalten. Dies Verhältniß würde schon als eine sehr beunruhigende Erscheinung uns entgegen treten, wenn es uns, wie das beynahe in allen Staaten von Europa der Fall ist, blos ersichtlich würde, in einer zwischen den Regierungen und den Regierten obwaltenden Meynungsverschiedenheit über die im bürgerlichen Verbande geltenden Rechte und Pflichten, oder in einer beharrlichen gegenseitigen Haltung von Opposition. Aber wenn eine unzufriedene Stimmung vorhanden ist, der nichts mehr genügt, oder die sich, indem man ihr auch das Billige verweigert, immer mehr gereizt sieht; wenn ein Mißtrauen wurzelt, das jeden, auch den aufrichtigsten Versuch der Versöhnung, zurückstößt; wenn denn weiter der Unfriede im Innern der Länder die Bande der rechtlichen Ordnung zerreißt; wenn die Völker mit den Waffen in der Hand den Königen, oder die Könige, umfangen von den Bajoneten ihrer Prätorianer, den Völkern Gesetze geben; wenn die Colonieen von den Mutterländern abfallen und sich zu selbstständigen Staaten bilden; wenn die Partheyen sich gegenseitig bekriegen und die Eine an der Andern das Verbrechen des Hochverraths bestraft; wenn die Regierungen Diejenigen verfolgen, welche die von ihnen selbst gegebenen Verfassungen aufrecht zu erhalten suchen, und durch ihre Organe den Aufruhr organisiren, um sich die Berechtigung zu despotischen Maaßregeln zu erwerben; wenn fremde Söldner herbeygerufen werden, um die Völker in der Unterwürfigkeit gegen ihre Herrscher zu erhalten; wenn murrend und widerstrebend andere Völker die Gewalt ertragen, die sie fremder Obrigkeit unterthan gemacht hat; wenn die herrschende Macht, um ihre hergebrachten Besitze zu befestigen, die Menschheit in ihren edelsten Keimen vernichtet; wenn alle sittlichen Bande gebrochen sind, die die bürgerlichen Vereine zusammen halten und der Schrecken noch der einzige Anker ist, an dem die Staaten hangen; — so sieht der Patriote mit bedrücktem Gemüthe hinaus, in das stürmische und unwürdige Leben, und mit zagender Angst erwartet er die Früchte, die aus solcher Saat aufgehen müssen.

Diese so weit verbreitete und in so wilden Ausbrüchen erscheinende Sinnes- und Sprachverwirrung unter den Völkern ist zwar längst durch den Gang, den die europäische Menschheit in ihrer Bildung genommen hat, vorbereitet worden; aber sie ist erst in dem Augenblicke, zu ihrem vollen Ausbruche gekommen, in dem aus dem Untergange von Napoleons Gewaltreich sich die Frage ergab, nach welchen Normen die bürgerlichen Verhältnisse in der neuen Ordnung der Dinge zu bilden seyen? Ueber diese Frage entspann sich der Streit, der nun von einem Ende der Welt bis zum andern, hier mit Argumenten und dort mit Brandfackeln und mit blutigen Schwertern geführt wird, und zu dessen Beylegung sich uns nirgends eine Aussicht darbietet. Voraus gesetzt, daß das Recht der Völker auf vernünftige Freyheit und gesetzliche

Verwaltung nie, und selbst auch in dem Falle des faktischen Verlustes nicht erlöscht, hat ihnen die Art, wie sie in jener Katastrophe mitgewirkt, besondere Veranlassung und Ermunterung gegeben, jenes Recht entweder zu reclamiren oder sich im Besitze desselben zu sichern. Sie sind in den Tagen der gemeinsamen Noth ihren Fürsten getreu verblieben; sie haben ihrem Rufe zum Widerstande freudige Folge geleistet; sie haben im Kampfe gegen den Unterdrücker Gut und Blut aufgeopfert; sie haben um denselben Preis sich seinem Joche entzogen, um wieder in ihre alten zerrissenen Verhältnisse zurück zu kehren; einige haben sich sogar ihre ihnen entfremdeten Fürsten wieder erobert. Sollten sie sich durch diese so edel bewährte Treue nicht Ansprüche auf den Dank ihrer Fürsten erworben haben? Und wie hätten die letztern diese Ansprüche abweisen können, da die Gewährung derselben Verheissungen erfüllte, die in den Tagen der Entscheidung herzlich, feyerlich und unwiderruflich gegeben worden waren? Es kamen auch überall die Fürsten und die Völker freundlich und vertrauend einander entgegen; man behandelte das große Geschäft des Tages mit Offenheit und Redlichkeit; man erkannte von beyden Seiten, mit billigem Sinne, was in demselben die Rücksichten auf hergebrachte und bestehende Verhältnisse forderten. Aber nur zu bald sahen wir diese erfreuliche Eintracht gestört. Die Interessen, um die es sich handelte, waren zu groß, zu mannigfaltig und zu eingreifend, als daß ihre Erledigung von dem Forum der selbstständigen, mit dem Maaßstabe der Sittlichkeit richtenden, Vernunft hätte zu Stande kommen können. Es drangen sich die Selbstsucht, der Eigennutz, der Stolz und das Vorurtheil in die Schranken. Man gruppirte sich in Partheyen. Die Heftigkeit der Widersprüche mehrte die Erbitterung. Die Scheu, dem Gegner einen Vortheil einzuräumen, trieb die Parthieen auf die Extreme. Man

nahm zu den Künsten der List und zu den Mitteln der Gewalt seine Zuflucht. Hier gährte der Unfriede in den Gemüthern, dort brach er in heftigen Reden und Thaten aus, und anderswo entflammte er in Aufruhr und bürgerlichen Kriegen. Es ist beynahe keine civilisirte Nation mehr, zu dem er nicht hindurch gedrungen wäre; um so verderblicher und drohender ist aber sein Charakter, da er überall als ein Streit zwischen den Regierungen und der großen Masse der Völker erscheint.

Wenn die Menschen in feindselige Verhältnisse gegen einander gerathen, gelingt es selten einer Parthie, sich von jeder Anklage rein zu erhalten. Diese Bemerkung bestätigt auch unsre Tagsgeschichte. Mit Recht erleiden die Regierungen, welche, in der Absicht, die alte Zeit der Willkühr wieder herzustellen, die von ihnen gegebenen Verheissungen ignoriren oder faktisch zurück nehmen, den gerechtesten Ansprüchen der Völker — kalte Weigerung entgegen setzen, die, welche diese Ansprüche erheben, als Verbrecher verfolgen und die von ihnen bewilligten Verfassungen zu einem höhnenden Spielwerke ihrer arglistigen Politik machen, — den Vorwurf, daß sie die Anfänger und Ernährer des Streits seyen, daß durch die Unredlichkeit und den Trotz, womit sie ihn führen, dieser bösartige Charakter in ihn gekommen, und daß es eigentlich ihnen zur Schuld angerechnet werden müsse, wenn er da und dort in gewaltsame Auflehnungen und offene Empörung ausgebrochen ist. Aber so wenig als diese Regierungen können die Sprecher oder die Genossen ihrer Gegenparthie von der Anklage freygesprochen werden, daß sie Oel in das Feuer gießen, wenn sie Theorien und Grundsätze predigen, deren Anwendung, vielleicht ohne ihr klares Bewußtseyn, zur Auflösung aller Ordnung führen müßte, Maaßregeln der Gewalt vorschlagen, wo blos verständige und billige Vermittlung zum Rechten helfen kann, den ru-

bigen, gemessenen Gang der allmählichen Verbesserung unerträglich findend, das Volk zum Mißtrauen, der Ungenügsamkeit und zur Ungeduld aufreizen und im schwärmerischen Eifer für ihre Zwecke jedes Mittel für die Erreichung derselben zuläßig finden. Wir dürfen nicht hoffen, zwischen jenen Regierungen und diesen Sprechern je eine Vereinigung zu erzielen; denn sie sind beyde gleich unempfänglich für die unbefangene Ansicht der Wahrheit und des Rechts; indem sie auf der Behauptung des Unstatthaften bestehen, erreichen sie gar nichts, und indem die Leidenschaft ihre Führerin ist, gelangen sie auf ihrem Irrgange zum Verderben.

Indessen stehen die Regierungen den schwärmerischen und böswilligen Demagogen mit so viel Vortheil gegenüber, daß es ihnen leicht seyn müßte, alle Bestrebungen derselben zu vereiteln, sobald von ihnen klar begriffen und standhaft befolgt würde, was die Zeit ihnen ansinnt. Dies Verdienst zu erwerben, ist aber nur den Wenigsten gelungen; die Andern dagegen, verleitet durch Menschen, die besorgt für ihren persönlichen Nutzen oder erstarrt in ihrem Wahne, jeder Reform des Bestehenden widerstreben, haben sich trotzig dem Strome der Zeit entgegen gesetzt, und die Alternative gewagt, entweder ihn aufzuhalten, oder von seinen Wegen fortgerissen zu werden. Der Erfolg dieses vermessenen Beginnens kann nicht zweifelhaft seyn. Die Menschheit steht in ihrem Laufe durch die Zeit keinen Augenblick stille. Unaufhörlich verändern sich ihre Bedürfnisse, ihre Meynungen und ihr sittlicher Charakter. Im Verhältnisse mit diesem steten Wechsel ändert sich auch ihr bürgerlicher Zustand. Es ist nicht der absolute Wille der Beherrscher, der diesem seine Gesetze gibt; sie müssen das Produkt der Ereignisse seyn, durch die das öffentliche und das Privatleben seine Gestaltung erhält. Sind sie das, so befestigen sie die gesellschaftliche Ordnung und fördern ihre Entwicklung; werden sie aber, dem allgemeinen Bedürfnisse zum Trotze, von der Willkühr den Völkern aufgedrungen, so sind sie die Losung zu unversöhnlicher Zwietracht, und so lange auch die Gewalt in ihrer Behauptung sich abmühet, so wird sie doch am Ende unvermeidlich einer Nothwendigkeit erliegen, die stärker ist, als jede menschliche Macht.

Diese Wahrheiten sind den Regierungen versiegelt geblieben, die in unsern Tagen sich in der Rolle der Opposition gegen die allgemeine, auf Verbesserung dringende Stimme der Völker gefallen, in der Absicht, entweder den Zug, den das bürgerliche Leben genommen hat, zur Stagnation zu bringen, oder ihm eine retrograde Richtung zu geben, auf daß überall das Alte oder Untergegangene wieder hergestellt werde. Sie betrachten das unwiderstehlich sich ankündigende Gefühl von Unbehaglichkeit und das aus demselben hervor gehende Streben auf Veränderung der Gesetze und Institutionen als eine Hervorbringung des Augenblicks, die also auch durch die augenblickliche Kraftäusserung eines energischen Willens niedergeschlagen werden könne. Das ist der große, die Welt entzweyende Irrthum unsrer Zeit, der Ursprung aller Uebel, an denen wir leiden, und die Aussaat zu noch weit größern, die in dem wohlvorbereiteten Boden mit furchtbarer Üppigkeit keimen und gedeihen. Es ist nicht, wie die Beschränkung sich beredet, die französische Revolution, welche die Bewegungen, die nun die Welt erfüllen und dieß Dringen auf Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse, das unter allen Völkern so laut geworden, hervor gebracht hat. Der erste Stoß zu jenen Bewegungen fällt in eine viel frühere Zeit zurück; ihre Richtung, ihr Charakter und ihr Verlauf aber sind das Ergebniß der Jahrhunderte, durch welche die neuern Nationen ihrem Ziele entgegen gegangen sind. Als das Mittelalter abgelaufen war, begann in den Län-

dern des Occidents eine neue Welt, die wiederbeginnende Blüthe der Wissenschaften, die Buchdruckerkunst, das Schießpulver, der Fall des Feudalsystems, die sich bildenden großen Erbmonarchieen, das Emporkommen des dritten Standes, die Entdeckung von Amerika, die Erschütterung der Grundfesten des römischen Stuhls durch die Kirchenreformation, — vereinigten sich, um dem Leben der Völker eine höhere Erregbarkeit, zugleich aber auch die Richtung auf Zwecke zu geben, die sie vorher entweder gar nicht, oder nicht klar erkannt hatten. Es gieng ein neues Licht über die aus einem langen Schlafe erwachende Welt auf; seine Strahlen erhellten allen Klassen der Gesellschaft ihre Bahn; der menschliche Geist kam zum Bewußtseyn seiner Selbstständigkeit; die Vernunft forderte ihre Rechte zurück; der blinde Glaube, das Vorurtheil und die Herrschaft über die Gewissen widerstanden zwar mit Hartnäckigkeit dem Fortschreiten der Humanität; aber sie endigten alle ihre Kämpfe mit Niederlagen. Indem nun jenes Licht über die Zeit aufgieng, wie hätte sie nicht erkennen sollen, was allen Menschen ins Herz geschrieben ist, und was auch die frühere Finsterniß nicht auslöschen, sondern nur verdunkeln konnte, daß nämlich der Mensch, nach dem Bilde Gottes geschaffen, nicht des andern Eigenthum und Sklave seyn könne, daß die Unterordnung in der Gesellschaft vertragsmäßig begründet seyn müße, und daß die Rechte der Herrschaft nicht anders übertragen seyen, als unter dem Vorbehalt, der sie bedingenden Pflichten. Diese Erkenntniß ist in die Begriffe der Völker übergegangen, und in ihrem Gefühle lebendig geworden, sie erhielt eine große Kraft durch die Bestätigung, die ihm die Erfahrung verliehen; sie wurde der herrschende Glaube des Zeitalters; die Ströhmung des öffentlichen Lebens erhielt durch sie eine neue Gewalt, so wie ihre Richtung und ihr Ziel.

Wie mag der Mensch sich unterwinden, einem geistigen Ergebniß dieser Art, das, nachdem es in einem so langen Laufe der Jahrhunderte sich so tief begründet und so weit verbreitet und so innig mit dem Ideenkreise und dem Leben der Zeit verflochten hatte, eine unwiderstehliche Macht geworden war, Widerstand zu leisten? Es ist unvermeidlich, daß sein thörichtes Beginnen entweder in Nichtigkeit sich verliere, oder, wenn er in verstockter Weise in demselben beharrt, daß es zerstörend auf seinen eigenen Kopf zurück falle.

Diese Bemerkungen zeichnen in der Gährung, von der nun die gesellschaftlichen Vereine auf beiden Hemisphären durchdrungen sind, der Staatsgewalt die Lehren vor, die sie zu befolgen hat. Sie vereinigen sich alle in der Maxime: Vertraget euch mit der Zeit! — Diese Maxime hat einen tiefen und umfassenden Sinn; schon ihr Verständniß erfordert ein nicht geringes Maaß von Weisheit, ein noch größeres ihre Anwendung. Aber wenn nun die Regierungen einmal aufrichtig erklären, daß sie dieselbe als die ihrige anerkennen, und durch die ersten unzweydeutigen Schritte zum Bessern diese Erklärung bestätigen, so ist schon der ärgste Feind, der Geist des Mißtrauens und des Widerspruchs, geschlagen, und der Weg geebnet, um in Eintracht und gegenseitiger Ergebung zum Ziele zu gelangen. Wenn sie dagegen das Grundgesetz der moralischen Welt, fortschreitende Verbesserung, verhöhnend, und taub für alle Lehren der Vernunft und der Geschichte, in Thorheit sich vermessen, ihren Stab zu erheben und der Sonne Stillstand zu gebieten, oder wenn sie behaupten und durchzusetzen suchen, was der Geist ihrer Zeit längst als nichtig und schlecht verworfen hat, oder wenn sie sich mit dieser Zeit abfinden zu können glauben, indem sie dem Staatswagen einen neuen Anstrich geben und dem Sklaven den Freiheitshut aufsetzen, — so wird des Streits und der Zerrüttung nur immer mehr werden, und die Re-

volutionen, deren Periode wir für abgelaufen hielten, werden erst recht zerstörend beginnen. Der Fluch der Revolutionen trifft aber von Rechtswegen diejenigen, die, durch Verweigerung des Vernünftigen und Billigen, die Völker in den Zustand der Nothwehr gegen sich gesetzt haben.

Wie könnte der redliche Mann ohne Besorgniß für die Zukunft seyn, wenn er die Gesetze, nach denen die menschliche Natur sich bewegt, und die Offenbarungen der Geschichte, vermöge deren aus denselben Ursachen immer dieselben Wirkungen hervor gehen, — mit den Meinungen und der Stimmung vergleicht, die, was auch die warnende Zeit zu ihrer Berichtigung gethan hat, noch immer da und dort in den höhern Regionen die herrschenden geblieben sind und da und dort mit jedem Tage tiefer zu wurzeln scheinen. Aber diese Besorgniß muß sich mindern in dem teutschen Manne. Denn nur außer den Gränzen seines Vaterlandes sicht er das Unglück dieser Zeit in seinem Ausbruche und das Drohen neuer Uebel, noch furchtbarer als die gegenwärtigen, sein Vaterland aber steht er unentweiht von den Aergernissen, durch die hier der starre Despotismus sich entehrt, und dort die rohe Volksgewalt sich schändet. Zwar fehlt es auch unter uns nicht an Menschen, die die Finsterniß mehr lieben als das Licht, und die eifrig geschäfftig sind, das letztere, wo es sich findet, von seiner Stätte zu stoßen; eben so wenig fehlt es an lauten und gerechten Klagen über unerfüllte Verheissungen und über Mißbräuche, Unordnungen und Bedrückungen, denen abzuhelfen die Trägheit zaudert; nirgends ist die Beruhigung hergestellt, die der Mensch nur in der Harmonie des Bestehenden mit seinen Begriffen findet. Aber ganz anders erscheint bey uns der öffentliche Zustand und die öffentliche Stimmung als in Frankreich, in England, in Italien, auf der iberischen Halbinsel und im Osten. Unsre Regierungen haben, beynahe ohne Ausnahme, die Grundsätze zugegeben, die die Zeit als die letzten Resultate aller bisherigen Anstrengungen und Erfahrungen des menschlichen Geschlechtes erkannt hat; nur über die Anwendung dieser Grundsätze wird gestritten; aber nirgends ist der Streit bis zur offenen Feindseligkeit gekommen; überall behauptet sich auch in ihm der teutsche Charakter durch Besonnenheit, Mäßigung, Billigkeit und Geduld, und durch ein unwandelbares Verharren auf dem Wege der Vermittlung und der allmählichen Bildung. Diesen Charakter wird das teutsche Volk, ihn werden auch die teutschen Regierungen nie verläugnen. Auf ihn gründen sich unsre Hoffnungen in dieser bedenklichen Zeit und bei der Aussicht in die schwarz verschleierte Zukunft. Nur daß jeder, wer er sey, ihn treu in sich bewahre, und wo und wie er in das öffentliche Leben eingreift, ihn geltend zu machen suche! Sollte denn auch das unerbittliche Schicksal der Verstockung der Menschen keine Hülfe zu bereiten entschlossen seyn, und ein neuer Umsturz der Staaten Europa ergreifen, so werden seine Trümmer Teutschland nicht begraben, und die alte Heimat der Redlichkeit und Treue wird die Zuflucht aller derjenigen werden, denen es gelungen ist, aus dem allgemeinen Schiffbruche sich zu retten.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



11. Januar **2.** 1823.

— Weine nicht, du Heldenvolk
Der Brennen! Deiner Herrscher Adlersitz,
Noch ist er nicht verwaist. An Friedrichs Statt
Herrscht ewig, ewig nur der Nachhall seiner Thaten!

Hagemeister.

Der Fürst von Hardenberg und Friedrich II. im Reiche der Todten.

Friedrich. Ich billige bey weitem nicht alle Maaßregeln und eben so wenig alle Resultate Ihrer Administration. Aber ich erkenne Ihre Verdienste um den Staat, und unter den Dienern meines Hauses wird die Geschichte Ihren Namen immer als einen der glänzendsten nennen.

v. Hardenberg. Es giebt für einen treuen preussischen Diener keine höhere Belohnung als die, daß Euer Majestät ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Urtheile der Menge, die immer nur von den Erfolgen abhängen, konnten für einen Mann auf meinem Posten keinen Werth haben; desto weniger war ich gleichgültig gegen den Beyfall der competenten Richter, und unter diesen hat Ihnen, Sire! Die Welt längst die Oberstelle zuerkannt.

Friedrich. Die Zeit, in die Ihre politische Laufbahn gefallen ist, hat Ihrer Administration grosse und eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen gesetzt. Ganz Europa war aus seinen Fugen gerissen; alle frühern Verhältnisse hatten sich aufgelöst; die Welt bot das Schauspiel des hobbesianischen Krieges dar. Unter solchen Umständen ist dem Steuermann ein grosses Verdienst zuzuerkennen, der sein Schif glücklich in den Hafen rettet.

v. Hardenberg. Wenn uns auch nur das gelungen wäre, hätten die Erfolge alles übertroffen, was wir in dem Sturm von 1806 erwarten konnten.

Friedrich. Was diesen Sturm betrift, so muß ein jeder guter Preusse wünschen, daß seine Geschichte aus den Jahrbüchern des Reichs ausgelöscht werden könnte. Es giebt Zeiten der Verblendung, in denen die Menschen mit Vorsatz in ihr Verderben zu rennen scheinen. Ihr hattet damals keinen festen Plan und keinen festen Willen. Ihr überliesset euch dem Strome der Ereignisse und er hat euch verschlungen.

v. Hardenberg. Unser Unglück hat mit Haugwitzens Sendung in Napoleons Hauptquartier angefangen. Er gieng in die Schlingen der französischen Politik und von diesem Augenblicke an blieb uns keine Wahl mehr zwischen Leben und Tod.

Friedrich. Ein Cabinet, das sich in diese

Alternative setzt, ist sehr zu beklagen. Ihr konntet sie vermeiden. Es kam nicht darauf an, welche Partie ihr nahmet, sondern daß ihr eine nahmet. Sie mußte aber schon in dem Augenblicke genommen werden, in dem die dritte Coalition sich bildete. Wäret ihr damals auf die Seite der Verbündeten getreten, so hätte keine Schlacht bey Austerlitz statt gehabt. Liesset ihr euch aber nach dieser Schlacht in das Interesse von Frankreich verflechten, so mußtet ihr euch eng und fest an diesen Bundsgenossen anschliessen, ohne auf die Unannehmlichkeiten zu achten, denen der Schwächere im Verein mit dem Mächtigern immer ausgesetzt bleibt. Napoleon hatte euch einen unschätzbaren Preis für eure Freundschaft dargeboten. Preussen konnte nie eine herrlichere Eroberung machen, als die von Hannover.

v. Hardenberg. Diese Eroberung machte uns zum Mitschuldigen aller politischen Verbrechen Napoleons und setzte uns in ein feindseliges Verhältniß gegen ganz Europa.

Friedrich. Bleibende Interessen dürfen nie um der augenblicklichen Eindrücke willen aufgeopfert werden, welche die Entschliessungen der Cabinette machen. Die Maaßregeln der Politik verlieren alles Gehässige, das bey ihrer ersten Erscheinung sie begleitet, so bald Kraft und Consequenz in ihnen ist, und der Erfolg sie bestätigt. Der Norden von Teutschland ist die Basis des preussischen Staates. Er ruht erst dann auf einem festen Fundamente, wenn es zwischen dem Rhein, dem Thüringer Walde und dem Ostsee kein fremdes Territorium mehr giebt. Diese Idee dürfen unsre Politiker nie aus den Augen lassen. Der Erwerb von Hannover war ein entscheidender Schritt, um sie zu realisiren. Aber ihr habt diesen Erwerb wieder verscherzt, und spater sogar Hannover verstärkt, was von eurer Seite so viel als ein ewiger Verzicht auf alle weitere Vergrösserungen im teutschen Norden war.

v. Hardenberg. An Lust Hannover zu behalten hat es uns gewiß nicht gefehlt; auch haben wir die Inconvenienzien wohl begriffen, die aus der neuen Stellung dieses Staates für uns hervor giengen. Aber wir mußten uns in eine Nothwendigkeit ergeben, welche durch die Umstände unvermeidlich geworden war. Für das System unsrer Arrondirung im Norden Teutschlands war indeß die Erwerbung von Sachsen gewiß nichts weniger als gleichgültig.

Friedrich. Hannover wäre in dieser Beziehung weit wichtiger gewesen, weil es den Zusammenhang eurer Provinzen herstellte, und euch mit keiner der grossen Mächte von Europa in Berührung setzte. Die Acquisition von Sachsen war aber eine politische Operation, die nur zur Hälfte gelungen ist, die weder eurer Macht noch eurer Begränzung bedeutende Vortheile verschaffte und die einen Charakter von Gehässigkeit trug, der die Zahl eurer Freunde nicht vermehrte.

v. Hartenberg. Gewiß wäre es in allen Rücksichten und selbst auch für das Land besser gewesen, wenn wir das Ganze genommen hätten. Es wurde auch nichts versäumt, was zu diesem Zwecke führen konnte. Aber es arbeitete uns alles entgegen, und so mußten wir auch diese Frage der Entscheidung der unwiderstehlichen Gewalt überlassen.

Friedrich. Die Sache ist zu klar, als daß euer Eifer, sie nach den richtigen Grundsätzen zu erledigen, bezweifelt werden könnte; doch man kann so selten, was man will. Das größte Übel in diesem Geschäfte lag aber darinn, daß man, da man euch Sachsen nur zur Hälfte gab, die weitern Erwerbungen auf dem linken Rheinufer anwies, und dadurch euere Gränze mit der französischen in Berührung setzte. Der Politik, die Preussen nicht zu der ihm gebührenden Macht gelangen lassen wollte, ist dadurch ein Meisterstreich gelungen, nicht nur indem sie den Körper der Monarchie zum Angriffe und zur Vertheidigung gleich untauglich machte, sondern auch ihr natürliches Bundesverhältniß störte. Denn so

wie Europa itzt gestaltet ist, müssen Frankreich und Preussen unzertrennlich bleiben.

v. Hardenberg. Das französische Gouvernement hat Euer Majestät unaufhörlich Ursache zu grossen und gerechten Beschwerden gegeben, und doch haben Sie ihre Vorliebe für die Franzosen nie verläugnet. Es scheint, Sie haben diese Empfindung auch mit in die Unterwelt herüber genommen.

Friedrich. In meiner Zeit standen immer entweder beschränkte oder schlechte Menschen an der Spitze der französischen Regierung; nur gegen diese waren meine Beschwerden gerichtet. Um deßwillen konnte ich die politischen Beziehungen zwischen Frankreich und Preussen, die in den natürlichen Verhältnissen lagen, nicht übersehen. Diese Beziehungen sind unterdessen weit bestimmter und dringender geworden, und es ist von nun an eine Hauptaufgabe unsrer Politik, darauf zu achten, daß sie durch unsre westliche Gränzberührung so wenig als möglich gestört werden.

v. Hardenberg. Gewiß liegt es in der Natur der Dinge, daß Frankreich gegen Rußland und Österreich mit uns verbündet sey. Wenn irgend die beyden letztern Mächte ihre Überlegenheit gegen uns mißbrauchen wollten, müßte die erstre uns unterstützen. Aber der Zustand in dem sich Frankreich seit der Wiederherstellung befindet, und in dem es sich vielleicht noch lange befinden wird, giebt Verbindungen, die man mit dieser Macht anknüpfen wollte, keine Garantie. Der Bund der grossen Mächte hat sich aus dem Gange der Ereignisse ergeben. Er ist nicht auf die Ewigkeit geschlossen. Aber er ist für seine Zeit die Bürgschaft des bestehenden.

Friedrich. Das ist wahr, daß die natürlichen Verhältnisse nicht die absolute Regel der Politik seyn können, weil die Beschränkung und die Leidenschaft sie so selten berücksichtigen. Man muß sich nach den Menschen richten, die die grossen Geschäfte führen; das kann für gewisse

Perioden ausserordentliche Vortheile gewähren. Aber man muß nie vergessen, daß die Menschen sterben und die natürlichen Verhältnisse bleiben. Wie lange, Fürst! glauben sie denn, daß eure Quintupelallianz bestehen wird?

v. Hardenberg. Ihre Garantie ist in dem Charakter der Regenten, die sie geschlossen haben. Indessen räume ich gerne ein, daß sie, die ein Produkt der Ereignisse ist, durch Zwischenfälle, die nicht in menschlicher Berechnung liegen, erschüttert oder gar aufgelöst werden könnte.

Friedrich. Und das könnte geschehen, ohne daß ein Schatten auf den Charakter ihrer Mitglieder fiele. Aber man muß wünschen, daß das itzige politische System sich erhalte, weil es friedlicher Natur ist, und weil es sich die Aufrechthaltung der als rechtlich anerkannten öffentlichen Ordnung zum Ziel gesetzt hat. Doch hat ein System, dessen Bestand lediglich durch die Harmonie menschlicher Gesinnungen bedingt ist, keine reelle Bürgschaft. Man hält sich in einem solchen System, so lange man es nützlich für sich findet; aber es zerfällt in dem Augenblicke, in dem die Interessen der Einzelnen in Streit gerathen. Deßhalb darf man, auch so lange dasselbe besteht, nicht versäumen, seine Existenz für den Fall zu sichern, daß es sich auflöse

v. Hardenberg. Diese Sicherheit findet man nirgends als in sich selbst. Vernunftmässige Gesetzgebung und weise Verwaltung sind der feste Anker der Staaten, wenn alle andere Stützen brechen.

Friedrich. Das ist ein edler Grundsatz, den ich sehr billige.

v. Hardenberg. Er ist das Vermächtniß, das Euer Majestät Ihrem Volke hinterlassen haben.

Friedrich. Möchte er von allen preussischen Staatsmännern stets treu bewahrt werden. Bey allem Wechsel der Zeiten, der Menschen und der Systeme wird dann die Monarchie auf dem unerschütterlichen Fundamente eigener Kraft bestehen!

Die Ultra's und die Liberalen.

Alle Menschen von liberalem Sinne in ganz Europa, das heißt alle diejenigen, welche die sittliche Ordnung für die Grundlage und die Regel der bürgerlichen halten, haben die Partie der Griechen genommen. Indem sie die unterdrückte Menschheit im muthigen Kampfe sich erheben sahen gegen die ruchloseste Tyranney, konnte ihnen die Frage, auf welcher Seite das Recht sey, keinen Augenblick zweifelhaft seyn; die Klarheit aber, in der dieses Recht von ihnen erkannt wurde, stellte ihnen jeden, der im Besitze der erforderlichen Macht war, als verpflichtet dar, die Unterdrückten in ihrem edeln Streben thätig zu unterstützen. Dagegen erhuben die Verfechter der willkührlichen Gewalt ihre Stimme und bezeugten: Die Liberalen benehmen sich auch in dieser Sache als die Advokaten der Zerstörung; nicht um die Griechen sey es ihnen zu thun, sondern nur um ihren wohlüberlegten Zweck, die bestehenden Grundlagen aller politischen Ordnung zu untergraben; sie sehen ein Verdienst um ihre Sache, wo irgend ein Thron umgestürzt werde, und wäre es auch nur der osmanische; es entstehe dadurch, in ihrer Meynung, eine Breche, die sich vielleicht erweitere, um dem Strome des Verderbens immer grössern Eingang zu verschaffen; zu einem Kreuzzuge gegen die Osmanen aber rathen sie deßhalb, damit sie, wenn die europäischen Heere im Orient beschäftigt seyen, im Rücken derselben mit desto mehr Sicherheit zur Ausführung ihrer revolutionären Plane schreiten können.

Daß die Partie der Ultra's keinen Krieg gegen die Türken wolle, und daß sie die, welche auf diesen Krieg antragen, verläumde, ist ganz in der Ordnung. Denn es besteht zwischen ihr und den Türken eine innige Genossenschaft des Glaubens und der Gesinnung, und alle ihre Wünsche müssen auf die Erhaltung einer Regierung gerichtet seyn, die so umfassend und kräftig realisirt, was aller ihrer Bestrebungen Ziel ist, nämlich das Walten der losgebundenen, über jedes Gesetz erhabenen Herrscher macht. Aber kann man denn nicht der Sache der Griechen hold seyn, ohne um deßwillen den Umsturz der Thronen im Schilde zu führen? Man muß diese Frage bejahen, da selbst viele öffentliche Sprecher aus dem Lager der Ultra's mit Ernst und Eifer das Wort für das Christenthum gegen den Islam, und für die Unterdrückten gegen die Unterdrücker genommen haben. Die revolutionären Plane aber, die im Rücken einer Expedition nach der Levante ausgeführt werden sollten, sind eine Erdichtung des Hasses, deren Albernheit um so mehr in die Augen fällt, da eine solche Expedition gerade das beßte Mittel wäre, um die Gesinnungen im Innern der europäischen Länder zu vereinigen, und die öffentliche Aufmerksamkeit von den Gegenständen abzulenken, die bisher Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben haben.

Nichts widerlegt diese Andichtung vollständiger, als die Meynung, welche die Liberalen in Beziehung auf die Angelegenheiten von Spanien einstimmig und standhaft ausgesprochen haben und noch immer aussprechen. Wenn sie die Absicht hatten, Europa aufs Neue in die Gräuel einer Revolution zu stürzen, so konnte ihnen nichts willkommener seyn, als ein Krieg gegen die Halbinsel. Sie mußten begreifen, daß das Feuer in der Mitte des Erdtheils angeschürt, weit schneller um sich griff, als wenn es nur an einer Gränze desselben aufloderte. Der Krieg gegen die Türken erfolgte in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meynung; der mit Spanien im lauten Widerspruche mit ihr. Er steigerte überall das Mißvergnügen und die Zwietracht. Er gewährte trefflichen Stoff, um die Absichten der Höfe zu verläumden. Seine Resultate setzten in jedem Falle Europa in neue Verwirrung; sie konnten aber auch, durch wenige Schläge, alle bestehenden Verhältnisse über den Haufen werfen. — Dieß alles konnte den Liberalen nicht entgehen; und doch erklärten sie sich ohne Ausnahme gegen den Krieg, bestritten seine Rechtmässigkeit und machten auf seine Gefahren aufmerksam. Konnten sie klarer und bündiger beweisen, daß sie bey ihren Aufforderungen zur Rache gegen die Türken von jeder revolutionären Absicht rein waren? Und kann ein solcher Verdacht ihre Friedfertigkeit in Beziehung auf die Halbinsel treffen, da sie eine Bewegung aufzuhalten streben, der man sich nicht überlassen darf, ohne die Gefahr einer allgemeinen Umwälzung zu wagen?

Wir fragen nicht, wer an den Höfen und in den Cabinetten die bewaffnete Einschreitung in die spanischen Angelegenheiten empfohlen, und die Verhältnisse des Auslandes zu den Staaten der Halbinsel bis auf den Grad der Spannung empor getrieben hat, auf dem der Bruch unvermeidlich zu werden schien. — Aber wer hat in den Salons, auf den Tribunen und in den öffentlichen Blättern, diesen Bruch für unvermeidlich erklärt? Wer hat die Mächte von Europa aufgerufen und beschworen, sich gegen Spanien zu vereinigen? Wer hat diese Vereinigung als die Sache ihrer Pflicht und ihrer Ehre gepriesen? Wer hat unaufhörlich die Predigt wiederholt, daß nur durch den Schrecken, den die gewaltsame Vernichtung der spanischen Verfassung erregen müsse, die Sache der Legitimität in ganz Europa aufrecht erhalten werden könne? — Das waren die Ultra's von allen Farben aus deren Mund wir diese Provokationen und Predigten vernahmen, während ihnen gegenüber die Liberalen zur Vermittlung und zum Frieden riethen. Welche von beyden Parteyen hat es mit der Ruhe der Welt, mit dem Glücke der Völker und mit dem Bestande der Monarchieen am redlichsten gemeynt? —

Aber den aristokratischen Fanatikern ist es nicht um diese Dinge, sondern blos um sich selbst zu thun. Deßwegen sind sie auch immer bereit ihre Segel nach dem Winde zu richten, je nachdem er sich wendet. Seitdem die Laute aus Verona andeuten, daß die grossen Mächte die spanische Sache nicht durch die Brille ihrer Leidenschaft betrachten, und seitdem die Siege Mina's die Hoffnungen vernichtet haben, die sie auf die bunten Horden der Glaubensarmee gesetzt hatten, werden sie mit einemmale zahm und friedfertig, und tragen nun ihre Schuld auf die liberalen Tagblätter über, indem sie dieselben bezüchtigen: „sie haben den Krieg mit Spanien als eine entschiedene Sache und als einen Kreuzzug gegen alle stellvertretenden Regierungen dargestellt, um die Monarchen zu verläumden und die Freunde der Monarchie für den Krieg zu stimmen." Heißt das nicht ein kunstreicher Rückzug aus einer Affaire, die man verloren sieht?

Die redlichen Freunde der constitutionellen Regierungsform haben den Krieg gegen die Türken gewollt, weil sie ihn durch die Vernunft und das Gewissen unabwendlich postulirt hielten; zugleich haben sie die Erhaltung des Friedens

mit Spanien gewollt, weil sie durch den Bruch desselben die Völker von Europa in ihren theuersten Interessen gefährdet sahen. Indem sie noch immer auf ihrem Willen bestehen, erhalten sie sich die Ehre der Consequenz und beweisen, daß es nicht ihr Vortheil oder der Wechsel der Ereignisse ist, was ihre Meynung bestimmt, sondern der feste und reine Blick auf die Sache der Menschheit.

Erinnerungen.

1.

Der Graf von Bussy-Rabutin, bekannt durch seinen satyrischen Witz und durch die Schicksale, die er sich durch denselben zuzog, war bey Ludwig XIV. in Ungnade gefallen. Endlich durfte er wieder bey Hofe erscheinen. Von diesem Auftritte hinterließ er selbst folgende Beschreibung: „Ich sagte dem Könige, wie sehr ich ihm danke, daß er geruht habe, sich nach mir zu erkundigen, und dadurch die Gründe meiner Rechtfertigung zu entdecken." „Ja, Bussy, erwiederte der König mit einer heitern Miene, ich bin zufrieden gestellt." — Und ich, Sire! — antwortete ich — bin entzückt. Seit drey Wochen schmachte ich nach einem Blicke von Euer Majestät, und Sie haben mich desselben nicht gewürdigt. Lieber lassen Sie mich tödten, als daß Sie mich nicht mehr ansehen. — Bey diesen Worten traten mir die Thränen in die Augen. Der König schien darüber gerührt und sagte mir: „Ich werde euch von itzt an wieder ansehen; aber versprecht mir, daß ihr nichts thun oder reden werdet, was mir mißfallen könnte." Es versteht sich, daß Bussy-Rabutin dieß Versprechen mit größter Bereitwilligkeit geleistet hat. — Kann man den Grossen der Welt noch ihren Stolz und ihre Eitelkeit zum Vorwurfe machen, bey solcher Niederdracht und Hundsdemuth ihrer Sklaven?

2.

Es sind nicht nur die civilisirten Völker, welche durch Schmeicheley und knechtische Unterwerfung die Gunst der Könige zu erbetteln suchen; dasselbe thun auch die Barbaren, jedes aber in seiner Weise. Die Tschingulesen auf der Insel Ceylon beweisen ihrem Könige einen so unbegränzten Respekt, daß sie, wenn sie von sich selbst mit ihm reden, ihrer eigenen Person gar nicht erwähnen, sondern statt der-

selben die Verachtetesten Geschöpfe nennen. So z. B. statt zu sagen: ich habe das und das gethan, — spricht der Tschingulese: „Euer Majestät unterthänigstes Hundsbein hat das und das gethan." Oder fragt der König, wie viel Kinder einer habe, so antwortet der befragte: „der alte Hund hat so und so viel Hunde, „und so und viel Hündinnen!" — Ländlich sittlich! die Sache ist überall gleich. Was sind die Reden, welche die Akademiker an Ludwig XIV. und die Sprecher des Senats an Napoleon gehalten haben, ihrem Geist und Sinne nach, anders, als Uebersetzungen aus dem Tschingulesischen ins Europäische?

3.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die meisten grossen Herrn keinen Glauben an die Treue und Redlichkeit der Menschen haben. Das hat seine guten Ursachen. Niemand wird so viel und so unverschämt betrogen, als sie. Selten erscheint der Mensch vor ihnen, wie er ist; selten läßt man sie die reine Wahrheit sehen; das Interesse ihrer meisten Umgebungen wird durch Lüge und Täuschung gestützt. — Dupaty schreibt in seinen Briefen über Italien aus Genua: „Den nächsten Sonntag werden der Doge „und der Senat das Spital besuchen. Schon ist „Alles thätig um die Bette zu schmücken, die „Säle zu räuchern, und dem Widrigsten einen ge„fälligen Schein zu geben. Es wird eine schreck„liche Lüge bereitet." Aber man glaube nicht, daß in dieser Weise nur die republikanischen Magistrate betrogen werden. Diese Meynung berichtigt der Briefsteller durch den wahren und bedeutsamen Zusatz. „So zeigt man den Fürsten ihre Staaten!"

4.

Ludwig XII. König von Frankreich, der durch planmässige und milde Verwaltung des Ehrennamens „Vater des Vaterlandes" würdig geworden war, hatte nicht den Beyfall seiner Höflinge, weil er durch seine Wachsamkeit und durch seine gute Wirthschaft, ihre Ausschweifungen im Zaum hielt. Deßwegen verschrieen sie ihn als beschränkt und geizig; endlich aber gieng ihr Groll so weit, daß sie beschlossen, ihn auf dem Theater dem Spott des Publikums preis zu geben. Der König war von einer schweren Krankheit genesen. Auf Anstiften der Höflinge brachten ihn dann die Schauspieler auf die Scene, wo er blaß und entstellt, den Kopf in eine Serviette gewickelt, erschien, umgeben von Ärzten, die sich über seinen Zustand berathschlagten. Man kam überein, dem Patienten trinkbares Geld einzugeben. Er ward dadurch plötzlich gestärkt, stand auf und fühlte, einen brennenden Durst abgerechnet, keine Unbehaglichkeit mehr. Als nun Ludwig den Erfolg dieser Posse erfuhr, sagte er ganz gleichgültig: Ich will lieber, daß die Höflinge über meinen Geiz lachen, als daß das Volk über meine Verschwendung weine! — Wer fühlt nicht das Grosse in diesem Worte, und die edle Rache, die der König durch dasselbe an seinen unwürdigen Dienstleuten nahm?

5.

In vielen Ländern hören wir die Pensionäre und die Quiescenten über das Unrecht klagen, das ihnen durch die Beschneidung ihrer Besoldungseinkünfte erwiesen worden. Möchte ihnen zum Troste gedeihen, was die Frau v. Maintenon an die Frau v. Caylus schrieb, die sich in einem ähnlichen Falle befand. In einem Briefe vom 30. Jul. 1711 bemerkte nämlich die erstre der letztern, daß ihr, die Verminderung ihrer Pension von 10,000 Livres auf 4,800 allerdings stark zu seyn scheine. „Aber — fügte „sie hinzu — man muß sich auch noch für das, „was einem gelassen wird, bedanken, „gegen die, in deren Macht es ist, uns Alles zu nehmen."

Excerpte, die preussische Armee betreffend.

Der Maxime, daß ein wohl disciplinirtes, geübtes Heer zur Erhaltung des Staats nothwendig sey, verdankt das Haus Brandenburg seine Grösse. Bey einem Länderumfange von 2000 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 2 Millionen, hinterließ Friedrich Wilhelm I. seinem grossen Sohne eine Heeresmacht von 70 — 80000 Mann und ungefähr 5000 Mann Landregimenter. Dieß Heer ward von ihm immer vollzählig unter den Waffen gehalten. Nur ein sehr kleiner Theil desselben durfte auf einige Monate von den Compagnieen beurlaubt werden, um aus dieser Ersparung den Ankauf ausländischer Rekruten zu bestreiten. Dieser vollzähligen Erhaltung des Heers war vorzüglich sein Übergewicht bey seinem Auftreten im J. 1740 zuzuschreiben.

Friedrich II. hinterließ im J. 1786 seinem Nachfolger, bey einer Bevölkerung von höchstens 6 Millionen, eine Armee von 190,571 Mann und 34,512 Pferden, ausgerüstet mit allen Bedürfnissen der Kriegsführung damaliger Zeit. Von dieser Zahl waren immer 92,000 Mann beurlaubt. Die Unterhaltung dieses Heers kostete 11 — 13 Millionen Thaler, folglich beynahe ⅔ der Staatseinkünfte.

Die ersten Regierungsjahre Friedrichs Wilhelms II. zeichneten sich durch eine völlig veränderte Ländervertheilung unter den europäischen Staaten aus. Preussen sah seine Volksmenge und sein Staatseinkommen sehr erhöht. Seine Begränzung ward verrückt. Umgürtet von mächtigen Staaten nach Osten und Westen mußte es, in gleichem Verhältnisse, seine Streitkräfte vermehren. Aber man wich von den früher beobachteten Verhältnissen der Heeresmacht zu der Volksmenge ab, und konnte bey einer um fast 5 Millionen gestiegenen Einwohnerzahl nur eine Vermehrung der Armee von etwa 40,000 Mann erlangen. Man konnte sich nicht von der Meynung losmachen, daß die in den alten Provinzen als zu groß erachteten Streitkräfte auf die neuen übertragen werden müßten. So bestand die Armee in der Epoche von 1806 aus 108,133 dienstleistenden Besoldeten und 131,667 Beurlaubten. Die Erhaltung betrug étatsmässig 16,636,196 Rthlr., womit man aber nicht immer ausreichte, wie denn 1805, 2 Millionen hatten zugeschossen werden müssen.

Dieß Heer litt an wesentlichen Mängeln, welche die Ereignisse von 1806 herbey führten. Die Beurlaubung der grössern Hälfte der Streiter erschwerte ihre Vereinigung zu der erforderlichen Zeit und auf den militärisch wichtigen Punten, so wie ihre Ausbildung und ihre Gewöhnung an Ordnung und Gehorsam: durch die Eintheilung der Provinzen in Regiments-Cantons wurden die Regimenter auf einen kleinen Bezirk des Staats eingeschränkt, die Offiziere und Soldaten bürgerten sich ein, und wurde ihre Provinz vom Feinde erobert, so liefen beyde nach Hause. So hinderte auch die zerstreute dislocation der Armee im Frieden, ohne alle Verbindung der verschiedenen Waffen unter einander, die Bildung der Officiere für den Krieg.

Die Grundzüge der itzigen Militärverfassung wurden schon im J. 1807 entworfen, und ihre Ausführung der verständigen Leitung Scharnhorsts anvertraut, der ruhig den vorgesteckten Zweck verfolgte, und sich dadurch unaussprechliche Verdienste um den Staat erwarb. Diese Verfassung, die erst seit dem Jahre 1813 ihrer Vollendung näher gebracht werden konnte, unterschied sich wesentlich von jeder frühern und bewährte ihre Vorzüglichkeit, durch die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste, die jährliche Ausbildung einer bedeutenden Anzahl von Rekruten, wodurch nach und nach die ganze Nation militärische Fertigkeit erhält, die Zusammenziehung und der Garnisonswechsel der Truppen und die Einführung der Landwehr. An diese Einrichtungen schlossen sich dann an, eine angemessene, auf das Ehrgefühl berechnete Behandlung des Soldaten, verbesserte Fechtart, zweckmässigere Bekleidung, grössere Beweglichkeit durch Verminderung des Gepäcks, militärische Bildungsanstalten, gleiche Ansprüche auf Beförderung in höhere Stellen, und dann, was noch am wichtigsten ist, die Zusammensetzung des Heeres aus lauter Eingebornen und die Abstellung des vormaligen Beurlaubungssystems.

Die Stärke des stehenden Heers, mit Einschluß der Garden und ohne die Invaliden, beträgt nun 118,000 Streiter, nämlich 80,800 M. Infanterie, 21 700, M. Cavallerie, 14,000 M. Artillerie, und 2 300, M. Ingenieurs und Pioniers. Die Invaliden machen 6400, Mann aus. Bey einem allgemeinen Angriffe würde der Staat stellen können, 1.) vom stehenden Heere, mit der alsdann hinzu tretenden Kriegsreserve und Landwehr ersten Aufgebots 298,000 M. und 40,000 Pferde, 2.) an Landwehr zweyten Aufgebots, je nachdem dieselbe zur Vertheidigung ihrer Provinz erforderlich würde 180,000, Mann. Die Unterhaltungskosten dieser Streitkräfte betragen für das stehende Heer, mit Einschluß der Garde- und Grenadiercorps und der Landwehr 20,919,000 Rthlr. wozu die Festungen noch mit ungefähr 2 Millionen kommen.

Die Einrichtung der Landwehr gewährt, in Vergleichung mit dem frühern Beurlaubungsysteme, militärisch und staatswirthschaftlich grosse Vortheile. Wenn die Beurlaubten nicht von dem stehenden Heere als Landwehr getrennt sind, müssen über 3000 Offiziere mehr gehalten werden. Die Beurlaubten müssen, zur Gleichstellung mit dem besoldeten Soldaten, eben so oft, nämlich alle 2 Jahre bekleidet werden, während der Landwehrmann nur alle sieben Jahre eine Montirung erhält. Der letztre, wenn er als

Beurlaubter dem stehenden Heere angehörte, müßte länger dienen und seinem Gewerbe entzogen werden, dadurch daß die Übungen der Landwehr innerhalb ihrer Bezirke statt finden, wird Zeitverlust durch die Revuemärsche vermieden, und der Nationalgewerbsamkeit eine bedeutende Anzahl Arbeitstage erspart. Überdieß dürfte es bey dem Beurlaubungssystem, nach allen frühern Erfahrungen durch kein Mittel je gelingen, den Rückfall in die frühern Mißbräuche zu verhindern. Nur ein vollzählig marschfertiges, auch im Frieden gerüstetes Heer kann sich zur rechten Zeit und ohne andere Kosten, als die jeder Marsch verursacht, dahin bewegen, wo Gefahr droht, ohne zu politischen Spannungen mit den Nachbarstaaten Veranlassung zu geben, während die Landwehr da, wo es erforderlich wird, und zwar Provinzweise, die Besatzung des Innern übernehmen können.

Für das stehende Heer muß die Ausbildung, die größte Brauchbarkeit für den Krieg, der höchste Zweck seyn. Die Landwehr ordnet sich im Frieden der Erhaltung der Gewerbe unter. Eine dreyjährige, ununterbrochene Dienstzeit im stehenden Heere verschafft dem Landwehrmann nach seinem Austritte aus demselben, eine bey weitem vollendetere militärische Ausbildung, als es bey der vormaligen Beurlaubung möglich war. Eine kurze alljährliche Übung in seiner Heimath reicht hin, sie ihm zu erhalten. Nur indem man die Landwehr von dem stehenden Heere, auch in Rücksicht ihrer Befehlshaber trennte, ließ sich der schwer zu vermeidenden Reibung der Militär- und Civilbehörden bey abweichenden Meynungen begegnen.

Literatur.

1.

Die öffentliche mündliche Rechtspflege im Rheinkreise des Königreichs Baiern. 8. Frankfurt a. M. Varrentrapp, 1822. IV. und 156 Seiten. — Gegen das öffentliche mündliche Verfahren vor den Gerichten erklärt sich eigentlich unter uns Niemand mehr, als träge Beamte und talentlose Sachwalter; selbst unsre meisten Regierungen haben das Anerkenntniß seiner Zweckmäßigkeit ausgesprochen. Aber das teutsche Phlegma hält noch immer den wohl hergebrachten Schlendrian fest, und wie in so vielen andern Dingen, erkennen wir auch hier das Rechte, fahren aber fort das Schlechte zu praktiziren. Es ist deßhalb noch immer noth, daß die gute Sache der öffentlichen und mündlichen Justiz zur Sprache gebracht werde, und dankenswerth, wenn es, wie in der vorliegenden Schrift, mit Einsicht und Gründlichkeit geschieht. Der Verfasser zeigt, wie vor den Gerichten des Rheinkreises verfahren wird, vergleicht die dortige Manier mit der Gerichtsverfassung in den andern Kreisen von Baiern, würdigt die Einwürfe die gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gemacht werden, und beweißt, wie viel durch sie die Gründlichkeit der Rechtspflege, so wie die Unpartheilichkeit, die Schnelligkeit und die Wohlfeilheit derselben gewinne. Dieser Beweis ist wichtig, indem er uns gerade Heilung derjenigen Gebrechen unsres Justizwesens verheißt, über die gegenwärtig in Teutschland die lautesten Klagen geführt werden.

2.

Wir sind unsern Lesern noch die Anzeige von der Erscheinung des zweiten Hefts, von dem III. Bande von dem kritischen Journale für das katholische Teutschland schuldig. Dasselbe enthält lauter solche Aufsätze, die in das Fach der praktischen Theologie und der Seelsorge einschlagen, und vielen Lesern zur heilsamen Lehre und Ermunterung gereichen werden. Dessen ungeachtet wünschen wir, daß in der Fortsetzung das Journal mit Stoffen dieser Art weniger freygebig seyn, und sich dagegen mehr in seiner eigentlichen Sphäre, nämlich in der der Opposition gegen die Feinde des Lichts und der reinen christlichen Wahrheit halten möchte, nicht nur weil sein bisheriges Wirken in dieser Sphäre sehr verdienstlich war, sondern auch weil die Zeichen der Zeit immer dringender auffordern, in demselben nicht laß zu werden. Unter den literarischen Artikeln ist die Betrachtung über die bekannte, die Hohenlohischen Wunderheilungen betreffende Schrift des Herrn Onymus besonders anziehend. Der Recensent theilt aus der Geschichte der neuesten Thaumaturgie folgende Anekdote mit, die aber, wie wir nun wissen, mit vielen hundert ähnlichen vermehrt werden könnte. Ein Bürger aus Rotweil namens Benner, ist seit 4—5 Jahren stockblind. Umsonst zog er die einsichtvollsten Aerzte zu Rathe. Da er, seit seiner Erblindung, mit seinem Sattlergewerbe, weder sich noch seine Familie mehr ernähren konnte, war seine Lage sehr traurig. Das Dringen der Noth trieb ihn nach Franken, um die Hülfe des Fürsten Hohenlohe zu suchen. Er fand denselben in Brückenau. Der Fürst ermahnte ihn zum lebendigen Vertrauen auf Gott und betete zu wiederholtenmalen über ihn. Aber es erfolgte keine Wirkung. Daran war der Mangel an Vertrauen und Glauben nicht schuld. Denn Benner ist ein friedlieber, arbeitsamer Mann und ein frommer Christ. Wer ihn besucht, wird mit Achtung für den religiösen Sinn des Leidenden erfüllt. Der Fürst hatte ihn in Brückenau mit dem Troste entlassen, daß die Hülfe noch in der Folge kommen dürfte. Aber bis zur Stunde ist er — stockblind.

In Nr. 52. des vorigen Jahrgangs lese man

Seite	818.	Zeile	17.	statt	diese Rockenstube die
—	822.	—	11.	—	nicht — nicht nur
—	823.	—	4.	—	eine — — keine
—	826.	—	14	—	sechszehnten — sechsten,
—	—	—	30.	—	Tartaren — Tataren.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



18. Januar | 3. | 1823.

Zieh was bevorsteht und vergangen ist, zu Rath,
Und sey wie jener Gott, der zwey Gesichter hat.

Opiz.

Constitutionelle Betrachtungen.*)

Wenn Riego als Präsident der Versammlung der Cortes dem Könige von Spanien in einer öffentlichen Rede sagen darf: die erste Pflicht eines Königs sey, dem Gesetz Gehorsam zu leisten; so ist das der deutlichste Beweis, daß die repräsentativen Formen in Teutschland etwas ganz anders sind als die Verfassungen auf der pyrenäischen Halbinsel. Die erste Pflicht eines Königs ist die: das Gesetz zu geben; und die zweyte: es vollziehen zu lassen. Wo der König nicht mehr Gesetzgeber ist, da ist er in gewissem Sinn auch kein König mehr. Ist die Souveränetät lediglich in die Hände einer Volksversammlung gelegt, sey diese auch in der direkten Instanz vorhanden: so ist der König gar nichts weiter als der erste Staatsdiener. Konnte nun selbst ein Friedrich der Grosse einst behaupten, daß hierin das Wesen eines Königs liege: konnte ein Joseph der Zweyte wirklich nur als der erste und zugleich humanste Staatsdiener seine hohen Pflichten üben: so darf man zwar den Gesetzgebern von Cadiz es nicht verargen, daß sie das Königreich nach der Lehre konstituirten, die Montesquieu über die Art, wie die Gewalten zu trennen seyen, in alle Welt verbreitet hat. Aber Friedrich und Joseph waren die alleinigen Gesetzgeber in ihren Reichen, und mitunter sogar schonungslose Gesetzgeber. Soll hingegen ein König nur das Gesetz vollziehen, welches ihm Andere geben, so können die Folgen keine andere seyn als die wir vor Augen sehen. Was bey der Volksvertretung von jedem Wahlberechtigten Bürger muß angenommen werden, daß er nämlich das Gesetz unter Zustimmung seines freyen Willens annehme, das ist einem Könige nicht vergönnt, der nur ein Veto auf zwey Jahre hat. Sechs Jahre, wie in Norwegen, unter den dortigen besondern Verhältnissen und bey der eigenthümlichen Verbindung der norwegischen Krone mit der von Schweden, legen die Sache schon ganz anders. In Nordamerika gehört weit mehr als in Portugall oder Spanien dazu, den Präsidenten der Freystaaten zur Annahme eines von ihm verworfenen Gesetzes zu zwingen.

Ich will nicht gerade behaupten, daß in Spanien für's erste viel erzweckt worden wäre, wenn dem Könige ein unbedingtes Veto, oder die aus-

*) Aus der kürzlich erschienen Schrift: Herrn Keßlers Sendschreiben an den Freyherrn von B..., über die Frage: was ist itzt zeitgemäß in Ansehung der Finanz- und Militärsysteme — die auf's Neue den Scharfsinn, den praktischen Blick und den vernünftig begründeten Liberalismus des geachteten und achtungswürdigen Verfassers erprobt.

schliessende Initiative, wäre zugestanden worden. Noch weniger bin ich der Meynung, daß die Sachen dort besser stünden, wenn die Repräsentation (oder eigentlich der republikanische Senat) in zwey Kammern sich theilte, wovon die eine mit dem Adel und der hohen Geistlichkeit besetzt wäre. Nur andeuten will ich, wie sehr die Völker oft unter den Irrthümern leiden, die ihre Gesetzgeber sich zu Schulden kommen lassen. Denn daß es Ruhe gebe und Glück unter einer Verfassung, in welcher die Monarchie mit sich selbst im ewigen Streite liegt, das läßt sich nimmermehr glauben.

Wünschen wir uns in Würtemberg daher Glück, daß wir eine Constitution besitzen, die von früher her auf einer richtigen Basis ruht, und durch Anwendung der Lehren des Groß'schen Naturrechts, wie durch Wangenheimsche Ideen, nur gewinnen konnte. Die grosse Volksmasse in allen Mornachieen ist überall gut monarchisch, aus sehr richtigen Instinkt. In republikanischen Formen liegt für sie kein Heil — das lehrt die ganze Geschichte. Nur wo die Republik auf solche Weise mit der Monarchie sich verbindet, daß die drey Gewalten unter König, Adel und Volk in angemessenen Proportionen sich vertheilen, da ist Freyheit und Ruhe und Kraft. Darum ist auch die Verwaltung des Adels, Patrimonial-Jurisdiktion genannt, durchaus nicht im Widerspruch mit richtigen konstitutionellen Grundsätzen. Nehmet ja die Gemeinden da, wo sie ihre Vorsteher wählen, schon mit diesem Rechte bedeutenden Antheil an der vollziehenden Gewalt. Warum auch dürfte denn keine Mannigfaltigkeit mehr in der Einheit seyn? warum denn nur immer eine und dieselbe Reihe von Gelenken im Staats-Organismus? Ordnung in frey sich bewegender Kraft und mechanische Einförmigkeit sind sehr von einander verschieden.

Die Hauptsache ist, daß der Monarch, bey freyem Blick, freye Hände behalte, sein Recht zu üben. Umgeben von den Angesehensten der zwey aristokratischen Körper, vom Adel (in der Pairs-

Kammer ꝛc.) auf der einen, und von den hohen Staatsdienern auf der andern Seite, kann der Regent nur da viel Gutes wirken, wo diese Körper ein hoher Sinn belebt. Bey dem Organismus im Staatsdienst ist daher auch dieß eine Haupt-Aufgabe, ihn so einzurichten, daß der aristokratische Geist nicht entarte. Körper nur halten Körper in Schranken; und wie einst die Anmassungen der Gesellschaft von der Tafelrunde gedämpft wurden durch die Maurerey (die längst sich selbst verloren hat) — so kann im fort sich bildenden Staatsleben, bey richtig gehaltener Monarchie, die Kammer der Kammer die Wage halten und dem Volk wie dem Fürsten die Freyheit sichern.

Wo nicht auf Kosten des gemeinen Wesens die Aristokratie ihre Vorzüge sucht, da wird sie nie der Achtung entbehren. Von ihrem Einkommen Steuer zu zahlen, das sollten die Diener solcher Staaten, die keinen ihrer Bediensteten von der Vertretung des Volks ausschliessen, als eine Bedingung dieses Vorzugs betrachten. Haben doch des teutschen Reiches Fürsten ihr Einkommen, wovon sie die Kosten der Regierung und ihrer Kriegszüge für das Reich zu bestreiten hatten, dem Reich einst lange Zeit noch besonders gleich jedem Bürger versteuert. Und wie mag ein Diener des Staats mit — einem Hausknecht sich in Parallele stellen, um den Beweis zu versuchen, daß er eine steuerfreye Besoldung beziehe! Wenn der Hausknecht zur Familie gehört, und ein jedes Glied derselben muß ein Opfer bringen, um die Familie selbst zu erhalten, so wird er gern auch an seinem Lohn zu diesem Zweck sich einen Abzug machen lassen, um so mehr, wenn man übereingekommen, daß Jedes nach Verhältniß seines Einkommen zahle.

Wollen aristokratische Körper ausser sich selbst keine Aristokratie weiter dulden, oder wollen sie ihr Verhältniß benutzen, um von gemeinen Lasten sich frey zu machen — dann freylich lauft der Staat Gefahr, die Harmonie seines Lebens zu

verlieren. Die Opposition, die nie aussterben möge, hat darum stets auf ihrer Hut zu seyn. Was man heut zu Tage Ultraismus nennt und Liberalismus ist übrigens weiter nichts als das Verhältniß, in welches eine sich abschliessende Aristokratie mit der Opposition getreten. Nehmen Sie auf der einen Seite die Privilegien-Sucht, auf der andern die Vorliebe für die spanische Verfassung weg — bleibt dann nicht auf beiden Seiten so viel Gutes, daß der Staat sich Heil und Segen davon versprechen dürfte?

Durch einen Gesundheits-Cordon wird man freylich die Ideen des Montesquieu und die Meynung von der Constitution von 1791 nicht aus Frankreichs Grenzen bannen, und durch einen Feldzug bis ans Meer sie auch nicht von der Welt vertilgen. Aber viel besänftigende Kraft liegt in Grundsätzen und Maximen, vielleicht in denen eines Villele. Aber die Kraft, die wie ein Fels den Stürmen trotzt und wildbewegte Wogen ebnet, das ist die Kraft der passendsten Gesetze.

Der Gegensatz von Republik und Monarchie, wie er in den Erscheinungen des Tages gegen eine glückliche Vereinigung sich sträubt, liegt mit tausend und aber tausend Wurzeln in der Geschichte fest. Wie mag nun der nur lernende Kopf nicht Eines oder das Andere wählen? Despoten haben von je despotische Diener gehabt — und in gewissen Jahren bricht immer wieder der angeborne Despotism aus, wenn auch großartige Jugendgefühle sich mehr mit dem Heroismus der Republik befreunden. Nicht in den Zeitungen, in den Klassikern, alt und neu, und in der Seele Tiefen sucht den Grund und vermittelt durch klassische Thaten.

Damit aber ist nichts ausgerichtet, daß man das Brevier an die Stelle der Klassiker bringt und den Rosenkranz trägt am Degengefäß. Raum gebt dem Geiste und Ordnung und Maß, dann wird er die Welt nicht erschüttern. —

Nun denken Sie sich einmal in den Liberalen, so fern sie keine Majorate, dagegen unendliche Theilung des Bodens (der freylich mit der Zeit sich immer wieder zusammenlegt), Erbschafts-Gleichtheilungen u. s. w. wollen, die Repräsentanten des römischen Rechts; in den Ultras aber mit den Gegensätzen die Repräsentanten des teutschen Rechts, von Blackstone gerühmt wie durch Blackstone berühmt. Sollte denn keine Einung hier möglich seyn? Man kann zwar nicht, wie Herr Buchholz meint (dessen grosse Ansichten ich recht sehr in Ehren halte), allen Grundbesitz, groß und klein, in Majorat verwandeln; aber allerdings sollte man, da die Krone selbst ein Majorat ist, nicht ihre Analogieen zerstören. Auch hier gestatte man nur die Mannichfaltigkeit in der Einheit des Rechts, und verwechsle nicht ewig das Bodenrecht mit den Rechten bewegter Gewerbe.

Die Opposition aber, die nur die Mannichfaltigkeit will, ohne die ja in der Natur keine Freyheit ist — die Opposition, die mit Maß nur dem Übermaß trotzt, die sollte man endlich doch nicht mehr verkennen. Und darin hat Jean Paul unendlich Recht: läge nicht die Opposition in der Natur des Kindes, dessen vielfach sprossenden Geisteskräfte der ewig verflachenden Erziehung, dem todten Verformeln zu spotten scheinen — würde nicht so ewig die Menschheit gerettet; so wäre die Welt bald reif, in's alte Chaos zurückzuführen. So wirkt der Geist im Zeitgeist fort.

Also ein zeitgemässes Wirken, das allein kann frommen. Den Strom des Staats weise fortzuleiten, das allein führt zum glücklichen Ziel. „Denn wenn der Strom steht, so wird er Eis „oder Sumpf. Wo Licht und Wärme, da ist „Leben.“ — Wo der moralische Grundstock fault, da ist die Gefahr nicht zu verachten.

Mögen aber immer auch Einzelne in der Menge, den Königen gleich, das Wohl der Völker in ihrem Busen bewegen und sinnend in des Lebens Tiefen schauen, so ist's doch das Vorrecht der Fürsten nur, die Völker zu ihrem Glück zu füh-

ren. Und wenn ein Gekrönter den Sternen naht, um Rath zu holen für der Völker Glück, so kommt der ganze Himmel ihm entgegen.

Politische Bemerkungen und Ansichten.

(Aus dem Französischen des J. B. Say. *)

1.

Ich weiß nicht, warum man die Preßfreyheit immer als einen Vortheil für die Schriftsteller betrachtet; das ist sie ganz und gar nicht. Sie ist einzig das Interesse der Leser; denn sie sind es, die es gilt, zu betrügen oder zu enttäuschen.

2.

Einst wagte ich es, Napoleon den Vorwurf zu machen, daß er das Volk verschlechtere. Es ist unmöglich den feinen Hohn zu malen, womit er mir erwiederte: „Sie wissen also nicht, „daß man die Menschen sicherer durch ihre Laster, als durch ihre Tugenden beherrscht?" — Wohin hat ihn diese vermeintliche Geschicklichkeit gebracht? Was ist es für ein Vortheil, die Verkehrten oder die Thoren für sich zu haben, deren Reich nur eine Zeitlang dauern kann, weil Alles es erschüttert, und dagegen sich mit dem Menschenverstand, der Wahrheit und Redlichkeit zu entzweyen, deren Ansehen jedes neue Ereigniß steigert, und deren Herrschaft immer die stärkste bleiben wird, weil sie auf das Wohl der Mehrzahl gebaut ist?

3.

Die Weiber und die Fürsten behaupten immer, daß sie die Wahrheit lieben. Versucht es aber einmal sie ihnen zu sagen, und ihr werdet sehen, was daran ist. Der beschränkteste Neuling in der Kunst, den Hof zu machen, weiß,

*) Der geistvolle Verfasser des Traite d' economie politique hat diese Bemerkungen in einer kleinen Schrift niedergelegt, die unter dem Titel: Quélques apperçus des hommes & de la Societé, 1818 in Paris, und später in Altenburg in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist.

daß man nie andere, als angenehme Wahrheiten sagen soll. Bey den Frauen bringt diese Kunst wenig Gefahr; ihre Ungunst macht keine Unglücklichen. Aber bey Hofe verhält sich das anders, — und darum ruft Rabelons aus: Teufel! warum giebt es einen Hof!

4.

Man sagt, die Räuber fürchten die Laternen; die Usurpatoren und Tyrannen aber zerbrechen sie. Wo der Betrug herrscht, ist die Wahrheit Hochverrath!

5.

So wie die Furcht die größte Strafe der Tyrannen ist, so ist es auch das größte Verbrechen in ihren Augen, ihnen Furcht einzuflößen.

6.

Das ist einer der größten politischen Fehler, Menschen durch Verfolgung interessant zu machen, die es nie durch sich selbst geworden wären.

7.

Was die Schmeicheley und die Schmeichler widerwärtig und verächtlich machen sollte, ist die Wahrnehmung, daß gute Fürsten nie so sehr gepriesen worden sind, als schlechte. Selbst Tibers Ausschweifungen und Nero's Muttermord fanden ihre Panegyriker. Was Ludwig XIV. die meisten Lobsprüche zuzog, war — die Aufhebung des Edikts von Nantes.

8.

Ich weiß nicht warum, aber es ist nicht heilbringend für den Ruhm der Fürsten, bey Lebzeiten mit dem Beynamen des Großen begrüßt zu werden. Alexander, der Grosse, gilt fast nur noch für einen grossen Thoren; kaum weiß man itzt noch, daß Franz I. König von Frankreich, allgemein bis zu seinem Tode der Grosse genannt wurde; so ist auch Ludwig, der Grosse, wieder Ludwig XIV. geworden, und Friedrich, der Grosse, fängt wieder an, Friedrich II. zu werden. Die andern schenke ich euch. Bey einigen leuchtete der Nimbus nicht einmal bis zu ihrem Tode.

9.

Nicht der Huhn im Topfe beweist mir Heinrichs IV. seltenen Charakterwerth, aber ich finde ihn, in dem Zeugnisse, das ihm sein Sully gegeben. „Ich überedete ihn, sagt derselbe, daß England, Holland und alle protestantische Mächte Europens Anstrengungen zu seinem Vortheile gemacht haben würden, um ihn auf den Thron zu heben, ohne daß er den Katholiken etwas zu verdanken gehabt hätte. Aber wie in allem übrigen, so war auch hierin die Meynung des Königs weit über die meinige erhaben. Er begriff im ersten Augenblick, daß man ein Reich, wie Frankreich, nicht durch den Arm der Fremden erwirbt; und hätte er selbst an die Möglichkeit geglaubt, so war es mehr das Herz der Franzosen, als ihre Königskrone, die dieser gute Fürst erobern wollte."

10.

In Geschäften ist das Wesentliche einen Entschluß zu ergreifen, welcher es auch immer sey. Allerdings ist es besser, einen guten zu nehmen; aber dieß ist immer nur eine untergeordnete Rücksicht. Das Zeichen der Mittelmässigkeit in jeder Art ist — Unentschlossenheit.

11.

Die kriegerische Wuth ist zu allen Zeiten den Völkern mehr schädlich als nützlich gewesen. Die Heere führen den Krieg herbey. Der Krieg, ist er unglücklich, unterwirft euch dem Fremden und ihr zahlet Tribut; ist er glücklich, so macht er euch zu Sklaven eines Häuptlings und ihr zahlet gleichfalls. Um die Unabhänglichkeit zu vertheidigen, bedarf es nur Milizen; sie genügen den Völkern, die nur gut regierte aber keine eroberte seyn wollen. Wer hat in unserer Zeit Europa verwüstet? — Die Linientruppen. Wer hat es gerettet? — Die Milizen.

12.

Herr Ohnekopf wird links von dem Wege in den Graben geworfen. Er steht etwas zerschunden auf, und nimmt einen andern Kutscher. Der wirft ihn auf die rechte Seite. „Ho ho! „Da ist ja gar kein Weg!" — Mit Erlaubniß! wohl ist ein Weg da, und zwar ein recht guter; aber deine Kutscher taugen nichts.

13.

Das Glück kann, gleich einem Luftschiffe, einen Fürsten wohl sehr hoch heben. Aber um diese Höhe zu behaupten, bedarf er eines sichern Grundes. Dieser, wenn er ein aufgeklärtes Volk regiert, heißt Vertrauen. Diejenigen, die ihm diesen Grund verdächtig machen, sind gefährliche Räthe.

14.

Die Völker wissen nicht, wie viel sie verlieren, wenn sie nicht ehren, was ehrenwerth, und verachten, was verächtlich ist. Vermag eine Nation nicht zu hassen und zu verachten, so tritt man sie mit Füssen, und — wehe dem, der sich darüber entrüstet.

Mein Congreß.

(Aus dem Französischen des Hrn. v. Pradt.*)

Seitdem vom Congreß von Verona die Rede ist, sagt und schreibt jeder was durch denselben geschehen und nicht geschehen werde. Jeder macht seinen Congreß; warum sollte ich nicht auch den meinigen machen? Habe ich nicht auch dasselbe Recht? Die allgemeine Aufmerksamkeit richtet sich auf diese erlauchte Versammlung, und kann als ein Ausdruck dieses Rechts, als eine Huldigung der erhabenen Personen, aus denen sie besteht, angenommen werden. Mächtige Herrscher, die vorzüglichsten Diplomaten eilen aus der Nähe und Ferne herbey,

*) Das Blatt des Constitutionel, in dem dieser Aufsatz erschien, wurde in Beschlag genommen, bald aber auf Befehl des Zuchtpolizeygerichts in Paris wieder frey gegeben. Man hat viel über den Congreß von Verona geschrieben; aber das Geistvolle behält darunter immer noch eine Stelle.

um vereint ihre Unterhandlungen auf kräftige Grundsätze zu stützen. Der Gegenstand des Congresses zerfällt in zwey Haupttheile. Der erste ist bekannt, und so zu sagen verpflichtend; der zweyte ist unbekannt und muthmaßlich; der erste umfaßt Italiens künftige Verfassung, über welche vermöge der Laibacher Übereinkunft die grossen Mächte zu entscheiden haben. Der zweyte bezieht sich auf die Gesinnungen, welche man von den Monarchen hinsichtlich der allgemeinen Angelegenheiten von Europa erwarten kann. Ein herrliches Feld zu Muthmassungen!

Die erste Hauptfrage hat nur ein lokales Interesse. Was liegt daran, ob die Österreicher ein Jahr mehr oder weniger in Neapel zubringen. Nichts ist leichter zu entscheiden, als diese Sache. Im Besitze aller Erfordernisse, um groß zu seyn, ist Italien klein geworden. Seine Völker haben in der Politik ein verlornes Paradies zu beklagen. Zu verhindern, daß sie sich desselben erinnern, das ist die ganze Aufgabe. In Ansehung des muthmaßlichen Theils des Congresses verändert sich aber die Scene. Hier findet sich weder ein gewisser Standpunkt, noch eine gewisse Gränze. Seit einigen Jahren ruft eine Partey bey Annäherung eines jedes Congresses. „Krieg den Revolutionen! Ihre letzte Stunde schlage! Sicherung der gesellschaftlichen Ordnung, Stärke der monarchischen (das heißt hier der unumschränkten) Gewalt! Man muß die Völker fesseln und den Dämon der Freiheit bestreiten!" — Dieß ist der Kreiß, den man um alle Congresse zieht; man erwartet nicht mehr und nicht weniger von ihnen.

Ich fordere mehr und ziehe die moralische der physischen Kraft, die Grundsätze den Soldaten und Criminalprocessen vor. Ich glaube, die Reinigung der gesellschaftlichen Ordnung müsse, gleich jener der Luft, von oben anfangen, und es könne diese Ordnung weder durch Bajonette, noch Henker befestigt werden, welche Verbesserungsmittel nur den barbarischen Völkern ziemen. Ferner behaupte ich, die gewünschte Ordnung könne nur aus den Grundsätzen einer menschenfreundlichen Politik und aus der Verbannung der Unförmlichkeiten hervor gehen, welche bisher das politische System zu einem Ungeheuer gemacht haben.

Diesem Plan gemäß habe ich einen Congreß entworfen. Er gleicht wohl schwerlich denen, die bisher gehalten worden; er ist aber darum nicht schlechter. Wie Alles, was ich geschrieben habe und schreiben werde, bezieht er sich auf die allgemeinen Interessen der Gesellschaft, einen hohen Wirkungskreis, den die Wuth der Parteyen nie

besudeln soll. Weil von gesellschaftlicher Ordnung die Rede ist, will ich einige Vorschläge zu deren Erhaltung und Befestigung machen.

Man vermindere die Masse der europäischen Land- und Seemacht. Sie besteht wenigstens aus 2,400,000 Mann, und dieß in — Friedenszeiten. Man denke! Ihr Unterhalt kostet mehr als 2000 Millionen Fr. die ganze europäische Grundsteuer beträgt aber nicht 1800 Millionen. Von dieser bewaffneten Masse rührt die enorme Schuld von Europa her, die mehr als 45,000 Millionen beträgt.

Es werde dem Gemische des Geistlichen mit dem Weltlichen ein Ende gemacht. Politik und Religion, Armee und Glaube, — welche unnatürliche Zusammensetzung. Nimmer zeige sich das schmähliche Schauspiel, in dem Trappisten, Pfarrer und Domherrn an der Spitze bewaffneter Haufen erscheinen. Die Spanier des sechszehnten Jahrhunderts waren über die Processionen der Ligue entzückt; wir leben im neunzehnten Jahrhundert, dessen alle diese Dinge unwürdig sind.

Man schliesse die unreinen Quellen des öffentlichen Einkommens, Spiele, Lotterieen und einige Andere, die noch schändlicher sind. Die gesellschaftliche Ordnung kann sich nicht halten, wenn sie von moralischem Gifte durchdrungen ist. Der Wiederspruch ist zu groß. Jede Inconsequenz ist der Gesellschaft schädlich.

Die Rechtlichkeit kehre wieder. Sie ist die Grundfeste der Staaten. Die Thaten müssen mit den Worten übereinstimmen; und man begünstigt thörichter Weise das unter der Hand, was zur Zerstörung dessen führt, was man öffentlich gebietet und anerkannt. Die Paläste sollen künftig den Elenden verschlossen bleiben, welche sich bemühen, die öffentlichen Handlungen und die geheimen Wünsche der Fürsten zu Gegensätzen zu machen. Es werde nicht mehr versucht, vertragsmässige und beschworne Verfassungen durch Waffengewalt umzustossen. Die Schule der Verstellung ist die Schule der Unsittlichkeit.

So mögen auch zur Schmach der Welt, keine Kriegserklärungen mehr gegen die Civilisation erfolgen, ohne die es kein Heil für die gesellschaftliche Ordnung giebt. Die Stütze dieser Ordnung ist die Gerechtigkeit.

Man hat Recht, Untersuchungen über die geheimen Gesellschaften anzustellen. Aber man vergesse nicht, dabey zu bemerken, ob sie nicht etwa der Gegendruck, gegen die auf ihrer Bahn verirrte öffentliche Gewalt, und ob das bestehende System das wahre und einzig

beglückende sey? — Im Jahre 1820 gab es in Frankreich noch keine Carbonari; nach Marchangy aber zählt diese Sekte nun in dem besagten Reiche 60,000 Anhänger, und ihre Verzweigungen gehen über alle Lande zwischen dem Oronoko und dem Bosporus. Das heissen wir eine Macht, die jener der größten Staaten gleicht.

Es werde die Gewalt der Polizey auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt. Itzt ist sie ein Netz, das alle Welt umschlingt. Jedermann sieht seine Schritte gezählt, und seine Worte aufgezeichnet, und dadurch verschwindet Zutrauen und Beruhigung.*) Das ist die tiefste Wunde des gesellschaftlichen Lebens. St. Simeon erzählt, die Hauptursache, warum das Volk über den Tod Ludwigs XIV. frohlokt habe, sey der Mißbrauch der Spionerie gewesen.

So meyne ich auch, daß kein Volk unter dem Stocke des Andern seyn sollte. Der Stock ist nun aus der Mode; er gehört für das Vieh, nicht für den Menschen. Die Prügel, welche an den Küsten des mittelländischen Meers ausgetheilt werden, erleiden nicht nur die, welche sie empfangen; ihr Gegenschlag wird in ganz Europa empfunden.

Das wäre mein kurzgefaßter Congreß..... Noch liesse sich manches hinzusetzen; ich wünsche aber einstweilen, daß nur diese Andeutungen berücksichtigt werden möchten, und ich wage sogar zu hoffen, daß die Erfüllung meiner Wünsche, denjenigen, denen es zusteht, darüber zu entscheiden, eben so viel Dank und Achtung bey der Mit- und Nachwelt verschaffen dürfte; als so manche andere Plane, die sich blos auf Privat- und Lokalinteressen beziehen, oder die der Unordnung, die in das allgemeine gesellschaftliche Leben eingerissen ist, durch Mittel steuern wollen, die dieselbe noch vermehren.

Die Sollicitanten.

Aus den Papieren eines Staatstadlers.

— Die Herrschaft im Staate gebührt den Gesetzen. In ihnen spricht die selbstständige, über jede Täuschung des bösen Willens erhabene Vernunft. Ihnen ist nicht nur das Volk

*) Dieser Wunsch des Franzosen ist in dem constitutionellen Teutschlande längst erfüllt und längst hat das Zutrauen der Fürsten zu ihren Unterthanen das schmähliche Spionirungssystem ausgerottet. Dieß Zeugniß sind wir der Gerechtigkeit schuldig. A. d. Uebers.

sondern auch die Regierung unterthan; der Beruf der öffentlichen Diener aber beschränkt sich darauf, die Gesetze auf die im Leben vorkommende Fälle anzuwenden. Sobald die Beamten sich erlauben, von dieser Norm abzuweichen, tritt die Willkühr an die Stelle des Rechts und Freyheit, Ehre und Eigenthum, die nur unter dem Schutze der Gesetze sicher sind, werden die Beute des menschlichen Eigennutzes.

Achten wir auf die Wege, die man gewöhnlich einschlägt, um seine Rechte zu behaupten, oder die verlornen wieder zu erlangen, so müssen wir bald inne werden, daß es nicht die in den Gesetzen sprechende Stimme der Vernunft ist, die über die Angelegenheiten der einzelnen oder der Parteyen entscheidet. Wäre diese Stimme noch im ungestörten Besitze ihrer Autorität, so bedürfte es bey jedem Gesuche oder bey jedem Anspruche, den man den Staatsbehörden gegen über macht, blos der einfachen Darstellung der Thatsache; sie spräche jedem sein Urtheil. Aber Niemand erwartet, auch bey dem klarsten Rechte einen so leichten Sieg, weil jedermann zu der Erkenntniß gekommen ist, daß die Geschäfte bey den Behörden von dem Forum der Gesetze vor das Forum der Menschen gespielt worden sind. Man ist also in der Nothwendigkeit den Weg der Sollicitation einzuschlagen, und will man zum Ziele gelangen, so darf man es sich nicht verdriessen lassen, diesen Weg auch dann noch fortzusetzen, wenn er durch das Zimmer des Kammerdieners oder der Maitresse führt, oder wenn man auf demselben des Vorspanns der Vettern, Basen und Gevattern bedarf.

Diese Weise ist in vielen Haupt- und Provinzialstädten ländlich geworden; aber um deswillen ist sie nicht auch sittlich. Wir halten sie im Gegentheile für einen scheußlichen Krebsschaden an dem Körper des Staats und für einen Schandfleck der Zeit, die sie duldet. Das ist gewiß ein beklagenswerthes Land, indem es zur Sitte geworden ist, die Hoffnungen auf Staatsdienste und Distinctionen, den Ausgang der Prozesse und die Bestrafung der Verbrechen, nicht nach dem Verdienste der Sachen und der Menschen, sondern nach den persönlichen Verbindungen der Individuen zu berechnen, und wo diese Berechnung mit einer Gleichgültigkeit gemacht wird, als wäre in solchem Siege der Infamität über die Gerechtigkeit gar nichts Arges. Es giebt aber viele beklagenswerthe Länder dieser Art, und wer das Unglück hat, in einem derselben zu

wohnen, muß es sich abgewinnen können, den schmutzigen Pfad der Sollicitation einzuschlagen, es sey denn daß er das Höhere über sich vermag, im Vertrauen auf Gott seine Kartoffel zu essen, und alle seine Prozesse zu verlieren.

Jede Sollicitation muthet dem, an den sie gerichtet ist, zu, eine Ungerechtigkeit zu begehen oder seine Pflicht zu verletzen. Denn wie künstlich und fein die Worte auch gestellt seyn mögen, so heissen sie in die Sprache des gemeinen Lebens übersetzt, doch nichts anders, als: sey so gut und gieb mir ein Amt, dessen ein Anderer würdiger ist, als ich, oder erweise mir eine Begünstigung, die ich nicht verdiene, oder befreye mich von einer Strafe, die die Gesetze über mich erkennen, oder übe an dem Staate, einen Diebstahl zu meinem Beßten aus. — Gewiß gehört ein grosses Maß von Niederträchtigkeit dazu, um einem Diener der öffentlichen Gewalt eine Zumuthung dieser Art zu machen. Aber der Diener, der eine solche Zumuthung annimmt, ist kein Haar besser, als sein Sollicitant und der, der sie erfüllt, ist noch zehnmal schlechter. Und wo es irgend solche Diener giebt, oder wo es gar zum Gebrauche geworden ist, alle Geschäfte durch mündliche oder schreftliche Ansprache zu betreiben, werden auch redliche Menschen in die Nothwendigkeit kommen, Protektionen zu suchen, zu laufen, zu rennen und zu hofiren, weil das Recht den Schutz der Gesetze verloren hat und der Gunst der Gewalthaber anheim gestellt ist.

Edle Regenten, die ihr eure Völker in euren Herzen traget, erfüllet das Maß eurer Wohlthaten und werdet wieder — im schönern Sinne — Tyrannen! Wir besorgen von eurem väterlichen Sinne keinen Mißbrauch der Gewalt. Aber wenn er auch erfolgte, wäre er doch ein weit geringeres Übel, als die Willkühr eurer Diener, der Unfug der Protectionen und das Scandal der Vetter-Basen- und Gevatterthums. —

Den Kaspar Anton Freyherrn v. Mastiaux betreffend.

Nachdem Hr. v. Mastiaux die Felder'sche Lit. Zeit. übernommen hatte, sagte er mir ganz offen, wenn ich nicht „mit halte“ — mit ihm zum Behufe der Reaktion gegen die Aufklärung mich verbinde, — so werde er auch mich angreifen. Er hat Wort gehalten. Er hat mich bereits öfters angegriffen, obwohl in guter Gesellschaft. Denn Werkmeister, Wessenberg u. A. wurden nicht weniger mißhandelt. Sein neuester Angriff, in Nro. 85. verdient jedoch eine Auszeichnung; denn er beginnt mit

einer Mißdeutung und schließt mit einer Beschuldigung, die ohne Verfälschung nicht möglich war: In dem Aufsatze eines Ungenannten aus Pahls Nat. Chronik der Teutschen über die neuen Auflagen meiner Moral- und Religionsphilosophie ist nach den Worten „welcher die Aufklärerey bekämpfte“ weggelassen: „aber zugleich für die Aufklärung muthig arbeitete,“ so daß nun das Nachfolgende „und für dieselbe (!) rastlos fortarbeitete“ auf jenes Wort (Aufklärerey) zurückweiset, und so findet nun der Hr. v. Mastiaux hier „ein naives Geständniß des Prof. Salat von seinen geheimen Umtrieben gegen Katholiken und Katholicismus!“

In Nro. 87 schreibt er dem Hern. v. Weiler — nicht etwa nur „Unwissenheit, nach seiner Weise,“ sondern — „Unredlichkeit“ zu, nachdem er, Hr. v Mastiaux, im vorigen Jahr Nro. 53 öffentliche vaterländische Lehrer als „Sophisten“ dargestellt (zu brandmarken gesucht), und zugleich ausdrücklich die „öffentlichen Lehranstalten in Baiern“ angegriffen hat.

Ist dieß Schriftstellerey? Ist dieß Patriotismus?? Ist dieß Katholicismus??? — Wie viel Schatten wirft dieser Mann auf unsre Kirche!! — durch Politik *) „hülft man der Religion nicht auf,“ bemerkte mit Nachdruck mein unvergeßlicher Kollega Roider als wir eben von diesem Treiben (oder diesen Umtrieben?) des Hrn. v. M. gesprochen hatten. — Noch füge ich bey: Als er auf diesem Weg abzugleiten begann, schrieb ich ihm zwey bis drey Male herzlich zu, und mehr als einmal schloß ich mit den Worten: Gott ist die Wahrheit; Gott ist die Gerechtigkeit!

Landshut, den 1. Dec. 1822.

J. Salat.
k. G. R. u. Prof.

*) Nämlich eine solche, welche das „finis sanctificat media“ befolgt. — So eben ist die Mastiaux'sche Lit. Zeit. unter Censur gesetzt worden. Möge der k. Censor den Kopf (die Ansichten) jedes Schriftstellers dem Hrn. v. M. preis geben, aber jeden Angriff desselben auf das Herz (die Absichten) mit unbarmherziger Hand wegstreichen! Und möchte Er, der ehedem selbst von den Besten so Hochgeachtete, jetzt aber so tief von sich selber Abgefallene, wieder zu sich kommen. !!!

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzlei und Druckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



25. Januar 4. 1823.

Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Zu überschau'n braucht nur des Schicksals Wächter;
Wohlthätig schwindet eins, wenn andres nahet.
Mag auch die Zukunft droh'n aus düstern Fernen,
Sucht euren Weg, verbrüderte Geschlechter!
Der Himmel leuchtet ja mit seinen Sternen.

A. W. Schlegel.

Die spanische Sache.

(Geschrieben in den ersten Tagen des Jänners.)

Das Publikum hat den Resultaten des Congresses mit ungeduldiger Erwartung entgegen gesehen. Diese Ungeduld war verzeihlich; aber man sah die Monarchen und die Minister abreisen, und sie blieb noch immer unbefriedigt. Man begriff, daß der Welt nicht vorenthalten werden konnte, was beschlossen worden war; und da zugleich verlautete, daß das in Verona angefangene Geschäfte in Wien und Paris fortgesetzt werden sollte, so ergab man sich auch darein, daß auf die Bekanntmachung diplomatischer Verhandlungen, so lange sie nicht zu ihrem Ende gekommen, kein Anspruch zu machen sey. Hierbey schien es, daß die Fragen, die der Berathung vorgelegen, durch den Lauf der Ereignisse schwieriger geworden seyen, als sie es noch kurz vor Eröffnung des Congresses gewesen waren. Die Ministerialveränderung in England, die Hofrevolution in Konstantinopel und die Zerstäubung der Insurgenten in Spanien, mußten einen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, der den Ansichten der Politik eine veränderte Richtung gab. So blieben es blos Conjecturen und Gerüchte, mit denen das Publikum, wenn von dem Geschäfte von Verona die Rede war, sich begnügen mußte, und die sich oft seltsam genug durchkreuzten und widersprachen. Endlich aber ist das Schweigen der Cabinette gebrochen. Dieß geschah durch die Instruktion vom 25. December, welche der provisorische Minister der auswärtigen Geschäfte dem französischen Gesandten Grafen de la Garde, in Madrid, ertheilt hat, und die nun in allen öffentlichen Blättern von Europa gelesen wird.

Dieser Instruktion gieng ein Ereigniß vorher, das auf das künftige Benehmen des französischen Hofes, in Beziehung auf die spanische Angelegenheit, eine seine bisherige Stellung wesentlich verändernde Wirkung haben muß. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Montmorency, erhielt, auf seine Bitte die Entlassung; dagegen wurde das Portefeuille der auswärtigen Geschäfte dem Präsidenten des Mini-

sterraths, Finanzminister von Villéle, einstweilen übergeben. Die erste Amtshandlung des letztern war die Unterzeichnung der besagten Instruktion. Der Herzog hat immer als das Haupt der Partie gegolten, die für das Wagestück eines Kriegs gegen Spanien entschieden war; in diesem Sinne waren alle seine Maaßregeln berechnet; seine Töne erklangen in den Journalen der Ultra's; alle diejenigen, die da wähnen, daß das Grab der liberalen Ideen jenseits der Pyrenäen zu eröffnen sey, sammelten sich um ihn. Der Hr. v. Viellèle dagegen, immer den gemäßigten rojalistischen Grundsätzen, die zugleich auf die Legitimität und die Charte sich stützen, getreu, und allen heftigen Maaßregeln abhold, erklärte sich standhaft gegen den Krieg. So standen die beyden Minister, an der Spitze ihrer Partheyen einander gegen über. Es war keine Vermittlung möglich; der eine mußte dem andern das Feld räumen. Wie in den Kriegen, die mit eisernen Waffen geführt werden, so schwankten auch in diesem ministeriellen Kampfe die Erfolge. Aber sichtbar mehrte sich die Überlegenheit bey dem Gegnern des Hrn. v. Villéle. Noch in der zweyten Hälfte des Decembers schien sein Sturz unvermeidlich. Es konnte ihn nichts mehr retten, als ein energischer Beschluß des Königs, — und dieser ist nun erfolgt. Dadurch hat das friedliche System in dem Cabinette die Oberhand erlangt; die kriegslustigen Fanatiker aber sehen den Anker gebrochen, an dem alle ihre Hoffnungen hiengen, und statt einer Kriegserklärung gegen Spanien erscheint die Instruktion vom 25. December.

Dieses Aktenstück läßt eine Menge die spanische Sache betreffende Fragen, über welche das Publikum Aufklärung haben möchte, im Dunkeln; dagegen ist das Interesse, welches es abgesehen von diesen Fragen darbietet, noch immer groß genug. Dasselbe erscheint vor allem in der historischen Beziehung, indem wir hier lernen, in welchem Zusammenhange die Angelegenheiten der iberischen Halbinsel in Verona zur Sprache gekommen sind. Der Zweck des Congresses, wird bemerkt, sey die Entscheidung der italienischen Händel gewesen; Frankreich aber, als Mitglied der Versammlung, habe sich für verpflichtet achten müssen, derselben über die Rüstungen, die es gegen Spanien zu nehmen genöthigt gewesen und über den davon zu machenden etwaigen Gebrauch, Erklärungen zu geben. Die Verbündeten haben die Vorsichtsmaaßregeln Frankreichs für gerecht angesehen, und mit Ausnahme Englands, den Entschluß gefaßt, sich an Frankreich anzuschliessen, um dasselbe, wenn es je nöthig werden sollte, in Behauptung seiner Würde und seiner Ruhe zu unterstützen. Österreich, Preussen und Rußland haben überdieß noch eine Erklärung über ihre Gesinnungen beygefügt, und Noten an ihre Gesandten in Madrid erlassen, um von diesen der dortigen Regierung mitgetheilt zu werden. — Aus dieser Erklärung ergeben sich die Sätze, daß die spanischen Angelegenheiten dem ursprünglichen Zweck des Congresses fremd waren, daß sie erst durch Frankreich zur Sprache gebracht worden, daß die von der letztern Macht in Beziehung auf diese Angelegenheiten genommenen Maaßregeln lediglich von ihr ausgegangen, und daß England sich von dieser Sache, so wie früher von der neapolitanischen Sache, losgesagt. Die Erwägung dieser Sätze bestärkt den Glauben an den Frieden.

So ist auch die Instruktion, die der Graf de la Garde erhält, nicht kriegerischer Natur. Zwar ist in ihr von dem Falle der Zurückberufung des Gesandten, von dem festen Willen, durch alle Mittel revolutionäre Grundsätze und Bewegungen zu hintertreiben, und von noch wirksamern Maaßregeln, als die bisherigen waren, die Rede. Aber es wird nicht gesagt, daß wirklich schon ein Zustand der Dinge in Spanien vorhanden sey, der die Anwendung dieser Maaßregeln rechtfertige; vielmehr wird ausdrücklich bemerkt, daß man sich, so lange Spanien von Parteyen zerrüttet sey, auf die bisherigen blos

schützenden Maaßregeln beschränken, zu wirksamern aber erst dann schreiten werde, wenn Frankreich seine wesentlichen Interessen fortdauernd compromittirt sehe.*) Zugleich wird bemerkt, daß Frankreich sich mit seinen Verbündeten in dem Wunsche vereinige, die edle spanische Nation möchte selbst das Heilmittel für ihre Übel finden; auch wird Hoffnung und Vertrauen auf die Gesinnungen ausgedrückt, die so lange Zeit Spanier und Franzosen in der Liebe für ihre Fürsten und für eine weise Freyheit vereinigt haben. — In allen diesen Äusserungen liegt keine Ausforderung und kein Trotz; es ist sorgfältig jeder Ausdruck vermieden, der für eine Drohung mit Waffengewalt gelten könnte; eine Steigerung der bisherigen Maaßregeln wird erst für einen Fall angenommen, der noch nicht vorhanden ist; man will Spanien keine Gesetze geben, in soferne es die Mittel zur Herstellung seiner Ruhe selbst findet. Wie ganz anders, würde dieses Aktenstück lauten, wenn es in dem Bureau des Herzogs von Montmorency verfaßt worden wäre? Und in welch' ganz anderm Tone sprachen die Erklärungen, die der Congreß von Laibach in Beziehung auf die neapolitanische Angelegenheit erlassen hatte?

Indessen läßt die dem Grafen la Garde ertheilte Instruktion das Publikum gerade über die

*) Man fragt nicht ohne gerechtes Befremden, wodurch hat denn Spanien die wesentlichen Interessen Frankreichs compromittirt? indem die Geschichte des Tags auch nicht ein erhebliches Datum zur Beantwortung dieser Frage liefert. Kehrt man dagegen dieselbe um, so bezeugt diese Geschichte, Frankreich habe, ohne die mindeste vorausgegangene Beleidigung, eine schlagfertige Armee an den Gränzen von Spanien aufgestellt, es habe unverdächtige Spanier aus seinen Gränzen vertrieben und dagegen solchen, die im offenen Kriege mit ihrem Vaterlande leben, Asyle eröffnet, es habe der Glaubensarmee Waffen, Munition und Geldunterstützungen geliefert, es habe der anmaßlichen Regentschaft gestattet, Anleihen zu eröffnen, es habe durch seine Journalisten täglich die Regierung und die Cortes gehöhnt und verläumdet rc. rc. rc. Wer ist hier der Beleidiger, wer der beleidigte Theil?

Hauptsache im Dunkeln. Sie sagt uns wohl, daß die Continentalmächte die Gesinnungen von Frankreich theilen, und ihren Gesandten in Madrid aufgetragen haben, diese Gesinnungen dem dortigen Hofe zu erklären; aber sie sagt uns nicht, welche Forderungen diese Mächte an Spanien machen, und an welche Bedingungen sie die Erhaltung der bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse knüpfen? Ja sie enthält sogar die diplomatische Seltsamkeit, „daß der Graf von „la Garde aus den Noten, welche die Ca„binette von Wien, Berlin und St. Peters„burg in Madrid übergeben lassen, die Ge„sinnungen und den Entschluß der fran„zösischen Regierung in dieser wichtigen An„gelegenheit entnehmen werde." — Was die besagten Cabinette der spanischen Regierung erklären werden, wird vor dem Publikum kein Geheimniß bleiben; diese Regierung wird aber auch keine Bewilligung ertheilen, durch welche sie auf ihre Selbstständigkeit verzichtete, die zu behaupten sie ihr Recht und ihre Macht auf gleiche Weise verpflichtet.

Es ist nicht zu erwarten, daß eine Bewilligung dieser Art ihr angesonnen, und noch weniger, daß sie unter Drohungen von ihr gefordert würde. An dem einzigen Hofe, der Klagen gegen Spanien erhoben hat, ist die Partie der Leidenschaft der der Mässigung und der Besonnenheit gewichen, und nachdem die Rollen gewechselt haben, ist die persönliche Eitelkeit bey einer Änderung des Systems nicht mehr im Spiele; das Kriegsgeschrey der zerstreuten fanatischen Brüder aber, die ihren Pharus eingestürzt sehen, kann keinen Eindruck auf ein Ministerium machen, das in ihnen seine erbittersten Gegner erkennt. Und wie könnten die letztern noch Hoffnungen auf die übrigen Mächte setzen? England erklärt sich bestimmt gegen den Krieg, ohne Hehl die Partie nehmend für Spanien. Rußland richtet alle seine Blicke und seine Kräfte gegen

das wankende Reich der Osmanen. Österreich begnügt sich mit der Hut von Italien, die es übernommen. Preussen steht in dieser Sache kein Interesse, die es berühren könnte. — So, hoffen wir, soll Europa die Ruhe, deren es so sehr bedarf, den Spaniern aber der Ruhm bleiben, die Zwietracht, die unter ihnen eingerissen, ohne fremde Dazwischenkunft, selbst vermittelt zu haben; welcher Ruhm durch die in dem Schreiben an den Hrn. de la Garde angedeutete Zurückrufung der Gesandten noch erhöht werden könnte.

Preßfreyheit in Teutschland.

Dem Menschen gebührt, in so ferne er ein vernünftiges Wesen ist, das Recht, das, was er denkt, durch Rede oder Schrift auszusprechen. Dieses Recht kann ihm weder genommen, noch beschränkt werden, ohne daß man ihn in seinem natürlichen Charakter, der in der Gabe der Vernunft liegt, verletze; er bleibt aber, so wie für alle seine freyen Handlungen, also für die Ausübung dieses Rechtes, der Gesellschaft verantwortlich. Diese Wahrheiten sind unwidersprechlich; alle civilisirten Völker haben sie anerkannt, und wo unter ihnen die geistige Macht nicht von der materiellen unterdrückt war, in ihre Gesetze aufgenommen. Eine Regierung, die der mündlichen oder schriftlichen Äusserung des Gedankens eine feststehende Norm zu geben sucht, will nicht über vernünftige Menschen herrschen, sondern über Automate und Sklaven.

Das Verfassungsgesetz, welches der teutschen Nation, nach der Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit, in der Bundesakte gegeben wurde, hat ihr das Recht der freyen Presse verbürgt, indem im 18. Art. versehen ist, daß sich die Bundesversammlung bey ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über diesen Gegenstand beschäftigen

soll. Diese Bestimmung, indem sie in dem Artikel vorkommt, in welchem die den Unterthanen der teutschen Bundesstaaten zugesicherten Rechte aufgezählt werden, konnte keinen andern, als einen schützenden und sichernden Zweck haben; man wollte sich über gleichförmige, für ganz Teutschland geltende Gesetze über die Preßfreyheit verstehen, damit nicht der einzelne Souverain, oder in seinem Namen ein despotischer Minister, diese Freyheit willkührlich aufheben oder gar vernichten könnte. Wer sieht nicht mit Rührung in dieser Sorgfalt ein Zeichen jener schönen, vorüber gegangenen Zeit, in der gegenseitige Liebe und Treue im Vaterlande sich umfiengen, und wo es dem bösen Geiste noch nicht gelungen war, den Samen des Mißtrauens in die Herzen der Fürsten zu säen?

Die edle Bewegung, die in jener Zeit war, gewährte aber den teutschen Stammsgenossen in mehreren Staaten, was die Akte verheissen hatte, ohne daß es der Mitwirkung des Bundestages bedurfte. Wo irgend Verfassungen aufkamen, ward das Recht der freyen Presse gesetzlich anerkannt und gesichert. Die Fürsten hatten keinem Grund ersehen, um dessen willen sie dasselbe ihren Völkern hätten vorenthalten sollen; überdieß konnte es dem gesunden Verstande der Teutschen nicht entgehen, daß dieses Recht in der Natur der repräsentativen Staatsform liege, und daß man die letztre nicht bewilligen könne, ohne zugleich das erstre zuzugeben. Da aber die Verfassungen entweder förmlich oder durch die Annahme von Seiten der Völker den Charakter von Verträgen erlangten, so war in den teutschen Repräsentativstaaten die Preßfreyheit hinreichend gesichert, indem sie nicht mehr durch die Willkühr der Regenten zurückgenommen werden konnte, den nur in einer Zeit allgemeiner Feilheit und Entwürdigung gedenkbaren Fall ausgenommen, daß die Landesversammlungen in die Zurücknahme einwilligen.

Diese Freyheit wurde, wie jede andere ge- mißbraucht; aber weniger dieser Mißbrauch — der auch in der That kaum der Rede werth war — als die verdrießliche Stimmung über den öffentlichen Geist, die an den Höfen Eingang gefunden hatte, erregte Verdacht und Besorgnisse. Da erfolgten die Beschlüsse von Karlsbad. Sie gaben dem 18. Art. der Bundesakte eine unerwartete Deutung. Einige Regierungen waren sehr emsig, um sie in allen ihren Bestimmungen zu vollziehen; Andere steigerten sogar noch ihre Strenge; in den Repräsentativstaaten aber konnte man die Frage nicht umgehen, ob denn verfassungsmässige, die Rechte der Bürger sichernde Landesgesetze durch politische Transaktionen der Bundesglieder aufgehoben werden können? — Es war leicht zu begreifen, daß die Bejahung dieser Frage auf gleiche Weise die Souveränetätsrechte der Regenten und die Bürgerrechte der Völker compromittirte. Deßwegen wurden in diesen Staaten die Karlsbader Beschlüsse nur in so weit vollzogen, als es in Übereinstimmung mit den Landesgesetzen geschehen konnte. Der Erfolg bewies auch, daß durchaus keine Nothwendigkeit eine Verschärfung dieser Gesetze forderte, indem die Fälle höchst selten waren, in denen die Polizey gegen den Mißbrauch der Preßfreyheit einzuschreiten sich verpflichtet gehalten hat.

Seit der Congreß von Verona beendigt ist, lauft das Gerüchte, daß in Gefolge einer Verabredung zwischen dem österreichischen und preussischen Cabinette, dieser Gegenstand am Bundestage aufs Neue zur Sprache gebracht und endlich die Redation allgemeiner Vorschriften für die Preßgesetzgebung der Bundesstaaten vollzogen werden soll. Dieß Gerücht kann, mit manchen Zeichen unserer Zeit in Verbindung gesetzt, Besorgnisse erregen. In der Sache an sich liegt aber nichts Bedenkliches, indem von einem Geschäfte die Rede ist, das in dem Fundamentalstatut dem Bundestage zugewiesen von diesem längst eingeleitet und von dem Hrn. v. Berg, als Referenten, vorbereitungsweise bearbeitet worden ist. Daß die definitive Erledigung desselben zu neuen Beschränkungen der Preßfreyheit führen werde, scheint aber vor der Hand nicht besorgt werden zu dürfen, nicht nur weil in der That kein Grund vorhanden ist, um deswillen der teutschen Nation eine Freyheit genommen werden könnte, die sie weit verständiger und mässiger übt, als jedes andere Volk, das in dem Besitze derselben ist, sondern auch weil die rechtlichen Rücksichten, die der Geist der Bundesakte und die Bundesgesetze fordern, nicht gestatten, daß diese Sache lediglich auf dem Standpunkte der Politik abgethan werde. Ohnehin wird und muß ein Volksrecht, das die Bedingung und die Bürgschaft aller übrigen ist, in jedem teutschen Senate, also auch in der teutschen Bundesversammlung, seine männlichen Vertreter finden.

Das Haus Hohen-Staufen.

Unter den Geschlechtern, welche in der teutschen Geschichte durch die Persönlichkeit ihrer Mitglieder, so wie durch Macht und umfassende Wirksamkeit ausgezeichnet sind, ragt vor allen das Haus Hohen-Staufen hervor. Vom Jahre 1138 bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts hatten seine Söhne den teutschen Thron inne, den zu verherrlichen und zu befestigen sie, in hohem Sinne und unter heldenmüthigen Anstrengungen, gestrebt haben: zwey von ihnen, die beyden Friedriche, wurden vermöge ihrer grossen Entwürfe und ihrer in schweren Kämpfen erwiesenen Tapferkeit, den Heroen der alten Welt gleich; alle verfolgten standhaft dasselbe Ziel, unumschränkte Herrschaft und feste Begründung der teutschen Macht in Italien; zwar fanden sie im beharrlichen Streben auf dieses

Ziel ihren Untergang; aber mit ihrem Daseyn erlosch nicht auch das Andenken an den Ruhm, der durch sie den Teutschen vor allen Völkern zu Theil geworden, und an die glückliche Förderung, die durch sie teutsche Gesetzgebung, Sprache, Wissenschaft und Civilisation erlangt haben. Wollen wir irgend dem Stolze des Auslands glänzende Namen entgegen setzen, so werden wir immer auf die Söhne dieses edeln schwäbischen Stammes zurück kommen.

Männer von solcher Gediegenheit, an die Spitze der Nationen gestellt, tragen ihre persönliche Grösse auf ihre Zeit über. So trifft auch die Blüthe des Mittelalters mit der Periode der Hohen-Staufen zusammen, „in der Europa bis dahin getrennt, seine verbundene Kraft daran setzte, das heilige Land den Unglaubigen zu entreissen, während die Päbste vom Stuhle des heiligen Peters herab alle höhern Verhältnisse zu leiten strebten, und ihnen gegen über ein grosses teutsches Herrschergeschlecht das Reich und den Thron der Cäsaren zum längst erloschenen Glanze wieder zu erheben bemüht war. Was in der ganzen Zeit, die von dem Untergange des Weströmischen Reichs bis dahin verfloß, keimte, erhält hier Reife und Bedeutung; so wie die Jahrhunderte nachher schon wiederum die Keime der neuern Zeit in sich tragen, und ihre Gestaltung allmählich in diese übergeht. Die Periode der Kreuzzüge und der Hohen-Staufen ist deshalb das Mittelalter im eigentlichsten Sinne des Worts zu nennen. Die Trägheit der Barbarey, welche nur das nächste sieht und will, hat aufgehört, und einer Thätigkeit Platz gemacht, welche in tiefgedachten und entworfenen Plänen die ganze gebildete Menschheit zu umfassen strebt. Nirgends treten grössere Persönlichkeiten auf; die unerschütterliche Festigkeit tiefschauender Päpste, der großartige Muth gewaltiger Kaiser und der Riesenkampf, den sie gegen einander bestehen, gewährt ein Interesse, dem

in der ganzen Weltgeschichte kaum ein Anderes gleich kommt. Auch schließt sich diese Zeit vollkommen in sich selbst ab; der Kampf endet wie eine im grossen Stile gedachte und ausgeführte Tragödie; das grosse Kaisergeschlecht geht unter, aber es begräbt in seinem Falle eine Welt mit sich; denn Alles, was zu seiner Zeit groß und herrlich gewesen, vergeht mit und bald nach ihm. Das Ritterthum zerfällt; seine Poesie verklingt. Alles, was von nun an erstrebt, erscheint minder erhaben und großartig."

Noch hat dieses Heldengeschlecht und diese Heldenzeit keinen Geschichtschreiber, in dem edlern Sinne, wie sich sein Bild in den Mustern der Alten und einiger Neuern spiegelt. Zwar fliessen die Quellen reichlich diesseits und jenseits der Berge; auch ist der teutsche Fleiß immer emsig gewesen, sie aufzugraben, zu reinigen und abzuleiten; besonders ist diesem Fleisse in den letzten Jahrzehenden die reichlichste und trefflichste Ausbeute geworden; aber noch hat Niemand versucht, was er gesammelt und geläutert, in einem grossen, lebenvollen, mit Geist und Kunstsinn ausgeführten Gemälde darzustellen, bis sich endlich ein solches Gemälde ein ehrenwerther teutscher Mann, Hr. Regierungsrath Friedrich v. Raumer, in Berlin, zur Aufgabe seines Lebens gemacht. Über seine Tüchtigkeit für die Lösung dieser Aufgabe hat er sich längst durch treffliche Proben ausgewiesen; die Art aber, wie er sich durch derselben angeschickt, bewährt, wie lebendig er ihre Schwierigkeiten und ihre Würde fühle. Ihr hat er seit 19 Jahren seine besten Kräfte gewidmet, und um die möglichste Vollendung zu erzielen, eine unter den günstigsten Aussichten begonnene Geschäftslaufbahn verlassen. Nachdem er denn alle Quellen, die seine Nähe ihm darbot, durchforscht hatte, machte er sich, durch die Gnade seines Königs unterstützt, auf, um den Schauplatz der zu beschreibenden Begebenheiten kennen zu lernen, und durchreiste den teutschen Süden, die Schweiz

und Italien. Das Aufgefundene war wohl des mühsamen Suchens werth. Des Unbekannten und Beachtenswerthen mancherley gewährten die seltenen Druckwerke, Handschriften und Urkunden, die in Stuttgart, München, St. Gallen, Bern, Zürch, Florenz, Neapel und anderer Orten dargeboten wurden. Vor Allem reich war aber die Ausbeute in Rom, wo nicht nur die Handschriften der vatikanischen Bibliothek, sondern auch die Archive des Vatikans sich dem Verfasser öffneten, die vor ihm fast keinem einzigen Schriftsteller, ausser Baronius und Raynald zugänglich gewesen. Nach so langen und gründlichen Vorbereitungen schritt er dann zur Arbeit, und nun, da diese vollendet ist, kündigt er die Erscheinung des Werkes an, das — mit trefflicher äusserer Ausstattung und in zweyerley Ausgaben von Brockhaus zu Tage gefördert — uns ein der eifrigsten Unterstützung werthes Nationalprodukt erwarten läßt, mit dem die Gegenwart eine alte Schuld an eine herrliche Vorzeit abzahlt, und eine Lücke unsrer Literatur, die wir bisher nicht ohne Erröthen betrachten konnten, mit einer neuen Zierde ausfüllt.

Mittenwald.

Der sonst in den Jahrbüchern der Geschichte nie genannte Marktflecken Mittenwald hat in unsern Tagen eine unerwartete Celebrität erlangt, indem zwey europäische Souveräne, verwandt durch die Bande des Bluts, durch gleichen Edelmuth und durch gleiche Achtung bey ihren Zeitgenossen und Unterthanen, ihn erkoren, um in seiner Mitte den Ansprüchen ihrer durch freundschaftliche Liebe verbundenen Herzen zu genügen. Am Christfeste langte der König, den wir mit Freude und Stolz den unsern nennen, die Königinn, seine Gemahlinn und die Prinzessinn Charlotte daselbst an; am folgenden Tage aber kam der Kaiser Alexander von Innsbruck über das Gebirge herüber, und verweilte bis am 28.; am 29. reisten die Wirtembergischen Herrschaften wieder ab. Das war auch ein Congreß, aber nicht von politischer Art, sondern veranlaßt und geheiligt durch die rein menschlichen Gefühle der Sehnsucht und der Liebe.

Mittenwald liegt in der Grafschaft Werdenfels, einem Ländchen im Süden von Baiern, das ungefähr 8 Stunden lang und 5 Stunden breit, und von den gegen Norden sich absenkenden Zügen der Tyroleralpen durchschnitten ist. Schon im dreyzehnten Jahrhundert erwarb dasselbe der Bischof Emich von Freysingen von Bertolden Grafen von Eschenlohe, durch Kauf und seit der Zeit blieb die Grafschaft Werdenfels ein Eigenthum des Hochstifts. Durch die Regenspurger Verhandlungen von 1802 gelangte sie an Baiern, das dann ihre Bestandtheile in ein Landgericht vereinigte, welches seinen Sitz zu Garmisch hat. Nahe bey diesem Flecken sieht man noch auf einem auf dem linken Gestade der Loisach sich erhebenden, eine unbeschreiblich schöne Aussicht gewährenden Berge die Trümmer der uralten Burg Werdenfels. Das gesamte Landgericht enthält nur 3 Pfarreyen, nämlich Garmisch, Partenkirch und Mittenwald, in welchen sich 13. Kirchen, 1109 Häuser und 5200 Einwohner befinden. Die nächste Strasse von Innsbruck nach Baiern führt durch dasselbe. Der Paß Scharnitz bezeichnet die Gränze des Tyrols. Gleich hinter Mittenwald spaltet sich jene Strasse. Ihr linker Zug führt über Landsberg nach Augsburg, der rechte über Wolfratshausen nach München. In Mittenwald und Partenkirch finden sich Posten.

Was irgend die Erdoberfläche, wo sie in hohen Gebürgen sich aufthürmet, Erhabenes, Schauerliches und Schönes darstellt, gewährt dieß Ländchen in vollem Maaße dem Anschauer. Die Thäler der Isar und der Loisach durch-

schneiden es von Norden nach Süden; mit ihnen vereinigen sich viele engere Schluchten, von Bergwassern und Bächen durchströmt; zur Seite dieser Niedrungen aber steigen die Berge, zum Theil in schwindelnder Höhe, hier mit Wäldern bewachsen, dort in kahlen Felsengipfeln oder schneebedeckten Kuppen gen Himmel strebend, empor. Die herrlichsten Ansichten bieten diese Berge, unermeßliche Aussichten ihre Scheitel dar. Auch fehlen die sonstigen malerischen Partieen nicht, die sich nur in der Alpennatur finden, wie z. B. der prächtige Wasserfall auf dem Kuhfluchtberge, der durch sein gewaltiges Rauschen einer weiten Gegend sich kund thut, das Panoram auf dem Beneficiatenhause von St. Anton, das der stolze Daniel, mit seinem zäckichten, schneebedeckten Haupte schließt, der Eibsee, mit seiner lieblich grünen Wasserfläche, umgeben von Ulmen und Tannen und senkrechten Felsenwänden, und das Rheinthal, in dem die Partnach von einer ansehnlichen Höhe herabfällt und sich dem Anblicke die ungeheure Ruine eines vielleicht vor Jahrtausenden eingestürzten Gebirges darbietet. In den Thälern wird nur die Hälfte des benöthigten Getraides gebaut; dagegen steht die Viehzucht, durch üppige Wiesen und gesunde Weiden, in trefflicher Blüthe; ein grosser Reichthum von Waldungen bedeckt das Land, ihre Produkte gewähren demselben sein Haupterport, das auf der Isar in das innere Baiern gefördert wird; der alte Segen der Eisenbergwerke hat überall aufgehört. Bey dieser Kargheit des Bodens haben die Innwohner ihre Zuflucht zum Handel und zum Kunstfleisse genommen. Der erstre ist von nicht geringem Umfange, wie es denn in Mittenwald und Partenkirch Kaufleute giebt, die die Leipziger Messen beziehen, und in Bremen, Berlin und Warschau Niederlagen haben; das fleissige und kunstreiche Volk beschäfftigt sich aber mit dem Kleinhandel und mit der Fertigung von musikalischen Instrumenten, Holz- und Beinwaaren. In seinen Sitten, so wie in seiner Kleidung ist das leztre den Tyrolern mehr verwandt, als den Bayern.

Was nun den Marktflecken Mittenwald betrifft, der in den ersten Tagen des Januars in allen Zeitungen von Europa genannt worden ist, so liegt derselbe in einem von dem Karwendelberge, dem Isarberge und dem Seinsberge umgürteten Thal, nahe an der Gränze von Tyrol, zwischen der Lautersee und der Isar, die hier schiffbar wird. Er hat

8 Kirchen, 556 Häuser und 1600 Einwohner, unter denen sich über hundert Geigenmacher befinden. Der ausgezeichnete Maler Georg Tiefenbronner wurde im J. 1718 daselbst geboren.

Genaue statistische Notizen von dem Landgerichte Werdenfels im Jahr 1807 von Cl. Baader an Ort und Stelle aufgenommen, finden sich in der Baierischen Vaterlandskunde von v. Seida und Dingler rc. I S. 145. ff.

Literatur.

Die vor kurzem, in Schmalkalden bey Varnhagen erschienene Statistische Darstellung des teutschen Fabrik- und Handelswesens nach seinem ehemaligen und itzigen Zustande von J. D. A. Höck, behandelt ihr Thema mit Genauigkeit Vollständigkeit und reichlichen literarischen Nachweisungen und gewährt dadurch eine für den Staatswirth, den Gewerbsmann und den Patrioten gleich interessante Uebersicht. Einen besondern Werth erhält aber die Schrift durch die bey allen Fabrik- und Handelsartikeln gemachte Zusammenstellung des ehemals und itzt; nur erscheint das daraus sich ergebende Resultat nichts weniger als tröstlich, indem wir sehen, wie unser Gewerbswesen in allen seinen Zweigen gelähmt, gesunken und gefallen ist, und, wenn man nicht zu grossen und gemeinsamen Maasregeln schreitet, seinem gänzlichen Ruin entgegen geht. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser eine besondere übersichtliche Darstellung dieses unsres Nothstandes gegeben hätte; man muß, wo sich irgend die Gelegenheit dazu erbietet, laut und klar davon sprechen, weil aller Hülfe Anfang die Kenntniß des Verderbens ist. Jener Nothstand ist aber noch nicht genugsam erkannt, wie könnte man sonst die Maasregeln zu seiner Beseitigung so verdrossen, so taulicht und so träge betreiben? Durch ihn ist nicht nur das äussere Glück der teutschen Nation, sondern eben so wohl auch ihre Sittlichkeit, ihre Civilisation und ihre bürgerliche Ordnung bedroht. Diese Gefahren sieht und achtet man nicht, dagegen müht man sich ab, im Kampfe mit Gespenstern, die in der Wirklichkeit nirgends existiren. Wie wird das enden?

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



1. Februar 5. 1823.

— Es reift das Gute, das Grosse nur langsam!
Aber es reift gewiß zur herrlichen, erquickenden Ernte!

Conz.

Die Resultate des Congresses.

Die Instruktion, welche dem Grafen la Garde durch das französische Ministerium der auswärtigen Geschäfte ertheilt worden, hat nur ein dämmerndes Licht über die Verhandlungen von Verona verbreitet. Es gieng den politischen Exegeten mit ihr, wie den theologischen mit der Bibel; jeder fand in ihr sein System. Darüber kamen sie aber so ziemlich alle mit einander überein, daß hier von einer Wäsche die Rede sey, die den Pelz nicht naß machen sollte. Bey dieser Unbestimmtheit der ersten die grossen Fragen unsrer Zeit betreffenden Manifestation konnte sich die Ungeduld des Publikums durch sie nicht für befriedigt halten. Man sehnte sich nach grösserer Aufklärung. Diese ist in der Cirkulardepesche erfolgt, welche die Monarchen von Österreich, Rußland und Preussen, unter dem 14. Decbr. an ihre bey den andern Höfen accredirten Gesandtschaften erlassen haben. Aber auch dieses Aktenstück, läßt noch manche Fragen unbeantwortet, die sich aus dem Gange und der itzigen Stellung der öffentlichen Angelegenheiten ergeben, und erregt dadurch die Vermuthung, daß in Beziehung auf einzelne Gegenstände der Congreß nicht bis zur gemeinsamen und endlichen Erledigung gelangt sey.

Dieß ist jedoch, wie wir aus der Circulardepesche ersehen, der Fall bey der ursprünglichen und nächsten Aufgabe der Verhandlungen, welche die italienischen Händel betrift. Über sie sind gemeinsame und definitive Beschlüsse gefaßt worden. Auf den Antrag der betreffenden Souveräne räumen die österreichischen Truppen die Staaten des Königs von Sardinien bis zum 30. Septbr. dieses Jahrs gänzlich; die im Königreiche beyder Sicilien aufgestellte Hülfsarmee aber wird, in möglichst kurzen Fristen, um 17000 Mann vermindert. Diese Beschlüsse sind für das europäische Publikum beruhigend, weil sie beweisen, daß man nun das revolutionäre Contagium das die italienischen Völker ergriffen hatte, als unterdrückt erachtet, und weil sie die feindseligen Auslegungen, die das Mißtrauen von den Zwecken der Occupationen gemacht hat, faktisch widerlegt. Durch siegreiche Waffen ist die Machtvollkommenheit der Könige von Neapel und Sardinien wieder hergestellt worden; durch die Räumung ihrer Länder wird sie vollendet. Der Zweck der bewaffneten Einschreitung war, „Widerstand gegen die

„Revolution und Begründung des Friedens und „der Ordnung." Dieser edle Zweck ist aber nur erreichbar, wenn jene Machtvollkommenheit sich in den Schranken der Mässigung und der Gerechtigkeit hält. Man muß voraus setzen, daß diese Bedingung in dem Rathe der Schiedsrichter nicht übersehen worden; die Hinweisung auf sie ergieng aber natürlich nur an die Partieen von denen die Erfüllung derselben abhängt.

Ein noch grösseres Interesse, als seine ursprüngliche Frage, bot dem Congresse der Aufstand der Griechen gegen die Pforte durch seinen Charakter, durch seinen Einfluß auf die politischen Verhältnisse der Mächte, und durch den Antheil dar, den die öffentliche Meynung an ihm nahm. Diese forderte laut und allgemein Hülfe für die Griechen; aber es war voraus zu sehen, daß der Verein der Verbündeten sie ihnen nicht gewähren werde, und eine Vermittlung von Seiten der letztern, war nicht zu wünschen, weil Verträge mit der Pforte, sie mochten auch lauten, wie sie wollten, die Griechen ihren Unterdrückern in der That doch nur wieder preis gegeben haben würden. Die Mächte haben gleich nach dem Ausbruche des griechischen Aufstandes die Gründe kund gethan, um welcher willen, sie denselben mißbilligten. Der Lauf der Ereignisse konnte ihre Ansichten ändern. Aber der Innhalt der Cirkulardepesche beweist, daß sie noch immer auf denselben bestehen. Es sey, wird in ihr versichert, derselbe Geist der Revolution, der in Spanien und im östlichen Europa sein Werk getrieben. Das Zusammentreffen der Ereignisse lasse keinen Zweifel über die Gleichheit ihres Ursprungs übrig. Sie seyen aus einem gemeinschaftlichen Brennpunkte hervor gegangen. Die, welche die Bewegung leiteten, haben sich geschmeichelt, sie zu benützen, um die Rathschläge der Mächte durch Zwietracht zu verwirren, und die Streitkräfte, die neue Gefahren auf andere Punkte von Europa rufen konnten, zu neutralisiren. Die Maxime der Rebellion müsse, an welchem Orte und in welcher Gestalt sie sich auch zeige, zurück gewiesen werden. — Bey diesem festen Verharren in den ersten Ansichten, konnten die Verhandlungen in Verona keine veränderten Resultate ergeben. „Das einmal herbey geführte Einverständniß über die „orientalische Frage, bemerkt die Depesche, habe „der Congreß bestätigt."

Diese Bestätigung ist früher schon faktisch erfolgt. Conte Metara, der Deputirte der Regierung von Morea, der an die Küste von Italien gekommen war, um die Hülfe der Monarchen in Verona für sein Volk anzuflehen, erhielt nicht die Erlaubniß Ancona zu verlassen, und seine an die auf dem Congresse versammelten Minister gestellten Briefe blieben unbeantwortet.

Dieß ist, wie gesagt, nicht unerwartet. Die Grundsätze, auf denen der Bund der grossen Mächte beruht, so wie der Zweck und die Maximen desselben sind mit der Sache der Griechen im geraden Gegensatze. Aber um deßwillen fallen die Gesichtspunkte, aus denen der Bund diese Sache auffaßt, nicht auch mit denen seiner einzelnen Glieder zusammen. Denn jedes der letztern hat bey den Bewegungen im Osten seine besondern Interessen, die seine Haltung und seine Maaßregeln bestimmen müssen. Die Vereinigung dieser Interessen ist unmöglich; deßhalb scheint sie auch in Verona nicht versucht worden zu seyn. Jede Macht wird also in Ansehung dieses Gegenstandes handeln, wie ihre besondere Staatsraison es fordert; der Congreß hat keiner darüber ein Gesetz gegeben; er hat blos die Hoffnung ausgedrückt, daß durch gemeinschaftliche Schritte auch die Hindernisse des Friedens von Seiten Rußlands noch beseitigt werden dürften.

Über den Zustand von Spanien und den Charakter der dort statt gefundenen Verfassungsveränderung spricht die Cirkulardepesche mit derselben Mißbilligung, die so viele frühere Laute

aus den Cabinetten schon kund gethan haben. „Spanien habe, auf Kosten seines Glücks und seines Ruhms, ein neues trauriges Beyspiel der unausbleiblichen Folgen jedes Frevels gegen die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung geliefert. Die rechtmässige Gewalt gefesselt, in ein gezwungenes Werkzeug des Umsturzes aller Rechte und aller gesetzlichen Freyheiten verwandelt; alle Volksklassen in den Strom der revolutionären Bewegung gerissen; Willkühr und Unterdrückung in den Formen des Gesetzes ausgeübt; ein ganzes Reich jeder Art von Unordnungen und Convulsionen preis gegeben; reiche Colonieen, die ihre Losreissung durch dieselben Maximen rechtfertigen, auf welche das Mutterland sein öffentliches Recht gebaut hat, aufgeopfert; die letzten Hülfsmittel des Staats vom Bürgerkriege verzehrt: — Das sey das Gemälde, welches die gegenwärtige Lage Spaniens darbiete. Wenn sich jemals aus dem Schooße der Civilisation eine von den Grundsätzen der Erhaltung, von den Grundsätzen, auf welchen der europäische Bund beruht, feindselig getrennte Macht erhoben habe, so sey es diese." — Nach dieser Schilderung kündigt dann die Depesche die Entschliessung der Monarchen an. Ihre Gesandtschaften haben den Befehl erhalten, die Halbinsel zu verlassen. Diese Entschliessung, so unbedingt, wie sie hier ausgedrückt ist, scheint die vermittelnden Versuche, die, um Modifikationen in der Verfassung der Cortes zu bewirken, das Pubikum erwartete, auszuschliessen. Man bricht das diplomatische Verkehr mit dem Lande ab, das man nicht mehr fortsetzen zu können glaubt, „ohne der Faktion, die es beherrscht, die falsche Farbe einer stillschweigenden Bewilligung zu leihen," und überläßt dieß Land seinem Schicksale. Dieselbe Maaßregel haben die drey Mächte früher schon gegen Portugal genommen, weßwegen dieses Staates hier nicht gedacht wird, obgleich seine Verfassung weit demokratischer ist, als die spanische. Frankreich unterscheidet sich aber in diesem Punkte von seinen Verbündeten. Es droht in der dem Grafen la Garde ertheilten Instruktion mit der Zurückrufung des Gesandten nur bedingungsweise, „so fern nämlich seine wesentlichen Interessen „noch ferner gefährdet, und die Hoffnung einer „Verbesserung untergehen würde."

Die wesentlichen und historischen Resultate des Congresses, die unmittelbar aus den Beschlüssen hervorgehen, beschränken sich also nur auf die Räumung von Italien und auf die Zurückrufung der Gesandten aus Spanien; die griechische Frage aber ist zur Sprache gekommen, ohne daß in Ansehung ihrer gemeinsame Schritte verabredet worden wären. Nur über den ersten Gegenstand, die Räumung nämlich, fand, wie es scheint, volles Einverständniß statt; bey dem zweyten trennten sich England und Frankreich von den drey andern Mächten, jenes indem es sich nicht für befugt hielt, Spanien über seine innere Angelegenheiten Gesetze zu geben, dieses indem es die Zurückrufung seines Gesandten an eine Bedingung knüpfte; in der Sache des Orients aber mußten die Zwecke des Bundes der Politik der Einzelnen untergeordnet werden, weil hier Rußland so wohl als England Interessen zu bewahren hat, die für diese Mächte viel zu wichtig sind, als daß sie durch irgend eine Bundespflicht vermocht werden könnten, denselben zu entsagen. Das Hauptresultat des Congresses ist also, wie man sieht, negativer Art, nämlich die Vermeidung der bewaffneten Intervention in der spanischen Sache. Dieß Resultat muß denen, die es herbey geführt haben, ganz Europa verdanken. Die Zurückberufung der Gesandten ist zwar eine sehr starke Declaration der Mißbilligung und der Abgunst, eine Art von pa-

litischem Verruf oder Bann; aber sie ist noch keine Kriegserklärung. Es hängt von der Haltung ab, die von nun an die spanische Regierung annehmen wird, um das Urtheil der Welt über diese Maaßregel zu bestimmen, und die Verbindungen, die durch sie unterbrochen sind, wieder anzuknüpfen.

Die öffentlichen Blätter haben uns oft mit der Miene der Zuverlässigkeit versichert, daß auch die teutschen Angelegenheiten in Verona zur Discussion kommen werden, und seitdem der Congreß aufgelöst ist, sprechen sie davon, daß dieser Gegenstand in weitern Verhandlungen zur Berathung kommen dürfte. Die Circulardepesche schweigt von derselben; daraus folgt aber nicht, daß er aufgegeben sey; doch scheint sich das von selbst zu verstehen, daß über denselben nur teutsche Mächte zu Rathe sitzen können, indem kein Grund zu erdenken ist, der eine Einmischung der Fremden in unsere innern Verhältnisse, selbst nach der neuern Theorie des Interventionsrechts, zulässig machen könnte. Wenigstens weißt man in Teutschland nichts von der „auf Revolution und Umsturz sinnenden Faktion" die in andern Ländern die Gemüther bewegen soll, Niemand „zieht „mit offener Stirne gegen die Thronen und die „bestehenden Verfassungen zu Felde, Niemand be„reitet Komplote vor und Niemand vergiftet die „öffentliche Meynung."

Achilles von Jouffroy.

Es ist kein Grund vorhanden, die Ächtheit des in englischen Blättern zuerst mitgetheilten Schreibens des Grafen Achilles von Jouffroy an den Hrn v. Montmorency zu bezweifeln, so sehr auch der Innhalt desselben durch seine Abgeschmacktheit auffällt, und den Charakter der grossen europäischen Cabinette befleckt. Es war der Fehler des französischen Ministers, daß er

einen Mann von solcher Befangenheit vor sich voraus sandte, um den Grund zu sondiren, auf dem er seine diplomatischen Operationen ausführen wollte. Wir geben gerne zu, daß Hr. v. Jouffroy nichts gesagt hat, was er nicht bemerkt und gehört zu haben glaubte, und wir sprechen ihn in dieser Beziehung von allem Verdachte der Lüge frey. Aber er ermangelte aller Tüchtigkeit für seinen Auftrag, weil ihm das Organ fehlte, die Wahrheit in ihrer ächten Gestalt zu sehen. Dieser Anblick gelingt nie der Leidenschaft oder dem Fanatismus. Im Gegentheile bewährt die Eine und der Andere eine eigenthümliche schöpferische Kraft, indem sie die Objekte metamorphosiren, wie es ihnen gefällt. In ihrem Auge wird die Rauchschwalbe, die unter ihrem Dache nistet, zum Adler des Jupiters, und der Esel, der unter seiner Last an ihrem Hause vorüber keucht, zum Buzephal.

Die Mitglieder der Genossenschaft, welcher der Correspondent des Hrn. v. Montmorency angehört, nennen sich die Vertheidiger der Thronen und die Patrone der Könige. Wir wollen ihnen das Verdienst der guten Meynung nicht streitig machen, ob sie wohl gar oft nicht geringe Zweifel gegen dasselbe erregt haben; aber wir können sie nicht gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß sie nicht selten durch ihre Haltung und durch ihre Waffen der Sache ihrer Schützlinge weit mehr schaden, als nützen. Dieser Vorwurf trifft in vollem Maaße den Hrn. v. Jouffroy. Er tritt mit der Miene eines Mannes auf, dem es gelungen ist, das Vertrauen der grossen Geschäftsführer zu erlangen, und theilt nun seinen Committenten die Geheimnisse derselben mit, vermöge deren der Sinn der europäischen Cabinette unabänderlich darauf steht, daß die Monarchie nur mit dem Attribute der Unumschränktheit ihren wahren Charakter behaupte, das Volk aber den seinigen nur durch schweigenden Ge-

horsam. Wäre diese Offenbarung aus dem Munde eines liberalen Redners oder Schriftstellers gekommen, so würde er nicht der Beschuldigung entgangen seyn, daß er das monarchische System verläumde, um gegen dasselbe zu erbittern. Diese Wirkung scheint aber um so mehr erfolgen zu müßen, wenn die Apologeten jenes Systems seine Vollendung in solcher Weise darstellen; doch fürchten wir von der Darstellung des Hrn. v. Jouffroy keine üblen Eindrücke, weil die ganze Welt weißt, daß die Gesinnung, die er den Höfen zuschreibt, von ihm denselben nur angedichtet sey. Übrigens bestätigt er durch sein Beyspiel den alten Erfahrungssatz, daß man oft durch den unverständigen Eifer seiner Freunde in größere Verlegenheit versetzt werde, als durch den bösen Willen der Feinde.

Die falschen Ansichten, die unser Correspondent dem Hrn. v. Montmorency mittheilt, erklärt, wie wir bereits gethan haben, die Billigkeit aus dem krankhaften Zustande seiner Phantasie. Aber über einen Punkt müssen wir doch seine Treue in Anspruch nehmen, oder ihm eine Licenz zur Last legen, die, da sie offenbar durchaus poetischer Natur ist, in einem Aufsatze, der blos Thatsachen enthalten sollte, nicht Platz finden durfte. Es ist nämlich unmöglich, daß ihm irgend ein Minister oder überhaupt eine Person von Bedeutung gesagt haben konnte, „die französische Regierung habe einen natürlichen Hang „zur constitutionellen Proselytenmacherey und zur Ausbreitung der ständischen Verfassungen, und isolire sich dadurch „von den Monarchieen, die auf das entgegen gesetzte Princip sich gründen;" Hr. v. Jouffroy aber behauptet, diese Meynung, die eine lächerliche Albernheit ohne ihres Gleichen ist, sey allgemein verbreitet. Gewiß hat Hr. v. Montmorency sich durch sein Gewissen gegen dieselbe vollkommen gerechtigt gefühlt; ist sie aber

seinem Correspondenten von jemand aufgebunden worden, so erregt das gegen denselben den Verdacht, daß er in den Kreisen, in denen er seine Beobachtungen angestellt hat, für einen Mann gegolten, den man zum Beßten halten kann.

In diesen Kreisen haben bekanntlich die liberalen Ideen, welche das gegenwärtige Zeitalter als die Grundlage aller gesellschaftlichen Institutionen fordert, keine Freunde; sie gelten im Gegentheile in ihnen für den Fluch der Menschheit. Wir zweifeln deßhalb nicht daran, daß Hrn. v. Jouffroy, zumal nachdem man mit seinem kritischen Talent bekannt geworden war, recht oft und recht nachdrücklich versichert worden ist, es seyen alle Staatsmänner an den grossen Höfen fest überzeugt, „daß die Aufhebung der Klö„ster, die Tilgung der Privilegien, die Einrich„tung gesetzgebender auf Volkswahl und Rechts„gleichheit sich basirender Versammlungen, die „unbeschränkte Toleranz, die Publicität des Red„nerstuhls und die Freyheit der Presse mit der „Ruhe von Europa unvereinbar seyen;" und recht willkommen mußte diese Versicherung dem Hrn. v. Jouffroy seyn, da sie mit seiner eigenen Überzeugung so rein und volltönend zusammen klang. Dieß war der Grund, um dessen willen er sie für baare Münze annahm. Aber es wäre ungerecht, wenn man ihm wegen dieser Bereitwilligkeit fremde Zeugnisse aufzunehmen alles Urtheil absprechen wollte. Denn es ist darauf zu wetten, daß er, wenn ihm das Gegentheil gesagt worden wäre, keine Sylbe davon geglaubt hätte.

Übrigens ersieht man aus diesem Falle, welche Bewandniß es manchmal mit den Berichten habe, die die Ministerien von ihren Kundschaftern und Agenten erhalten, und daß Zeitungen und Flugschriften oft richtigere Notitzen von der Stimmung der Höfe und der Völker geben, als diplomatische Missionen.

Politische Zweifel.

„Wenn es in dem Hause meines Nachbars brennt, bin ich berechtiget, in dasselbe hinein zu gehen, oder auch mit Gewalt hinein zu dringen, um das Feuer zu löschen.“ — Dieser Satz ist über jeden Zweifel erhaben. Man hat ihn in unsern Tagen oft angeführt, um das Recht darzuthun, das der eine Staat haben soll, sich in die innern Angelegenheiten des andern zu mischen. Ob nun wohl Beyspiele nichts beweisen, sondern nur erläutern, auch die Erfahrung lehrt, daß in der politischen Welt eine Illumination oder eine veränderte Art der Beleuchtung nicht selten für eine Feuersbrunst angesehen wird, so halten wir doch die besagte Anwendung dieses Satzes für gegründet, in soferne nämlich über das Daseyn der Feuersbrunst keine Täuschung vorwaltet.

Ja wir glauben sogar, daß ihr eine noch weitere Ausdehnung gegeben werden könne. Wenn mein Nachbar eine Menge brennbarer Materialien in seinem Hause anhäuft, sie, ohne Rücksicht auf die Gefahr, neben die Oefen, die Heerde und die Kamine legt, alle Vorsichtsanstalten vernachlässigt, und die Leute aus dem Hause jagt, die ihn bescheiden an dieselben erinnern, — muß ich dann, um mich gegen die Gefahr einer solchen Nachbarschaft zu sichern, warten, bis die Feuersbrunst ausbricht? Gewiß nicht, im Gegentheile bin ich berechtigt und verpflichtet, den Nachbarn in diesem Falle zu warnen, und wenn die Warnung über seinen Leichtsinn oder seine Thorheit nichts vermag, die Zwangsmittel gegen ihn anzuwenden, die mir die Gesetze einräumen.

Scheint es nicht, in soferne diese Grundsätze richtig sind, daß in unsern Tagen, auf dem Schauplatze der Politik manchmal der rechte Zeitpunkt verfehlt worden sey, um sich gegen eine drohende Nachbarschaft sicher zu stellen? —

Der Lauf der Ereignisse hat aber in den Zuschauern noch eine andere Bedenklichkeit erregt. Man ließ das Feuer in dem Hause des Nachbars zum Ausbruche kommen; man eilte dann herbey und war so glücklich das Feuer zu tilgen; der Nachbar bezog seine Wohnung wieder, ohne jedoch klüger geworden zu seyn; alle Fehler gegen eine gute Feuerordnung, deren er sich früher schuldig gemacht hatte, wurden auf's Neue von ihm begangen, ja noch grössere; die Nachbarn aber liessen ihn machen, und erwarteten bis ein abermaliger Ausbruch der Flamme sie wieder zur Hülfe rief.

Man bewundert mit Recht die Geduld dieser Nachbarn. Aber kann man sagen, daß sie mit gehöriger Vorsicht für ihre Sicherheit sorgten? —

Erinnerungen.

(Eingesandt.)

1.

Es ist ein eitles Bestreben, Bücher zu verbieten oder zu unterdrücken, wenn die Lehren, die dieselben enthalten, schon in den Köpfen sind. Dieser Thorheit machen sich die Obscuranten unser Zeit schuldig, indem sie, durch jenes Mittel, ein System von Ideen verdrängen wollen, das längst zum Gemeingut der Völker geworden ist. Sie haben gleiches Schicksal mit den Lehrern des grossen Tragikers Racine. Dieselben fanden, als er noch das Gymnasium besuchte, den griechischen Roman Theogenes und Chariklea auf seinem Zimmer, und da sie das Buch für sein Seelenheil gefährlich hielten, nahmen sie es ihm hinweg. Der Jüngling verschaffte sich ein zweytes Exemplar, das gleiches Schicksal hatte. Das dritte händigte er aber den frommen Männern selbst ein. „Sie können, sagte er ihnen, das Buch nun behalten; ich weiß es auswendig.“

2.

Es ist umsonst, daß ihr eine Wirkung zu zerstören sucht, während ihr die Ursache derselben bestehen lasset. Deßhalb helfen auch alle Gesetze und Erkenntnisse gegen den Mißbrauch und Gebrauch der Preßfreyheit nichts, so lange die Ungebühren, Thorheiten und Lächerlichkeiten fortdauern, an denen sich, wie ihr meynet, die Schriftsteller versündigen. Am Ende der Regierung Jakobs II. ergiengen die schärfsten Gesetze gegen die Autoren; dessen ungeachtet mehrte sich die Zahl der kühnsten und muthwilligsten Flugschriften ins Unend-

liche. Jakob ergriff die Flucht; Wilhelm von Oranien bestieg den Thron, und die Schriftsteller verstummten. Waren die letztern vielleicht mit einemmale gemässigter geworden? Gewiß nicht; die Umstände hatten sich geändert, und die vorigen Ursachen der Klagen und des Spotts waren nicht mehr vorhanden; überdieß hatten die alten Censurgesetze und Bücherverbote aufgehört. Vielleicht wirkte diese Liberalität der Regierung mehr als Alles übrige. Denn nirgends mehr als in der Lesewelt bestätigt sich die alte Erfahrung, daß der Reiz des Verbottenen weit grösser sey, als der des Erlaubten.

3.

Das Sprüchwort, das da sagt: wenn man den Hund schlagen will, findet sich immer ein Stock, — drückt, wie wir wissen, eine sehr gewöhnliche Erfahrung aus. Wo hat es irgend einer Partie an Ursachen gefehlt, um ihre Gegenpartie anzutasten oder zu verläumden? — Wenn in Athen die Pest wüthete, so versicherten die dortigen Finsterlinge, die Philosophen haben durch ihre freygeisterischen Lehren den Zorn der Götter gereizt. Wenn die römischen Imperatoren übler Laune waren, so hatten die Christen gegen den Staat conspirirt und wurden dann in dem Circus den Löwen vorgeworfen. Wenn es den Nachkömmlingen dieser Märtyrer im Mittelalter an Geld fehlte, so veranstaltete man eine Judenschlacht, weil dieß gottlose Volk die Bronnen vergiftet hatte. Noch itzt, wenn es in Palestina nicht regnet, lassen die Türken die Mönche in den christlichen Klöstern dafür büssen. Werden die Janitscharen geschlagen, so entschädigen sie sich dafür an den Unglaubigen in den Strassen von Konstantinopel. In der französischen Revolution machten die Demokraten jeden Adelichen und jeden Priester zu einem Verbrecher; seit der Wiederherstellung ist die Sache umgekehrt. Was in dieser Art in andern Ländern

geschieht, bedarf der Bemerkung nicht. Überall aber bleibt das Eine wahr, daß es nie an einem Stock fehle, wenn man den Hund schlagen will.

4.

In demselben Jahrhundert, in dem die Schweizer der neuern Welt das erste Beyspiel eines gerechten und siegreichen Widerstands gegen ungerechte Gewalt gaben, gründete eine zahlreiche Horde halbwilder Barbaren ein Reich in Asien, das mit seinen Gränzen bald einen Theil des östlichen Europa umschloß. Der achte oder neunte von den Nachfolgern seines Stifters eroberte die Hauptstadt des Oströmischen Kaiserthums, und zwang, indem er seinen Siegeslauf fortsetzte, die Nachkömmlinge des Timoleon, des Perikles und des Sokrates sich den barbarischen Gesetzen des Halbmonds zu unterwerfen. Mit Wehmuth hatte Europa den Umsturz des byzantinischen Thrones gesehen; zwanzig Jahre später erschienen die türkischen Horden an der Küste von Italien; die furchtbarste Gefahr hieng über den Occident herein. — Was thaten die christlichen Regenten, um diese Gefahr abzuwenden? Sie legten die Arme in den Schooß, bis sie über ihren Häuptern ausbrach; statt in der gemeinsamen Noth ihre Kräfte zu vereinigen, überließ jeder den Andern seinem Schicksale; die Bedrängten, schickten Boten an den Sultan und bettelten um seine Gunst; Andere bewiesen ihm in schlecht geführten Kriegen ihre Unmacht. So setzten sich die Türken in Europa fest. — Das europäische Werk, das jene mit Gemeinsinn und Kraft auszuführen versäumten, haben in unsern Tagen die Griechen unternommen. Was hat Europa zur Förderung eines so edeln Beginnens gethan? Diese Frage beantwortet uns die Geschichte unsrer Zeit. Den Commentar über diese Geschichte wird die Nachwelt liefern.

5.

Warum sprechen so manche Reisende, die aus der Levante zurückkehren, mit einer Art von Enthusiasmus von den Türken? — Das hat seine Ursachen. Wenn man in der Türkey reist, so macht man sich im Voraus darauf gefaßt, täglich gemißhandelt, geprellt und geprügelt zu werden. Man kommt mit dem Begriffe, der Großherr habe nichts anders zu thun, als sich mit seinen Weibern zu unterhalten, und seine Paschah's und Mollah's stranguliren zu lassen, und seine Kadi's haben keine andere Beschäftigung, als die Bastonade zu ertheilen, und seine Unterthanen keinen andern Zeitvertreib, als sie zu empfangen. So stellt man sich auch die Wege als Räuberhölen und die Janitscharen als Banditen vor. Tritt man aber in das Land ein, so finden sich die Sachen ein wenig anders. Die Reisenden erhalten, durch die Verwendung ihrer Gesandten, Pässe, worinn sie Fürsten und Söhne der Fürsten genannt werden. Wohl werden sie von den Türken, an denen sie vorüber gehen, als Hunde und Söhne der Hunde begrüßt, aber da sie diesen Gruß nicht verstehen, setzen sie lächelnd ihren Weg fort. Es begegnen ihnen steife Gestalten, die sie keines Blickes würdigen; das findet die europäische Demuth verzeihlich. Prellereyen, Beraubungen und Prügel können Niemand gegen ein so edles Volk einnehmen; diese Dinge kommen ja auch mitten in der Christenheit vor; dabey ist die türkische Justiz weit prompter, als die christliche. Wird nun der Reisende erst der Gastfreundschaft theilhaftig, die der Türke, seinem Gesetze einen Frohndienst leistend, ausübt, so geräth er in Entzücken und es wandelt ihn wohl gar die Lust an, sich beschneiden zu lassen.

Wöchentlich erscheint von dieser Zeitschrift ein Stück von einem Bogen. Am Schlusse des Jahrs werden Titelblatt, Vorrede und Register nachgeliefert, so, daß das Ganze — das etwas mehr als eine bloß ephemerische Existenz verdienen dürfte — gebunden werden kann. Der jährliche Preiß ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Bestellungen können bey allen Löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich obigen Preiß nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preiße zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Knobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen und Gmünd, im Königreich Württemberg.

Ritter'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



8. Februar 6. 1823.

> Soll ich's gesteh'n, daß mir der Muth gebricht,
> Das Schicksal eines Volks allein zu lenken,
> Wie Gott die Welt?
>
> Der König Alf im Yngurd.

Die Volksrechte, nach den Begriffen der Alten.

Die Vertheidiger der absoluten Herrschergewalt, die da behaupten, daß die Völker gegen die Regenten in demselben rechtlichen oder vielmehr rechtlosen Verhältnisse stehen, wie die Frösche gegen den Kranich, beschuldigen die Lehre von der vertragsmässigen Begründung der bürgerlichen Gesellschaft, daß sie eine Ausgeburt des verkehrten und stolzen Geistes sey, der in der neuern Zeit sich zur Herrschaft über die im Argen liegende Welt erschwungen habe. Sie beurkunden damit ihre Unwissenheit in der Geschichte. Man kennt die Formel, in der in der Neige des Mittelalters, die Aragonier ihren Königen die Huldigung leisteten: „Wir, die wir eben so viel sind, als du, und „mehr Macht haben, als du, anerkennen dich „als unsern König, wenn du unsre Gesetze be„obachtest; wo nicht, nicht.“ Diese Formel ist, ihrem Wortlaute nach, eine grobe Verletzung des monarchischen Princips. Aber alle Völker von germanischem Stamme haben die reine und arglose Vernunftidee, die derselben zu Grunde liegt, anerkannt und in ihre Gesetzgebung aufgenommen, daß nämlich kein Herrscherrecht übertragen werde, ohne Vorbehalt der dasselbe bedingenden Pflichten.

Diese Idee ist auch mehr oder weniger vorherrschend in den Anordnungen und Gebräuchen, nach denen im Mittelalter die grössere und kleinern Staaten und Gemeinheiten Teutschlands regiert wurden. Es waren keine wissenschaftlichen Spekulationen, sondern der gesunde Verstand und das Gesetz, das dem Menschen ins Herz geschrieben ist, was die Regierten zur Kenntniß der Rechte führte, die sie, indem sie in die bürgerliche Unterordnung sich ergaben, verwahren zu müssen glaubten, um vor willkührlicher Gewalt sicher zu seyn. Hiervon zeugen die Chroniken und die alten Rechtsbücher aller geistlichen und weltlichen teutschen Staaten. Keinem Fürsten ward zu gegeben, seines eigenen Willens Herr im Lande zu seyn; Alle regierten mit dem Rathe und nach eingeholter Zustimmung derer, die Eigenthum unter ihnen besassen; ja oft behaupteten oder übten ihre Stände Berechtigungen gegen sie aus, die in unsern Tagen, anzusprechen, auch der überspannteste Liberalismus sich nicht erlauben würde. Wie es sich in dieser Hinsicht in den letzten Zeiten des Mittelalters in den

oberteutschen Landen verhalten habe, davon hat uns kürzlich der treffliche Historiograph dieser Lande *) aus dem reichen Schatze seiner Quellen, einige sehr interessante Notitzen gegeben, an die auch hier zu erinnern gerathen seyn mag, damit das Vorurtheil, das Streben auf Erhaltung bestimmter Volksrechte sey erst eine Erscheinung der neuern Zeit, immer mehr in seiner Nichtigkeit erkannt werde.

Nach Auflösung des Herzogthums Schwaben, berichtet der besagte Zeuge, haben die grössern Stände, welche unmittelbare Reichsstände geworden, die andern kleinern Stände nicht anders unter ihre Schirmherrschaft oder Landeshoheit gebracht, als daß sie ihnen ähnliche Rechte gelassen, wie sie beyderseits zuvor unter dem Herzogthum gehabt hatten. Es läßt sich besonders nachweisen, daß einzelne Landestheile, welche an Wirtemberg kamen, schon unter ihren vorigen Herrn das Recht gehabt, neue, ungewöhnliche Steuern nicht anders zuzulassen, als mit ihrer freyen Bewilligung, namentlich in der Grafschaft Helfenstein. Im Jahre 1382, bey der Verpfändung derselben an Ulm, wird es als eine bekannte gesetzliche Einrichtung angenommen, „wenn die Grafen neue Steuern auf ihre Leute legen wollten, so müßten sie mit denselben Leuten darum lieblich und gütlich übereinkommen, und was diese dann williglich und gerne thun würden, das sollte zur Abrechnung an der Pfandschaft verwendet werden.“ Überhaupt würden wohl alle jene Dynasten, welche ihre Landesgebiete Schulden halber an Wirtemberg verkauften, schwerlich diesen Schritt gewählt haben, wenn es ihnen zugestanden wäre, Steuern und Auflagen nach Belieben auf ihre Hintersassen zu legen; und ihre Städte und Leute konnten sich nur mit der Erwartung in den Kauf fügen, daß sie in denselben Rechten bleiben würden, oder vielmehr daß sie unter einem mächti-

*) In seiner kürzlich erschienen meisterhaften Biographie Eberhards im Bart, ersten Herzogs zu Wirtemberg ꝛc. S. 161, ff.

gern Hause weniger mit Steuern beschwert werden würden, als unter ihren ersten Herrn. Von den Städten der Grafschaft Hohenberg ist es ausdrücklich aufgezeichnet, daß sie um ihre Einwilligung gefragt wurden, als Graf Ludolph den Überrest seiner Herrschaft an den Herzog Leopold von Österreich verkaufte.

Schon seit der Entstehung der Grafschaft Wirtemberg finden sich Spuren von der Übung jener frühern Rechte. Schon im Reichskriege gegen Eberhard, den Erlauchten, zu Anfange des 14ten Jahrhunderts, wählten seine Landstände einen andern Schirmherrn, indem sie unmittelbar unter das Reich traten, und unter den Schutz der benachbarten Reichsstädte, mit Vorbehalt gewisser Rechte. So machten auch im Schleglerkriege, zu Ende desselben Jahrhunderts Städte und Dörfer den Versuch, mit der Ritterschaft in freye Verbindung zu treten, und in dem ersten Hausvertrage zwischen Eberhard, dem Greiner, und seinem Bruder Ulrich, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts, gaben diese Grafen ihren Burgmannen, Städten und Amtleuten offene Briefe, daß sie demjenigen von ihnen, ohne dessen Willen der andere etwas von Land und Leuten versetzen oder verkaufen würde, beystehen und aller Pflichten und Gehorsams gegen den letztern entlassen seyn sollten. Hier wird nicht blos den Lehnleuten, wie es sonst zu frühern Zeiten der Fall war, sondern auch den Städten, also dem Bürgerstande, aufgetragen, über die Unzertrennlichkeit der Lande zu wachen, und diese selbst wird zur Bedingung ihrer Unterthanenpflicht gemacht.

Als die Grafen Ludwig und Ulrich mit den Reichsstädten Eßlingen, Reutlingen und Weil einen Schirmvertrag machten, versprachen sie, ihrer Seits auch mit allen ihren Vögten und Amtleuten, in allen ihren Schlössern, Städten und Dörfern, wo besetzte Gerichte sind, zu schaffen, daß sie diese Vereinigung von ihrer-

wegen auch zu halten schwören sollten. Das ist dasselbe, was bey den Landfriedensbündnissen häufig unter den schwäbischen Ständen geschah.

Wie zu den Friedensverträgen mit den Nachbarn, so wurden Ritterschaft und Städte nicht selten auch zu Schuldverschreibungen als Gewährsmänner der Grafen aufgefordert. Bey den Zwistigkeiten der beyden Eberharde bringen die Räthe von der Ritterschaft mehrmals in Erinnerung, daß ihnen an der Erhaltung der Ruhe und Ordnung um so mehr gelegen seyn müsse, und sie deßhalb auch darein sprechen dürfen, da sie für die Herrschaft verschrieben seyen. So wurden auch die Städte oder einzelne von ihnen „freundlich und mit Ernst „gebeten, der Grafen Mitschuldner zu „werden."

Nicht minder finden sich Beyspiele, daß die Städte auch bey den Gesetzen das Recht der Einwilligung behauptet. Die Grafen Ludwig und Ulrich machten eine Änderung in der peinlichen Gerichtsordnung. Da diese den Städten nicht gefiel, so verweigerten sie die Annahme, und blieben dabey, bis der Kaiser auf Ansuchen der Grafen einen Befehl an sie erließ. Für sich allein hätten die Grafen die Sache nicht durchsetzen können.

Niemand wird in diesen angeführten Fällen die ersten Keime ständischer Verhältnisse verkennen: Verbürgung der Unzertrennlichkeit, der Landfriedensverträge, der Pfandschaften oder Schulden, Mitberathung oder Einwilligung in neue Gesetze. Diese Rechte lagen in der ursprünglichen teutschen Verfassung, wie wohl sie selbst noch in keine feste Verfassung gebracht waren; sie wurden geübt nach Umständen und Bedürfnissen, und von diesen hieng es hauptsächlich ab, ob sie in einem Lande früher zur Ausbildung kommen sollten, als in einem andern.

Als der Kaiser die Grafen von Wirtemberg aufrief, an dem Kriege wider den Herzog Ludwig von Baiern und seinen Verbündeten den Pfalzgrafen Friedrich Theil zu nehmen, versammelte Eberhard, der Ältere (1462), seine Räthe, Diener, Ritterschaft und Landschaft, aus jeder Stadt einen vom Gericht und einen von der Gemeinde, in Urach, um in den Sachen zu rathen und zu thun als sich gebühren würde, so wie der Kaiser selbst mit den Österreichischen Ständen zu Rathe gieng. Diese Berufung der Landschaft vor Unternehmung eines Krieges ist nicht als eine neue Sache angezeigt. Man fand es so ganz in der Ordnung, daß daraus abzunehmen ist, man habe auch in frühern Fällen, z. B. schon im Städtekrieg, „die Zween" vom Gericht und von der Gemeinde jeder Stadt berufen.

Der erste gemeinsame Landtag, aus beyden Wirtembergischen Landestheilen, hatte im J. 1464, statt. Es wurde auf demselben beschlossen, eine Schatzung auf die ganze Landschaft zu schlagen, die in fünf Zielen zu entrichten war. Zur Schonung der armen Leute wurde noch besonders beygefügt, daß der Edelleute, der Priester und der Auswärtigen steuerbare Güter im Lande auch verschätzt und angeschlagen werden sollen, wie denn vormals auch geschehen sey. Es wurden auch sonstige Landesbeschwerden vorgebracht. Eine besondere Merkwürdigkeit erhält aber der Landtag dadurch, daß bey ihm das ständische Recht der Steuerbewilligung oder Selbstbesteuerung das erstemal in Urkunden vorkommt.

Fünf Jahre nach dem Uracher Vertrage kam die Landschaft zu einem andern sehr wichtigen Rechte. Die Hofordnung zwischen dem Grafen Ulrich und seinem Sohne, Eberhard dem jüngern, welche zugleich eine Ordnung für die Landesverwaltung enthält, wurde nicht nur mit Beyziehung der Landschaft entworfen, sondern auch von ihr bestätigt, mit dem

Versprechen, den Entscheid unverbrüchlich zu handhaben. Noch mehr; es ward fest gesetzt, wenn Vater oder Sohn die Ordnung überfahren würden, so sollen drey von der Landschaft nebst zween Räthen von jedem Grafen über den Pönfall oder die Strafe desselben erkennen. Die Räthe mußten ihrer Pflichten entlassen werden und so durften auch die Grafen die Abgeordneten der Landschaft nicht verhindern, zu der Untersuchung zu reisen. Hier ist bereits der Anfang eines Austragsgerichts, dem auch der regierende Graf, im Falle verschwenderischer Haushaltung, unterworfen war.

So erwarben und sicherten unsre Alten ihre aktive Stellung im Staate und ihre bürgerlichen Rechte, geleitet durch ihren geraden Blick und ihr richtiges Gefühl, und die Eine und die Andern wurden ihnen von den Fürsten bewilligt, ohne den mindesten Verdacht, daß in ihren Forderungen etwas Arges sey.

Bruchstücke aus einer gefundenen Brieftasche.

(Eingesandt.)

1.

Die Zeiten sind selten, — in denen die Wahrheit sich im leichten Sommergewande zeigen darf. Gewöhnlich will man sie nur im Wintergewande oder erstickt unter der Last der Kleider erblicken. Ja manchmal geschieht es, daß sie sich mit einer dichten Hülle bedecken muß, um öffentlichen Beschimpfungen zu entgehen. Doch wiederfährt ihr diese üble Behandlung nur in der politischen Welt; im literarischen und sittlichen Leben ist man noch immer so billig ihr einige Autorität einzuräumen; aber im Gebiete der Gewalt giebt es für sie keine Auszeichnung, als die Märtyrerkrone.

2.

Wenn es einen Mann gäbe, der alle Weisheit

der Ältern und Neuern in sich vereinigte, und tief und klar Alles erkennte, was der Menschheit in ihren sittlichen und physischen Verhältnissen heilsam ist, — müßten wir nicht wünschen, daß der geistige Reichthum dieses Mannes ein Gemeingut aller seiner Zeitgenossen werden möchte? — Dieß wäre aber nur dann möglich, wenn er, den Standpunkt des Archimedes fände, um aus demselben seine Wirksamkeit beginnen zu können. Ob ihm dieß gelänge, müssen wir für zweifelhaft halten, da die Trägheit und der Neid der Menschen dem Talente selten gestatten, sich in seiner ganzen Kraft zu entfalten. Ja es giebt Zeiten, in denen ein solcher Mann nirgends einen Standpunkt fände, als im Kerker.

3.

Während der hundert Tage sagte die Frau v. Stael: Wenn man alle declamatorische Phrasen, die den vorigen Winter gegen die Revolution gesprochen und geschrieben worden, conscribirt hätte, so hätte es uns am zwanzigsten März nicht an Soldaten gefehlt. Dieß Wort kann man itzt auf die griechischen Angelegenheiten anwenden. Hätten wir für jede schöne Phrase, die seit anderthalb Jahren in Europa ausgesprochen worden, einen philhellenischen Wehrmann, wie bald wären dann die Türken jenseits des Bosporus!

4.

Wer hätte vor 2000 Jahren gedacht, daß die Anwohner der neblichten Themse einst die Gesetzgeber von Corcyra, Leukadia, Ithaka, Cythera und Zacynthus seyn werden? — Aber was ist die Constitution der jonischen Inseln? Die Frage gleicht einem Räthsel. Die Britten haben die Jonier unter ihren Schutz genommen; in der That sind sie ihre Unterdrücker. Ein bürgerlicher Verein, der in einem solchen Verhältnisse besteht, ist kein Staat mehr. Die Rechte des jonischen Parlaments sind wohl urkundlich ausgesprochen; in der That sind sie erloschen. Deßhalb haben wir bisher die Jonier

als die Alliirten ihrer ewigen Feinde der Türken gesehen; die Hand der Gewalt aber hat sie gezwungen, ihren Stamms- und Glaubensgenossen, den Griechen, ihre Hülfe zu entziehen; einige haben dafür, daß sie diese Hülfe leisteten, mit dem Leben gebüßt. — Wie selten vereinigen sich die Interessen der Schützlinge mit denen der Beschützer? Auch die Römer pflegten befreundeten Völkern ihre Gunst zu erweisen, dadurch daß sie sie unter ihren Schutz nahmen. Sie erfanden mehrere Modifikationen der Protektion. Aber jede war nur eine andere Art von Knechtschaft. — Es fragt sich, ob der Lord Commissär nicht unumschränkter zu Corfu herrsche, als der Gouverneur zu Jamaika?

5.

Man sagt den Fürsten nach, daß sie die Narren lieben, und man beweist diese Nachrede mit einer Menge Hofnarren, welche die Geschichte der frühern Zeit, und; unter verändertem Titel, die der itzigen aufzählt. Man hätte sehr unrecht, wenn man damit den Charakter der Fürsten beflecken wollte. Die Sache gereicht ihnen im Gegentheile zur Ehre. Sie lieben die Wahrheit, und da sie dieselbe nur selten aus dem Munde ihrer Geschäftsleute und Höflinge hören, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Narren.

6.

Ein Bauer, der an heftigem Bauchgrimmen litt, zog den Arzt zu Rathe. Dieser verschrieb ihm ein Recept. Der Bauer zerschnitt das Pappier in Stücke und verschlang es; die Krankheit aber dauerte fort. Wir aufgeklärten Leute lachen der Dummheit des Bauern. Aber was thun wir anders als er, die wir die vielen grossen und kleinen Recepte, die nun über Staats- und Sittenverbesserung geschrieben werden, lesend verschlingen, ohne die Heilmittel zu gebrauchen die darinn verordnet sind?

7.

Warum, sprach Hans zu Velten, steht

denn das schöne Lied: Es ist gewißlich an der Zeit rc. nicht mehr im Gesangbuche?

Das hat erwiederte Velten, der Schultheiß nicht zugelassen, wegen des dritten und vierten Verses, wo es heißt:

Darnach wird man ablesen bald
Ein Buch, darinn geschrieben
Was alle Menschen jung und alt
Auf Erden han getrieben
Da dann gewiß ein jeder Mann
Wird hören was er hat gethan
In seinem ganzen Leben.

O weh demselben, welcher hat
Des Herrn Wort verachtet,
Und nur auf Erden früh und spat
Nach grossem Gut getrachtet.
Er wird für wahr gar kahl besteh'n
Und mit dem Satan müssen geh'n
Von Christo in die Hölle.

Diese beyden Verse, bemerkte Hans, sind allerdings ein wenig spitzfündig. Aber ich sehe doch nicht ein, warum wir um des Schultheisen willen, das schöne Lied entbehren sollen. Der Pfarrer könnte es ihm ja immer sagen lassen, wenn es gesungen würde, und dann bliebe er gewiß aus der Kirche. Ueberdieß taugte es trefflich zu seinem Grabliede, so wie zu seinem Leichentexte die Stelle 1. Makkab. 9, 25.

Teutschlands Vergangenheit und Gegenwart.

Die Zeit, in der Teutschland sich erhub, um die verlorne Selbstständigkeit in dem Umfange seiner alten Gränze wieder herzustellen, ist eine der größten Perioden in unsrer Vaterlandsgeschichte. In ihr erschienen die Teutschen, nach langer Zertrümmerung und Entwürdigung, wieder als eine Nation; das heilige Gefühl der Freyheit und der Vaterlandsliebe ward in allen Herzen rege und vereinigte

das gesammte Volk in einen Bruderbund; überall erschienen die rührendsten und erhabendsten Züge von Gemeinsinn, Treue, Aufopferung und Tapferkeit; in dem glänzendsten Erfolge erlangten diese Tugenden ihre Kronen. „Eine heilige Flamme, sagte damals einer unsrer geistvollsten Schriftsteller, *) ist in dem Busen der edeln germanischen Jugend entbrannt; der bequemen Heimath vergessend, alle Güter der Ruhe verachtend, hat sie sich auf das Schlachtfeld gestürzt, um mit ihrem Blute, wie jene heilige Schaar auf Chärones's Ebne, die Schmach des Vaterlandes auszulöschen. Das grosse Beyspiel, das Preussens Söhne unter dem ungünstigsten Verhältnissen und mit dem glorreichsten Erfolge gegeben, hat alle Gemüther ergriffen; Baierns Jugend ist nachgefolgt, und schon strömen aus allen Provinzen von Teutschland streitbare Schaaren freywillig heran, um an den Ufern des Rheins zu vollenden, was an der Oder unter den glücklichsten Vorbedeutungen begonnen wurde. Ein Geist, Ein Wunsch beseelt alle Völker. Alle Stände mischen sich in die Reihe der Streiter und tapfere Fürsten führen ihre Getreuen gegen den Feind. Jede Eifersucht erlischt in der schönen Begeisterung, welche alle durchglüht. Der gemeinsame Lorbeer bindet, was vorhin getrennt war. Nicht mehr wird forthin der Ruhm der Tapferkeit das Monopol eines Standes seyn; er wird das Eigenthum der Nation werden."

Ein Volk, das sich von einer so edeln Bewegung ergriffen fühlt, und so entschlossen und muthig sein Leben daran setzt, um unabhängig zu bestehen und den Sieg der Gerechtigkeit über die Gewalt zu erringen, sieht den Preis seiner Opfer und seiner Anstrengungen in seiner Zukunft. Der besagte treffliche Redner hat deshalb im Sinne unsres Volkes gesprochen, wenn er

*) Jakobs in seiner Schrift Teutschlands Gefahren und Hoffnungen, 8. Gotha 1813.

also fortfuhr: „Teutschland wird herrlicher aufblühen, als je; von der Bürger heiligem Blute getränkt, wird die Eiche des Vaterlands frische Zweige treiben, und unter ihrem Schatten werden die Enkel mit stolzem und klopfendem Herzen das Gedächtniß ihrer Väter feyern. Ein Band der Treue wird alle Völker der teutschen Erde umschlingen, und sie, die itzt Gut und Blut für Eine Sache, auf einem Schlachtfelde opfern, werden sich auch nach vollbrachtem Kampfe, brüderlich die Hände bieten. Wir werden Ein Vaterland haben; in einer wohlgeordneten, dem Geiste germanischer Völker gemässen Verfassung, in dem Genusse wohl begründeter Rechte, eines sichern Besitzstandes sich freuend, wird der Teutsche jede alte Tugend freudiger üben; Gottesfurcht, Biderkeit, Treue, Mässigkeit, Ordnung und Fleiß werden tiefer wurzeln; Wissenschaft und Kunst wird herrlicher aufblühen, und was Teutschlands Literatur gebrach, ein ernster Gang, grössere Würde, ein fester Mittelpunkt, das wird die nächste Zeit ihr verleihen. — Jünglinge! wenn das Ziel eurer Kämpfe erreicht, wenn die Freyheit wieder auf den Thron gehoben, wenn Gesetze, Sitten und Wissenschaft wieder eingesetzt sind in ihr altes Recht, wenn die freye Erde dankbar ihre entfesselnde Hände wieder zum Himmel erhebt, — dann werdet ihr in dem Glücke der geretteten Mitwelt den Segen der Nachwelt und den Lohn einer verdienten Unsterblichkeit ahnen!"

Solche Hoffnungen konnten ja wohl die Männer und Jünglinge unsres Volkes begeistern; aber wir sehen sie nirgends erfüllt. Wo ist die herrliche Blüthe Teutschlands? Wo steht die frische Zweige treibende vaterländische Eiche? Wer kennt das Band, das alle Völker der teutschen Erde umschlingt? Wo ist das Eine Vaterland, mit einer wohlgeordneten, dem

Geiste germanischer Völker gemässen Verfassung? Wo der feste Mittelpunkt der Nation? —

Diese Fragen klingen aber nicht angenehm in allen Ohren; ja man kann sie nicht aufwerfen, ohne Verdacht gegen die Reinheit seiner bürgerlichen Gesinnung zu erregen. Denn — sagen die Herrn, welche zur Zeit des Kampfes ruhig auf ihrer Bärenhaut lagen, und als die Befreyung erwirkt war, sich wieder auf die alte bequemen Polsterstühle setzten, — wer an unerfüllte Hoffnungen erinnert, streut den Saamen des Mißvergnügens aus, und den Enthusiasmus, den die Noth erweckt hat, muß man vergessen, wenn die Zeit der Ruhe wieder gekehrt ist, in der es keine bürgerliche Tugend geben darf, als schweigende Resignation in den Willen der herrschenden Gewalt.

Wir glauben, daß diese Herrn sehr unrecht haben, ja wir würden es für ein grosses Unglück und für eine schmähliche Entwürdigung der teutschen Nation halten, wenn je in ihrem Andenken erlöschen könnte, was ihre Kinder in jener Heldenperiode vollbracht haben. Denn es kann in einem Volke die Erinnerung an seine grosse Thaten nicht untergehen, ohne daß auch der Sinn für sie ersterbe; das Ersterben dieses Sinnes aber ist das Vorzeichen neuer Knechtschaft. Und was die Vergleichung des Erfolgs mit den Hoffnungen betrifft, die ihm vorhergegangen sind, so ist dieselbe eine so natürliche, unüberwindliche Regung des menschlichen Gemüths, daß man ihre Unterdrückung nicht versuchen kann, ohne in den Verdacht zu fallen, man wolle das Gefühl einer Täuschung niederschlagen, zu der man selbst beygetragen zu haben sich bewußt ist.

Gewiß waren viele jener Hoffnungen schwärmerisch; andere scheiterten an der unwiederstehlichen Macht der Umstände. Daß die erstere nicht erfüllt wurden, darüber haben wir uns zu freuen; durch die Erinnerung an die Andern aber kann kein Mißvergnügen erregt werden, weil sie nicht die Menschen, sondern das Schicksal anklagt. Was denn ausserdem, in Übereinstimmung mit den wahren Interessen der teutschen Nation, erwartet und gewünscht worden und bis zur Zeit unerfüllt geblieben ist, darüber kann keinem Freunde des Vaterlands zu sprechen verwehrt seyn. Denn dieß hiesse gerade denen den Mund verbinden, in denen noch Vertrauen und Hoffnung ist. Gewiß sind auch diese an der Unzufriedenheit mit der Gegenwart weit weniger Schuld, als die oben belobten Bärenhäuter.

Das Traumgesicht.

(Eingesandt.)

Meine Excerpte aus Plutarchs Biographieen bey Seite legend, begab ich mich zur Ruhe und entschlief mit dem Gedanken, ob die Civilisation in der Grösse der Seele oder in der Vielseitigkeit des Geistes zu suchen sey? Den festen, starken, historischen Charakteren der guten Zeiten Griechenlands und Roms gegen über erschienen mir die verkäuflichen, pfiffigen, feigen, geschwätzigen Geister dieser Zeit, alle Laster mit den Farben der Alten übertünchend, alle ihre Tugenden großsprecherisch überbietend, und doch sie entbehrend. Da rief es mir, nach Mitternacht, dumpf von Ferne: Stehe auf und folge mir! Wie im Taumel raffte es mich durch wilde Gegenden einer Dämmerung zu, und bald sah ich mich in der Mitte schwebender Gestalten, die wie Irrlichter mich umgaukelten. Es ward heller. Ich konnte einige von diesen Gestalten unterscheiden.

Zuerst erblickte ich einen Jüngling im Gewande des Mittelalters, an der untern Hälfte Kosak, oben, unter einer Platte, die Haare über den nackten Hals herunter wallen, als wäre er vom Richtplatze entflohen. Siehe da, sagte mein Führer, den teutschen Patriotismus. Er taumelte sich in sieben Schlachten, feyerte den Sieg auf flammenden Bergen, und entloderte in der Asche der Freudenfeuer, bald ein Scheusal des in den Begriffen und Sitten herrschenden Herkommens, das ihn ins Schattenreich verstieß."

Eine Gestalt, wie ich einst Wittekinden abgebildet sah, saß nicht ferne, grübelnd und Figuren in den Sand zeichnend, dann aufblikend zu dem Jüngling und mißfällig den Kopf schüttelnd. „Das ist, bemerkte mein Führer der teutsche Nationalgeist. Die Finsterlinge haben ihn zum Verstummen gebracht und gebannt, um in ihrer Weise zu herrschen; Zwietracht ist die Devise ihres Paniers; wie könnte Gemeinsinn unter ihm Gedeihen?"

Mißmuthig schritt eine hohe Gestalt vorüber, in schlechtem Gewande. Auch das war einst ein Erdenbürger, aber neuerlich aus Teutschland verjagt, durch einen überrheinischen Ankömmling genannt Polizey. Ihn ehrten die Prädicate „Redlichkeit und Treue;" nun ist sein Andenken erloschen.

Fortwandelnd unter den Schatten gelangte ich zu einer zahlreichen Gruppe von Zerrbildern, dürre, hagere Gestalten, in Gewändern buntscheckigt, wie Papiertapeten, lächerliche Grimassen schneidend und sich neckend. Siehe da, sagte mein Begleiter, den Schwarm der teutschen Meynungen, alle lärmend im Daseyn, alle von kurzer Lebensdauer, täglich fahren sie hinab ins Schattenreich, auch hier unversöhnlich und albern.

Es eröffnete sich ein Thor. Da erschienen nicht schwebend, sondern festen Fusses zwey Gestalten, eine Bucklichte männlichen und eine Einäugige weiblichen Geschlechts. Deutlich sprach die leztere: Sinn ist nicht Sinn, die erstere: Ja, Nichtsinn ist Sinn und brünstig warfen sie sich in die Arme. Sind das Schatten oder Körper? fragte ich. Sie sind beydes zugleich, ward mir erwiedert; Sektirerey und Mysticismus ist ihr Name; mit Lust wandeln sie durch die Gauen Teutschlands und berücken die Fürsten und die Völker.

Durch dieses Thor schreitend ward es fester Boden unter mir; auf einmal hielt mein Führer mich zurück und streckte warnend die Hand aus; es kam eine gefiederte Schaar auf uns zu, verschrumpfte Gestalten, ohne Herz, aber mit weiten Mägen. An ihrer Spitze schritt im Elephantengange eine plumpe Figur einher, statt der Nase einen Rüssel, der über die Unterlippe sich bog, in der Hand die Feder schwingend und drohend mit ihr. Eile zurück, sagte mein Führer, in das Thor; ich kenne die Unholde nicht. Indeß senkten sich die Thorflügel; die Wächter stellten sich in die Öffnung; wer seyd ihr? riefen sie der Schaar entgegen. „Ich bin, sagte der vortretende Satyr; ein berühmter, in ganz Teutschland hochgeachteter Staatsgelehrter. Siehe da die Schaar der ächten Liberalen, die in meinem Solde ihre Federn abstumpfen; während dienstbare Zeitungen meinen Ruhm verkündigen. Aber Teutschland achtet die Stimme meiner Freunde nicht; sansculotisch klingt ihre derbe Sprache dem Gebildeten, unvernehmlich ist sie dem grossen Haufen; sie bedürfen mächtiger Hülfe, um nicht zu verhungern. Darum gebt uns zurück, was euer Reich verschlungen hat, teutschen Patriotismus, teutschen Gemeinsinn, teutsche Treuherzigkeit, und wir werden darob kämpfen." — Ja! ächzte es aus der Schaar, Patriotismus, Nationalgeist, heliocentrischer Sinn!!

Ist das nicht, sagte das bucklichte Männchen, die Stimme meines Freundes **? Auch der sollte sich unter dem Panier des Satyrs finden?

Ja, ja, entgegnete es, es ist dein Freund — um so lieber wirst du uns gewähren, was wir suchen, zum Triumphe für unsre Grillen. — Aber ich meyne, erwiederte das Männchen, mein Freund sey aberwitzig geworden und ihr alle mit ihm. Gäbe ich euch, was ihr fordert, wie könntet ihr auf der Oberwelt noch eine Stätte finden? Darauf beruht euer Daseyn, daß das Volk alles bürgerlichen Geistes entblößt, so gutmüthig der Arglist und dem Truge zollet. Treibt euer Wesen, wie bisher, so bleibt auch mir eine Heimath im Lande.

Ein Geheul erhub sich in der gefiederten Schaar; der rüstige Satyr sprengte gegen das Thor; in diesem Augenblicke aber entschlüpfte seinem Gewande ein schwerer Sack, voll Goldes. Gierig stürzte die Schaar darauf los, unter dem Geschrey: „Das ist der Preis unsrer Federn!" Es entspann sich ein harter Kampf. „Mir gebührt der Preis, mir allein, nicht euch!" brüllte der Satyr. „O! des filzigen Staat- und Weltaufklärers!" schallte es entgegen. Da schlugen die Wächter die Thorflügel zu, und bebend erwachte ich von dem Geräusche.

Das war ein Traum. Ob er eine Deutung leide? — das mögen die Kundigen wissen.

R — r.

Berichtigung. Die Stelle oben Seite 54 von „Ja sie enthält sogar — entnehmen werde" ist auszustreichen, da sie einen Irrthum enthält, der durch einen fehlerhaften Abdruck der Instruction vom 25. Decbr. veranlaßt worden ist.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



15. Februar 7. 1823.

Nur im Orkan, wenn rothe Blitze zischen,
Zeigt seine Macht der muthige Pilot;
Im Frühlingsglanz, wenn Weste mild erfrischen,
Lenkt selbst ein Kind, mit schwacher Hand, das Boot.
So wächst im Kampf, mit Schrecken und Gefahren,
Zu edelm Sieg erhab'ner Geister Muth;
Im Mißgeschick kann nur sich offenbaren,
Ob Heldenkraft in unsrer Seele ruht.

Mächler.

Die Griechen.

Die christlichen Cabinette haben sich längst klar und entscheidend darüber ausgesprochen, daß sie den Griechen den Ruhm nicht verkümmern wollen, auf eigene Faust ihre Freyheit zu erringen, oder im Kampfe für dieselbe zu sterben. Diese Alternative hat ihnen der Congreß von Verona gelassen. Das war nicht anders zu erwarten, von einem Verein von dessen Mitgliedern, sie früher schon für Rebellen gegen eine legitime, von ihnen anerkannte Regierung erklärt worden waren. Man versichert, es sey in Verona die Rede davon gewesen, den Griechen, ohne gerade ihr Gebiet der Oberherrschaft der Pforte zu entziehen, wenigstens auf dem Peloponnes und den Inseln, eine Art von Selbstständigkeit zu erwirken, und dadurch die Politik mit der Menschlichkeit und der Civilisation zu versöhnen. Dieser Sage widersprechen die bis itzt erklärten Resultate des Congresses; hätte aber auch wirklich in ihrem Sinne eine Verabredung statt gefunden, so würde sie weder den Dank der Griechen, noch den ihrer Freunde erlangt haben, indem kein Verhält-hältniß der Abhängigkeit von der türkischen Herrschaft zu erdenken ist, das jene nicht der Gefahr aussetzte, frühe oder spat wieder in die alte Sklaverey zurück zu fallen.

Bekanntlich wurden den griechischen Deputirten, welche in Ancona angekommen waren, um dem Congresse Mittheilungen über die Angelegenheiten ihrer Nation zu machen, die Fortsetzung ihrer Reise verwehrt. So erhielt auch der Fürst Kantakuzeno, der von Dresden aus bey dem Kaiser von Rußland um die Erlaubniß gebeten hatte, sich nach Verona begeben zu dürfen, eine abschlägige Antwort. Das eine und das eine erfolgte in Übereinstimmung mit den Grundsätzen, die in Ansehung des rechtlichen Charakters der griechischen Sache an den Höfen geltend geworden waren. Man konnte keine Gesandten von der provisorischen Regierung in Argos annehmen, ohne den Schein zu gewinnen, daß man diese Regierung anerkenne.

Das Publikum war der Meynung, daß die griechischen Abgeordneten nach Verona gesandt worden, um den Beystand der christlichen Mächte zu erbitten. Aber es erhellt aus der Note, die sie an den Congreß eingesandt haben, daß sie, „nachdem Griechenland schon zweymal durch das „Organ seiner rechtmässigen Repräsentanten seine „Stimme erhoben, um Hülfe oder wenigstens „strenge Neutralität bey jenen Mächten „auszuwirken," mit keiner Hoffnung dieser Art an die Küste von Italien gekommen sind. Dagegen war ihre Absicht, den Zweck, den ihre Nation durch ihre Anstrengungen bezielt, nämlich „die Garantie einer eigenen, unab- „hängigen und nationalen Existenz" feyerlich kund zu thun, und zugleich zu erklären, daß, im Fall die Mächte über Griechenland mit der Pforte zu unterhandeln entschlossen wären, „ihre Regierung keinen Vertrag, so vortheilhaft „er auch scheinen möchte, eingehen werde, be- „vor nicht ihre Deputirten zugelassen „worden seyen, um ihre Sache zu ver- „theidigen, ihre Klagen aus einander „zu setzen, und ihre Rechte, ihre Be- „dürfnisse und ihre theuersten Inte- „ressen darzulegen." „Sollte, fuhren sie „fort, ihr gerechtes Begehren verworfen werden, „so soll ihre Erklärung als eine förmliche Pro- „testation gelten, welche ganz Griechen- „land an dem heutigen Tage zu den Füs- „sen des Throns der göttlichen Barm- herzigkeit niederlegt." Der Verzicht der Griechen auf das Gesuch um Hülfe, beweist, daß sie den Geist der europäischen Politik kennen, über dessen Sinn und Streben ihnen ihre frühern Erfahrungen freylich keinen Zweifel übrig lassen konnten; ihre Erklärung und beziehungsweise ihre Protestation aber kündigt ein edles Selbstgefühl an, und stärkt das Vertrauen, daß dieses Volk in seiner Geschichte den ruhmvollen Wechselfall erhalten werde, zu dem es den Weg betreten hat, und den seine Stellvertreter am Schlus-

se der dem Congresse übergebenen Note auf eine rührende Weise ausdrücken. „Als Christen seit vier Jahrhunderten verfolgt, sagen sie, weil wir unserm Heilande und Herrn treu verblieben; werden wir bis zum letzten Athemzuge seine Kirche, unsre Heimath und unsre Gräber vertheidigen; glücklich entweder als Freye und Christen in diese Gräber hinab zu steigen, oder zu siegen, wie wir bis itzt durch die Kraft des Namens Jesu und durch seinen Beystand gesiegt haben."

Aus der Äusserung von Österreich, Rußland und Preussen, die in der Circulardepeche vom 14. Decbr. enthalten ist, ersieht man, daß die Gesichtspunkte, aus denen diese Mächte den griechischen Aufstand von seinem Ausbruche an betrachteten, sich in nichts geändert haben. „Die Monarchen, wird gesagt, entschlos- „sen, die Maxime der Rebellion, an wel- „chem Orte und in welcher Gestalt sie sich zei- „gen möge, zurück zu weisen, haben ihr einstim- „miges Verwerfungsurtheil über jenen Aufstand „ausgesprochen, und jeder Rücksicht widerstanden, „die sie von ihrem Wege hätte ableiten können. „Es bestehe unter den fünf Höfen über diesen „Gegenstand ein durchaus befriedigendes Einver- „ständniß, dessen Resultate zu bestätigen die Auf- „gabe des Congresses gewesen sey." Bey diesen Ansichten bedurfte es keiner Protestation der Griechen gegen einen neuen ihr staatsrechtliches Verhältniß betreffenden Vertrag; in ihnen gehen aber auch die Hoffnungen auf Hülfe und Unterstützung unter, denen bisher die durch das unaussprechliche Unglück dieses Volkes und durch seinen heroischen Widerstand gegen die scheußlichste Tyranney gerührten Gemüther in allen christlichen Ländern sich überlassen hatten. Ja es mußten noch die letzten Keime dieser Hoffnungen erlöschen, als, nach dem Congresse den Griechen, die dem Schwerte der Türken in die russischen und österrei-

chischen Staaten entronnen waren, der Befehl ertheilt wurde, diese Zufluchtsstätten unverzüglich zu verlassen.

Durch all' dieß ist aber die Fortdauer des Friedens zwischen der Christenheit und der Pforte noch nicht verbürgt. Denn wenn gleich alle Mächte darüber einverstanden sind, den Griechen keine bewaffnete Unterstützung in ihrem Streben auf Unabhängigkeit und in der Übung ihrer ihnen abgedrungenen Nothwehr und ihrer gerechten Rache zu gewähren, so hat um deßwillen Rußland nicht auf die Beschwerden und Ansprüche verzichtet, zu denen die Pforte durch beharrliche Verletzung der Verträge und durch trotzige Verweigerung der gerechtesten Forderungen, es aufzurufen immer fortfährt. Standhaft verharrend auf den politischen Grundsätzen des heiligen Bundes hat der Kaiser Alexander die Provokationen der Pforte mit wundersamer Langmuth ertragen; wird aber endlich diese Langmuth brechen, so erlangt Griechenland die Hülfe, die die Politik ihm bisher nicht leisten wollte, auf den Wegen des Schicksals, vielleicht noch kräftiger, als Verträge sie ihm gegeben hätten. Mittlerweile kommt die Spannung zwischen den Russen und den Osmanen ihm zu statten, indem sie die Hauptmacht der letztern von seinen Gränzen ableitet.

Die oben angeführte Circulardepeche äussert die Hoffnung, daß es den mit Rußland befreundeten Mächten, durch gemeinschaftliche Schritte, doch noch gelingen dürfe, das im Osten von Europa glimmende Feuer zu unterdrücken. Gewiß ist kein Grund vorhanden, um deswillen sich die bereitwilligkeit des Petersburger Hofs, friedliche Anträge aufzunehmen, bezweifeln liesse; dagegen scheint es, daß der Zustand der Dinge, der mit dem Sturze von Haled Effendi in Konstantinopel eingetreten ist, dort jeden versöhnenden Schritt unmöglich machen und alle Elemente des Friedens vernichten müsse. Es giebt in Konstantinopel keine Regierung mehr. Der Großherr ist der Sklave der Janitscharen geworden. Alles was jenem Anhänglichkeit und Treue bewiesen und mit dem gestürzten Günstling irgend in Verbindung gestanden, wird dem Schwerte überliefert. Die usurpirende Militärgewalt herrscht unumschränkt und grausam. Die Mitglieder des Divans, die bisher für gemässigte Maaßregeln gestimmt haben, sind keinen Augenblick ihres Lebens sicher. Schon beginnt die Verfolgung über die Juden der Hauptstadt auszubrechen; mit Schrecken sehen die reichen Franken dem Augenblicke entgegen, in dem auch ihr Todesurtheil gesprochen wird. Alles ist dem rohen Soldatenhaufen preis gegeben. Das diplomatische Verkehr ist abgebrochen. Schrecklich stehen vor dem verhaßten Sultan die Beyspiele seiner Vorfahren, deren Mörder ihre Prätorianer geworden sind. Nirgends ist Plan oder Berechnung; die Zukunft hängt von dem Anstosse des Augenblicks ab. — Wie könnte in solcher Zerrüttung und bey solcher Losgebundenheit der rohen Leidenschaft die vermittelnde Stimme der Vernunft einen Eingang finden? Wie eine benachbarte Macht sich in ihren Gränzen und in ihren Rechten noch für sicher halten? Wie die Gerechtigkeit und die Ehre ertragen, was in diesem Gräuel der Anarchie, der Übermuth, der Fanatismus und die Blutgier sich immer dreister erlauben werden?

Die Cabinette haben sich bisher gegen den Krieg im Osten von Europa gesträubt, weil sie ihre höchsten Interessen in der Erhaltung des Friedens sahen, und weil sie die gegenseitigen Machtverhältnisse nicht durch Eroberungen verrücken lassen wollten. Sie haben ihren Willen mit grosser Standhaftigkeit behauptet, welche Versuchungen ihn zu brechen auch vorhanden waren, und sie fahren noch fort ihn zu behaupten. Dadurch sind sie alles Ruhms theilhaftig geworden, der in grossen Geschäften durch festen Sinn und strenge Consequenz erworben wird. Aber sie werden diesen Ruhm nicht

verlieren, wenn ein Gericht der Verstokkung, das Gott über die Türken verhängt, oder eine neue Gestaltung der Angelegenheiten des Ostens, die das Schicksal herbey führt, sie bestimmt, ihr System zu ändern, und de Zwecke ihrer Verbindung den Interessen ihrer Individualität unterzuordnen. Mittlerweile bleibt den Griechen, was sie tapfer und siegreich erfochten haben, und was wir nicht geringe anschlagen dürfen, nachdem der Spectateur oriental selbst das Geständniß abgelegt hat, „es schei„ne unmöglich, daß ihre Revolution Rückschritte „thue und daß sie anders endige, als entweder „durch ihre Ausrottung oder durch den Tri„umph ihrer Sache."

Das constitutionelle Leben.

(Eingesandt.)

Eine Stimme aus Wirtemberg*) hat vor Kurzem versichert, es sey keine seltene Erscheinung mehr, daß der Bürger gegen Wahlen zu öffentlichen und Gemeindeämtern, namentlich zur Ergänzung des Bürgerausschusses und zur Bildung eines Wahlcollegiums, das den Abgeordneten zur Ständeversammlung zu ernennen hat, die größte Gleichgültigkeit an den Tag lege. Diese Erscheinung wird sehr richtig zum Theil aus der Form der Wahlen erklärt. Ihr Hauptgrund liegt aber noch tiefer. Man ist gleichgültig bey diesen Wahlen, weil man es gegen die Verfassung selbst ist; und man ist es gegen die leztre, weil man durch sie nirgends die Erwartungen bestätigt findet, die bey ihrer Einführung erregt worden sind.

Es ist sehr zu beklagen, daß dieses Erlöschen des bürgerlichen Geistes gerade bey den Wahlen der Gemeinde- und Landesrepräsentanten so sichtbar hervor tritt. Denn was auch die Gesetze heilsames und ersprießliches für

*) S. Schwäb. Chronik x. 9. Januar.

die Erhaltung und Übung der Rechte des Volks und des Bürgers und für die öffentliche Verwaltung verordnet haben mögen, so wird es doch umsonst seyn, wenn nicht tüchtige Männer diese Gesetze handhaben und schützen. Solche werden aber nie durch Wahlen gefunden werden, für die sich Niemand interessirt, und in denen also der Zufall und die Intrigue freyen Lauf haben. So lange es nicht herrschende Maxime unter unserm Volke wird, daß nur die, die nach Geist und Herz die Besten sind, es in der Gemeinde und im Staat vertreten müssen, so lange bleibt die Verfassung ein todter Buchstabe und der zwischen ihr und dem Leben erscheinende Contrast macht sie zum Spott und zur Verachtung.

Das teutsche Volk fühlt wohl die Wahrheit der Grundsätze, auf denen das constitutionelle System beruht; aber es betrachtet dieses System als eine Täuschung, so lange es ihm nicht gewährt, was seine Grundsätze verheissen. Die alten Abgaben dauern fort; sie werden mit Strenge beygetrieben; der Ruf um Hülfe für den gesunkenen Nahrungsstand fällt auf taube Ohren; das Beamtenregiment behauptet den hergebrachten herrischen Charakter; es vernichtet mit Hohn die immer wiederholte Zusage der gemeindlichen Selbstständigkeit; die gerechtesten Beschwerden verklingen spurlos in dem Labyrinthe der verwaltenden Hierarchie; die Processe nehmen kein Ende; das Unrecht, was in den Zeiten der Willkühr geschehen, wird nicht versöhnt. Dieß Alles sieht, und hört und empfindet der grosse Hause. Wie könnt ihr ihm zumuthen, daß er glaube, wovon er unaufhörlich das Gegentheil schaut?

Aber nicht unbefugt fordern wir diesen Glauben von den Gebildeten, die, hellern Geistes, nicht an der Wahrheit verzweifeln, weil sie im Kampfe mit der Wirklichkeit Niederlagen leidet, und die wohl wissen, daß die Wahrheit ein Samenkorn ist, dessen Gedeihen, nachdem die treue Hand es ausgestreut, in Geduld

erwartet werden muß. Dieser Glaube ist auch in ihren Herzen, und es fehlt unter ihnen nicht an solchen, die mit Eifer ihn in ihrem Kreise zu stärken suchen. Warum wirkt das Wort dieser redlichen Patrioten so wenig auf das Volk?

Diese Frage hat der Freyherr v. Aretin in der letzten Sitzung der baierischen Ständeversammlung beantwortet. „Welche lähmende Kräfte, sagt er, haben sich auf das „Räderwerk unsrer Verfassung geworfen? Ich „glaube nicht zu irren, wenn ich sie hauptsächlich darinn zu finden vermeyne, daß so viele „Staatsbeamte den Geist der beschwornen Verfassung noch nicht in sich aufgenommen haben. Sie erblicken in der „Ständeversammlung eine feindliche Anstalt, in „jedem Tadel der Verwaltung eine Art Staatsverbrechen, wenigstens eine unbefugte Einmischung, die man zurückweisen dürfe, oder strafen durch Nichtachtung. Jedes freymüthige „Wort, das in diesem Saale ausgesprochen wird, „erscheint ihnen als Volksverführung, als Aufreizung zur Unzufriedenheit. — Es ist wahr, „die den Ständen verfassungsmässig gestattete Redefreyheit ist für die Beamten unbequem, da „sie itzt gezwungen sind, zu widerlegen, wo „sie zuvor unterdrücken konnten. Aber hat „man uns denn versammelt, um ihnen Bequemlichkeit zu verschaffen, oder um ihnen eine Bette „auf Rosen zu bereiten? Möge der unconstitutionelle Staatsbeamte auf Dornen liegen; die „constitutionellen — wir kennen und verehren „sie hoch — ruhen sanft und nirgends sanfter, „als im Schooße der Verfassung." So ist es in Baiern; verhält es sich anders in Wirtemberg, Baden, Hessen, Nassau ꝛc. ꝛc.? Nichts weniger; im Gegentheile ist es in den letztern Ländern notorisch, daß ein grosser und sehr wirksamer Theil der öffentlichen Diener den constitutionellen Gesetzen abhold ist, nicht nur wegen der Offenheit, womit in den Kammern von ihren Geheimnissen gesprochen wird, sondern noch weit mehr, weil jene Gesetze ihren eingewurzelten Begriffen und ihren Angewöhnungen widerstreiten, weil sie die hergebrachte zunftmässige Praxis durchkreuzen, weil sie manche wohl benützte Quelle des Einkommens verschütten und weil sie den Spielraum der Willkühr verengen. Kann man einer Institution gut seyn, aus der so grosse Übel hervor gehen? Diesen Übeln steuert man aber, indem man seine Vorspann an den hintern Theil des Staatswagens setzt. Bringt man ihn dadurch auch nicht zu einer rückgängigen Bewegung, so bewirkt man wenigstens soviel, daß er still steht.

Damit sagen wir nicht, daß alle Schuld von dem Stocken und Erlahmen unsres constitutionellen Wesens auf den Organen der Regierung laste, und indem wir die letztern anklagen, sind wir weit entfernt die Regierungen selbst, oder das Volk, das nicht weiß, was zu seinem Frieden dient, oder seine Vertreter, die die Geschöpfe dieses Volkes sind, frey zu sprechen. Aber immer lastet die schwerste Verantwortung auf den besagten Organen der öffentlichen Gewalt und sie sind es, die das meiste zur Unterdrückung und zum Verderbniß des durch die Verfassungen zum Leben gerufenen bürgerlichen Geistes beytragen. Wie nachtheilig aber auch ihr Einfluß seyn mag, so wird es ihnen doch nicht gelingen, diesen Geist auszutreiben, oder zur tödten. Er ist stärker, als seine Widersacher; für ihn zeugen und handeln die Beßten im Volke; und in unsrer Jugend wächst ein zahlreicher Phalanx zu seiner Vertheidigung heran. Ueberdieß geht auch er, wie alles Menschliche, den Weg der Entwicklung, und er erlangt seine Ausbildung nur unter der Pflege der Zeit.

Miscellen.

1.

Nachdem der *Adel* unter den Völkern von *germanischem* Stamme, eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, den Rang der ersten Klasse behauptet und vermöge seiner Standesrechte die höchsten Ämter im Staate und in der Kirche inne gehabt hatte, erlitt er in unsern Tagen Erschütterungen, die seine Existenz bedrohten. Bei der für ihn so nachtheiligen *Ideenrevolution*, die die Zeit herbey geführt, und bey so vielen Veränderungen in der Gesetzgebung und Verwaltung, die für ihn nicht minder verderblich geworden, ist ihm auch kein langer Bestand mehr zu versprechen, es sey denn daß er sich, *nach Maaßgabe der neuen Ordnung der Dinge*, die das unwiderstehliche Schicksal um ihn her gebildet hat, selbst *reformire*. Nirgends genießt der Adel eines Vorzugs weiter im Staatsdienste; seine Privilegien sind erloschen; die geistlichen Fürstenstühle, die er einst bestieg, sind zertrümmert; die Ahnenprobe ist der Probe des Verdienstes gewichen; das Volk ist ihm ebenbürtig geworden; alle Vorurtheile, die noch in der öffentlichen Meynung ihn hielten, sind im Lichte des Zeitalters zerronnen; nur eine Stütze seines Ansehens und seiner Bedeutung ist ihm geblieben, — der *Güterbesitz*. An ihn knüpft sich der noch übrige Schatten von Vorrechten; er ist die einzige Quelle der Mittel, um Wirksamkeit und Einfluß in der Gesellschaft zu gewinnen; er ist das bleibende Denkmal der Väter, deren Ruhm die Nachkömmlinge ehrt und erhebt. Aber auch dieser *Güterbesitz* ist ihm verkümmert; man hat eine schwere Last von Abgaben auf denselben gelegt; manche seiner Erträgnisse sind entfremdet; seine ewige Renten sind für ablösbar erklärt; die seine Erhaltung sichernde Bande sind lockerer geworden. Das verkündigt uns eine immer zu nehmende *Verarmung des Adels* und den allmählichen Verlust seines altväterlichen Besitzthums; gesellschaftliche Vorzüge, in so ferne sie von einem Stande angesprochen werden, sinken aber in demselben Verhältnisse, in dem der Reichthum dieses Standes sich vermindert. Wie kann der Adel sich gegen diese Gefahr sichern? — Das lehrt ihn das Beyspiel von *England*. Dort gehört der Titel nur dem ältesten Sohne der Familie; die nachgeborne Söhne aber tretten in die *Gentry* zurück, und treiben jedes Gewerbe, was auf eine rechtliche Weise Brod gewährt. Könnten wir es uns abgewinnen, dieses Beyspiel nachzuahmen, so käme die Summe des Besitzes mit der Zahl der Besitzer wieder in ein richtiges Verhältniß und der Fortbestand des Adels würde dadurch garantirt. Bleibt aber das bisherige verrückte Verhältniß, so hat es mit dieser Garantie ein Ende. Denn die Herrn *von* werden nur so lange ein Gewicht in der Gesellschaft erhalten, als sie auch nachweisen können, *wo* sie Herrn sind.

2.

Das Verderben, welches im Laufe des Mittelalters die *abendländische Kirche* an Haupt und Gliedern ergriffen hatte, war für viele erleuchtete und fromme Männer ein Aufruf, um mit Kraft und Eifer den herrschenden Irrthümern und Mißbräuchen entgegen zu treten. Da entspann sich, wie in unsrer Zeit, nur über ein anderes Interesse des menschlichen Geistes, ein heftiger Streit zwischen *Aufklärern* und *Obscuranten*, *Liberalen* und *Servilen*, *Reformatoren* und *Verfechtern der Stabilität*. Man kann nicht sagen, daß es den letztern an Energie gefehlt habe, um ihre Sache gegen die erstern zu behaupten. Sie zogen mit Feuer und Schwert aus, um die Bewegungen der *Waldenser Albigenser* und *Begharden* zu dämpfen; in *Konstanz* zündeten sie die Scheiterhaufen an, auf denen Jo-

hann Huß und Hironymus von Prag freudig starben; so versiegelte auch in Florenz Hieronymus Savanorala sein Bekenntniß mit seinem Tode. Aber mit den Märtyrern war nicht auch ihr Glaube vertilgt. Das Zeugniß, das sie für denselben abgelegt hatten, gab ihm eine neue Bestätigung und er wurzelte nur um so tiefer in den Herzen. Da traten in der Zeit, in der Alles vorbereitet war, sie zu empfangen, in Sachsen und Helvetien neue Zeugen gegen das Verderben der Kirche auf; sie wirkten mit wundersamer Gewalt weil sie nur wiederholten und deuteten, was längst im Bewußtseyn und im Gefühl der Völker war. Die mächtigsten Monarchen von Europa erhuben sich gegen die neue Lehre; der Pabst kämpfte gegen sie mit allen Mitteln seiner Macht; es entbrannten Verfolgungen, Kriege und Empörungen, in denen der Fanatismus mit allen seinen Gräueln wüthete; hundert Jahre lang standen die Völker gegen einander unter den Waffen; — aber die Lehre der Reformatoren eroberte sich einen grossen Theil von Europa und bewirkte in allen civilisirten Nationen, wenn sie ihr auch gleich nicht förmlich beytraten, einen Umschwung der Ideen, der der moralischen Welt einen neuen Geist und eine neue Gestaltung gab. Daraus geht die Lehre hervor, daß keine menschliche Macht im Stande ist, den Lauf von Begriffen zu hemmen, die in einem Zeitalter oder unter einem grossen Volke herrschend geworden sind, und daß, wo dieß irgend versucht wird, der Versuch immer mit einer Niederlage, auf einem mit Leichen und Ruinen bedeckten Schlachtfelde, endige. Es ist nöthig, daß diese Lehre in unsrer Zeit wiederholt werde. In der Periode der Reformation forderte der erwachte Geist der Völker eine Ausbesserung der Wege, die in das Himmelreich führen; in unsern Tagen will er eine festere und bequemere Einrichtung der irrdischen Wohnung. Der Zweck ist hier gleichgültig; aber es ist derselbe Geist, den wir mit seiner alten Macht erregt sehen. Er will nicht gewaltsam und zerstörend durch die Welt dringen; man kann auf dem Wege der Mässigung und der Billigkeit sich mit ihm vertragen. Wer aber sich feindselig ihm entgegen stellt, giebt die Losung zu blutigen Kämpfen und wird am Ende von ihm besiegt.

3.

Man hat es als eine der revolutionären Seltsamkeiten unsrer Zeit ansehen wollen, daß der Königinn von Portugal der Eid auf die Verfassung zugemuthet worden. Was gehen die Weiber die politischen Händel an, die die Männer unter einander führen? Indeß war jene Zumuthung nicht aus der Luft gegriffen. Die Königinn ist eine der größten Besitzerinnen in Portugal. Die zu ihrem Unterhalte ihr angewiesenen Güter ertragen gegen 300,000 Cruzados Renten. Überdieß ist sie, für den Fall der Minderjährigkeit des Thronfolgers, die präsumtive Regentinn des Reichs. Aus diesen beyden Gründen wurde der Eid von ihr gefordert. Sie verweigerte ihn, und sie bestand auf dieser Weigerung, trotz der peinlichen Folgen, die sich an sie knüpften, und unter denen die Trennung von ihren Kindern nicht die geringste war. Diese Beharrlichkeit ehrt ihren Charakter. Um ihre sittliche Selbstständigkeit zu erhalten, war ihr kein Opfer zu groß; deßhalb umgiebt auch ihren Namen eine herrliche Glorie schmählich entbehrt von denjenigen, die so bald die Gelegenheit sich ergab, die Verfassungen wieder umstürzten, welche feyerlich von ihnen beschworen waren. Aber selten wird das Leben durch eine edle menschliche That verklärt, ohne daß die Verläumdung sie zu beflecken suchte. So findet auch das Gerücht den Schlüssel zu dem Betragen der Königinn nicht in ihrer sittlichen Strenge, sondern in ihrem disharmonischen Verhältnisse zu ihrem Gemahl, „der König, versichert daselbe, habe „geäussert, daß sie nur aus Widerspruch gegen „Alles, was er thue, sich weigere, den Eid zu „leisten. In Rio Janeiro, als die ersten „Nachrichten von der portugiesischen Revolution „ihm nicht einleuchten wollten, sey sie consti„tutionell gesinnt gewesen; itzt, wo er dem Wun„sche seiner Unterthanen nachgegeben, sey sie anti„constitutionell gesinnt." Wir wissen nicht, was hieran wahr ist. Verhält sich aber die Sache wirklich so, so dient sie zum Beweise, daß die Ehemänner auf dem Throne nicht besser daran sind, als die in den Hütten, unter welchen leztern es nichts Neues ist, daß die Weiber immer standhaft das Gegentheil dessen wollen, was sie wollen.

4.

Die Laute, die wir in unsern Tagen, über die grossen Angelegenheiten der Völker, aus den Cabinetten vernehmen, sind selten im Einklange mit der öffentlichen Meynung. Ja es vermehren sich die Mißtöne so sehr, daß es scheint,

daß keine Harmonie mehr zu erwarten sey, es sey denn daß der Eine oder der Andere Theil verstumme. Unter diesen Umständen verdient die Botschaft eine Auszeichnung, mit welcher am 6. Dec. v. J. der Präsident den Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika eröffnet hat. Denn was in derselben über die grossen Aufgaben der Politik, mit denen sich itzt Europa beschäftigt, gesagt ist, steht in vollkommener Übereinstimmung mit den Ansichten und Erwartungen des stimmführenden und stimmfähigen Publikums. „Ob wohl der „Krieg zwischen Rußland und der Türkey noch „nicht ausgebrochen sey, so könne man doch an„nehmen, daß die Zwistigkeiten unter diesen bey„den Mächten im Frieden werden beygelegt wer„den. Man könne seine Augen nicht auf die „Unterdrückung Griechenlands wenden, „ohne Lebhaften Kummer zu empfinden. Der „schreckliche Despotismus, unter welchem „dieses berühmte Land so lange seufze und wel„cher gleichsam sein Daseyn vor aller Welt ver„hülle, habe bey allen großmüthigen See„len von jeher tiefes und inniges Mit„leid erregt. Man müsse hoffen, Griechenland „werde seine Unabhängigkeit erkämpfen; und „seine Stelle unter den Völkern der Erde wieder „einnehmen." — In gleichem Geiste erklärt sich der Redner über die Angelegenheiten der iberischen Halbinsel, die für so viele Bewohner des europäischen Continents ein Stein des Anstosses und ein Fels des Ärgernisses geworden sind. „Spanien und Portugal haben ei„nen grossen Schritt zur Verbesserung ih„res Schicksals gethan. Es sey ein tröst„licher Anblick für den Menschenfreund, daß „bey diesen wichtigen Veränderungen Mäßi„gung immer den Vorsitz geführt habe. Es „sey ein Nationalgrundsatz, welcher der Regie„rung der vereinigten Staaten, so wie ihren „Bürgern stets heilig bleibe, daß die Schick„salsbestimmung eines unabhängigen „Staats, der mit dergleichen Verbes„serungen sich beschäftige, lediglich „ihm selbst überlassen bleiben müsse." Wie schneidend contrastirt, was dieser amerikanische Staatsmann gesagt hat, mit dem, was über dieselben Gegenstände neuerlich mehrere europäische Staatsmänner gesagt haben? Auf welcher Seite das Übergewicht sey, darüber erkennt jeder Leser nach seinem eigenen Gefühle. Aber jedem, welcher Partey er auch angehöre, muß es in so ferne es ihm rein um die Wahrheit zu thun ist, erfreulich seyn, wenn sich Widersprüche gegen eine politische Theorie erheben, die mit dem Charakter eines ausschliessenden allein seligmachenden Glaubens in dem völkerrechtlichen System sich fest zu stellen sucht. Denn mit einer solchen Theorie wäre weder den Liberalen noch den Illiberalen gedient. Sie entzöge beyden das menschliche Recht der selbstständigen Überzeugung.

Dankbare Erinnerung. Indem Endes gezeichneter geborner Bürger der ehemaligen freyen Reichsstadt Hall, durch ehrwürdige Stättmeister, deren drey, Drechsel, Sanwald und Hufnagel, ich einen als Großvater, den andern als Oheim und den dritten

O! & præsidium & dulce decus meum!

als Vater ehre, — durch ein Gymnasium, das einen Leutwein zum Rektor und früher einen Kanzler von Ludewig und einen geheimen Rath von Steck, beyde Verdienste halber Preussens grossem Friedrich geadelt, — *) und durch seine herrliche Salzquelle, die kein erbortes Salzwasser entbehrlich machen kann, berühmt, itzt aber als königlich Wirtembergische Municipalstadt neuem Ruhm entgegen gehend, — fur alle Aufmerksamkeit und Liebe, die er während seines Aufenthalts vom Junius bis November v J. genossen ehrerbietigst und von ganzer Seele Dank zu sagen, sich gedrungen fühlt, nimmt er sich die Erlaubniß, auf zwey sehr angenehme Erfahrungen aufmerksam zu machen.

Die eine ist, daß mir der tägliche Gebrauch des dortigen Wildbads, jenseits des Kochers, nach dem Gebrauche der Kannstatter Quellen zur Befestigung meiner nun wunderbar erfolgten Genesung, nach zwölf Quaaljahren, die erst mit dem 28 Mai 1820 vorüber gegangen sind, ganz unaussprechlich heilsam wurde und segnend. Die andere Erfahrung rühmt ein Gasthaus, wo ich mich, der Bedürfnisse meiner Kur wegen, und weil mein Aufenthalt auf den ganzen Winter berechnet war, einmiethete. Zum Hirsch ist es genannt, und die Wolffischen Eheleute Innhaber desselben, behandelten mich nicht als Gast und Fremdling, sondern als Hausfreund und Mitbürger.

Frankfurt am Mayn im Jan. 1823.

Wilhelm Friederich Hufnagel.

*) Dieß bedarf, was Ludewigen betrifft, einer Berichtigung, indem derselbe den Adelsbrief nicht von seinem Landesherrn, sondern von dem Kaiser Karl VI. (im Jahr 1719) erhielt. S. J. P. Nicerons Nachrichten von den Gelehrten rc. XX Th. S. 188.

A. d. R.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



22. Februar 8. 1823.

Das ist eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen liegt, Euch ewig umgiebt, aber von Keinem gesehn.

Schiller.

Die constitutionellen Staaten Teutschlands.

„Es ist — sprach der Freyherr v. Liebenstein am 18. Januar in der zweyten Kammer der Badenschen Ständeversammlung — ein grosser, folgenschwerer Moment der Zeit, in dem wir uns befinden. Im Verhältnisse zu den grossen Reichen Europa's ist Baden zwar nur schwach. Aber es giebt Verhältnisse, wo es auch dem Schwachen erlaubt ist, sich stark zu zeigen.

Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken, sagt der größte teutsche Dichter, der leider zu den Unsterblichen hinüber gegangen ist, ehe er das Wiedererwachen seines Volks zum Gefühl seiner Würde, seiner Kraft und seiner Rechte schauen konnte. Concordia res parvae crescunt war der Wahlspruch der tapfern Niederländer, als sie sich zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freyheiten gegen die damals colossale Macht Spaniens verbanden. Sollte ich diese goldenen Worte übersetzen, mit Rücksicht auf die gegenwärtige Weltlage, mit besonderer Rücksicht auf die Lage und Interessen der constitutionellen Staaten Südteutschlands, so würde ich sagen: durch Eintracht, durch Besonnenheit, durch Standhaftigkeit und Kraft können auch die Kleinen mächtig werden."

Diese Äusserung ist des geistvollen und patriotischen Mannes würdig, der sie ausgesprochen hat. Es liegt ein tiefer und ein sehr fruchtbarer Sinn in ihr, den aufzufassen und zu fühlen aber nur denjenigen gelingen kann, die da tüchtig sind, um mit Verstande in dem Buche der Zeit zu lesen. Diese werden es auch dem Redner herzlich verdanken, daß er solche kräftigen Worte gesprochen hat, in einem Augenblike, in dem die Furcht so vielen redlichen Freunden des Vaterlands den Mund verschließt, während doch vermöge so mancher drohend sich erhebender Gefahren dringend noth ist zu reden.

Wer dürfte jene Furcht für erträumt erklären? — Worauf bisher die Wünsche aller deren standen, die ein Herz für die Menschheit und für das Gedeihen ihres geistlichen und leiblichen Wohls haben, darauf stand auch ihre Hoffnung, nämlich daß den Völkern der Friede erhalten, und daß ihnen, nachdem sie so lange durch das Feuer der Trübsaal gegangen, Zeit gegönnt werde, ihre Zwiste durch Versöhnung zu enden, ihre Wunden zu verbinden und der sparsamen Früchte zu pflegen, die, seitdem der Pflug der Kriege

und Empörungen ihren Boden aufgerissen, demselben entsprossen sind. Diese Hoffnung ist traurig verdüstert. Nachdem Europa den langen Kreislauf öffentlicher Übel aller Art vollendet zu haben glaubte, treiben dieselben feindlichen Kräfte, die vor dreissig Jahren seine innere Entzweyung angeschürt, es auf der alten Bahn fort, und alle Zeichen stehen darauf, daß das Schicksal unerbittlich über sie beschlossen habe, daß sie die von ihnen erlebte Passionsgeschichte noch einmal wiederholen. Wer darf hoffen, einem Verhängnisse zu entweichen, das über seinem ganzen Geschlechte zu walten scheint? — Aber es ist dem Menschen Vernunft und Freyheit gegeben, daß er durch sie auch gegen die Macht des Schicksals sich waffne, und wenn es ihm nicht gelingt, sie zu überwinden, daß er wenigstens versuche, ihr zu entfliehen.

Es ist deßhalb den Regierungen des teutschen Südens nicht nur gestattet, sondern es ist im Gegentheil eine heilige Pflicht für sie, von der keine politische Rücksicht sie entbinden kann, daß sie Alles thue, was in ihren Kräften steht, um nicht in die Händel, die unter den Mächtigern sich entspinnen, hinein gezogen zu werden, und um von dem Sturm, der sich bereitet, unberührt zu bleiben. Alle Fragen, welche itzt die europäische Politik beschäftigen und mit so grosser Erbitterung verhandelt werden, sind jenen Regierungen fremd. Sie leben mit der ganzen Welt im Frieden; sie klagen über Niemand; sie machen an Niemand Ansprüche und Niemand beklagt sich über sie. Was jenseits der Pyrenäen sich begiebt, ist für sie gleichgültig, und da der König von Spanien, als sie ihren Völkern Verfassungen bewilligten, ob gleich damals im Besitze unumschränkter Macht, keine Einwendung dagegen erhub, so können sie sich auch nicht für befugt halten, die Regierungsform anzufechten, in die er sich ergeben hat. Überdieß besteht im Innern der Südteutschen Staaten die reinste Eintracht. Die Regenten sind geliebt, die Regierungen geachtet, die Regierten gehorsam. Man erträgt mit Ergebung die Drangsale der Zeit und man sucht sie zu heilen, auf dem Wege allmählicher Besserung; als die erste und absolute Bedingung dieser Heilung ist aber allgemein der Friede erkannt, so wie als die Zerstörung alles Guten, was schon erreicht ist und noch erwartet wird, der Krieg. Man hat unsern Fürsten oft zum Vorwurfe gemacht, die Fülle der Souveränität sey von ihnen angesprochen und geübt, blos um ihres persönlichen Vortheils willen. Diesen Vorwurf können sie nicht kräftiger widerlegen, und nicht überzeugender können sie den Beweis führen, daß ihre Machtvollkommenheit eine Wohlthat für die Völker sey, als wenn sie in der Zeit der Stürme dieselbe gebrauchen, um die Völker im Genusse eines ruhigen und rechtlichen Lebens zu schützen.

Nur allzu oft hat es sich, wie wir ja aus unsern selbst erlebten Erfahrungen wissen, begeben, daß die Macht, bald gewaltsam, bald einen unverlangten Schutz heuchelnd, die Schwäche in ihre Händel verwickelte, und gewöhnlich thaten die Erfolge die Absicht der Macht kund; sie legte im Kriege die schwersten Lasten auf den schwachen Bundesgenossen und im Frieden opferte sie ihn auf. Das war das Schicksal des teutschen Reiches. Der letzte Krieg, den es führte, endigte mit seinem Untergange. Man kann nicht sagen, daß diese Katastrophe es unverdient getroffen habe. Wenn ein Staatenverein, dessen Glieder freywillig auf ihre Selbstständigkeit verzichten und sich im lauten Widerspruche mit ihrem Recht und mit ihrem Interesse in die Dienstbarkeit der Mächtigern begeben, zerfällt, so geschieht ihm, was er sich selbst zugezogen hat. Es giebt keine grössere Schmach für ein Volk, als die, daß es seine Geschichte vergißt. Diese Schmach würde auch uns treffen, wenn in einem Zeitpunkte, der grosse

Entscheidungen ankündigt, in unserm Gedächtnisse die Thaten und die Unthaten erloschen wären, durch die die Alten gegen die Bestrebungen der Gewalt sich in ihrem Bestande erhalten, die Neuern aber eines jeden Anmassers Schmeichler und dann seine Knechte geworden sind.

Um uns vor solcher Entwürdigung zu bewahren, hat der oben angeführte Redner das classische Wort gesprochen, daß es Verhältnisse gebe, wo es auch dem Schwachen erlaubt sey, sich stark zu zeigen. Wir glauben, daß dieses Wort nicht von allen denen begriffen werde, denen es an das Herz gelegt ist, in einer Zeit, in der die Politik keine Mahnung zu verstehen scheint, die durch geistige Motife unterstützt ist, und wo es zur allgemeinen Praxis geworden, den Ausschlag aller Geschäfte nur nach dem materiellen Gewichte zu berechnen, das man auf die Wagschale legt. Diese Vorurtheile der Zeit sind eine Folge unsrer Erschlaffung. Ihnen steht das laute Zeugniß der Geschichte entgegen, daß Muth und geistige Kraft nie verzagen dürfen im Kampfe mit der Gewalt und daß es in den Bewegungen des Lebens keine eigentliche Schwäche gebe, als die sittliche. Die teutschen Staaten vom zweyten Range bestehen unabhängig auf der Grundfeste des Völkerrechts; sie sind in ihrem Innern durch die Bande verfassungsmässiger Gesetze organisch gebildet; der Wille ihrer Regierungen ist von jedem fremden Gesetze befreyt. Daß sie diesen Willen behaupten, steht in ihrer Macht, insoferne ein klarer Verstand ihn lenkt und ein festes Gemüth ihn unterstützt. Es war dieser Wille, durch den Griechenland die zahllosen Heere und Flotten der Perser vernichtete; er hat Rom gerettet, als es bis auf das Capitol zurück gebracht war; er hat den Schweizern und den Niederländern zur Freyheit geholfen; er hat dem preussischen Friedrich den Sieg über das halbe Europa verliehen; an ihm hat Napoleons Macht in Spanien gescheitert durch ihn ist in diesen letzten Tagen die ottomanische Pforte, während die ganze Christenheit sich besließ, feste Pfeiler an sie anzubauen, zu einem Sturzdrohenden Thurm geworden. Darum darf keiner verzagen, der das Vertrauen auf sich selbst nicht aufgiebt.

Was nun aber auch die constitutionellen Regierungen Teutschlands, in dieser bedenklichen Zeit, über die zu nehmenden Maaßregeln und über ihre künftige Stellung zu beschliessen für gut finden mögen, so muß doch in allen ihren Beschlüssen der Grundgedanke und der Zweck unverletzte Neutralität seyn, die auf gleiche Weise die Gerechtigkeit, da sie von Niemand beleidigt sind, und das Wohl ihrer Länder fordert, das jede Störung der Ruhe untergraben und den schrecklichsten Gefahren aussetzen würde. Ein solcher Zweck bedarf keiner Rechtfertigung; aber er wird nur erreicht durch Eintracht, Besonnenheit, Standhaftigkeit und Kraft.

Lesefrüchte.

1.

Als im J. 1791 der Kaiser Leopold, der König von Preussen und der Kurfürst von Sachsen auf dem Lustschlosse des letztern zu Pilnitz zusammen kamen, forderte sie der Graf von Artois auf, dem durch die Revolution erschütterten unumschränkten französischen Königthum zu Hülfe zu kommen. Man kam dieser Aufforderung mit grosser Bereitwilligkeit entgegen. „Sie betrachten, erklärten der Kai„ser und der König dem Prinzen, die Lage, in „der sich Ludwig XVI. befinde, als eine Sache „von allgemeinem Interesse für sämt„liche europäischen Souveräne von Eu„ropa, und sie hoffen, daß dieses Interesse un„fehlbar von denjenigen Mächten anerkannt wer„den würde, deren Hülfe man reclamire, und „daß dieselben sich nicht weigern würden, mit

„ihnen verbunden, die wirksamsten Mittel anzu„wenden, um den König von Frankreich „in den Stand zu setzen, die Grundla„gen einer monarchischen, den Rechten „des Souveräns eben so wohl als dem „Wohle der französischen Nation an„gemessenen Regierung in vollkomm„enster Freyheit zu befestigen.“ Ein sehr nüchterner und einsichtsvoller teutscher Geschichtschreiber *) begleitet diese Erklärung mit folgendem Zusatze: „Mein Buch erwähnt mancher Zusammenkunft europäischer Regenten, unter welchen nur selten eine für das Wohl der Völker ersprießlich ausgefallen ist. Die Nachwelt wird auch diese nicht unter solche zählen. Zwar wird sie die Theilnahme beyder Monarchen an den persönlichen Bedrängnissen Ludwigs XVI. so preiswürdig als natürlich finden. Aber solche Äusserungen von naher, durch Kriegsgewalt unterstützter Einmischung in das, was die Franzosen mit ihrem Könige auszumachen vorhatten, wird sie als nicht den Umständen gemäß ansehen, in welchen die Sache gerade damals war.“ Die Erfolge bewährten die Gründlichkeit dieses Räsonnements, und es weiß nun die ganze Welt, daß das Unglück von Europa mit dem Congreß von Pilnitz angefangen hat.

2.

Der Doctor Banselblé, ein berühmter praktischer Arzt in London, sah einst auf einer Strasse der Stadt einen Charlatan, in einem mit vier prächtigen Pferden bespannten und vielen kostbar gekleideten Bedienten umgebenen Wagen, den zahlreich um ihn versammelten, gaffenden Pöbel anreden und seine Medikamente an ihn verkaufen. Der Doctor besuchte ihn in seiner Wohnung und sagte ihm, er glaube ihn zu kennen, aber er erinnere sich nicht, wo er ihn gesehen habe. „Ich kann Ihnen, erwiederte der

*) J. G. Büsch in seiner Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, 3te Ausgabe Seite 527.

„Marktschreyer, leicht auf die Spur helfen. Ich „war mehrere Jahre Bedienter bey der Mylady „Waler, die Sie oft besuchten.“ Aber, versetzte der Doctor, wie ist es möglich, daß Sie ohne Erziehung und Studium zu einem Ansehen gekommen sind, in dem ich mich mit Ihnen nicht messen kann, ob ich gleich schon vierzig Jahre, nicht ohne einiges Renommée, prakticire? „Be„vor ich ihre Frage beantworte, erwiederte je„ner, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zwo „andere vorlege. Sie wohnen in einer der be„suchtesten Straffen von London. Wie viele „Menschen glauben Sie wohl, daß täglich an Ih„rem Hause vorüber gehen?“ Das ist schwer zu bestimmen, erwiederte der Doctor; indessen mögen der Vorübergehenden wohl zehntausend seyn. „Und unter diesen zehntausenden, sagte „der Charlatan, wie viel glauben Sie, daß Men„schen von Vernunft seyen?“ — Wenn ich hundert annehme, so ist das schon viel. — „Da„mit, Herr Doctor! ist ihre Frage beantwortet; „die hundert Vernünftigen sind Ihre „Kunden, die andern gehören alle mir.“ — Wir wissen, daß sich in dem Falle des Marktschreyers sehr viele Journalisten, Schriftsteller, Advocaten, Volksredner, sogar manche Prediger befinden; aber nicht alle diese Herrn sind so aufrichtig, wie er.

3.

Selim III. wollte die Türken zu Europäern machen. Da stürzten ihn die Janitscharen vom Throne (1807) und setzten seinen Neffen Mustapha IV. auf denselben; für seine Neuerungslust büßte er im Kerker. Aber ein Jahr spater gieng ihm ein Strahl der Hoffnung auf. Der Pascha von Ruschtschuk, Mustapha Bairaktar, ergriff die Waffen, um den Übermuth der Janitscharen zu züchtigen, und den gefangenen Herrscher wieder auf den Thron zu erheben. Diesen Plan vereitelte der Sultan. Er ließ den armen Selim ermorden, und warf seinen Leichnam dem Pascha über die Mauer des Serails

entgegen. Dessen ungeachtet blieb diesem der Sieg. Mustapha ward vom Throne in den Kerker geführt, und Bairaktar setzte, als Großvezier, mit Strenge die Reformen fort, die unter Selim begonnen hatten. Der Aufruhr der Janitscharen brach aufs Neue aus. Mustapha ward im Gefängnisse ermordet und der Großvezier — die letzte Stütze des wankenden Reichs — sprengte sich in die Luft. Das war das Schicksal der beyden unmittelbaren Vorfahren des itzigen Sultans. Ihm scheint sich kein besseres zu bereiten. Schon haben ihm dieselben Janitscharen, die seinen Oheim und seinen Bruder entthront, den Mord seiner Lieblinge und seiner treuesten Diener abgedrungen, und ihm die Köpfe seiner Minister vor die Füsse geworfen. Er besteht nur noch dadurch, daß er sklavisch thut, was der wilde und trotzige Soldatenhaufe will. — So gedeihlich ist für die Regenten die sultanische Herrschermacht, die, mit europäischen Modificationen, in der Christenheit einzuführen, man nun und dort so emsig beschäfftigt ist. O! wie wahr hat Montesquieu gesagt: „Es wird durch die Geschichte „aller Zeiten bestätigt, daß die Sicherheit „des Monarchen in dem Grade abnimmt, „in dem seine Macht willkührlicher wird; weß„wegen man sich des Hochverraths gegen „seinen Fürsten schuldig macht, wenn man ihn „verleitet, seine Macht zu mißbrauchen'' *)

*) Esprit des Loix, I. 8. 7.

4.

Wenn diejenigen, die in der itzigen gährenden Zeit mit der Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten beschäftigt sind, das Pferd am Schwanze aufzäumen oder den Bock ins Sieb melken, so kommt ihnen die Entschuldigung nicht zu statten, daß es ihnen an guter Lehre für ihren Beruf gefehlt habe. Diese Lehre hat ihnen jüngst die Geschichte des menschlichen Geschlechtes gegeben; waren sie aber zu bequem, um sie selbst aus dieser Quelle zu schöpfen, so hieng es von

ihnen ab, sie unmittelbar aus dem Munde der weisen Männer zu empfangen, die sich damit beschäftigt haben den Sinn der Geschichte zu deuten, und aus der Vergangenheit nachzuweisen, was als Lehre und Warnung für die Gegenwart und Zukunft dienen mochte. Schon vor zehn Jahren hat ein Mann dieser Art *) die Grundsätze ausgesprochen, die in unsern Tagen schlechterdings die Norm der Gesetzgebung und der Verwaltung seyn müssen, und deren Anwendung mit entschiedener Unfehlbarkeit, den Bestand, die Ruhe und das Glück der Staaten sichert. „Was die neueste Geschichte auf „das unzweydeutigste bewähre — dieß „sind seine Worte — sey in den folgenden „Sätzen begriffen: 1.) Was die Völ„ker stark macht, ist nicht der Leib, son„dern die Seele; was sie unüberwind„lich macht, ist allein die begeisternde „Kraft des Herzens; was sie vor Unter„jochung bewahrt und aus der Unter„jochung rettet, ist allein der kräftige „Muth der Freyheit werth zu seyn. „2.) Was die Thronen befestigt und „aus grossen Gefahren rettet, ist nicht „bey diesem oder jenem Stande, son„dern bey der Gesamtheit der Unter„thanen, in dem Gemeinsinn der Bür„ger, in der Liebe und Begeisterung „für Fürsten und Vaterland. 3.) Was „die Staaten zum Untergange führt, „ist, wenn sie den Geist der Zeit nicht er„kennen und verstehen, und von dem Sie„gerwagen des Genius der Menschheit „verblendet in die vom Abhange rol„lenden Räder greifen. 4.) Die Ge„genwart mit ihren Erscheinungen „verkündigt nicht eine Rükkehr zur al„ten Zeit, sonderen nur die Fortsez-

*) Feuerbach in der Schrift: Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreyung von Europa, 8. 1813 S. 30.

„ung und Entwicklung einer schon lan„ge begonnenen neuen Zeit." — Wir finden in diesen Sätzen die Hauptsumme aller politischen Weisheit, und wünschen, daß sie an allen Thronen, in allen Kanzleyen und in allen ständischen Sitzungssälen angeschrieben seyn möchten. Dessen ungeachtet werden sie nicht von allen Menschen begriffen; ja es giebt viele vornehme Herrn, die euch, wenn ihr sie ihnen vorlesen wolltet, aus vollem Halse auslachen würden. Das darf uns nicht irren. In zehn Jahren wird es sich zeigen, wer zuletzt lacht.

Großherzogthum Baden.

(Eingesandt.)

— — Das leidige Ende, das unser Landtag genommen hat, thut dem Patrioten wehe. Auch dießmal erwies sich in der Verhandlung der zweyten Kammer ein schöner bürgerlicher, treuer und gerader Sinn, viel muthiger Eifer für das Gute und Rechte und eine grosse Summe von Einsicht und Talent; um so mehr konnte man sich der Hoffnung überlassen, daß die zum Theil sehr wichtige, tief in das öffentliche und Privatwohl eingreifende Forderungen und Beschwerden, die zur Sprache gekommen, zum Besten des Volks erledigt werden dürften. Diese Hoffnung ist nun meistens vereitelt.

Über den Gegenstand des Streits, der die Katastrophe herbey geführt, sind die Meynungen im Publikum eben so getheilt als sie es in der zweyten Kammer waren, Das versteht sich bey solchen Dingen von selbst. Übrigens ist zu beklagen, daß die Meynungen selten auf die reine Ansicht der Objekte begründet sind. Was die Regierungen für das Militär fordern, es sey wenig oder viel, wird gewöhnlich mit Widerwillen aufgenommen. Der Sinn des Zeitalters ist nicht für den stehenden Soldaten. Man hält ihn für eine Stütze des Despotismus. In kleinen Staaten scheint er zwecklos. Man glaubt durch Landwehren ihn ersetzen zu können. Sein Daseyn ist für den Bürger drückend. Deßhalb ergiebt man sich in ihn und in die Lasten, die er mit sich bringt, nur sträubend. — Aber es ist die Pflicht der Volksvertretter, daß sie diese Begriffe sich aufklären, und über dem, was die Vernunft postulirt, die Nothwendigkeit nicht übersehen, die in der Zeit und in den Umständen liegt.

Die Badensche Regierung hat für den Militäretat 1,648,000 fl. gefordert, und diese Summe hernach auf 1,600,000 fl. herabgesetzt und sich zugleich zur Aufhebung der Militärfuhrfrohnen erboten, wodurch dem Lande eine Erleichterung von 39,000 fl. zufloß. Die Stände aber bestanden auf der Bewilligung von 1,500,000 fl. So war es nicht einmal die Summe von 100,000 fl. über der man es bis zu solcher Spaltung kommen ließ. Wie konnte man die Gefahr eines Zwiespalts zwischen dem Herrn und dem Lande an sie setzen?

Die Regierung hat, um ihre Forderungen zu begründen, sich auf die Verbindlichkeiten berufen, die die Bundespflicht ihr auflegt, und den Paragraph der Schlußakte allegirt, vermöge dessen die teutschen Souveraine durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer Bundesmässigen Verpflichtung gehindert oder beschränkt werden dürfen. Zugleich hat sie auf den verhältnißmäßig höher stehenden Militäretat anderer teutschen Staaten aufmerksam gemacht. Dieser leztere Umstand, der allerdings gegründet ist, wie denn z. B. die baierische Armee, bey einer Bevölkerung von etwas über vierthalb Millionen, acht Millionen Gulden kostet, konnte für die Regierung als ein der Berücksichtigung sehr würdiger Beweis der Mässigung dienen; die Berufung auf das Bundesverhältniß aber stellte die Sache als eine Nothwendigkeit dar, der zu entweichen, sie sich nicht für berechtigt halten konnte. Sie brachte überdieß noch eine Form in Antrag, die das Entgegenkommen der Stände erleichtern konnte. Aber dieser Antrag wurde mit dreissig Stimmen gegen neun und zwanzig verworfen, „und so schei„terten die wohlthätigen Ergebnisse eines mühe„vollen, sieben Monate langen Landtages in ei„ner Minute und an einer Stimme."

Gewiß hat sich die Opposition in diesem Falle kein Verdienst um das Vaterland und eben so wenig um das konstitutionelle System erworben. Das vorliegende Streitobjekt, war unter allen Umständen zu unbedeutend, als daß sie um desselben willen die Sache bis auf diese Extremität treiben durfte. Am wenigsten aber war ihr dieß gestattet in der gegenwärtigen Zeit, die jedes repräsentative Corps dringend mahnt, das Einverständniß mit den Regierungen um jeden Preis zu erhalten, Alles zu vermindern, was den Feinden der freysinnigen Verfassungen Veranlassung geben kann, sie zu verläumden.

Prophetische Winke eines Einsiedlers.

Zur Zeit unsrer Großväter und Urgroßväter entspann sich kein Krieg und keine Staatsumwälzung, es starb kein grosser und kein kleiner Herr, es fiel kein Kirchthurm ein und es brannte keine Stadt ab, ohne daß Zeichen am Himmel und auf Erden das Unglück vorher verkündigt hätten. Indem wir dieß Alles umständlich und oft mit in der strengsten rechtlichen Form bescheinigt, in den Chroniken, den Geschichtbüchern, den Regierungsprotokollen und den Leichenpredigten des siebenzehnten Jahrhunderts lesen, lachen wir der Thorheit unsrer Alten und streichen unsere Bärte im behaglichen Bewußseyn unsrer höhern *Aufklärung*. Man wird mir erlauben, daß ich dieß Wohlbehagen für eine Täuschung der Eigenliebe erkläre. Wie können wir uns für klüger halten, als es unsre Väter gewesen sind, da es doch notorisch ist, und da es täglich hundert Zeitungen, Journale und *Regierungsblätter* verkündigen, daß wir im ökonomischen, politischen, kirchlichen und literarischen Leben viel dummere Streiche machen, als sie, und da der Zustand, in dem sich itzt die Welt befindet, gewiß nichts weniger als eine Lobrede auf die Weisheit derjenigen ist, die ihn handlend und leidend herbey geführt haben.

Ich habe wenig Glauben, an eine Kunst, bey der man verhungert, und an eine Wissenschaft, die im Leben unbrauchbar ist. Ebenso wenig Glauben habe ich an das Licht, das über eurem Zeitalter aufgegangen seyn soll, da ich in diesem Lichte so zahlreiche Schaaren von religiösen und politischen Fanatikern, von cristallhellen Mystikern und himmelblauen Romantikern, von Geistersehern und Wunderthätern, von Glücksrittern und Beutelschneidern und am Schweife des langen Zuges eine von *Kapuzinern* und *Trappisten* commandirte *Glaubensarmee* wandeln sehe, und da in ihm das öffentliche Leben eine so seltsame Gestaltung erhalten hat, daß es scheint, die Völker vom *Hellespont* bis an den *Missisipi* seyen unter sich Eins geworden, um mit einander *verkehrte Welt* zu spielen, oder das alte wunderliche Stück vom *babylonischen Thurmbau* zu repetiren.

Was nun aber die *Zeichen am Himmel und auf Erden* betrifft, welche unsre Alten für Vorboten der künftigen grossen und kleinen Welt- und Stadtbegebenheiten gehalten haben,

so bin ich zwar der Meynung, daß das Achten auf diese Zeichen, die Furcht vor ihnen und die Deutung derselben nicht gerade den glänzendsten Beweis für den gesunden Verstand der guten Väter enthalte, indem das bischen *Hausphilosophie*, in dessen Besitz ich zu seyn glaube, mich längst zu der Überzeugung geführt hat, daß nach einem unabänderlichen *Statut* der geistigen Weltordnung die Zukunft für die Gegenwart ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch seyn soll, und daß nur eitler, umsonst sich abmühender Vorwitz sich vermessen könne, dieses Buch zu öffnen. Da die Vergangenheit uns die guten Lehren, denen wir bedürfen, im Überflusse darbietet, wenn wir nur darauf achten wollen, und die Gegenwart es uns nie an Sorge und Arbeit fehlen läßt, so halte ich auch jenes Statut für weise und consequent, und jeden für einen Narren, der sich nicht mit Ergebung in dasselbe fügt. Ich kann deßhalb auch unsre Alten, in Beziehung auf ihre *astrologischen* und *prophetischen* Grillen, nicht von einem kleinen Anfluge von Narrheit freysprechen. Dieser Vorwurf trifft sie aber um so mehr, da ihr Glaube an die Zeichen ihnen doch keinen Schlüssel in die Zukunft gab. Denn wenn ein Komet oder ein fliegender Drache am Himmel erschien, oder der Lerm des wüthenden Heers durch die Luft schallte, oder in den Concerten der Katzen ungewöhnliche Accorde ertönten oder eine seltsame Mißgeburt zur Welt kam, so erkannten sie wohl, mit Angst und Schrecken, in diesen Erscheinungen Anzeigen von den Dingen die da kommen sollten; aber ob sie einen Krieg, oder eine Pest, oder eine Feuersbrunst, oder eine Hungersnoth bedeuteten, das ward von ihnen erst ersehen, wenn eines von diesen Übeln wirklich eintraf. Eine Weissagung aber, die nur aus ihrem Erfolge verständlich wird, ist so viel als gar keine, und der Prophet, der sie ausspricht, ist nichts weniger und nichts mehr als ein Taschenspieler.

Dieser Glaube an die geheime Bedeutung der Schwanzsterne, der Nordlichter, der Mondsfinsternisse, der Nebensonnen, der Katzenconcerte und der Mißgeburten, hat sich allerdings in unsern Zeiten ziemlich verloren, und vergeblich sucht man in allen Geschichtbüchern, welche die von uns erlebten grossen Weltereignisse erzählen, das Capitel von den *Präsagien*. Das ist eine Folge unsrer Leichtfertigkeit. Seitdem wir keinen Teufel mehr glauben, glauben wir auch nicht

mehr an den lieben Gott, und seitdem wir das Himmelreich auf der Erde zu finden meynen, lachen wir der Mahnungen, die uns erinnern, im Sacke und in der Asche Buße zu thun. Aber trotz dieser Leichtfertigkeit sind wir um kein Haar aufgeklärter, als unsre Väter. Sie glaubten an die Weissagungen des Nostradamus, wir an die Offenbarungen des Somnambules. Sie ließen um Wunder zu sehen, auf das Grab des Abbé Paris und zum Pater Gaßner nach Ellwangen, wie nach Würzburg, Bamberg und Brückenau. Sie besuchten die Schulen der Molinisten, der Quietisten und der Inspirirten, und wir lassen die Werke von Jakob Böhme und Swedenborg wieder auflegen, und bewundern die Weisheit des Philosophen Pittschaft. Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, so müssen wir gestehen, daß die Partie ziemlich egal ist.

So fehlt es uns auch eben so wenig, als den Alten, an dem Vorwitz, mit dem sie die künftigen Schicksale der Staaten und Reiche, den Ausgang der Kriege und die Resultate der diplomatischen Verhandlungen zu erkunden suchten; aber unser Vorwitz hat dasselbe Schicksal, wie der ihrige. Es geschieht gewöhnlich das Gegentheil dessen, was wir verkünden. Sie lasen die Zukunft in den Sternen; wir lesen sie in dem Systeme unsrer Partie. Die eine Quelle ist so unsicher, als die andere; nur bleibt man bey dem Gebrauche der erstern mehr bey Ehren, weil man die Zeichen erst aus den Erfolgen deutet. Das ist bey der letztern nicht der Fall. Längst haben uns die Philanthropen den Übergang der Russen über den Pruth angekündigt, und alle ihre Ankündigungen sind zu Schanden geworden; die Liberalen haben darauf gewettet, daß kein Krieg gegen Spanien entstehen werde, und bereits geben sie die Wette verloren; die Ultra's rüsten sich zu glänzendem Fest, um bis Ostern die Wiederherstellung der unumschränkten spanischen Königsgewalt zu feyern, und sie werden gleiche Beschämung mit ihren guten Freunden, den Liberalen, theilen.

Hieraus sehen wir, daß der prophetische Geist eine Gabe von zweifelhafter und bedenklicher Art ist, und wie verderblich er für die Leute werden kann, haben besonders seit ein Paar Monaten mehrere Papierspeculanten mit ihrem Beyspiele bewiesen, welche für den an sich verzeihlichen Fehler einer falschen Berechnung der Conjuncturen, durch Fallissements, durch die Flucht oder auch durch den Selbstmord gebüßt haben. Diese Unglücklichen sind sehr zu beklagen. Jener prophetische Geist ist für sie ein Geist des Verderbens oder ein Mephistophiles geworden, und wie so vielen Menschen ward ihnen die Sucht nach Geld eine Klippe, an der sie Schiffbruch litten. Meine Leser wissen, daß ich für keinen Propheten gelten will, daß ich nicht in den Sternen lese und daß ich nicht an die Weissagungen der Hellseher glaube. Aber ich bin, um den Gang der politischen Ereignisse zu bestimmen, im Besitze einer Maxime, die mich noch nie betrogen hat, und die ich menschenfreundlich mitzutheilen mich verpflichtet fühle, damit die Welt der Papierspeculanten nicht abermal von den Jammerscenen erfüllt werde, die wir seit vier Wochen in derselben gesehen und beklagt haben.

Als der grosse schwedische Kanzler Orenstierna seinen Sohn zu den Westphälischen Friedensverhandlungen nach Teutschland sandte, sagte er zu ihm: „lieber Johann! du wirst nun sehen, durch wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.“ Als ich dieß klassische Wort das erstemal las, wirkte es auf mich, wie eine Stimme aus dem Himmel; seine Bestätigung fand ich dann auf allen Blättern der Weltgeschichte; so wurde es mir auch zum Lichte in den Dunkelheiten der Zukunft. So bald ich nämlich bemerke, daß irgendwo in der politischen Welt die Masse gährt, die Kräfte sich reiben und eine grosse Bewegung sich bereitet, so überlege ich alle möglichen Fälle der Entwicklung, um den auszufinden, in dem die kleinste Summe von Einsicht, Klugheit und Rechtlichkeit sich offenbart, und diesen Fall nehme ich als denjenigen an, der dem Spiele seinen Ausschlag geben wird. Noch nie hat mich diese Supposition betrogen, und schon hundertmal habe ich mit meinen politischen Weissagungen nicht nur die Astrologen und die Geisterseher, sondern auch die Diplomatiker zu Schanden gemacht. Es wird Leute geben, die mir das nicht glauben. Darüber weiß ich mich zu beruhigen; sollten sie aber ihren Unglauben mit der Miene vornehmer Verachtung aussprechen, so setze ich ihnen die Autorität des Kanzlers Orenstierna entgegen, bey dem in die Schule zu gehen, allen Staatsmännern gerathen seyn mag, besonders denen des neunzehnten Jahrhunderts.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



1. März 9. 1823.

Soll, o ewige Macht! nimmer dem Erdenvolk
Blüh'n die Palme des Heils? Soll die Gewalt allein
Richten unter den Menschen,
Und der blutig erkaufte Sieg?

Neuffer.

Frankreich und Spanien.

Die Instruktion, welche der französische Hof seinem Botschafter in Madrid dem Grafen de la Garde ertheilte, hat, obgleich nicht alle Besorgnisse durch sie entfernt wurden, die Hoffnungen der Freunde der Menschheit gestärkt. Auch erschien sie unter einem tröstlichen Zeichen, nämlich an dem hohen Feste, an dem die Christenheit den Gesang der himmlischen Heerschaaren wiederholt: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Aber alle jene Hoffnungen sind durch die Rede vernichtet, mit der der König am 28. Januar die Versammlung der Kammern eröffnet hat. „Er habe Alles versucht „um für die Sache seiner Völker zu sorgen, und „Spanien selbst vor dem schrecklichsten Unheil „zu bewahren. Die Verblendung, mit wel„cher die gemachten Vorstellungen in Madrid „zurück gewiesen worden, lasse wenig Hoff„nung zur Erhaltung des Friedens übrig. Er „habe die Zurückrufung seines Ministers befoh„len; 100,000, durch einen Prinzen seiner Fa„milie befehligte Franzosen seyen marschfertig, „unter Anrufung des Gottes des heili„gen Ludwig, den Thron Spaniens ei„nem Enkel Heinrich IV. zu erhalten, den „Untergang dieses schönen Reichs zu „verhüten, und es mit Europa wieder zu ver„söhnen. — Wenn der Krieg unvermeidlich ist, „werde ich mir alle Mühe geben, den Umfang „desselben zu beengen, und dessen Dau„er zu verkürzen. Nur die Erhaltung des „Friedens, den der Zustand Spaniens „unmöglich machte, die Freyheit Ferdi„nands VII. seinem Volke Institutionen zu ge„ben, die es nur von ihm erhalten kann, „und die indem sie die Ruhe sichern, die ge„rechten Besorgnisse Frankreichs zer„streuen, sind der Zweck des Krieges. So „bald derselbe erreicht ist, werden die Feindse„ligkeiten aufhören."

Der Constitutionel, der Pilote, der Courier francais und die übrigen liberalen Blätter haben Commentare und Glossen zu dieser königlichen Rede geliefert, die beweisen, daß es in Frankreich noch eine Preßfreyheit giebt, und die zu wiederholen, in der Hälfte des neutralen Teutschlands nicht gestattet seyn würde. Denselben Beweis haben sie aber auch

durch die Notitzen geführt, die von ihnen über den Eindruck gegeben worden sind, den die besagte Rede auf das französische Publikum gemacht hat. „Sie habe alle Franzosen in Trauer versetzt. Paris und Frankreich sey durch sie in Schwermuth versunken. Als man haufenweise sich zum Kaufe der Thronrede gedrängt, habe man in ihr eine Kriegserklärung gefunden und nur einen einzigen Ausruf der Bestürzung vernommen. Dieser Eindruck sey unter allen Klassen der Gesellschaft, bey dem Handwerker und bey dem Capitalisten, bey dem Kleinhändler und bey dem Großhändler gleich gewesen. Die Nation stelle ein Bild der Niedergeschlagenheit dar. Unter allen Gewerbtreibenden Ständen herrsche Schrecken und Lähmung. Bereits habe das Sinken der Papiere, als Gegenwirkung das Steigen aller Lebensbedürfnisse her- vor gebracht. Allgemein betrachte man den Krieg weder als gerecht, noch als klug und eben so allgemein sey die Furcht, daß sich die Regierung dem Einflusse einer Partie hingegeben, die stets die Fürsten getäuscht, oder fremdem Rath ihr Ohr geliehen habe, ohne zu bedenken, daß die auswärtige Politik geheime Plane haben könne, die den wahren Interessen Frankreichs zuwider seyen."

Es ist natürlich, daß man die Motife eines Krieges, der wie dieser, so wenig durch die Lage der Umstände gerechtfertigt wird, so ungeheuere Gefahren darbietet, und in so hohem Grade antinational ist, in einer Täuschung sucht, die durch leidenschaftliche oder irrthümliche Vorstellung der bestehenden öffentlichen Verhältnisse her- vor gebracht worden ist. Diese Täuschung verdankt das französische Gouvernement der Partie, die sich durch unermüdetes Streben endlich eine unumschränkte Macht über seinen Willen erworben und in deren Hände es, beharrlich allen bessern Rath ablehnend, sein Schicksal niedergelegt hat. Sie, dieselbe verjüngte Faktion, durch deren blinde Leidenschaftlichkeit schon einmal der Thron der

Bourbone zertrümmert worden; die ihrem Interesse diesen Thron und Alles was der Menschheit heilig ist, aufopfert, von der alle Lehren der Geschichte und alle Erfahrungen, die sie selbst gemacht hat, rein vergessen sind, — hat sich zu einem grossen Versuche entschlossen, die Zeit vor 1798 wieder herzustellen, und sie setzt an diesen Versuch die Krone ihres Königs, ihre eigene Existenz und das Glück von Europa. Indem sie das Unmögliche unternimmt, macht sie Seyn oder nicht Seyn! Leben oder Tod! zu ihrer Losung, und verleitet Frankreich zu demselben politischen Fehler gegen Spanien, den Europa gegen Frankreich vor dreissig Jahren begangen hat, und für den Europa bis auf diese Stunde schmerzhaft büßt.

Als Napoleon erinnert wurde, daß der Verrath, den er an der spanischen Königsfamilie zu begehen im Begriffe war, an dem Willen der Nation scheitern könnte, sprach er: „wenn ich bey „dieser Sache 80,000 Mann wagen müßte, so „würde ich sie unterlassen; aber sie wird mich „nicht 12,000, Mann kosten; sie ist ein Kinder- „spiel." Wir wissen, wie falsch diese Berechnung war. Eben so rechnen itzt die Ultra's. Man vernimmt die albernsten Aufschneidereyen; wie einst zu Koblenz von einem Spaziergang nach Paris gesprochen ward, so spricht man nun in den Salons an der Seine von einem Spaziergang nach Madrid; ja es haben sich schon Propheten hören lassen, die da versichern, die Geschichte von den hundert Tagen sey in Hinsicht auf ihren Verlauf und auf ihre Zeit, der Typus auf die bevorstehende Wiederherstellung des unbeschränkten spanischen Königthums. Die Jakobiner der Aristokratie erzittern aber auch nicht vor dem Falle, daß das französische Heer jenseits der Pyrenäen das Schicksal der Glaubensarmee, erleiden sollte. Denn ein solches Unglück wäre, wie sie träumen, nur augenblicklich und nur scheinbar, in der That aber der Anfang der radicalsten Vernichtung aller

bestehenden Übel. Es würden dann, versichern sie, die Heere des Nordens sich erheben, den Erklärungen von Verona Kraft geben, den Rhein und die Alpen überschreiten, und durch entscheidende Schläge den Gräueln der Repräsentativverfassungen, nicht nur in Spanien, sondern in ganz Europa ein Ende machen. Man sieht hieraus, daß die Sache des Servilismus auf einer Alternative beruht, die in jedem Falle nicht anders als günstig für sie ausschlagen kann. Unglücklicher Weise ist aber diese Alternative nur ein Produkt der Phantasie, dessen Bestand im Leben von der Macht der Ereignisse abhängt, deren Gang zu beherrschen, nur menschliche Vermessenheit und roher Trotz gegen das Schicksal, sich unterwinden kann.

Die gebührende Scheu vor jener Macht vermissen wir auch in derjenigen Stelle der königlichen Rede, in der die Versicherung ertheilt wird, man werde das Mögliche thun, „um den Umfang des Kriegs zu verengen und seine „Dauer zu verkürzen." — Wenn ihr die Dämme niederreißt, die dem Meere sein Ziel setzen, könnt' ihr dann die Gränzen bezeichnen, in denen seine Fluthen sich bewegen werden? Wenn ihr die Fackel der Zwietracht in die Welt schleudert, könnt' ihr dann ihrem Brande gebieten, wie weit er sich erstrecken soll? — Erinnert ihr euch nicht, daß nun alle europäische Staaten eine in tausend Punkten sich berührende, enge verflochtene Genossenschaft bilden, in der nirgends von Zweyen der Friede gestört werden kann, ohne daß durch die Störung das Ganze erschüttert werde? Und wie könnt ihr euch bereden, mit 100,000 Mann, die ihr planmäßig nur aus solchen heraus gesucht, die nie den Rauch eines Lagers gesehen haben, und an deren Spitze ihr Befehlshaber gestellt, die in der Zeit eures Ruhms in tiefer Dunkelheit geblieben sind, — durch einige Märsche ein Volk von 10 Millionen zum Verzicht auf seine Selbstständigkeit zu zwingen, das von dem Bewußtseyn seiner Nationalität begeistert und im Besitze unerschöpflicher Vertheidigungsmittel ist, und in dessen Wohnsitzen ihr auf die Gräber von 400,000 Franzosen tretet, die für dasselbe vergebliche Beginnen, von dem größten Heroen, den eure Geschichte seit mehr als einem Jahrtausend hat, aufgeopfert worden sind? — In der Zeit dieses Heroen ist es zur sprüchwörtlichen Rede unter euch geworden, „der Kaiser führe schreckliche aber kurze „Kriege" Ihr bezeugt Lust diese Phrase wieder in Erinnerung zu bringen. Aber sie ziemt euch erst dann, wenn ihr sie durch Thaten bewährt habt. Wer im Besitze von Skanderbegs Schwert ist, hat um deßwillen nicht auch seinen Arm.

Das Verhängniß scheint über diese Zeit beschlossen zu haben, daß sie, indem sie die alten Fehler wiederholt, durch dieselben Versuchungen zu ihnen verleitet wird. Der Herzog von Braunschweig hatte im J. 1787 in einem Zuge von 18 Tagen Holland erobert, und mit seinem Schwerte die Ruhe in der Republick hergestellt. Dieser glückliche Erfolg erzeugte die Zuversicht, mit der fünf Jahre später, den nämlichen Zweck beabsichtigend, Frankreich angegriffen wurde. Aber das Unternehmen endigte mit einer schrecklichen Täuschung. Wie Holland so unterlag Neapel den siegreichen Waffen der Fremden, die herbey kamen, um das Gesetz auszustreichen, das es sich gegeben hatte. Dadurch erwuchs für jeden ähnlichen Versuch das Vertrauen, und wie Neapel der Macht von Österreich erlegen, hofft nun die herrschende Partie, daß Spanien der Macht von Frankreich erliegen werde. Als ob die Erfolge gleich seyn müßten, wo die Zwecke dieselben sind! — Es kann nur gänzliche Verblendung des geistigen Auges die Verschiedenheit der Fälle übersehen. Der Charakter der Spanier erhält sein eigenthümliches Gepräge durch Festigkeit Beharrlichkeit und Nationalstolz; der Neapolitaner ist leichtsinnig, weichlich, und alles Gefühls für die öffentlichen Angelegenheiten, so wie für die Schmach

der Knechtschaft entblößt. Spanien hat sich seit der Vereinigung der Reiche von Castilien und Aragon (im J. 1471) nie fremder Waffengewalt unterworfen; Neapel ward bey jedem Angriffe erobert, und immer kamen seine Bewohner dem Joche entgegen, das der Fremde ihnen darbot. Der Spanier hat in allen Kriegen den Ruhm der Tapferkeit und der Treue erworben; die Kriegsgeschichte von Neapel ist ein erbärmliches Bild von Feigheit, Schwäche und Verrath. Es ist gesagt worden, Spanien dem Süden von Italien gleichstellen, heisse Rom mit Capua vergleichen. Wer die Annalen beyder Länder gelesen hat, wird diese Bemerkung treffend finden.

Wenn die kriegslustigen Franzosen des Jahrs 1823, sich in Vergleichungen gefallen, so kann nichts lehrreicher für sie seyn, als wenn sie ihre Hülfsmittel und die itzigen Umstände mit denen zusammenstellen, die sie aus der Geschichte der Feldzüge Napoleons jenseits der Pyrenäen kennen lernen; und es ist zu beklagen, daß diese Zusammenstellung von ihnen nicht früher schon gemacht worden ist, weil sie dazu hätte dienen können, jene Kriegslust zu zähmen oder ganz nieder zu schlagen. Wie günstig standen die Zeichen für Napoleon, als er sich erhub, um seinen Bruder auf den Thron von Madrid zu setzen. Sein Ruhm erfüllte die Welt. Der Continent von Europa lag zu seinen Füßen. Die Macht seiner Waffen hatte die Völker mit Schrekken erfüllt. Seine Heere standen an Kriegsübung und Tapferkeit den berühmtesten der alten und neuen Zeit gleich. Seine Hülfsquellen waren unerschöpflich. Was er unternehmen mochte, war er der Ruhe und Ergebung in seinem Rücken sicher. Die Spanier dagegen hatten keine Regierung, keine Armee, keine Kriegsvorräthe und kein Geld. Das Reich war, aus seinen Fugen gerissen, der Auflösung nahe. Ein französisches Heer lagerte in seiner Hauptstadt. Nirgends hatte man einen Vereinigungspunkt, man wußte nicht was

man wollte. Und als denn endlich das gemeinsame Ziel der Unabhängigkeit des Vaterlands gefunden ward, und das Volk die instinktmässig ergriffenen Waffen erhub, herrschte Zwietracht zwischen den bürgerlichen Behörden und der Kriegsmacht durchs ganze Land; jedermann befahl und Niemand gehorchte. Und doch — so gewaltig ist die Kraft einer Nation, die gegen fremde Anmassung sich sträubt — war Napoleons Gang über die Bidassoa der Anfang von seinem Ende. Können die itzigen Franzosen sich einen günstigern Erfolg versprechen, während sie in allen Beziehungen im entschiedendsten Nachtheile gegen die Spanier sind? Und fallen sie nicht in den Verdacht, die Erwägung aller Verhältnisse versäumt zu haben, da sie sich vermessen mit einem aus lauter obscuren Namen und neuen Leuten zusammen gesetzten Heere gegen die Männer auszuziehen, die in den Schlachten von Baylen, Talavera, Salamanca und Vittoria und auf den Trümmern von Saragossa gefochten haben?

Übrigens ist auch in Beziehung auf die Gerechtigkeit der Sache zwischen den alten und neuen Franzosen kein Unterschied. Jene wollten den Spaniern einen fremden König aufdringen, diese einen unumschränkten. Es ist eine Frage, ob in dem letzten Falle die Anmassung nicht noch grösser sey? Der Graf Liverpool hat am 4. Febr. im Oberhause gesagt: „die „spanische Verfassung, die von allen europäischen „Regierungen anerkannt worden, habe der recht„mässige Monarch bey seiner Rückkehr wohl ver„bessern, nicht aber abschaffen können.“ Wenn dieß wahr ist, so ermangelt der von Frankreich bereitete Krieg aller rechtlichen Begründung.

Was ist Nationalwohlstand.

(Eingesandt.)

Die treffendste Antwort auf die obige Frage giebt Plutarch, im Leben des Perikles. Die

Bevölkerung Griechenlands zur Zeit dieses grossen Republikaners übersteigt allen Glauben. „Und damals, sagt sein Biograph, fand sich auch im ganzen Lande nicht einer, der um sein tägliches Brod verlegen gewesen wäre." Wohlstand ist da, wo jeder seine Bedürfnisse mit Lust befriedigen kann. Nie findet er sich wo viele Reiche sind; diese setzen immer eine grosse Anzahl von Armen voraus. Wie beyde neben einander hausen, zeigen die Beyspiele von Rußland, Polen, Irland und England. Doch deckt im letztern Lande die Menge der Reichen, indem sie aus auswärtigen, nicht innern Quellen schöpft, den Mangel der zahllosen Armen.

Wie gelangt eine Nation zum Wohlstande von Alt-Griechenland? Dieß erläutert das Beyspiel der Stadt Genf, in ihrem vormaligen Zustande. Alles was von beyden Geschlechtern dort lebte, hatte einen Zweig entweder der Horlogerie oder der Bijouterie in der Hand. Eine Uhr, um fertig zu seyn, mußte durch einige fünfzig Paar Hände gehen; dadurch vertheilte sich der aus der Arbeit entstehende Gewinn verhältnißmässig über die ganze Bevölkerung. Die Bereicherung einer Classe implicirte die angemessene Aller übrigen. An einem andern Orte dagegen, wo der zweytausendste die Uhr allein macht, haben 1999 keinen Antheil am Gewinn. Ist das in allen Fächern so, so raffen wenige Alles an sich und der Mehrheit mangelt es an Gelegenheit zum Erwerbe. Es stehen Reiche auf, neben denen die Armuth darbt.

Die Herstellung des Wohlstandes beruht also auf dem Princip, daß die Arbeit möglichst vielfach vereinzelt werde. Im itzigen England concurriren zehnerley Hände um die Ackerwerkzeuge des Bauern zu verfertigen; in Rußland gar keine. Da macht sich der Bauer seinen hölzernen Wagen selbst. Auf einem solchen Wagen führt der Pole einen Block Steinsalz nach Breßlau, legt ihn daselbst am Salzmarkte ab, zerschlägt dann den Wagen, um sich ein Feuer anzuschüren, und verkauft, so bald das letzte Holz am Feuer liegt, Salz und Pferde bis auf eins, auf dem er nach Hause reitet. Der Bauer jener Länder beschränkt auf sich selbst sein Geschäft. Der in Friesland hat weder einen Gemüßgarten noch Obstbäume; er sät nicht und erndtet nicht; seine Kühe liefern ihm alle Bedürfnisse seines Haushalts. Bekanntlich herrscht in seiner Heimat wahrer Wohlstand.

Es ist demnach die Vereinzelung der Arbeit, was man auch das Fabrikmässige nennen

kann, die alle bereichert, oder vielmehr der Armuth wehrt. Sie hervor zu bringen, scheint nicht die Sache der Herrscher zu seyn; es ist das Werk der Sitten. Diese sind das Ergebniß der Freyheit und der Aufklärung. Die Wohlthätigkeit jener Vereinzelung äussert sich nicht so wohl in den höhern, als in den niedern Classen. Diese ermuthigen sich, ihre Arbeiten zu schätzen und den angemessenen Preis zu fordern, entschlagen sich dem Joche des Reichen und trotzen seiner Habsucht. Die Hand, mit einem bestimmten Gegenstande beschäftigt, übt sich in der Kunst; aus einem Zweige der Arbeit bilden sich bald zwey, und diese verzweigen sich wieder. Nach einem solchen Maaßstabe läßt sich das Verhältniß des Wohlstands der Nationen finden.

Es sey erlaubt einiges in dieser Beziehung über Teutschland zu bemerken, das Princip voranstellend, daß die Masse über den Nationalwohlstand entscheidet. Der Taglöhner im teutschen Norden verdient einen zwey bis vierfach höhern Lohn, als der im Süden. Hier erhält z. B. der Feldarbeiter in den Sommer- und Erndtetagen wöchentlich einen Gulden, bey schlechter Kost, und ohne die Kost zwey Gulden. Dort, in den Ländern der Leibeigenschaft, ist die Kost besser und die Bezahlung viel höher. Hier setzt die Polizey dem Arbeiter eine Taxe, die zwey- und dreymal geringer ist, als der Lohn, den er dort erhält; durch die Taxe aber werden Fleiß und Arbeit erstickt, während da, wo sie nicht besteht, der Arbeiter empfängt, was er werth ist. Es herrscht deßhalb im Norden bey weitem mehr Wohlstand, als im Süden. Hier bringt die niedere Arbeiterklasse ihr Leben mit ängstlichen Sorgen für den morgenden Tag zu; dort aber sieht Alles, was gesunde Hände hat, ruhig ins Jahr hinein, und wer emsig und sparsam ist, erwirbt sich für die Zeiten der Noth ein kleines Capital. Als Resultat dieses Verhältnisses wandert der Südteutsche aus, der Nordteutsche aber bleibt im Lande, obgleich die strengen Maaßregeln des Südens zur Verhinderung von Ansiedlung und Bevölkerung im Norden unbekannt sind.

Die höhere Region im Erwerbe hat der Handelsstand inne. Sein Gehülfe ist der Fabrikant. Jener ist die Spiralfeder, die das Triebwerk des gesellschaftlichen Haushalts in Bewegung setzt; dieser ist nur ein Rad in der Maschine. Wird der Fabrikant Kaufmann, Detaillist, Welthändler sogar; so zieht er Alles von unten und von oben an sich; die Spi-

rale muß stocken; die Vereinzelung der Arbeitszweige in der Vielheit der Classen wird beschränkt. Weil jeder Uhrmacher, aus Neid und Habsucht die ganze Uhr allein machen will, wird das Werk langweilig und die sonstigen Concurrenten darben. Es theilt sich der bürgerliche Verein in zwey Classen, von denen die Eine Alles hat und die Andere nichts. In dem Studierzimmer und in den Salons der Minister wird die Sache nicht so angesehen; aber was Kenntniß und Erfahrung dem Börsenkaufmann und dem Welthändler darüber sagen, ist dasselbe was hier und in Nr. 47 v. J. dieser Blätter gesagt worden. Ihre Widerlegung kann nur ausgehen, von der Stimme der grossen Handelsbörsen, und so lange diese den Kopf schütteln, bleibt es bey Gellerts Sinnspruche:

> Wenn deine Kunst dem Kenner nicht gefällt,
> So ist es schon ein böses Zeichen.
> Doch wenn sie erst des Narren Lob erhält,
> Dann ist es Zeit sie auszustreichen.

Neue Apologie der Prügel.

Ein Fund aus der Brieftasche des Criminalgerichtsdieners zu Löffelstelzen.

Man hört überall die mit jedem Tage zunehmende Unbotmässigkeit und Widerharrigkeit des Volks und über das Sinken des Respekts vor den obrigkeitlichen Behörden klagen, und man giebt diese Erscheinung der Aufklärung schuld, die seit ich weiß nicht wie viel Jahren aus den Hörsälen der Philosophen auch in die Hütten der Bauern hindurch gebrochen seyn soll. Das Faktum selbst hat, wie ich, der ich ja auch ein Stück von einer obrigkeitlichen Behörde bin, aus meiner eigenen Erfahrung weiß, allerdings seine Richtigkeit; aber mit der Erklärung desselben bin ich nicht einverstanden. Denn wenn in unsern Tagen dem Volke ein helleres Licht aufgegangen wäre, als das ist, was unsern Vätern geschienen hat, so müßte dieses Volk auch geschmeidiger, fügsamer und ehrerbietiger seyn, als sie. Davon findet aber gerade das Gegentheil statt. Die Alten haben geschwiegen, die Jungen raisoniren; jene haben sich demüthig jedem richterlichen Spruche unterworfen, diese ergreifen die Appellation; jene haben sich vor meinem Amtsvorfahrer bis auf die Erde verbeugt, diese ziehen kaum vor dem Criminalrichter den Hut ab, der doch ein Herr ist über Leben und

Tod. Wäre es möglich, daß die Aufklärung die Leute so störrisch und wiederspänstig machte? Gewiß nicht. Das ganze Unheil kommt davon her, daß man nicht mehr — prügelt.

Wie sich doch in diesem Punkte die Zeiten geändert haben! Ich bin noch lange nicht so alt, als der Erzvater Methusala und denke ich es mir noch, daß der nun auf eine recht schmähliche Weise aus der Mode gekommene Stock, der primus motor, der Hebel und der Perpendikel des ganzen Staatsuhrwerks war. Mit ihm in der Hand lehrten die Schulmeister ihre Knaben und die Männer ihre Weiber mores; durch seine Hülfe wurde den Soldaten Tapferkeit und Subordination und den Bauern Gehorsam eingeprägt; er rächte jedes begangene Verbrechen und warnte vor jedem künftigen; er war die Bürgschaft für die öffentliche Sicherheit und erhielt auf dem Markte civile Preise und gerechte Waare. Mit ihm ward jede Criminaluntersuchung begonnen und jede geendigt. Niemand war von seiner Application eximirt, und selbst die Könige hielten sich nicht für zu vornehm, vermittelst seiner ihre Ungnade zu erkennen zu geben; wie wir denn z. B. von dem Könige Friederich Wilhelm I. von Preussen wissen, daß er von Zeit zu Zeit geruhte eigenhändig eine allgemeine Abprügelung zu halten, bey welcher löblichen Ceremonie sogar kein Stern und kein Ordensband gegen die Explosionen des königlichen Amtseifers schützte.

Man wird sagen, die Sache sey in dieser Ausdehnung übertrieben worden: aber man hat sehr unrecht. Denn wenn das System der Fustigation seine ganze und volle Wirkung thun soll, so muß Niemand von demselben befreyt seyn wollen, und es muß keine Exceptionsgesetze geben, die Jemand über seine Anwendung erheben. Ohnehin ist der Stock für die sogenannte gebildete Welt nicht minder ein Zeichen des Schreckens als für den Pöbel, und er erweist seine Kraft auf den Hosen von Nanquin so gut, als auf denen von Zwilch, oder noch besser. Deßwegen sind die Herrn sehr im Irrthum, die uns theoretisch und praktisch zu insinuiren suchen, dieß treffliche Correctionsmittel sey nur gut für das Volk, nicht für sie. Sie erweisen damit ihre Inconsequenz. Wer die Bastonade für den Kaspar zugiebt, muß sie auch für den Balthasar und für den Melchior zugeben. In der oben bemerkten glänzenden Periode der preussischen Monarchie prügelte der König den Minister, der Minister den Landrath, der Land-

rath den Amtmann, der Amtmann den Bauern, der Bauer sein Weib und das Weib die Kinder. So ward die Sache durch alle Kategorieen durchgeführt, und nur bey solcher allgemeinen Durchführung wird sie folgerecht und kräftig, und eine unerschütterliche Garantie der bürgerlichen Ordnung.

Von dieser löblichen Weise sind wir in der neuern Zeit abgekommen, weil man die Begriffe verwirrend und den Grundsatz der allgemeinen Rechtsgleichheit aufhebend, die gesamte Staatsbürgerschaft in zwey Classen scheiden wollte, nämlich in eine die Prügel empfängt und in eine die sie ertheilt. Man fühlte aber bald die Unschicklichkeit dieser Distinction, und dieß hatte die Folge, daß man die Sache gar aufgab. So verschwand der Backel in den Schulen und der Stock in den Händen der Corporale; der Polizey ward das Scepter entrissen, durch das sie am gewaltigsten herrscht, und unser einem der Farrenschwa z, der der unfehlbarste Entdecker aller Geheimnisse ist; man trat in die Zuchthäuser ein ohne Willkommen und man verließ sie ohne Abschied. Dadurch ist die Welt in die Zerrüttung versunken, in der w r sie itzt sehen, und in der, wenn wir die Wahrheit sagen wollen, eigentlich Niemand mehr weiß, wer Koch oder Kellner ist.

Es sind viele Versuche gemacht worden, um diesem Übel zu steuern. Sie sind bis zur Stunde alle vergeblich gewesen, weil man den einzigen versäumt hat, durch den Ruhe und Ordnung allein hergestellt werden konnte. Setzt den Stock wieder in seine alte Ehre ein, und es ist der Welt geholfen. Die Staatstadler werden verstummen, die Journalisten werden die Federn niederlegen, die Gesellschaften der Carbonari werden sich auflösen, das Volk wird schweigen und zahlen, und von den Tribunen wird man nur Lobreden auf die Regierungen hören. Aber alle diese Wunder werden nur erfolgen, wenn, was ihre absolute und unvermeidliche Bedingung ist, der Stock als ein Zeichen des Schreckens für alle Stände ohne Ausnahme gilt, und wie es billig und recht ist, im Falle des Erfordernisses, nicht nur die Knechte geprügelt werden, sondern auch die Herrn.

Die Protestanten in Baiern.

(Eingesandt.)

Es giebt unter den katholischen Bewohnern von Baiern noch viele, die, — Nachzügler hinter dem Streme ihrer Zeit und verstockt gegen alle Lehren, die diese Zeit gegeben hat, — noch immer nicht begreifen, wie die Protestanten gleiche staatsbürgerliche Rechte mit ihnen, und in der Übung ihrer gottesdienstlichen Gebräuche des gleichen Schutzes der Regierung geniessen können, und was diese Leute für das Gedeihen der allein statthaften und allein seligmachenden Kirche, im Gegensatze gegen die mit der reinen Einheit der bürgerlichen Gesellschaft unverträgliche Ketzerey, auf dem Herzen haben und zu bewerkstelligen trachten, verkündigt von Woche zu Woche eine in Baiern erscheinende Literaturzeitung, als ihr kräftiges und weit wirkendes Organ. Dadurch wird nicht selten in den Protestanten ein Mißtrauen erweckt, das aber, in so ferne es die Katholiken ohne Unterschied trifft, dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit nicht entgehen kann. Denn die besagten Gegner der Protestanten sind bey weitem nicht die Stellvertreter ihrer Kirche, sondern nur eine in derselben bestehende Partie, von der aufgeklärtern und humanen Mehrheit ihrer Glaubensgenossen laut verhorrescirt und verachtet, und dieser Mehrheit eben so feindselig entgegen wirkend, als den Protestanten. Sie sind Finsterlinge und Egoisten, deren Albernheiten und Ränke unmöglich denen zur Last gelegt werden können, die mit ihnen nichts gemein haben, als den Namen.

Es ist unter den Katholiken von Baiern eine Fülle von Licht verbreitet, die Bedrückungen, Anfeindungen und Verfolgungen fremder Kirchengenossen, hervorgehend aus der Quelle des Fanatismus, nicht mehr befürchten läßt, da die Regierung nicht nur selbst in diesem Lichte wandelt, sondern auch des wohlverdienten Ruhmes genießt, es angefacht und bis zur Stunde redlich und emsig genährt zu haben. Die Verfassung sichert allen Religionsgesellschaften gleiche Rechte. Noch höher als diese gesetzliche Bürgschaft ist aber der Geist der Regierung anzuschlagen, der sie in allen seinen Schritten übt und befestigt. Es läßt sich auch nicht eine Thatsache anführen, in der die Regierung aus diesem ihrem Charakter gefallen wäre, wenn gleich das Mißtrauen oder die Empfindlichkeit Einzel-

ner ihr oft den Schein davon andichtet. Auch kann ihr nicht zum Vorwurfe gemacht werden, was manche ihrer Organe, im Widerspruche mit ihren Grundsätzen, äussern oder sich erlauben. Ohnehin ist bey gegründeten Beschwerden gegen die letztern nie die gebührende Hülfe verweigert worden.

Während die Protestanten in *Baiern* in dieser Beziehung billiger Weise nichts zu klagen und zu besorgen haben, vermissen sie aber noch mit Recht eine solche *Stellung ihrer Kirche zum Staate* wodurch die erstere die Selbstständigkeit erhielte, die sie vermöge ihrer Natur anzusprechen befugt ist. Zwar ist dieser Anspruch beynahe noch in keinem Lande erfüllt, und die protestantischen *Baiern* können deßhalb nicht sagen, daß sie sich zu ihrem Nachtheile von ihren auswärtigen Glaubensgenossen unterscheiden. Indessen wird dadurch das Folgewidrige und Nachtheilige der Sache nicht gut gemacht, und das *landesherrliche Episcopat* ist um so anstössiger und unbequemer, wenn es von einem einer andern Kirche angehörigen Regenten, oder, was gleich viel ist, in seinem Namen ausgeübt wird. Es ist den baierschen Protestanten die Zusammenberufung einer *Generalsynode* zugesichert. Diese Zusicherung kommt einem allgemeinen oft geäusserten Wunsche entgegen, und gelangt sie zur Erfüllung, so steht zu erwarten, daß hauptsächlich die Selbstständigkeit der Kirche in Beziehung auf Lehre, Disciplin und Gebräuche, auf die Ernennung ihrer Diener und auf die Verwaltung ihrer Güter zur Sprache kommen, und auf die Herstellung einer Verfassung werde angetragen werden, die die Vernunft, als in dem Wesen einer kirchlichen Genossenschaft liegend, nothwendig postulirt. Dürfen wir uns auch nicht schmeicheln, Alles zu erlangen, was wir in dieser Hinsicht zu fordern berechtigt sind, so wird uns doch die Regierung schwerlich denjenigen Grad *innerer Autonomie* vorenthalten wollen, in dessen Besitze die mit uns auf derselben staatsrechtlichen Linie stehende katholische Kirche sich bisher erhalten hat.

Noch ist zu wünschen, daß die *Generalsynode* ein anderes nicht nur für die *baierische*, sondern für alle *protestantischen Landeskirchen* gleich dringendes Bedürfniß erledigen möchte, nämlich den Entwurf eines den Fortschritten der Zeit gemässen *Symbols*. Daß als *Norm der Lehre die alten symbolischen Bücher* nicht mehr dienen können, darüber ist jedermann einverstanden; so ist aber auch klar, daß ohne eine solche Norm keine Kirche bestehen kann, weil es ausser ihr keinen andern Vereinigungspunkt der religiösen Genossenschaft giebt. Als solcher kann das *Princip des Protestantismus* nicht gelten, indem es alle seine Bekenner individualisirt; aber gerade durch dieses Princip ist die Kirche zu jeder Zeit berechtigt, nach dem Maaße ihrer fortschreitenden Einsicht, die *Norm der öffentlichen Lehre* zu bestimmen. Da die *symbolischen Bücher* uns in dieser Hinsicht nicht mehr genügen, so ermangeln wir in der That einer solchen Norm, und es erscheint die Herstellung einer neuen als dringendes Bedürfniß, das zu erledigen jedoch eine sehr schwere Aufgabe ist.

Der Streit, der so lange die protestantische Kirche in *Baiern* beunruhigt hat, über die Errichtung von *Kirchenvorständen in den Gemeinden*, ist zwar nicht beygelegt, aber doch einstweilen niedergeschlagen, durch die Verfügung, daß keine neue *Presbyterien* mehr gebildet, die aber mit Zustimmung der Gemeinden bereits constituirten fortbestehen sollen. Wir hoffen, daß auch dieser Gegenstand durch die *Generalsynode* zu einer die Gemüther versöhnenden Erledigung gelangen werde. Darüber sind bereits alle Urtheilsfähigen einverstanden, daß es in der Natur einer *socialen Verfassung* liege, daß die Kirche auch in den Gemeinden repräsentirt werde, und daß ihre Stellvertreter das Recht der Mitberathung über ihre Angelegenheiten, der Handhabung ihrer Gesetze und der Verwaltung ihrer Güter ausübe. Aber wenn man diesen Stellvertretern zugleich die *Aufsicht über die Lehre und die Lehrer*, eine in das Innere der Familie eindringende, die bürgerliche Freyheit störende und das Volk unter eine drückende Vormundschaft setzende *moralische Polizeygewalt* und sogar die *Bestrafung von Versäumnissen und Handlungen*, die lediglich vor das *Tribunal des Gewissens* gehören, einräumen wollte, — so erregte man dadurch die Furcht vor dem Aufkommen einer neuen *hierarchischen Gewalt*, gegen die sich nothwendig alle unbefangenen und selbstdenkenden Freunde der guten Sache des Protestantismus erklären mußten, und gegen deren Gefahr einer unsrer trefflichsten Prediger treffend an die Worte des heiligen *Petrus* Apostelgeschichte 15, 10. 11. erinnert hat.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



8. März 10. 1823.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer.
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun! und wiegt es schonend, ihr Winde!
In bewirthender Bucht, rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter! gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Schiller.

Teutschland und Südamerika. *)

In dem Mittelalter, besonders in der Neige desselben, in den Zeiten der grossen, reichen, mächtigen Hansa, war Teutschland, was es noch physisch für Europa ist, der Mittelpunkt alles Verkehrs; durch und über seine Gefilde schlangen sich die grossen Land- und Wasserstrassen hin, die den Süden mit dem Osten, den Norden mit dem Westen verbanden. Was Venedig und Genua damals groß machte, der unmittelbare Verkehr mit Asien und Afrika, mit Indien und Nubien, machte auch Teutschland groß und blühend, seinen Handel, seine Industrie und seine Städte lebendig und reich. Was Venedig und Genua verödete, brachte Teutschland zur Armuth. Vasco de Gama umschifte Afrika, und wie mit einem Zauberschlage, war das schöne Leben dahin. Portugal und Spanien, nach ihnen Holland, itzt England, werden die natürlichen Stapelplätze des Welthandels, und schwerlich wird sich dieser Zustand durch das Hinzutreten des Handelszug aus und nach dem westlichen Amerika ändern.

Alles Unglück der Völker geht daraus hervor, daß sie entweder der Zeit voreilen oder hinter ihr zurückbleiben. Nie hat sich Teutschland des erstern Fehlers schuldig gemacht, desto mehr aber des letztern. Hauptsächlich blieb es in dreyen Hauptpunkten zurück. Es sicherte seinen eigenen Handel nicht durch Prohibitiv-Gesetze, und statt, wie England und Frankreich, der Waarenzufuhr der Fremden Beschränkungen aufzulegen, gestatteten seine Einwohner diesen den freyen Zutritt, während sie selbst überall von den fremden Gränzen abgehalten wurden. Überdieß versäumten sie, die Fortschritte der Chemie, Naturkunde, Mechanik ꝛc. auf das Gewerbsleben anzuwenden, und konnten dadurch mit den Erzeugnissen ihrer Industrie nicht mehr mit andern Völkern concurriren. Endlich holten sie ihre Colonialbedürfnisse nicht selbst unmittelbar

*) Dieser Aufsatz theilt die Hauptideen einer sehr interessanten Schrift mit, die vor Kurzem unter dem Titel: Ueber den Werth und das Bedürfniß eines direkten Verkehrs des südlichen Teutschlands mit dem südlichen Amerika, von J. J. Schnell. (Nürnberg, 8. 1823) erschienen ist.

aus der Levante, Westindien ꝛc. oder tauschten sie nicht durch oder gegen Waaren ein, sondern liessen sie sich durch Engländer, Franzosen, Holländer bringen, die sie mit Geld dafür bezahlten, wodurch die baaren Betriebscapitalien, in unübersehbaren Strömen, aus Teutschland hinweg flossen.

Soll uns geholfen werden, so muß ein ganz neues System an die Stelle des bisherigen treten. Teutschland muß seine Waaren selbst erzeugen, sein Bedürfniß selbst befriedigen, und die Colonialartikel, die es gebraucht, selbst holen und eintauschen. Noch ist eine Breche offen, durch deren Daseyn, bey aller Sparsamkeit und bey aller Industrie unser Wohlstand zu Grunde gehen muß. Wir haben unsern Gaumen an die Genüsse milderer Zonen gewöhnt, unsere Körper in die Stoffe eines fremden Himmelsstrichs gekleidet, unsere Augen durch die Farben der Tropenländer erfreuen gelernt. Es würde unmöglich seyn, uns jene Genüsse zu entziehen; auch geziemt es dem Menschen, daß er sich die Vorzüge aller Climate aneigne, und durch den Handel sich die Freuden eines Himmels verschaffe, in dem zu wohnen und zu leben ihm versagt ist. Aber er soll die Produkte seiner Industrie dagegen bringen und mit Früchten der Arbeit die Früchte der Natur austauschen und bezahlen; nicht soll er sein Geld in die Hand des Zwischenhändlers legen und fremden Reichthum vermehren, um selbst zu verarmen.

Es ist unglaublich, welche Summen für Zucker, Kaffe, Thee, Gewürze, Färbestoffe, Droquerieen, Baumwolle und alle jene Erzeugnisse des südlichen Himmels, deren grosses Depot vorzüglich Amerika ist, aus Teutschland fließt, und zwar nicht in die Hände der Amerikaner, sondern in die der Franzosen, Holländer, besonders aber Engländer, die uns diese Waaren zuführen, und sie mit Erzeugnissen ihrer Industrie bezahlen, welche dadurch wunderbar belebt wird, während die unsrige verschmachtet. Wir bereichern dadurch das Ausland und entziehen uns verkehrter Weise den kräftigsten Nerv des Handels und der Industrie, Absatz der Waaren und Geld. Soll der Ausfluß des letztern aufhören und jener Absatz eintreten, so ist eine direkte Handelsverbindung mit dem spanischen Amerika und mit Brasilien unerläßlich. Alles ist vergebens, wenn wir nicht auf diesem Wege dem bisherigen unsre letzten Kräfte vernichtenden Zustand ein Ende machen.

Eine sonderbare Verkettung von Umständen hat in unsern Tagen den Süden von Amerika frey und selbstständig gemacht. Dieselbe Wohlthat wurde dadurch auch seinem Handel und Verkehr zu Theil. Spaniens Monopol in diesen Ländern ist vernichtet; alles Alte ist aufgelöst; die Bande, die künftig die alte und neue Welt verknüpfen, müssen neu geschlungen werden. Alle Nationen sind beschäftigt, die Fäden aufzufassen, die von Spaniens Küsten abgerissen sind, und sie an ihre Gestade zu knüpfen. Darf Teutschland diesen Augenblick ungenützt vorüber gehen lassen? Indem die Länder von Südamerika in die Reihe der selbstständigen Staaten eintreten, bricht für den Kunstfleiß und den Handel der alten Welt eine neue Zeit an. Es wird sich eine Consumtion von Industriegegenständen eröffnen, wie sie noch nie statt hatte, und es ist auch nicht zu fürchten, daß sich dieser erhöhte Absatz bald wieder verlieren werde. Denn die neuen Staaten haben weit nöthigere Arbeiten, als sich mit Gewerbsanlagen abzugeben. Die Cultur ihres Bodens fordert die Thätigkeit von Millionen Menschen und von Jahrhunderten. Es ist also nicht nur eine reiche und tiefe, sondern auch eine nachhaltige, unerschöpfliche Quelle des Absatzes für Industrieprodukte, die sich in Südamerika eröffnet. Aber diese Aussichten und Hoffnungen sind eitel, wenn England noch wie vor alle Bestellungen auffängt, alle Bedürfnisse allein befriedigt, alle Kräfte abzapft und in seine Canäle leitet, und wenn es fortfährt, die Erzeug-

nisse der Colonieen und die Manufakte seiner Fabrikanten nicht anders als gegen baar Geld an die Teutschen zu verkaufen.

Indessen bleibt es für die letztern immer eine sehr schwierige, und so vortheilhaft die politischen Conjunkturen des Augenblicks seyn mögen, räthselhafte Aufgabe, einen direkten Handel mit Südamerika herzustellen. Von allen Seegeschäften seit vielen Jahren ausgeschlossen, ist uns der ganze Seehandel fremd geworden. Wir kennen nicht einmal die Waaren, welche jenseits verlangt werden, geschweige denn ihre Qualitäten und Façon. Wir haben keine Anknüpfungspunkte, keine Addressen, keine Schiffe, keinen Credit. Wie könnten wir mit den Engländern concurriren, die im Besitze aller dieser Vortheile sind, und die uns selbst im eigenen Vaterlande überflügeln? Sie disponiren über unermeßliche Capitale, wir haben nicht einmal die Geldmittel, die erforderlich sind, um sie in diesem Handel anzulegen. Durch ihn hat England Milliarden verdient, wohl kann es also Millionen wagen, wir noch nicht tausende, um hunderte wagen zu können. Noch ist das Unternehmen doppelt schwer für ein Binnenland, dessen Bewohner eine natürliche Furcht und Scheu vor dem Meere haben, und sich alle Seegeschäfte weit gefahrvoller vorstellen, als sie in der That sind.

Aber wir halten die Aufgabe um dieser Schwierigkeiten willen nicht für unauflöslich. Indeß geht es unerläßlich aus ihnen hervor, daß die Sache nicht anders begonnen werden dürfe, als mit größter Vorsicht, Erwägung und Behutsamkeit. Am wenigsten dürfte sogleich mit ganzen Schiffsladungen angefangen werden, wie bereits geschehen ist. Solche aufs Gerathewohl und im Grossen gemachten Commissionswaarensendungen fallen schon im Vaterlande selten zum Glücke aus; wie könnte man sie in eine solche unbekannte Ferne wagen? So das Werk beginnen, müßte zum Verderben führen. Nicht geradezu, nicht faktisch wäre deßhalb zu verfahren, sondern vor der Hand nur präparatorisch und einleitend. Nicht mit Waarensendungen, sondern mit Mustern müßte man anfangen; und die nachherigen Versendungen müßten nicht im Grossen auf eigenen Schiffsladungen, die allen Zufällen ausgesetzt sind, sondern im Kleinen und unter dem südlichen Teutschlande — das wir hier im Auge haben — nahen und sichern Flaggen gemacht werden. Nicht durch eine sogenannte Compagnie würde das Geschäft betrieben. Die Zeit dieser Compagnieen, die nur dem Kindesalter des Handels angehören, ist vorüber. Zu schwerfällig in ihren Bewegungen, zu zersplittert in ihrem Interesse und zu ungeheuer in ihren Unkosten trugen sie alle den Keim der Vernichtung in sich selbst. Dagegen mag ein Zusammentreten und gegenseitiges Bereden der südteutschen Fabrik- und Handelsstädte und ihrer einzelnen Kaufleute und Fabrikanten statt finden und dadurch die Grundsätze, auf denen die Betreibung des Geschäfts beruht, festgestellt werden. Ist dieß geschehen, wozu es keiner Aktien, keiner Vorschüsse und keiner kostbaren Administration bedarf, so legt jeder Einzelne Muster von seinen Waaren in dem Centralpunkte ab, und macht sich verbindlich, die unvermeidlichen Kosten, welche die Reise und der Verschluß der Waaren verursacht, verhältnißmässig mitzutragen. Mit den Mustern gehen dann tüchtige Kaufleute nach Südamerika, machen eine der dortigen Städte zu ihrem Hauptaufenthalt, durchreisen das Land, und nehmen für die Waaren, auf die sie Bestellung erhalten, die Produkte desselben an. Vor der Hand bedürfte es zu diesem Geschäfte keiner eigenen Schiffe, welche die Auslagen, das Risico und den Zeitverlust nur vermehren würden. In den grossen Seehäfen von Europa, namentlich in denen des mittelländischen Meers, das den uns nächsten Weg darbietet, in Genua, Triest, Livorno ꝛc. würde es selten an Verschiffungsgelegenheit fehlen. Wäre dann einmal Alles im Gang, so könnte sich der Verein der ersten Un-

ternehmer auflösen, und jeder seine Geschäfte für sich betreiben, wie er es am zweckmässigsten fände. Mehrere Häuser würden einzeln oder vereint ihre Thätigkeit auf diesem Wege betreiben; die Liebe würde dieselbe beflügeln; der Patriotismus würde ihren Schwung erhöhen.

Unter diesen Voraussetzungen läßt sich ein glückliches Gedeihen der Sache erwarten. Geduld und Ausdauer werden alle Schwierigkeiten überwinden. Verluste sind unmöglich. Alles gestaltet sich neu in den transatlantischen Staaten und so wird auch die neue Einrichtung Platz und Raum in ihnen finden. — Wann aber werden wir uns vereinen für diesen Zweck? Worauf warten wir, um den Bund zu schliessen? Auf Gelegenheit oder Nothwendigkeit? „Gerechte Götter! kann man mit Demosthenes ausrufen, gab es je eine dringendere für freye Seelen, als die gegenwärtige, die Schande und das Elend? Wollt ihr immer auf dem Markt stehen und klagen, oder fragen, was es Neues giebt?" Was ist denn wohl neuer, als daß England uns beherrscht und unterjocht, oder daß Amerika frey und aufgethan ist? Es ist Feigheit, Muthlosigkeit und Nachlässigkeit, worunter ihr zu Grunde geht. Gebt acht, daß die Nachwelt, wenn sie in den Ruinen eurer Städte wandelt, wie wir itzt auf den Gestaden von Asien und Afrika, nicht ausrufe: jene Zeit hat ihr Schicksal verdient! *)

Was diese Vorschläge für das Südliche Teutschland bezielen, hat für das nördliche die Rheinisch-Westindische Compagnie jedoch in andern Formen, über deren Werth die Entscheidung der Erfahrung abzuwarten ist, auszuführen angefangen. Der Brand in Port au Prince, der die Magazine dieser Compagnie zerstört hat, ist ein unglückliches Vorzeichen für sie. Denn wenn gleich sämtliche Waaren in Amsterdam und London gegen Feuersgefahr assecurirt waren, so bringt doch dieß Ereigniß eine Störung in das ganze Unternehmen. Doch vertrauen wir dem Eifer der Unternehmer, daß sie sich durch sie in der Fortsetzung ihres patriotischen Bestrebens nicht werden irren lassen.

*) Mit diesen Betrachtungen bitten wir die Leser den gehaltvollen Aufsatz Ueber die Ost- und Westindische Continental-Handelscompagnie zu vergleichen, die in Nro. 47. des vorigen Jahrgangs dieser Blätter enthalten ist.

Die französischen Kammern.

So oft Napoleon einen ungerechten Krieg anfieng, und um ihn zu führen, das Geld und die Kinder seines Volks verlangte, erwiederte der Senat seine Forderungen mit Lobreden auf seine Weisheit und Gerechtigkeit und erhöhte die Täuschung der Lüge, mit der er begonnen hatte, durch glänzende Phrasen. Nie ist die politische Sophisterey mit grösserer Frechheit aufgetreten; nie hat sie schamloser das Gegentheil der eigenen Überzeugung geheuchelt; nie hat sie kecker den klarsten, von der ganzen Welt anerkannten Wahrheiten Hohn gesprochen. Das Eckelhafte der Sache wurde aber noch durch den feilen, niederträchtigen Sklavensinn gesteigert, der diese Lobredner erfüllte; man glaubte sich oft in die Mitte der römischen Senate zurück versetzt, deren Verhandlungen und Thaten Tacitus aufbewahrt hat, damit die Nachwelt daraus erkenne, in welche Tiefe sittlicher Verworfenheit der Mensch versinken kann. Es erfolgte, was nicht aussen bleiben konnte. Napoleon hatte die Lüge zur Stütze seiner Gewalt gemacht. Die Stütze brach an dem mächtigen Felsen der Wahrheit, und er büßte durch einen schrecklichen Fall nicht nur seine eigene Schuld, sondern auch die seiner Schmeichler.

Ludwig XVIII. ist im Begriffe einen Krieg gegen Spanien zu beginnen, dessen rechtliche Motive von sehr zweifelhafter Natur sind, und der in dieser Beziehung, selbst in französischen Blättern, mit den Kriegen seines Vorfahren im Regimente verglichen wird. Ludwig ist aber weit glücklicher als Napoleon; der Mund der Wahrheit ist vor ihm nicht verschlossen. Von dem

Augenblicke an, in dem es den Anschein gewann, daß es der Partie der Fanatiker gelingen dürfte, das Schicksal von Frankreich und von Europa für ihre Vorurtheile und ihren Eigennutz auf das Spiel zu setzen, beeiferten sich die liberalen Journale durch Darstellungen, die in allen nur möglichen Gesichtspunkten gefaßt waren, den Beweis zu führen, in welche Gefahren man sich stürze, welche Ungerechtigkeit man begehe, und welche Schmach man auf den französischen Namen zu bringen im Begriffe sey. Diese Äusserungen des redlichen und nüchternen Patriotismus, die ein Gefühl aussprachen, das nicht nur in der Mehrheit, sondern auch in dem einsichtsvollsten und edelsten Theil der Nation war, wirkten aber so wenig auf die Regierung, daß die dießjährige Sitzung der Kammern mit Ankündigungen eröffnet wurde, die den Krieg als unwiderruflich voraus zu setzen schienen. Da stand der Graf Daru in der Kammer der Pairs auf, und erhärtete in einem umständlichen Vortrage, daß Frankreich keinen rechtmässigen Grund habe, Spanien zu bekriegen, daß dieser Krieg Spanien in einen Abgrund von Elend stürzen würde, ohne Frankreich einen Vortheil zu gewähren, daß er die politische Unabhängigkeit nicht nur eines Volkes, sondern aller Völker aufs Spiel setze, daß eifersüchtige Mächte durch ihn Frankreich in sein altes Nichts zurück zu drükken suchen, und daß er das Werk von Menschen sey, die sich nichts um die Sicherheit, Würde und Unabhängigkeit des Vaterlands bekümmern, wenn es ihnen nur gelinge, verhaßte Grundsätze durch Hülfe fremder Bajonette, auszurotten, und ihre Privatinteressen und die elenden Ansprüche ihrer Eitelkeit zu befriedigen. In demselben Sinne versuchte auch der Fürst Talleyrand zu sprechen; aber da der Sturm des Parteygeistes ihm das Wort entriß, ließ er seine Rede drucken, die er, ohne Scheu vor dem Zorn der Machthaber, mit der Versicherung schloß: „Tolle und verwegene Leidenschaften suchen das Werk der

Weisheit und der Gerechtigkeit zu zertrümmern. Man überrede den König, sein Volk wolle den Krieg, und dieß Volk wolle den Frieden. Man betrüge den König; es sey die Pflicht der Pairs ihn zu enttäuschen.“

Aber was auch diese beyden Redner und noch einige andere für die Sache des Friedens sprachen, so konnten sie ihr doch nicht zum Siege verhelfen; vielmehr ward der kriegerische Innhalt der Rede vom Thron in den Addressen beyder Kammern mit voller Zustimmung erwiedert. „Sire! „sprachen die Pairs in der ihrigen, Sie haben „um Spanien vor dem Untergange zu bewah„ren, dessen Folgen für unsre eigene Ruhe trau„rig seyn würden, 100,000. Franzosen unter die „Waffen gerufen. Sie bieten den Spaniern eine heilsame Stütze an, um ihnen zu helfen, und sie „der Gesetzlosigkeit zu entreissen, die sie zerrüt„tet. Sie haben das hohe Vorrecht, die Frage „über Krieg und Frieden zu entscheiden, mit „reifer Besonnenheit ausgeübt.“ — In gleicher Weise erklärte sich die Kammer der Abgeordneten. „Wir sind Franzosen. Kein Opfer wird „Ihren Völkern zu groß seyn, um die Würde „Ihrer Krone, die Ehre und die Sicherheit „Frankreichs zu vertheidigen. Uns steht es zu „mit aller Anstrengung zu dem edeln Unternehmen „beyzutragen, durch das die Gesetzlosigkeit er„stickt, einem Könige von Bourbonischen Geblüte „die Freyheit wieder gegeben, und mit Spani„ens Ruhe auch die Ruhe Frankreichs befestigt „werden soll.“

Diese Phrasen sind nicht so schön, als die der Napoleonischen Redner; aber sie sind eben so leer. Wo droht Spanien eine Gefahr, die es nicht selbst zu überwinden im Stande wäre? Wie mag das Ausland ihm eine Stütze darbieten, deren es nicht bedarf? Wo und wodurch hat es die Würde der französischen Krone und die Ehre und Sicherheit Frankreichs verletzt? Kann man sagen, daß der König von Spanien seiner Freyheit beraubt sey, so lange er selbst nicht sich über die Beraubung beschwert? Fördert man die Herstellung der Ruhe und Ordnung in einem Lande, wenn man die Stifter der Unordnung unterstützt und sich mit ihnen verbindet? Kann man einen Krieg, der nach seinem ganzen Charakter aggressif und ohne alle rechtliche Begründung ist, ein edles Unternehmen nennen? — Man erwäge mit Unbefangenheit diese Fragen, und man wird sich der Ueberzeugung nicht erwehren können, daß die Addressen der Kammern eine Reihe irrthümlicher Ansichten

enthalten, zusammen gestellt, um den in der Rede vom Throne liegenden Hauptirrthum zu bestätigen.

Dieser Irrthum gieng aber nicht vom Thron aus; sondern er ist dem Throne durch die Faction gegeben, die die Mehrheit in den Kammern bildet. Die Verhältnisse sind deßhalb, in Beziehung auf die Zeiten Napoleons, ganz umgekehrt, nur führen sie zu demselben unglücklichen Erfolge. Aber auch darinn gleicht sich der Stand der Dinge, daß Ludwig XVIII. die Wahrheit, von der Corporation, deren eigentliche Bestimmung es ist, sie zu sagen, so wenig vernimmt, als Napoleon sie von seinem Senate vernommen hat. Darüber muß man den König sehr beklagen, da sein persönlicher Charakter für die Stimmen des Friedens so empfänglich ist, und da er vermöge seiner menschlichen Güte so sehr verdient, dem schmerzlichen Gefühle überhoben zu bleiben, welches das zu spate Erwachen aus einer grossen Täuschung unausbleiblich begleitet.

Preussen und Teutschland.

Die preussische Monarchie gehört mit drey Fünftel ihres Flächenraums und acht Zehntel ihrer Bevölkerung Teutschland an, und ist mit dieser Masse dem teutschen Bunde einverleibt. Gilt diese Einverleibung nicht von den Provinzen, die sich von Danzig bis nach Tilsit längst dem baltischen Meere hinziehen, so sind sie doch durch die Sprache, den Geist und die Sitten, grossen Theils auch durch die Abstammung ihrer Bewohner mit den Teutschen verwandt. Preussen ist deßhalb unter den grossen europäischen Staaten die eigentliche teutsche Macht. Man kann dasselbe nicht von Österreich sagen, ob es gleich mit einer grössern Volkszahl dem Bunde zugethan ist. Denn zwey Drittel seines Landumfangs und weit über zwey Drittel seiner Bevölkerung sind Teutschland fremde.

Noch inniger knüpfen die übrigen Verhältnisse die besagte Verwandschaft. Preussen durchschneidet in einer langen Linie, die von der Gränze von Hinter-Pommern bis nach Saarbrück reicht, das nördliche Teutschland. Es steht mit achtzehen teutschen Staaten in Gränzberührungen. Die drey teutschen Hauptströme, die aus dem Süden in den Ocean führen, und die wichtigsten Verbindungslinien für den gesamten teutschen Handel sind, ziehen sich durch sein Gebiet. Nichts kann der Süden nach Hamburg, nach Bremen und nach Amsterdam versenden, oder daher erhalten, was nicht auf den preussischen Straßen gehe. Überdieß „ist Preussen mit seinem ganzen Leben in Teutschlands Leben eingewachsen durch den Geist, die Cultur und Sitten seines Volks. Wie jede Bewegung von Preussen auf Teutschland wirkt, so wirkt sie von diesem auf Preussen zurück. Beyde sind organisch mit einander verbunden. Preussens Sicherheit ist ein Theil der unsrigen, sein Wohlstand ein Theil des unsrigen; durch die vielseitige nahe Berührung theilt sich wechselweise fast jeder Schmerz und jedes Leiden sympathetisch mit. Preussen kann sich dem Einwirken des übrigen Teutschlands so wenig verschliessen, als dieses dem Einwirken von Preussen. Der Gang der Ereignisse greift immer beschleunigend oder hemmend aus einem Nachbarstaate in den andern über. Es ist zwischen beyden ein Band geknüpft, das nur die Möglichkeit einer glücklichen oder unglücklichen Ehe übrig läßt. An eine Scheidung ist ohne grosse Gefahr nicht zu denken."

Diese letztern Worte sind im politischen Sinne zu nehmen. In der That müssen Staaten, unter denen eine solche natürliche Verknüpfung besteht, auch in diesem Sinne unzertrennlich seyn. Die Staaten des teutschen Bundes sehen in Preussen ihren Beschützer, weil es ihre Vormauer gegen den Norden ist, und weil es nicht zugeben kann, daß eine aus Osten oder Westen andringende Übermacht sie unterjoche. Aber auch für Preussen ist der Bestand dieser Staaten von hohem Interesse, weil sie ihm nicht nur eine gefahrlose Nachbarschaft darbieten, sondern auch weil kein Eroberer sie verschlingen und kein Anmasser sie vereinigen könnte, ohne seine eigene Existenz zweifelhaft zu machen, und die Mittel der Erhaltung derselben zu schwächen. Wäre auch in diesem Falle die Täuschung möglich, daß ein Theil des Raubs von ihm selbst genommen würde, so verlöre es mit der Stütze der Macht auch noch die, welche, nicht minder in der politischen Welt als im Privatleben, das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit gewährt.

Diese gegenseitige innige Verflechtung und diese Gemeinsamkeit des Vortheils giebt Preussen und den Bundesstaaten das Gesetz einer freundschaftlichen Vereinigung, das keiner von beyden ungestraft übertreten darf. Bundesverhältnisse, durch den wechselnden Lauf der öffentlichen Angelegenheiten und durch augenblick-

liche Interessen herbey geführt, werden, so seyerlich auch die Verträge lauten mögen, durch denselben Zufall wieder zerstört, der sie erzeugt hat. Bundessysteme aber, gegründet auf die natürliche Verwandschaft der Völker und befestigt durch den gleichmässigen Vortheil der Partieen, haben eine sichere Garantie in ihrer innern Nothwendigkeit. Friedrich II. hat die Erhaltung der ehemaligen Reichsverfassung und der Unabhänigkeit der Stände zu einem der Hauptgesichtspunkte der Politik gemacht. Seine Maxime hat durch die Errichtung der Bundesverfassung keine Veränderung erlitten, sie ist im Gegentheil dadurch noch fruchtbarer und dringender geworden. Preussen hat sich nie ohne seinen Schaden von ihr entfernt. Das beweist seine Geschichte seit dem Frieden von Basel. Die Erfahrungen jener Zeit werden für die Zukunft nicht verloren seyn.

Paragraphen.

1.

Als der berühmte teutsche Philosoph Christian v. Wolf das System der vorher bestimmten Harmonie auf der Universität zu Halle vortrug, erkundigte sich der König Friedrich Wilhelm I. von Preussen, — der bekanntlich kein Philosoph war — nach dem Sinne dieser Lehre, die damals sehr viel Aufsehen machte. Einer seiner Hofleute, der auch weder bey Plato noch bey Aristoteles in die Schule gegangen war, gab ihm die Erläuterung: „nach dieser „Theorie seyen die Soldaten seiner Majestät blose „Maschinen. Wenn einige von ihnen durchgien„gen, so sey dieß eine nothwendige Folge ihrer „physischen Einrichtung, und man thue ebenso „unrecht sie zu bestrafen, als wenn man eine „Maschine strafen wollte, weil sie diese oder jene „Bewegung hervor gebracht hat." Hierüber gerieth der König in die äusserste Entrüstung, und unterzeichnete auf der Stelle den Befehl, daß Wolf innerhalb 24 Stunden die Stadt Halle verlassen soll, widrigen Falls er ihn ohne Weiteres hängen lassen würde. — Ihr lacht über diese allerhöchste Verfügung und über die Finsterniß jener Zeiten. Das mag euch erlaubt seyn. Nur daß ihr nicht vergesset, daß sich auch vor euren Augen ähnliche Dinge begeben haben, die

es euren Enkeln nicht an Stof fehlen lassen werden, auch über euch zu lachen.

2.

Im Laufe des Mittelalters, als die Basler und die Straßburger in eine Fehde miteinander geriethen, drohten die erstern: sie werden den Rhein nicht mehr nach Straßburg hinablassen. Darüber lachten die letztern und erwiederten: macht nur die Probe, dann werdet ihr ersaufen, und in vier Wochen wird der Strom doch wieder kommen. Es scheint nicht, daß zu dieser Zeit ein hoher Geist der Weisheit in den Herrn zu Basel gewesen; aber gewiß sind die Herrn unsrer Zeit nicht weiser, die den Strom der Civilisation — der noch weit gewaltiger ist, als der Rhein — in seinem Laufe aufhalten wollen. Ihr beginnen ist ebenso eitel, und endigt für Niemand verderblicher, als für sie selbst. Und doch waren sie in diesem Beginnen nie thätiger, als in unsern Tagen. So verblendet ist der Mensch, wenn eine wilde Leidenschaft ihn treibt! Die klarste Wahrheit wird ihm zur Lüge und die heilsamsten Ermahnungen der Vätern sind für ihn verloren. So ist auch die Lehre von der unwiderstehlichen Macht des in die Finsternisse der Welt hindurch brechenden Lichts keine neue Entdeckung. Eine lange Reihe von Jahren ist schon darüber hingegangen seit dem ein teutscher Dichter *) gesungen hat:

> — — — — Roms Cato schon verbannte
> Die Weisen aus der Stadt, die Griechenland ihr sandte.
> Allein was half es ihm, daß sie sein Zorn vertrieb?
> Die Weisen zogen aus, die Lust zur Weisheit blieb.
> Stets wirksam herrscht und schafft, erweitert und entzündet
> Der Trieb nach Kenntniß sich. Je stärker ihr ihn bindet
> Je kühner strebt er auf und er erlieget nie.
> Stellt Richter auf ihn zu bewachen,
> Ihr Eifer dient zu nichts, als mehr ihn anzufachen.
> Setzt seine Gränzen fest, er überschreitet sie.
> Was die Natur gebeut, wird stets die Menschheit lieben,
> Und was sie üben heißt, unwiderstehlich üben.

3.

Man würde den Herrn die nun überall von allen Dächern, von geheimen und öffentlichen Bünden und Machinationen zum Umsturze der Thronen und der Altäre predigen, sehr unrecht

*) Manso.

thun, wenn man sie beschuldigen wollte, daß sie das Gegentheil dessen sagen, was sie denken. Wir halten im Gegentheil diese Eiferer der Mehrheit nach für verbrannte Köpfe, deren Auge durch natürliche Schwäche und Parteysucht zum Schalke geworden, so daß sie die Mücken für Elephanten, die Irrwische für Gespenster und eine bescheiden leuchtende Kerze für eine brennende Stadt ansehen. Ein in so hohem Grade verdorbenes Organ ist unheilbar. Deßhalb sind auch alle Versuche jene Herrn zu Vernunft zu bringen vergeblich. Was half es dem ehrlichen Schildknappen des berühmten Ritters von la Mancha, als er seinem Herrn, der eine Herde Schaafe für Riesen ansah, zurief: „Gestrenger Herr! thut doch nur die Augen auf. Es sind weder Riesen, noch Ritter, noch Waffen, weder der Teufel noch seine Großmutter; es sind nur Hämmel und Schaafe. Um Gotteswillen, was fangt ihr denn wieder an!“ Das war gewiß eine kräftige Erinnerung. Aber ihrer ungeachtet hieb der Ritter ein. So hauen auch unsre Finsterlinge ein, ihrer möget ihnen zurufen, was ihr wollet.

4

In den Dörfern am Kocher und an der Jart — und vermuthlich auch an andern Flüssen rufen die Nachtwächter, in den Wintermonaten, morgens um 5. Uhr, den Tag an, mit dem Gesang:

Steht auf im Namen Jesu Christ,
Der helle Tag vorhanden ist!

Dieser Ruf enthält, da zu dieser Zeit der Tag erst um halb acht Uhr anbricht, eine Lüge; weßwegen die Schläfer keine Notiz davon nehmen, die Wachenden aber oft darüber lachen. Indessen giebt es in Beziehung auf die Begriffe der Menschen von Tag und Nacht noch weit lächerlichere Dinge. Ein kleiner Nabob in Ostindien, der von Natsches, tritt jeden Morgen, den Scepter in der Hand, vor das Thor seines Palastes, und zeichnet, vermöge seiner Machtvollkommenheit, der Sonne den Pfad vor, den sie den Tag über durchlaufen soll. Der armselige Barbar! — Aber es giebt ebenso thörichte Leute, als er ist, mitten in dem gebildeten Europa. Was thun die Obscuranten, die sich vermessen, der Sonne der Cultur nicht nur ihre Bahn vorzuzeichnen, sondern ihr sogar in ihrem Laufe Stillstand zu gebieten, anderes, als der Nabob von Natsches?

Literatur.

(Eingesandt.)

Schauspiele für die Jugend. Herausgegeben von J. Willibald Strasser, geistlichen Rath, Dekan und Dompfarrer. Konstanz bei Forster. Ites Bändchen 1819. IItes Bändchen 1822. Ueber die Vortheile und Nachtheile der Jugendschauspiele wurde so vieles hin und her geredet, daß das Zünglein der kritisch ästhetischen Wage bisher inne zu stehen schien. Allein das Uebergewicht ihrer Vortheile können nur Leistungen darthun, wie sie der Verfasser dieser Jugendschauspiele geliefert hat. Seine Absicht spricht er in der Vorrede folgendermassen aus. „Ich wollte der Preißeaustheilung mehrere Zuschauer gewinnen, bessere Begriffe vom Schul- und Erziehungswesen in Umlauf bringen, die herrschende Vorurtheile wider das Ansehen und die Würde des teutschen Schulmeisters, und wider die Elementarbildungs-Methode entkräften, die Gemüther zur Umstaltung des geisttödenden Normalmechanismus in eine Bildungsschule und Erziehungsanstalt vorbereiten, und auf die hohe Pflicht und den Segen der Volksbildung aufmerksam machen; endlich auch den mitspielenden und zuschauenden Kindern einen Ersatz geben für den untersagten Besuch der gewöhnlichen Theaterstücke, welche auf Kopf und Herz der Kinder so nachtheilig einwirken.“ Diese Spiele sind wirklich ein sehr gefälliges Werkzeug, nicht nur den Elementar- und Sonntagsschülern in Verbindung mit den Lehrern das harte Joch des Schulschlendrians zu erleichtern, und ihr moralisch religiöses Gefühl und ihren Ausdruck zu bilden, sondern auch manch tüchtiges Wort das sich für die Kanzel nicht schickt wie wahr und belehrend es auch ist, an den Mann zu bringen, und manchen Mißwollenden für die gute Sache der Schule zu gewinnen. Die Handlungen hat der Verfasser mit solcher Delikatesse gewählt, daß beide Spieler und Schauer wahren Antheil daran nehmen können. Er setzt die Kinder nicht auf Pferde, sondern sich selbst wie Agesilaus und Sokrates auf das Steckenpferd der Kinder. Eine Sache, die nicht so leicht zu thun als zu sagen ist. Denn es gehört mehr dazu für Kinder Spiele zu schreiben, als Witz und pikante Schreibart. Was schöne Geister versteinert, und schönen Marmor begeistert, dadurch würde man an Kindern die Majestät ihrer Unschuld beleidigen. All' ihren Sandbänken und Klippen ist der Verfasser ausgewichen; und kein Hauch trübt den hellen reinen Spiegel des kindlichen Gemüthes. Alle leidenschaftliche tragische Charaktere, alle romanhafte Unglücksfälle, alles die Kindernatur übersteigendes Pathos ist entfernt. Dadurch hat sich der Verfasser ein gerechtes Lob aus dem Munde der Unmündigen bereitet. Uebrigens will er keinen Wettkampf mit dramatischen Nachtigallen wagen, sein Schild und Ueberschrift ist Horaz Lib. I. Sat. 10, 37 — 39.; und wird sich belohnt genug fühlen, wenn die Aufführung dieser Stücke, die immer ansprechender ist, als ihre Lesung, soviel des Guten wirkt, als sie in dem Orte ihrer ersten Darstellung schon gewirkt haben.

Pr. G.

Druckfehler.

S. 97. Z. 6. ist nach ihnen — auch zu setzen.
— 112. — 23. — — halber — von — — —
— — — 52. statt — den zu lesen der. — — —

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



15. März | 11. | 1823.

Mein Vaterland — — — —
Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht, wie du!
Sey nicht allzu gerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Klopstock.

Teutsche Handelszerrüttung.

Die Stadt gerieth in Brand. Die Sturmglocken und das Klagegeschrey schallten durch die Strassen. Da versammelten sich die Bürger, um Rath zu halten, wie dem Unglück zu steuern sey. Das Feuer machte fürchterliche Fortschritte. Aber die Berathung führte zu keinem gemeinsamen Beschlusse. Mittlerweile brannte die Stadt ab. — Das ist die neueste Geschichte des comerciellen Teutschlands.

Man muß müde werden von dem kläglichen Zustande zu sprechen, in dem wir uns befinden, nachdem so lange ohne den mindesten Erfolg von demselben gesprochen worden ist. In der That fangen auch die lauten Klagen an zu verstummen; das Vertrauen auf die gegebenen Verheissungen erlöscht immer mehr; man vernimmt nur noch die Seufzer der gepreßten Herzen; die Patrioten zählen, in tiefer Wehemuth, die Pulsschläge des verscheidenden vaterländischen Wohlstandes. — Das sey, bemerken hiergegen die seßhaften Herrn auf ihren Polsterstühlen, — die Sprache einer kranken Phantasie oder eines mit bösen Dingen umgehenden unbürgerlichen Geistes. Diese Herrn sind in einem jämmerlichen Irrthume befangen. Sie begreifen nicht, daß ein mit hundert Groschen gefüllter Beutel, wenn man täglich einen derselben heraus nimmt, ohne die Lücke zu ersetzen, in hundert Tagen leer wird.

Dieser Beutel ist das Emblem der teutschen Bundesstaaten vom zweyten und dritten Range. Ganz Europa führt, mit ungeheurer Überlegenheit, einen fortdauernden Handelskrieg gegen sie. Denn es ist nicht nur England und Frankreich, was ihren Waaren und Produkten ihre Gränzen verschliessen; auch die Mauthplätze von Holland, Dänemark, Schweden und Rußland bilden schroffe Klippen, an denen der Strom ihrer Gewerbe sich bricht; Österreich und Preussen aber, ob gleich durch ein inniges Bundesverhältniß mit ihnen verbrüdert, haben durch schwere Zölle den Verkehr mit den Bundesgenossen unerträgliche Fesseln angelegt. Während nun die letztern mit den Erzeugnissen ihres Bodens und ihres Kunstfleisses von allen Märkten der Welt ausgeschlossen sind, überschwemmen die Fremden ungehindert ihre Märkte, und

entführen ihr Gold und Silber, von dem nichts mehr zu ihnen zurücke kommt. Diese Metalle aber sind, in einem civilisirten Zeitalter, die Bedingung alles Besitzes und Genusses und der Hebel alles Verkehrs, und ein Volk, das derselben entblößt wird, tritt unvermeidlich, unter der jämmerlichsten Zerrüttung aller seiner menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse und in den furchtbarsten Todeszuckungen, in den Zustand der Barbarey zurück. Diese Katastrophe ist unvermeidlich, es sey denn daß die Nachbarn den Verarmten die Wohlthat erweisen, sie zu unterjochen. Die Kundigen erkennen in diesem natürlichen Zusammenhange der Ursachen und der Erfolge, den die Geschichte in so vielen Trümmern alter Größe thatsächlich nachweist, das Horoscop eines grossen Theils von Teutschland.

Unglücklicher Weise müssen wir gestehen, daß wir den Krieg mit sehr ungleichen Mitteln und sehr ungleichen Waffen führen. Der Feind ist im Besitze einer ungeheuern Überlegenheit. Er hat uns auf allen Seiten abgeschnitten und tournirt. Aber den größten Vortheil haben wir ihm selbst verschaft. Wir haben uns ohne Widerstand vor ihm zurück gezogen. Wir haben ihm die Schlüssel unsrer Städte überliefert. Wir haben alle unsre Vertheidigungsmittel ungebraucht gelassen. Wir dulden seine Lager in unsrer Mitte. — Dieß alles geschah, weil kein Einverständniß unter uns ist, und weil wir den Muth verloren haben, grosse und durchgreifende Entschlüsse zu fassen und sie furchtlos auszuführen. Man muß dem erklärten Feinde mit Entschlossenheit entgegen treten. Noch sind wir nicht entwaffnet; und noch ist es der Mühe werth zu retten, was zu retten steht. Aber es hängt unser ganzes Heil daran, daß wir mit Zuversicht und Beharrlichkeit die Mittel anwenden, auf die allein die Hoffnung der Hülfe sich stützt, Vereinigung und Retorsion.

Dem gesunden Verstande der Teutschen konnte die Nothwendigkeit und die Wirksamkeit dieser Mittel nicht verborgen bleiben. Jedermann war

über ihren Werth einverstanden, und als das laute Geschrey der Noth die Abgeordneten der Fürsten in Darmstadt versammelte, konnte nur die Art ihrer Anwendung der Gegenstand der Berathung seyn. Nie war einem Congreß eine Aufgabe edlerer Art vorgelegt; nie aber auch eine deren Lösung dringender gewesen wäre. Es handelte sich nicht nur um die Bedingungen des öffentlichen und Privatwohls, sondern auch um die erste und sicherste Bürgschaft der politischen Existenz. Aber es bewährte sich hier die leidige Erfahrung, daß der Triumph der Teutschen nicht in ihren Deliberationen über Nationalangelegenheiten zu suchen, und daß mit dem Untergange des teutschen Reichs nicht auch der Geist erloschen sey, der während seines Bestandes jeder Berathung über die Interessen des Gemeinvaterlandes hemmend entgegen trat. Zwey Jahre dauerten die Verhandlungen; sehnsuchtsvoll waren die Augen des gesamten Gewerbstandes und aller Patrioten auf sie gerichtet; die steigende Noth und die immer keckere Anmassung der Nachbarn liessen es ihnen nicht an neuen Aufmahnungen fehlen; aber sie führten zu keinem Resultate, nicht einmal zu einem Beschlusse.

Der Congreß ist am 19. d. M. abermals zusammengetretten. Der Drang der Umstände hat darinn seine Macht erwiesen. Zugleich wird von Männern, die der Verhältnisse kundig seyn wollen, mit der Miene der Zuversicht versichert, die Bereitwilligkeit zur Vereinbarung sey nie grösser gewesen, der reine Wille mehrerer Regierungen trette immer kräftiger hervor, man erkenne nun, daß man Klippen für unumschiffbar gehalten, die nur die Ängstlichkeit als solche dargestellt, und man werde nicht mit einer Halbheit oder mit einer blosen Scheinvereinigung, sondern mit einem festen, entscheidenden Resultate endigen. Überdieß weiß man, daß sich das Kur-Hessische Ministerium gegen alle Separatvereine unter einzelnen Staaten erklärt und unzweydeutig seinen Entschluß ausgesprochen hat, fest an Südteutsch-

land zu halten, und kräftig zum Abschlusse der Darmstädter Verhandlungen mitzuwirken. So ergaben auch die Conferenzen zu Arnstadt den Beschluß, daß sich die großherzoglich und herzoglich sächsischen und fürstlich Reussischen Häuser, so wie Schwarzburg-Rudolstadt an die südteutschen Staaten anschliessen wollen. — Dieß alles hebt die gesunkenen Hoffnungen der Gewerbsleute und der Patrioten wieder empor.

Daß nur durch Vereinigung der grosse Zweck erreicht werden könne, darüber ist alle Welt einverstanden. Das gemeinsame Interesse muß alle Interessen der Individualität zurückweisen; man muß nichts für sich thun, sondern alles für's Ganze. Weßwegen unter jener Vereinigung nicht nur ein gleichförmiges Wirken, oder eine durch Vorbehalte beschränkte Bundsgenossenschaft, sondern eine organisch gebildete, durch die Bande des Gewissens und der Ehre verknüpfte, und demselben verpflichtenden Gesetze gehorchende Conföderation zu verstehen ist. Daß eine solche bis itzt noch nicht zu Stande gekommen, hat das Spiel kleinlicher Eitelkeit, falsche Berechnung politischer Beziehungen und das Haften an finanziellen Vortheilen, die im Verhältniß zu dem bezielten Zwecke unbedeutend sind, verschuldet; so lange diese Verirrungen auch nur den mindesten Einfluß auf die Unterhandlungen erhalten, wird nichts Ersprießliches zu Stande kommen. Ist es uns nicht klar genug geworden, wie alles partielle Wirken eitel sey, als die Franzosen durch die Erhöhung des Viehzolls der südteutschen Landwirthschaft den Todesstoß versetzten? Die einzelnen Staaten ergriffen retorsive Maaßregeln. Aber die französische Regierung lachte derselben und der teutsche Landwirth blieb seiner Hülflosigkeit und seiner Verzweiflung überlassen. Wäre Teutschland von den Vogesen bis an den Inn für einen Mann gestanden, der Erfolg würde gewiß ein anderer geworden seyn. Es verhält sich in den Handelskriegen, wie in denen die mit Feuer und Eisen geführt werden. Indem sie,

sagt Tacitus, einzeln kämpfen, werden sie alle überwunden.

Lange genug hat man in Teutschland die Wirkungen dieses unglücklichen Systems der Debandade gesehen; wir haben durch die Zölle, die jeder einzlne Staat gegen den andern Staat anlegte, uns selbst feindselig einander gegenübergestellt und einen verderblichen innern Krieg unterhalten, der alle zu Grunde gerichtet; schon der gesunde Verstand der Alten hat ein Ärgerniß an der mira Germanorum insania genommen, die er in diesem System erblickte. Sollte man es für möglich halten, daß es noch itzt Menschen giebt, die es retten zu können glauben, und die in dem Wahne stehen, man könne mit den itzigen Bedrängnissen sich abfinden, während jeder Bundesstaat seine besondere Zollverfassung behalte und gegen den andern abgeschlossen bleibe. Franz Miller, der mitten unter den Ruinen des teutschen Gewerbwesens nicht ermüdet, seine Stimme um Hülfe und Rettung zu erheben, hat, mit der unwiderstehlichen Kraft der Wahrheit, treffliche Worte gegen diesen Wahn gesprochen. *) Möge die gediegene Rede des edeln Patrioten denen zu Herzen gehen, in deren Macht es ist, sie zu erfüllen!

Gelingt es uns aber auch in diesem grossen Nationalgeschäfte das alte Erbübel der Teutschen, den politischen Separatismus zu überwinden, so wird die Rettung, die uns noth thut, nur dann bewerkstelligt, wenn auch in den Maaßregeln der Retorsion, die wir ergreifen keine Halbheit ist. Mit dem Maaße, womit man uns mißt, messen wir wieder, und es gelte strenge das Gesetz der Gegenseitigkeit, Aug um Auge, Zahn um Zahn. Wer uns seine Märkte verschließt, den lassen wir auch nicht auf die unsri-

*) In seiner Schrift: Ueber ein Maximum der Zölle zwischen den südteutschen Staaten und die Ausführung gemeinsam verabredeter Maaßregeln gegen fremde Douanen-Systeme ohne einen gemeinschaftlichen Handels- und Zollverband. 8. Darmstadt 1823.

gen zu; was wir an den Zollstätten des Fremden bezahlen, bezahlt der Fremde an den unsrigen; kauft er nicht von uns, so lernen wir entbehren, was wir bisher von ihm gekauft haben. Auch befolgen wir diese Gesetze der Nothwehr nicht nur gegen England und Frankreich, sondern gegen jeden andern, der uns dazu auffordert, und um ihre Handhabung zu sichern, umgeben wir das Gebiet des Vereins mit einem festen Gurt, der von der gemeinsamen Gränze alles abhält, was, das gemeinsam anerkannte Handelsrecht verletzend, über sie einzuschleichen versucht. Was irgend in diesem Sinne verfügt und unternommen wird, gewinnt nur Haltbarkeit und Zweckmässigkeit durch die äusserste Strenge; Ausnahmen und Milderung aber wären die sichern Vorzeichen der baldigen Zertrümmerung des ganzen Gebäudes.

Wir wissen nicht, ob uns der neu eröffnete Congreß in Darmstadt Beschlüsse in diesem Geiste geben wird; aber wir wissen, und wer irgend unsern Zustand und die unvermeidliche Art seiner weitern Entwicklung erwogen hat, weiß es mit uns, daß uns nur mit solchen gedient ist. Menschlicher Rath hat bisher in dieser Sache wenig Hülfreiches geleistet; aber wir haben einen Bundesgenossen, der jenen Rath immer kräftiger treibt und ermuthigt, das ist der allgemeine Drang der Umstände. Auf ihm vorzüglich stehen die Hoffnungen, die uns noch geblieben sind und von deren Erfüllung es abhängt, daß wir dem harten Schicksale entgehen, erst durch die Gewaltthätigkeit der Fremden Bettler zu werden, und dann ihre Sklaven.

Europa und die Colonieen.

Europa ist der kleinste Welttheil. Von den tausend Millionen Menschen, welche unsern Planeten bewohnen, gehören ihm nur 180 Millionen an. Seine nördliche Lage setzt ihn an Fülle und Köstlichkeit der Produktion weit hinter die andern Erdstriche zurück. Und doch haben die Europäer Niederlassungen an allen Küsten des Oceans errichtet, unermeßliche Länder im fernsten Osten und Westen erobert, zwey neue Welttheile entdeckt und sich unterworfen, und alle Länder, die ihr Dreyzacke berührte, zu ihrer Heymath gemacht. Die Reiche, welche die Helden der alten Welt durch die Gewalt ihrer Waffen gegründet haben, erscheinen als unbedeutend mit dem Umfange dieser Eroberungen. — Wie gelangten die Europäer, bey der Beschränktheit ihrer Mittel zu solchen Erfolgen? Das war die Macht der Civilisation über die Barbarey, und der Sieg des Gesetzes der moralischen Welt, das dem Geiste die ewige Herrschaft über die Materie zuerkannt.

Das Licht, das in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts über Europa aufgieng, zeigte den Bewohnern desselben die Wege durch die Meere, und verschafte ihnen die Mittel, um die Länder zu erobern, die sie auf diesen Wegen entdeckten. Da unterwarfen Almeida von Abrantes und Alfonso von Albuquerke grosse und reiche Provinzen in Indien dem Scepter von Portugal, Cortez stürzte den Thron des Montezuma und Guatimozim, Pizarro zerstörte das Reich von Peru, Alvarez Cabral nahm Brasilien im Besitz. Diese Helden machten ihre Eroberungen an der Spitze von einigen tausend Abentheurern, die sie auf wenigen, schlecht gerüsteten Schiffen an die fernen Küsten führten. Ihre ganze Macht beruhte auf der Überlegenheit des Verstandes. Dieselbe Macht setzte ihr Werk fort, und so wurden den Europäern unermäßliche Länder unterthan, die die Alten zum größten Theil nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten, und die an Umfang und innerm Reichthum die Heymath der Eroberer bey weitem überwogen.

Durch dasselbe Gesetz der Natur, das die Colonieen dem Mutterlande unterworfen hat,

werden sie wieder von seinem Joche frey. Es ist die geistige Überlegenheit, die dieses Joch auflegt und erhält. So bald aber die Colonie in Hinsicht auf Civilisation mit dem Mutterlande auf gleiche Höhe gekommen ist, wird sie versuchen dasselbe abzuwerfen, und der Versuch wird ihr unfehlbar gelingen, wenn sie in Ansehung ihrer Stellung und Hülfsmittel gegen ihren Beherrscher im Vortheil ist. Man kann auch in diesem Falle der Colonie nicht den Vorwurf machen, daß sie etwas Unrechtliches begehe. Denn wer zur Mündigkeit gelangt ist, hat die Befugniß sich selbst zu emancipiren, wenn der Vormund sich sträubt ihn der Pflegschaft zu entlassen, und wenn die Macht ein Titel der Herrschaft ist, so muß es dem Stärkern erlaubt seyn, sich der Gewalt des Schwächern zu entziehen. In Gemäßheit dieser Bemerkungen erfolgten die Erschütterungen, die das Colonialsystem der Europäer in unsern Tagen erlitten hat. So hat sich Nord-Amerika von England, Domingo von Frankreich, Süd-Amerika von Spanien und Brasilien von Portugal unabhänig gemacht, und was die verlassenen Mütter gegen die abtrünnigen Töchter unternahmen, scheiterte Alles an der Regel der Natur, daß mit der Kraft der Selbstständigkeit auch ihr Besitz verbunden seyn soll.

Süd-Amerika ist so groß, daß es die Bevölkerung von ganz Europa und Asien fassen könnte; in dem Umfange der Vereinigten Staaten können zweyhundert Millionen Menschen wohnen; Brasilien umschreibt hundert tausend Quadratmeilen. War es möglich, daß diese ungeheuren Ländermassen länger fremden Herrschern unterthan blieben, nachdem ihren Bewohnern ihr Recht auf Selbstständigkeit klar geworden war und die Civilisation ihnen die Mittel dargeboten hatte, es geltend zu machen? Auf demselben Wege geht das brittische Reich in Indien seiner Freyheit entgegen. Es wird in der Geschichte des Abfalls der grossen Colonieen die Reihe schliessen und Alles deutet an, daß diese Katastrophe nahe sey. Immer peinlicher empfinden die Einwohner den Despotismus der Engländer und seine Ungerechtigkeit; immer lebendiger wird in jenen das Bewußtseyn, von dem Übergewicht ihrer Masse; immer mehr verstärkt und erhebt sich der Mittelstand, der dieser Masse Geist verleihen wird. Und wer kann daran glauben, daß eine Colonie die drückende Gewalt fremder Herrschaft noch in die Länge ertragen werde, die eine Bevölkerung von 50½ Millionen hat, in der ein Heer von 200,000, Eingebornen, auf europäische Weise gebildet, unter den Waffen steht, und deren Gouverneur an Pracht und Aufwand alle Monarchen von Europa übertrifft?

Diese Richtung der Ereignisse, die mit reissender Raschheit auf einander folgen, verkündiget uns eine neue Gestaltung der Welt. Sie ist weit wichtiger und einflußreicher auf das Schicksal der Menschheit, als alle Revolutionen und Kriege, die sich seit dreissig Jahren in Europa begeben haben. Der Abfall der Colonieen bewirkt in dem politischen und comerciellen Leben der Mutterländer eine totale Veränderung, die nicht zum Vortheile der letztern ist, indem sie die Nerven ihrer Gewerbe lähmt, die Quellen ihres Reichthums vermindert und die Grundlagen ihrer Macht erschüttert. Die Colonieen aber, belebt und erhoben durch den Geist der Freyheit und ungestört in der Benutzung der unerschöpflichen Produktionskraft ihres Bodens, werden in schnellem Laufe zu herrlicher Blüthe sich erheben, aller Vortheile, die Kunst, Wissenschaft, Gesetzgebung und feine Sitte gewähren, sich bemächtigen, ihre Häfen den Waaren verschliessen, die sonst die Mutterländer an sie versandten, und mit ihren Segeln die Meere bedeckend, das verarmte Europa in seine Gränzen bannen. Es ist unmöglich, daß wir dieser Katastrophe vorbeugen; sie erfolgt durch die Nothwendigkeit, die in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes waltet,

und der man sich nicht widersetzt, ohne die Fabel von den Giganten zu wiederholen, die den Olymp zu stürmen versuchten; aber wir können uns die Wirkungen derselben erleichtern. Europa gegenüber liegen die Küsten von Afrika und Asien; die barbarische Herrschaft, die seit Jahrhunderten auf sie drückt und sie verödet, berechtigt die civilisirten Völker, sie in Besitz zu nehmen; in ihrem Boden liegt ein unermeßlicher Reichthum, der, um zu Tage gefördert zu werden, die cultivirende Hand erwartet; ihr Umfang gewährt uns einen ungeheuren Raum zum Absatz unsrer Kunstprodukte und zur Ansiedlung unsres Volksüberflusses; ihre Lage macht es uns leicht, die Verbindungen mit ihnen zu erhalten, und von dem Meere, das sie bespühlt, jede ausser europäische Seemacht auszuschliessen. Es sind die höchsten Interessen der Politik und der Menschheit, die uns auffordern, hier ein neues Colonialsystem zu gründen. Mit ihrer Aufforderung vereinigt sich auch der Ruf des Schicksals. In dem Augenblicke, in dem die transatlantische Welt von uns abfällt, erbietet sich uns die schönste Gelegenheit, die Erbschaft des in seinen Grundfesten wankenden Türkenthums einzuthun. Aber wir vernehmen weder jene Aufforderung noch diesen Ruf. Das itzige Geschlecht liefert dadurch einen Commentar über die Worte der Schrift: Das Licht schien in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen!

Wie die Wirtemberger im sechzehnten Jahrhundert sekularisirt haben.

Als die Bauern in Oberteutschland i. J. 1525 gegen den Adel und die Pfaffen aufstanden, um ihnen das Recht menschlich und christlich zu leben, abzutrotzen, traf ihr Zorn und ihre Rache besonders die letztern. Viele Klöster

und Gotteshäuser wurden ein Raub der Flammen; in andern aber begnügte man sich, die vorhandenen Kleinode und Schätze mitzunehmen und Kästen und Keller auszufegen. Die Sache wurde nach einer Art von Methode betrieben. Es befanden sich nämlich bey jedem Haufen einige des Schreibens kundige Leute, welche beauftragt waren, die Vorräthe in den Klöstern aufzuzeichnen, in Beschlag zu nehmen und zu verwenden. Es scheint, daß sie ihres Amtes sehr eifrig gewartet haben; der Volkswitz nannte sie Pfaffenschützen. Diese Leute erschienen i. J. 1803 wieder auf teutschem Boden, nachdem der Reichsdeputationsreceß den Besitzthum der Kirche, als eine gute Prise, den Erbfürsten zuerkannt hatte. Die Wiedererstandenen führten aber — wie denn das Zeitalter auch in der Sprache zarter geworden war — nicht mehr den alten Titel. Sie nannten sich Commissäre in Klostersachen.

Indessen hatten sich nur die Namen, nicht die Sache geändert; auch verfolgten die Einen und die Andern denselben Zweck, der bekanntlich in moralischer Hinsicht von sehr zweydeutiger Natur war, welche Zweydeutigkeit nicht dadurch erlosch, daß man nun mit einem Staatsvertrage in der Hand ausübte, wozu die Bauern des sechszehnten Jahrhunderts sich selbst den Vollmachtsbrief geschrieben hatten; überdieß verfuhren manche der neuen Klostercommissäre mit so viel Härte und Gewaltthätigkeit, daß es schien, als wären die alten Pfaffenschützen leibhaftig wieder von den Todten auferstanden. Was blieb den armen Opfern des finanziellen Faustrechts, als Geduld und Ergebung? Ohnehin ließ der Fortlauf der Zeit es ihnen an dem leidigen Troste nicht fehlen, den der Anblick zahlreicher Unglücksgenossen gewährt. Unter den letztern fanden sich sogar auch solche, die nur kurz zuvor selbst kleinere oder grössere Schaaren von Pfaffenschützen ausgesandt hatten. So drehte die Nemesis ihr Rad!

Übrigens geschieht unter der Sonne nichts Neues. Ein ungenannter Mönch aus dem Cistercienserkloster Herrnalb, das, eine alte Stiftung der Grafen von Eberstein, in einem Thale des Schwarzwalds liegt, erzählt uns, in einer von Besold *) aufbewahrten Relation, wie dieses alte Gotteshaus von den Abgeordneten des Herzogs Ulrich von Wirtemberg i. J. 1535, überzogen und ausgefegt wurde. Seine Erzählung bietet interessante Vergleichungspunkte mit den Erscheinungen dar, die wir selbst erlebt haben, und zeigt, wie der Wechsel der Zeiten wohl die Weise ändere, in der der Mensch handelt, selten aber seinen Sinn.

Es war Samstags nach dem Tage Lucä, des Evangelisten, als der Junker Rennhart von Sachsenheim und Philipp Volland, der Vogt von Gröningen, in Herrnalb einritten, mit einem Credenzschreiben und dem mündlichen Ansinnen, es sey des Herzogs ernstlicher Wille und Befehl, daß Abbt und Convent, ihnen, den Gesandten, alles vorhandene Geld, Silbergeschirr, Briefe und Kirchenzier, wie solches im vorigen Jahre verzeichnet worden, überliefern, damit es dann in des Fürsten Rentkammer nach Stuttgart abgeschickt werden könne. Zugleich ward denen vom Convent zu erkennen gegeben, daß sie sich mit ihren Bettladen und Bettgewand bereit halten, um auf den ersten Befehl, aus dem Kloster abzuziehen, und sich an den Ort zu begeben, wohin sie beschieden werden. Diese Verfügungen erfolgten in Gemäßheit des Beschlusses, den der Herzog genommen hatte, die evangelische Lehre in seinen Landen einzuführen.

Die armen Väter von Herrnalb erwiederten das Ansinnen der Commissarien mit dringenden Bitten und Vorstellungen. „Man möchte sie und ihre Briefe in dem Gotteshause lassen. Die Mönche, die Briefe und das Kloster seyen unzertrennlich, und das letztere Niemanden anders

*) Document. rediviv. monaster. in ducat. Wirtemb. S. 248. ff.

zugehörig, als den Mönchen, die darinn Profeß gethan." Sie bewirkten in der That auch so viel, daß ihnen gestattet wurde, eine demüthige Supplication an den Herzog abgehen zu lassen. Aber der Erfolg derselben machte ihre Hoffnungen auf eine peinliche Weise zu nichte.

Am Tage Simonis und Judä kam der Junker Balthasar von Gültlingen, Hofmeister, und mit ihm Hans Harder Obervogt von Ebingen, Jörg Bischofsrod, Obervogt von Neuenberg, und der Prediger Ambrosius Blarer von Constanz, den der Herzog zur Betreibung des Reformationswerks ins Land berufen hatte, im Kloster an. Es war ein Zug von dreissig Pferden, dem bey achtzig Fußknechte nachfolgten, gerüstet mit Harnischen, Büchsen und Hellebarden, als wollten sie in den Krieg ziehen. Bey ihrem Eintritte in die stillen Mauern feuerten sie ihre Büchsen ab, „daß die Tannenbäume zitterten, und Berg und Thal erschallte, cum magna echone."

Mit anbrechender Nacht versammelten die Abgeordneten den Convent, und wiederholten die von Rennhart von Sachsenheim und Philipp Vollanden gemachte Forderung, mit der Bemerkung, daß sie, so man ihnen nicht gütlich gebe, was sie verlangen, die ihnen ertheilten Befehle vollziehen werden. Der Abbt erbat sich umsonst Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag. Er erinnerte an das Eigenthumsrecht, das ihm und den Seinen zustehe, und als auch dieß nichts verfieng, fiel er mit seinen Chorbrüdern vor den Gesandten auf die Knie nieder, demüthig flehend, daß man sie bey einander in dem Kloster lassen möchte, wohin sie gehören. Da drohte Balthasar von Gültlingen mit Anwendung der Gewalt; er werde die Gewölbe, die eisernen Thüren und die Tröge mit Ärten erbrechen lassen, und die Pfaffen samt und sonders zur Pforte hinausjagen. Da nicht räthlich war, solchem Trotze länger zu widerstreben, überantwortete der Abbt die Schlüssel. Gewölbe und Kästen wurden nun versiegelt, und Ambrosius Blarer hielt eine lange Rede an die Mönche, „nit eine Predigt, darinn man Gottes Wort „und die Wahrheit nit verhalten soll." Die Reisigen und das Fußvolk hielten die Nacht hin-

durch in und vor dem Kloster Wache, wobey wohl zwey Centner Lichter verbrannt wurden. Dabey überliessen sie sich grosser Schwelgerey, und trieben das Ärgerniß so weit, daß sie sich am folgenden Tage, ob es gleich ein Fasttag war, neben den Fischen auch noch mit Fleisch speisen liessen.

Mittler Weile ward der Raub vollzogen. Was an Gold und Silber, Monstranzen, Kelchen, Kleinodien, Meßgewanden und sonstiger Kirchenzier vorhanden war, wurde von den Abgeordneten hinweggenommen Darunter war ein ganz goldenes und ein silbernes vergoldetes Kreuz, letzteres mit guten Edelsteinen gefaßt, und einige Überbleibsel von dem Kreuze enthaltend, an dem Christus gestorben. So hatten auch gleiches Schicksal die zwo köstlichen Infuln, der Abbtsstaab, eine Menge Kelche, Becher und anderes Trinkgeschirr. Dieß Alles wurde zusammen in Säcke geworfen, „wie die Schuhmacher ihre Laisten einzellen," und als das Nest leer war, zogen die Räuber, zu Roß und zu Fuß, mit der Beute von dannen. „Wohl hin der Höll' zu und Gott mit uns!"

Von diesem Tage an aber war, wie der treuherzige Augenzeuge weiter erzählt, das Gottes Haus Herrnalb und die geweihte Kirche in die Brache gelegt, das hochwürdige Sakrament daraus vertrieben, der seeligen Mutter Christi, wie auch aller Heiligen Ehr und Lob und aller glaubigen Seelen Gedächtniß unterdrückt, alle alte christliche Ordnung verachtet und versäumt, und die Klosterbrüder zerstreut. Noch ein härteres Schicksal traf den guten Abbt Lukas, indem er, der Unterschlagung einer namhaften Geldsumme bezüchtigt, geraume Zeit in Stuttgart im Verhaft gehalten wurde. Im schmalkaldischen Kriege gieng dem Kloster ein neuer Stern der Hoffnung auf. Die Mönche kehrten wieder in die zerstörte Stätte zurück und erwählten den Georg Trippelmann zu ihrem Vorsteher. Aber die Erfolge dieses Krieges machten der neuen Ansiedlung ein baldiges Ende. Philipp Degen, von Urach, ward im J. 1556, der erste evangelische Abbt zu Herrnalb.

Literatur.

Die edelsten Frauen der teutschen Vorzeit, nach den vorhandenen Quellen und Urkunden dargestellt von A. W. Heckel, Pfarrer zu Wendelstein bey Nürnberg. Erster Band. 8. Nürnberg, bey Kennath. Handenstricker, 1823. XVI. und 350 Seiten. — Diese Schrift verdient als eine der freundlichen Erscheinungen der neuern Literatur ausgezeichnet zu werden, indem sie zu gewähren strebt, was ihr bisher noch fehlte; nämlich ein Pöcile edler, teutscher Frauen. An herrlichen Bildern für eine solche Gallerie läßt es uns unsre Geschichte nicht fehlen, von Thusnelden, der Gemahlinn Hermanns an, bis auf die preussische Louise, in der alles vereinigt war, was Natur und Bildung zur Vollendung edler und zarter Weiblichkeit zu leisten vermögen. In diesem ersten Bande werden von dem wackern Verfasser die ausgezeichnetesten Frauen aus der frühesten vaterländischen Vorzeit aufgeführt, namentlich Chrodechildis, Gemahlin Klodwig des Grossen, Radegundis von Thüringen, Hildegard, Gemahlinn Karls des Grossen, Mathilde, Gemahlinn Heinrichs des Ersten, Adelheid, Gemahlinn Otto des Grossen, Mathilde, Abbtissinn von Quedlinburg, und Gerburg, Abbtissinn von Gandersheim. Ihre Geschichte hat ein hohes inneres Interesse, durch viele romantische Züge im Laufe des Schicksals, und die überall hervortretende Religiosität, Demuth, Ergebung und Herzensreinheit der Heldinnen. Dieses Interesse hat durch die Bearbeitung gewonnen, die mit Benützung und Nachweisung der ersten Quellen, so wie mit Kenntniß des Stoffs und der Zeiten gemacht ist, und sich dadurch weit über die historischen Compilationen erhebt, womit mittelmäßige Schriftsteller den Boden unserer Literatur überschwemmen. An Geist, Lebendigkeit und Colorit der Darstellung ist indeß die Arbeit noch eines bedeutenden Gewinns fähig, der ihr auch bey dem unverkennbaren Talent des Verfassers durch die Fortsetzung derselben unfehlbar zu Theil werden wird. Wir wünschen dem Buche eine weite Verbreitung, und hoffen, daß es dazu beytragen soll, die armseligen Lesereyen zu verdringen, die noch immer jede Messe im Vertrauen auf die Gutmüthigkeit der teutschen schönen Welt, reichlich zu Tage fördert.

Druckfehler.

S.	116.	3.	23.	statt	thue lese man thun
—	121.	—	22.	nach	nun setze man da
—	124.	—	51.	statt	vermindern — vermeiden.
—	125.	—	10.	—	mit werde gestrichen,
—	127.	—	8.	statt	des lese man der
—	—	—	40.	statt	glänzendem Fest — glänzenden Festen
—	132.	—	7.	statt	1798 — 1789.
—	139.	—	25.	nach	überall setze man über
—	—	—	26.	statt	Widerharrigkeit — Wiederhaarigkei
—	140.	—	7.	nach	und setze man doch.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



22. März | 12. | 1823.

Der ist ein weiser Mann, der Alles wohl ermißt,
Und mild in rechter Zeit, in rechter sparsam ist.
Martin Opitz.

Großherzogthum Baden.

Die Bewohner des Großherzogthums Baden sind bey dem Ende des Landtags, der, nachdem sie mit so grossen Erwartungen ihm entgegen gesehen, nach einer Dauer von sieben Monaten und einem Aufwande von neunzig tausend Gulden, erfolglos sich zerschlagen hat, nicht ohne Trost geblieben. Die großherzogliche Erklärung vom 6. Febr. ertheilt ihnen die Versicherung, daß wo nicht alle, doch mehrere wichtige Gegenstände der Berathung verwirklicht und die schon vor dem Beginne des Landtags den Unterthanen bereiteten Wohlthaten ihnen in dem Maaße und der Ausdehnung werden zuerkannt werden, welche das Grundgesetz des Staates gestatte. Es fordert das höchste Interesse der Regierung, daß sie diese Zusage erfülle. Denn nachdem sie sich mit den Ständen überworfen hat, kann sie durch nichts mehr der öffentlichen Meynung und des öffentlichen Vertrauens gewiß werden, als wenn sie das freywillig gewährt, was man nur auf dem Wege der Unterhandlung und der Vereinbarung von ihr erlangen zu können glaubte. Diese Bemerkung ist an sich wichtig, indem sie das Geheimniß der Politik enthält, die jede constitutionelle Regierung ihren Ständen gegen über zu beobachten hat. Denn so bald eine solche immer selbst redlich thut, was das Wohl des Landes und die Stimme der Weisen fordert, so wird sie gegen die Stände stets im Vortheil bleiben, und allmählich den letztern alle Mittel entziehen, wodurch sie ihr lästig werden könnten.

Man hat das Zerwürfniß, in das die Badensche Regierung mit der Repräsentation gerathen ist, hauptsächlich deßhalb beklagt, weil man durch dasselbe die Frucht verloren sah, die für das Volk aus einer einverständlichen Erledigung der behandelten Gegenstände hervor gehen sollte. Mit Unrecht hat man aber dabey übersehen, daß die Sache auch für die Regierung nicht minder nachtheilige und unangenehme Folgen haben müsse. Schon im Allgemeinen ist ja nicht zu verkennen, daß das, was für das Volk beklagenswerth ist, unmöglich für den Regenten erfreulich seyn könne. Über dieß ist in constitutionellen Staaten die regierende Macht nur dann stark und sicher, wenn innerer Friede und gegenseitiges Vertrauen bestehen, und die Organe des Volks das ihnen anvertraute Amt der Vermittlung mit Herzlichkeit und Ergebung üben. Treten aber in dem constitutionellen Systeme Erscheinungen hervor, die den Gegnern des-

selben Veranlassung zur Verläumdung geben, so ist es gewiß eben so gut das Interesse der Regenten als das der Regierten, was dadurch Anfechtung erleidet. Endlich kann in der gegenwärtigen Zeit, deren Genossen alles bürgerliche Heil in der Wirksamkeit und Befestigung dieses Systems sehen, kein Zwiespalt zwischen Regierungen und Ständen ausbrechen, ohne daß das richtende Publikum in seinem Erkenntnisse die erstern als schuldig voraus setze. Denn schwer vermeidet man die Versuchung, diejenige Partie für die ungerechte zu halten, die im Besitze der grössern Macht ist.

Die großherzogliche Erklärung vom 6. Febr. hat die Absicht, sich gegen dieses Vorurtheil der öffentlichen Meynung zu verwahren. Sie beruft sich auf die reine, überall nur das Beste des Volks bezielende Absicht der Regierung, auf die Einleitungen, die sie getroffen, um den öffentlichen Übeln und Beschwerden abzuhelfen, auf die Beweise des Vertrauens und der Annäherung, die sie im Laufe der Verhandlungen gegeben, und auf die Schritte, die sie noch in den letzten Tagen, zur Erzielung einer aufrichtigen Übereinkunft gemacht hat. Sie erhebt die schwere Anklage gegen die Budget Commission, daß sie in der Erfüllung ihres Auftrages mit einer unverrückt auf demselben Punkte verharrenden, auf eine unabsehbare Dauer des Landtags antragenden Zögerung zu Werk gegangen sey. Endlich führt sie aus, wie die Regierung, durch das Mißverständniß über den Militäraufwand, zwischen den teutschen Bund und die zweyte Kammer gestellt, in die Nothwendigkeit gekommen sey, den Bedarf kraft ihrer Bundespflichten selbst fest zu setzen, und wie dann die beabsichtigte Vereinbarung über den gesamten Staatshaushalt an der Mehrheit einer einzigen Stimme gescheitert habe.

Gewiß fällt die Schuld so vieler getäuschten Erwartungen und der Zerstörung einer so erfreulich blühenden Frucht, auf diejenige Partie, die es über sich gewinnen konnte, um eines Streitpunkts willen, dessen Objekt in Vergleichung mit den höhern Interessen, um die es sich hier handelte, sehr unbedeutend war, diese Interessen selbst fallen zu lassen. Dieser Schuld sucht auch die zweyte Kammer sich zu entledigen. Ihre Freunde sehen darinn einen Fehler der Regierung, der das ganze unglückliche Mißverständniß nach sich gezogen, daß sie durch ein Ultimatum die drey Faktoren der Gesetzgebung in ein diplomatisches Verhältniß gesetzt, dadurch das wahre, natürliche Verhältniß geändert, und ein Ergebniß herbey geführt habe, das beyde Theile, der Regent und das Volk, gleich ernstlich zu vermeiden gestrebt. Sie erzählen dann weiter, als der gesetzte Tag des Landtagschlusses gekommen, habe nichts mehr die Regierung vermögen können, die Verhandlungen fort zu setzen. Ein Abgeordneter, die schroff entgegen stehenden zu versöhnendem Auswege weisend, habe den Antrag gemacht, für die verweigerten 100,000, Gulden dem Kriegsministerium einen Credit bey der Amortisationskasse auf den Fall des Bedarfs zu eröffnen. Sogleich sey eine grosse Mehrheit diesem Vorschlage beygetreten. Aber die Regierungscommissäre haben alsbald nach der ersten Weigerung den Sitzungssaal verlassen, ohne den zweyten Vorschlag anzuhören. Es habe also nicht die eine verneinende Stimme, sondern das versagte Gehör den erwünschten Erfolg vereitelt, und ein Moment des Unwillens, der die Regierungsabgeordneten ergriffen, habe über den Verlust der wesentlichsten Güter des Staats entschieden, und das Volk, den Fürsten und die Stände, zwar nicht dem Namen aber der That nach, in einen gespannten Zustand zwischen Constitution und Nichtconstitution gesetzt. *)

Indem beyde Theile sich auf solche Weise zu rechtfertigen suchen, ist ersichtlich, daß der Eine wie der Andere diesen Ausgang des Landtags für ein Ereigniß hält, das zu verantworten,

*) s. Allg. Zeit. 1823 Beyl. Nro. 28.

man sich überhoben sehen möchte. Indeß läßt der besonnene Beobachter die beyderseitigen Rechtfertigungsgründe vor der Hand auf ihrem Werthe beruhen, bis einst die gedruckten Protokolle der Verhandlungen die Thatsachen in der Reinheit darstellen werden, die den Beobachter erst zu einem festen und begründeten Urtheil befähigen. Vor allem ist nun die Aufmerksamkeit des Publikums darauf gerichtet, was zunächst geschehen wird. Der Landtag ist ohne Resultat geschlossen und die Stände sind nicht aufgelöst. Die Verfassung macht, wenn der erste Fall eingetreten, den zweyten unvermeidlich, weil sonst nach Verfluß von 6 Monaten ein Rechtsstillstand eintreten müßte. Es ist deßhalb zu erwarten, daß die Auflösung erfolge, und nach 3 Monaten zu neuen Wahlen geschritten werde.

An die neuen Stände haben wir in öffentlichen Blättern eine Apostrophe gelesen, *) die ihnen, unter Berücksichtigung des bisherigen Gangs der Verhandlungen nützliche Lehren giebt. Die alten Stände aber hat ein guter badenscher Patriote in einem vor uns liegenden Aufsatze **) mit einer Lektion apostrophirt, die wir

*) Ebendaselbst. „Auch die Klugheit gehört bey dem politischen Standpunkte der Stände zu den Hauptpflichten eines Deputirten. Klug ist es, die Umstände des Augenblicks ermessen, und nicht mehr zu verlangen, als zu erreichen ist; das zarte Alter unsrer Constitution zu schützen, vor dem rauhem Nord und dem heissen Mittag; zu bedenken, daß ungestümmes Treiben und Dringen niemals fördert; daß die alten Eichen der Vergangenheit, wenn sie auch verdorrt stehen, mit ihren Wurzeln nicht so leicht und auf einmal aus ihrem Boden gerissen werden. Der blose ruhige Fortbestand unsrer Constitution wird am besten die Berge ebnen, und die allmählich wirkende Riesenkraft der Zeit hat schon vieles mit leichter Mühe erreicht, was vor nicht gar vielen Jahren Titanen nicht erstürmt hätten. Klug ist es endlich vor allem, die Kräfte unsrer ersten Kindheit im konstitutionellen Leben nicht zu überschätzen. Der Mann trägt leicht, was den Knaben zu Boden drückt. Uebermuth ist vielleicht Wuth, und Uebereilung ist nicht Thatkraft. Umfaßt nicht Alles zugleich wenigstens nicht in der Handlung, so wird das Einzelne zu Stande kommen."

**) Den vollständig hier zu geben, die Verhältnisse nicht gestatten.

weder nach ihrem Innhalte noch nach ihrem Tone vertreten möchten, ob sie gleich unter denen, denen es parteylos nur um die Wahrheit zu thun ist, ein Recht auf Gehör hat. „Hättet ihr euch doch, sagt derselbe, gebührend in den Schranken der Mässigung gehalten, und vorsichtig und besonnen vermieden, was den Schein gereizter Leidenschaft gewinnen, und nur Bitterkeit und Spannung erregen konnte! Hättet ihr darauf geachtet, was die bedenkliche Lage der Zeit, die Stimmung der Nachbarstaaten und der Sinn der grossen Regierungen räthlich macht! Habt ihr nicht, indem ihr dieß versäumtet, die Männer, die an der Spitze unsrer Staatsverwaltung stehen, selbst aufgerufen, sich mit Energie euch gegen über zu stellen? Ist es euch gegönnt, auf dem Standpunkte zu verharren, auf den das Vertrauen eurer Committenten euch erhoben hat, so lernt vor allem das Land, dem ihr angehört und seine wahren Bedürfnisse kennen. Wißt daß ihr Vertreter des Volks seyd, das keine rhetorischen Floskeln von euch erwartet, sondern gediegene Worte, gesprochen in seinem Geist und Sinn. Helft die mächtigen Resourçen wecken, mehren und in die Hütten des Volkes leiten, die in unserm Lande noch immer in den Jungeweiden der Erde sich verlieren. Kommt bereitwillig und freundlich der Verwaltung entgegen, die nie aufgehört hat, euch die Hand darzubieten, und hört auf die Welt mit der Popanz von Noth und Mangel zu schrecken, die in unsrer segensreichen Heimat herrschen sollen. Nur so werdet ihr die gerechten Ansprüche des Volks erfüllen, und das Gedeihen seines Wohlstands fördern. Nunquam de republica desperandum!"

Zeichen der Zeit.

Die Periode, die wir seit dreissig Jahren durchlebt haben, ist gewiß eine der interessantesten in der Weltgeschichte. Denn ihre Bewegun-

gen streben auf die Gestaltung einer allgemeinen neuen Ordnung der Dinge. Es sind einige Zeitpunkte eingetreten, wo wir glaubten, die Strömung habe ihren Weg gefunden. Man sah die widerstrebenden Kräfte im langen Kampfe ermattet. Die Partieen fiengen an von den Extremen auf die Mitte zurück zu kehren. Die Stimme der Mässigung und der Versöhnung kam wieder zum Worte. Man befestigte ihre Forderungen durch Verträge. Aber das Ende von diesem Allem war eine grosse Täuschung. In dem ganzen Laufe jener Periode waren die Widersprüche nie schroffer, die Gemüther nie gereizter, die gegenseitige Haltung nie feindseliger und die Verwirrung in den bestehenden Verhältnissen nie grösser, als in dem gegenwärtigen Augenblicke.

Es ist nicht zu glauben, daß m e n s c h l i c h e r R a t h und m e n s c h l i c h e K r a f t hinreichen werden, um die Schöpfung herzustellen, die frühe oder spat aus diesem C h a o s hervor gehen wird. Wohl ist die Zerrüttung das Werk der Menschen, ihrer Verstockung und ihrer alle Züchtigungen des g ö t t l i c h e n G e i s t e s zurückstossenden Halsstarrigkeit; auch werden sie bey jener Schöpfung als Werkzeuge dienen, und selbst gegen ihre Absicht die Gebote der unsichtbaren Macht vollziehen, die über die menschlichen Dinge waltet. Aber der R a t h und der W i l l e steht bey dieser Macht. Die Weltgeschichte ist ein E p o s, von ihr gedichtet.

Der Mensch, im Bewußtseyn seiner Freyheit, soll streben und handeln, als wäre er unabhängig von dieser Macht, und als gebe e r den Dingen ihren Lauf und ihr Ziel. Darinn besteht seine G r ö s s e; diese Grösse zieht aber den höhern Charakter der W ü r d e an, wenn der Mensch in seinem Eingreifen in den Lauf der Ereignisse das gedoppelte Gesetz, das in seiner Natur ist, als seine Norm achtet, nämlich das Gesetz der F o l g e r i c h t i g k e i t und das der P f l i c h t. Unverstand, Leidenschaft und Selbstsucht erlöschen diese Norm in seinem Bewußtseyn, und werfen ihn in den Strom des Zufalls hinaus, in dem er

fortgetrieben weder seiner selbst noch der Ereignisse mehr Meister ist. Die Welt zerfällt über ihm; seine Kraft müht sich vergeblich ab im Kampfe mit unüberwindlichen Gefahren; die Zerrüttung ausser ihm und die Widersprüche in ihm machen ihn zu einem Spiele der fluthenden Wogen. Er ist und mit ihm sein Geschlecht verloren, wenn nicht ein h ü l f r e i c h e r G o t t den Übeln steuert, die er in seiner Thorheit angerichtet hat.

Es ist dieser h ü l f r e i c h e G o t t, der Alles gethan hat, was Heilendes Vermittelndes und Tröstendes in der langen Zeit unsrer Trübsale geschehen ist; diese Trübsale aber haben die Menschen herbey geführt und bis zur Stunde erhalten, weil sie nicht erkannten, was zu ihrem Frieden diente, und weil sie sich nicht in den Willen der e w i g e n W e i s h e i t ergeben wollten, die unser Geschlecht für seine Bestimmung erzieht.

Was diese Weisheit bezielt, konnte nur absichtlicher Verblendung verborgen bleiben. Nie hat sie kräftiger, klarer, ernsthafter, langmüthiger gesprochen, als an die Kinder dieser Zeit. Längst hatten sie M o s e n und die P r o p h e t e n und die Lehren einer G e s c h i c h t e, die eine lange Reihe von Jahrhunderten durchläuft. Aber was die heiligen Urkunden offenbaren und was die Geschichte durch ihre Zeugnisse bewährt, ist sichtbar an unsern Augen vorüber gegangen und unwiderstehlich in unser Inneres eingedrungen, und immer wieder gekehrt, um den erloschenen ersten Eindruck zu erneuern. Was ist dadurch bewirkt worden? Die Sonne scheint aus dem hellen Himmel zu uns herab, und wir verschliessen unsre Augen vor ihr. Wir klagen über unser Unglück, und wir lassen nicht von den Fehlern ab, durch die wir es angerichtet haben. Wir stehen an dem gähnenden Abgrunde und wir wenden nicht um. Wir horchen auf die Worte der Narren und der Schmeichler; die Propheten und die Weisen aber, die warnend ihre Stimme erheben, thun wir in den Bann oder schlagen sie an das Kreuz.

Habt ihr die sinnreiche Überlieferung des älte-

sten Geschichtschreibers aus der Urwelt vergessen, von den Menschen, die sich durch den Geist Gottes nicht mehr strafen liessen? Gott gab ihnen in seiner Langmuth hundert und zwanzig Jahre zur Busse. Als aber diese Frist fruchtlos verflossen war, kam die Sündfluth und verschlang sie. — Das ist euch zur Lehre geschrieben. So ihr aber nicht achtet auf die Lehre, so wird die Frist der Geduld auch für euch ablaufen, und zu spat werdet ihr euch an die Prediger der Gerechtigkeit erinnern, die, unter eurem Spotte und euern Verfolgungen nicht aufgehört haben, euch hinzuweisen auf den Herrn, der da sitzet eine Sündfluth anzurichten.

Euere Verschuldung liegt in einem gedoppelten Irrthum. Einmal wollt ihr nicht begreifen, daß eine Gesinnung, die zur allgemeinen und herrschenden geworden und durch das laute Geschrey aller Völker sich ankündigt, eine Offenbarung des Willens Gottes ist; und dann überlasset ihr euch dem Wahne, daß ihr im Stande seyd, durch materielle Mittel den Lauf dieser Gesinnung zu hemmen und sie zu unterdrücken. Ihr habt keine Rechtfertigung für euch, indem ihr an diesen Irrthümern hanget; ihre Nichtigkeit ist so klar, wie der Tag. Darf der hoffen, das Feld zu behalten, der das Gegentheil dessen will, was Alle wollen? Werdet ihr eine Meynung auslöschen, deren Bekenner ihr durch die Märtyrerkrone verherrlicht? Könnt ihr hoffen, ein Ansehen und eine Macht zu behaupten, die, nachdem sie in den Köpfen und in den Herzen untergegangen, keine Stütze mehr hat, als die drohende Gewalt? —

Die Beharrlichkeit in jenen Irrthümern wird zu einem neuen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse führen; dieser Umsturz ist unvermeidlich und er ist nahe. Huldiget der Macht der Wahrheit, und ihr werdet durch ihre Hülfe ihn vermeiden. Es fordert auf gleiche Weise eurer Interesse, euere Pflicht und das Flehen der Völker euch auf, diese Huldigung zu leisten. Werden aber diese Aufforderungen vergeblich seyn, werden die Stimmen der Besonnenheit, der Gerechtigkeit, der Resignation, der Klugheit ins Weite verhallen, dann wird die Fluth abermals über die Länder herein brechen; und wer mag dann berechnen, wie lange die arme Menschheit, zagend und trostlos, in Jammer und Elend schmachten wird, bis die Taube mit dem Ölzweige ihr wieder erscheint, und das Zeichen der Versöhnung und des Friedens am entwölkten Himmel wieder aufgeht?

Die Altbaiern und die Neubaiern.

(Eingesandt.)

— Es ist ein achtenswerther Beweis von dem verständigen Geiste, der in der bairischen Regierung lebt, daß sie von dem Augenblicke an, in dem sie ihre neuen Erwerbungen zu machen begann, auf die Vereinigung sämtlicher Bestandtheile des Staats in ein gleichförmig organisirtes Ganze, mit Aufhebung aller frühern Unterschiede in den Rechten und der Verwaltung der Provinzen, antrug. Dieses System erhielt durch die Kreiseintheilung seine Vollendung und durch die Verfassung eine gesetzliche, unverrückbare Grundlage. Es ward ein Staat, ein Volk, ein Recht, eine Administration und ein Interesse, und indem auf solche Weise das Mannigfaltige sich organisch band und einte, gewann das Ganze an innerer Kraft und Leichtigkeit der Bewegung und ward von allen Ungebühren und Nachtheilen befreyt, die seine vorige Zerrissenheit begleitet hatten.

Dadurch ist der Unterschied zwischen Alt- und Neubaiern zu einem blos historischen geworden, sein rechtlicher Sinn aber ist erlo-

schen. Dieß Erlöschen, durch die Anstalten der Regierung selbst bewirkt, ist in allen ihren Verfügungen, ja wohl auch durch ausdrückliche Erklärungen anerkannt. Nicht aber theilen sich in ihr Anerkenntniß die Menschen, wie denn noch immer ein Antagonismus zwischen den Alt- und Neubaiern im Staatsdienste besteht, hervorgehend bey den erstern aus dem Wahne, daß ihre Abstammung aus dem Urlande ihnen Vorzüge und Vorrechte vor den Söhnen der neuen Erwerbungen gebe, und bey den letztern aus dem Gefühle, daß sie gegen jene hintan gesetzt und vernachlässigt werden.

Es bedarf der Bemerkung nicht, daß jener Wahn nicht allgemein sey; aber es ist eine grosse Zahl altbaierischer Individuen von ihm ergriffen, und es sind nur diese gemeynt, wenn von ihm die Rede ist. So mag es sich auch von selbst verstehen, daß diese Individuen nicht zu der Klasse von Altbaiern gehören, bey denen sich ein ausgezeichnetes Maaß von Geist und Verdienst findet; im Gegentheile machen sie den armseligen Mittelschlag, der, was an persönlichem Werth und Gehalt ihm gebricht, in der scheinbaren Gunst ersetzt zu sehen glaubt, die der Zufall ihm verliehen hat. Um so roher ist die Gestalt, in der ihre Thorheit und ihre Anmassung erscheint. Sie halten sich für die Spartaner, ihre neuen Landsleute aber für Heloten. „Ich bin ein Altbaier!" gilt in ihrem Munde für eine Ankündigung natürlicher Überlegenheit und Bevorrechtung. Sie möchten für Eroberer gelten, deren Joch, wie billig, die Eroberte tragen. Dabey wissen sie Alles am besten; auch verstehen nur sie den wahren Sinn der Gesetze und die schulgerechte Behandlung der Geschäfte. Manche befleissen sich sogar, den Dialekt ihrer Heimath so breit, als möglich zu sprechen, damit man am Mayn und an der Pegnitz wisse, daß sie an der Isar und an der

Amper zu Hause seyen. — Es ist natürlich, daß man solcher Albernheit lache, und die, die in ihr befangen sind, verachte oder bemitleide; aber es giebt Fälle, wo sie demüthigend, kränkend und drückend wird, und dann erregt sie ganz andere Empfindungen.

Es ist bereits gesagt worden, daß die Regierung keinen Vorzug der Söhne des alten Landes vor denen des neuen anerkenne; so ist es auch aller Welt kund, daß unser Liberal und väterlich gesinnter König alle seine Unterthanen, welcher Geburt, welches Glaubens und welches Standes sie seyen, auf gleiche Weise in seinem Herzen trage. Dessen ungeachtet ist nicht zu läugnen, daß die Altbaiern den Neubaiern auf der Bahn der Beförderung nur zu häufig vordringen, und daß im Staatsdienste, in Beziehung auf die Zahl und auf die Bedeutung der Stellen, ein Verhältniß bestehe, das den letztern sehr nachtheilig ist. Die Sache erfolgt nicht in Gemäßheit eines angenommenen Plans oder eines festgestellten Grundsatzes; aber die Altbaiern benützen die Vortheile, die ihnen ihre Verbindungen und die leichter zu erwerbende Bekanntschaft und Gunst bey einflußreichen Männern gewähren, und so laufen sie denen den Rang ab, welche jener Vortheile ermangeln.

Dieser fortdauernde Sieg des altbaierischen Nationaladels über die neubaierischen Plebeier erregt viel Klagen, Murren und Mißvergnügen im Lande, und obgleich der Geist und die Absichten der Regierung an demselben keinen Theil haben, so schadet er doch der Regierung, zumal da nicht alle Menschen sie von ihren Organen unterscheiden, und die Empfindlichkeit oder auch der gerechte Unwille die Dinge nur selten mit dem Maaße der Billigkeit zu messen pflegen. Man kann gewiß davon seyn, daß das allmähliche Wirken der Zeit auch dieses Übel heilen wird. Je länger man in der gesetzlich bewirkten und befestigten Vereinigung lebt, je mehr

werden die Erinnerungen an die frühern Unterschiede erlöschen. Indessen kann auf diesem Wege die Heilung nur langsam erfolgen; das allgemeine Beste aber verlangt ihre Beschleunigung. Diese zu fördern, ist eine würdige Aufgabe der Männer, die an der Spitze unsrer Staatsverwaltung stehen, und die zu lösen von ihnen nicht versäumt werden wird, wenn nur die Patrioten fortfahren, sie auf daß Daseyn und die Folgen eines Übels aufmerksam zu machen, das mehr als man glaubt, das Einverständniß und den Frieden in unserm bürgerlichen Haushalt stört.

Der heilige Bund, die Juden und die Griechen.

Der ungenannte Gelehrte, der in Nr. 6 des das Morgenblatt begleitenden Literaturblatts sein Urtheil über die bekannte Schrift des Hrn. v. Schmidt-Phiseldeck, „die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz" abgiebt, sagt über die Gegenstände, die sein Autor zur Sprache gebracht, manches Halbwahre oder durchaus Unstatthafte, und einiges, dessen klarer Sinn schwer auszumitteln wäre. Dessen ungeachtet ist er ein Denker, und im Besitz von selbstständig aufgefaßten Ideen. Dieser Charakter offenbart sich besonders in seinen Äusserungen über die eigentliche Bedeutung und den Zweck des heiligen Bundes. „Die Akte dieses Bündnisses habe keine andere Tendenz und Wesenheit, als die eines Glaubensbekenntnisses. Es sey in ihm keine politische Richtung. Der Geist des Christenthums widerstrebe dem Zwange der Gesetze; er sey Liebe, Duldung, Friede und Versöhnung. Mit diesen Fundamenten sey in der Politik nicht auszureichen. Die Gerechtigkeit, deren wir in der Staatskunst bedürfen, sey die Gerechtigkeit vor dem Gesetz,

dem Christenthum fremd. Der heilige Bund sey und bleibe, von dem politischen Standpunkte aus ermessen, eine Hieroglyphe; weßwegen es gewagt scheine, irgend ein Urtheil darüber sich zu erlauben, und noch ungleich gewagter, eine Politik nach seinen Grundsätzen zu construiren." Diese Ansichten erklären auf eine scharfsinnige Weise aus der Natur des Bundes die Beschränkung seiner Leistungen für das Leben, und sind der Wahrheit weit näher, als der gemüthliche Glaube des Hrn. v. Schmidt-Phiseldeck, der in der Erreichung des weltbürgerlichen Endzwecks der Menschheit die Tendenz und die Absicht des Bundes sieht, und von ihm erwartet, daß durch ihn der Weltstaat, den der humane Denker aus der Idee ableite, mit einer höhern Sanction bekleidet, nach theokratischer Weise, als ein Reich Gottes dargestellt werde, das seine Weihe von obenher empfange, und für dessen Vollendung eben dieses Verhältniß die erhabenste Bürgschaft leiste. Diesen Glauben widerlegt der Buchstabe der Bundesakte, der nichts weniger als einen so umfassenden Sinn und solche in das geistige Leben eingreifende Beziehungen andeutet. Ohnehin weiß die ganze Welt, daß das von der Wirksamkeit des Bundes erwartete Reich Gottes noch nicht zu uns gekommen ist.

Wie wenig durch das Statut des letztern eine kosmopolitische Richtung in der Politik gemeynt und gesetzt sey, erhärtet der Beurtheiler des Hrn. v. Schmidt-Phiseldeck durch die Berufung auf den fortdauernd kümmerlichen Rechtszustand der Juden, der selbst für die in den Staaten der erlauchten Stifter des heiligen Bundes lebenden Trümmer dieses unglücklichen Volks so drückend und verwundend sey, als anderswo. Diese Berufung ist nicht ohne Wahrheit. Denn in einer Staatenordnung, „die sich das Streben zur vollkommenen Ausbildung der Vernunft und zur „Vollendung ihrer Herrschaft über das äussere

„Leben zum Gesetze gemacht, und wo die Reli-
„gion dem aufgeklärten Weltbürgersinn die Hand
„zur Ausführung seiner Gedanken bietet,“ müßte
man gewiß die Kinder Israels auf einem
andern bürgerlichen Standpunkte finden, als der
ist, auf dem Vorurtheil, Unduldsamkeit und Ei-
gennutz in den meisten christlichen Staaten sie
noch zur Stunde erhält. Aber man traut kaum
seinen Augen, wenn man weiter liest: „Es sey
„dringend, in dem gegenwärtigen Augenblicke,
„an das Schicksal der Juden zu erinnern, die
„in Teutschland und in der ganzen Christenheit
„in demselben Rechtszustande leben, in
„welchem die Griechen die Theilnahme der
„ganzen gesitteten Welt anzusprechen sich berech-
„tigt halten, und man dürfe kühnlich behaupten,
„daß unsre Verfahrungsweise gegen die Juden
„ein ungleich grösserer Gräuel sey, als
„die Blutbäder, angerichtet von den
„Bekennern des Islams im Morgen
„Europa's.“

Diese Worte enthalten eine grobe Verläum-
dung gegen alle Regierungen des civilisirten Eu-
ropa. Es ist unmöglich, daß sie nicht gegen bes-
seres Wissen und Gewissen ausgesprochen worden
sind. Wo entbehrt ein Jude in Europa des
Schutzes der Gesetze für seine Person und für
sein Eigenthum? Wo wird an ihm das Ver-
brechen härter bestraft, als an dem Christen?
Wo wird ungeahndet ihm eine Beleidigung an
seinem Leibe, an seinem Vermögen oder an sei-
nem gutem Namen erwiesen? Wo ist er genö-
thigt seine Reichthümer zu verbergen, weil er in
Gefahr wäre durch tyrannische Gewalt ihrer be-
raubt zu werden? Wo steht er der Habsucht
und dem Fanatismus rechtlos gegenüber? Wo
vergießt der losgebundene Pöbel sein Blut, und
das seiner Weiber und seiner Kinder, ohne daß
die öffentliche Gewalt ihm zu Hülfe käme? Und
wie ganz anders verhält sich das Alles seit Jahr-
hunderten bey den Griechen, die ein schreck-

liches Verhängniß in das türkische Sklaventhum
hingegeben hat? — Doch es ist solcher Hohn ge-
gen die Wahrheit keiner Widerlegung werth, und
wohl recht hat der geistvolle Redakteur des Li-
teraturblatts ihn mit der Aufforderung ab-
gefertigt: „Der Herr Recensent wähle sich ein
„Schock Juden von seiner Bekanntschaft aus, und
„lasse ihnen einmal zwischen beyden Gräu-
„eln (dem im Westen und dem im Osten von
„Europa) die Wahl. Wenn auch nur einer
„davon lieber Grieche in Stambul seyn will,
„als Jude in Berlin, Wien, Frankfurt rc.
„— so will ich lieber Jude seyn, als Christ.“

So hold dieser Recensent den Juden ist,
so abhold scheint er den armen Griechen oder
wenigstens ihrer Sache zu seyn, indem er zu ver-
stehen giebt, die Regierungen bewähren dadurch,
daß sie die Ansprüche dieses unglücklichen Volks
auf Theilnahme nicht berücksichtigen, wie weit
consequenter sie seyen, als die Doctrinären
Griechenfreunde in Teutschland, und er be-
weist diese Consequenz mit einer Phrase, — die kei-
nen Sinn hat. Man kann einem solchen Be-
weise keinen grossen Effekt versprechen, zumal
da der Eifer, mit dem die Teutschen ihren christ-
lichen Brüdern im Orient zugethan sind, nicht
das Resultat irgend einer Doctrin ist, sondern
die Regung edler Menschlichkeit und des
Gefühls für Recht und Tugend.

Literatur.

Von J. Th. Vogts, (Regens des Priesterseminars in Rottenburg) Predigten auf alle Feste und Feyertage des Jahrs ist, in dem Verlage dieser Blätter, der dritte, und von dessen Predigten auf die heilige Fastenzeit der zweyte Band erschienen. Dem erstern sind einige Gelegenheitspredigten angehängt, die durch ihre Veranlassungen besonderes Interesse erhalten. Die Verspätung ihrer Herausgabe, die für manchen Leser der frühern Bände eine Probe der Geduld wurde, entschuldigt der würdige Verfasser auf eine genügende Weise durch seine Amtsveränderung und die überhäuften Arbeiten seines neuen Berufs, den er, vermöge seiner ausgezeichneten Geistesanlagen für priesterliche Amtsthätigkeit durch eine wahrhafte vocatio divina erhalten hat. Die Fastenpredigten in diesem Bande theilen sich in drey Classen. In der ersten wird der leidende Heiland und die, die als handelnde Personen in der Geschichte seiner Leiden vorkommen, in der zweyten das Lehrreiche und Vorbildliche des erhabenen Dulders, in der dritten die sieben letzten Worte dargestellt. Uebrigens genügt den zahlreichen Lesern der Erbauungsschriften des Verfassers die Anzeige von dem Daseyn dieser Fortsetzungen, da der Geist, in dem er die christliche Lehre auf der Kanzel behandelt, allgemein bekannt und nach Verdienst gewürdigt ist.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



29. März 13. 1823.

Freyheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth,
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut.
Sprich aus dem Gesange,
Rausch im Adlersklange
Athme teutschen Muth!

Fr. Schlegel.

Teutschland.

Die Constellation, welche sich seit der Eröffnung des Congresses von Verona an dem politischen Himmel gebildet, hat in vielen ängstlichen Gemüthern Besorgnisse für die Gesetze und Freyheiten der constitutionellen Staaten Teutschlands erregt, und bald kamen, in verschiedenen Richtungen, Sagen in Umlauf, welche mit der Miene der Zuverlässigkeit, jene Besorgnisse bestätigten, und selbst in Beziehung auf den Bestand und die gegenseitigen Verhältnisse der teutschen Staaten grosse Reformen ankündigten. Es ist hierdurch viel Mißmuth und ein banges Erwarten der Dinge, die da kommen sollen, angefacht worden. Denn der Teutsche, der der Mehrheit nach gesunden Verstandes und arglosen Gemüthes ist, ob wohl die Gegenwart ihm wenig Behaglichkeit gewährt und oft sein Rechtsgefühl verletzt, — hat der Erschütterungen genug, die seit dreissig Jahren unaufhörlich seine Ruhe gestört; er will endlich, in der sichern Stätte, die er gefunden, für seine Kinder eine bleibende Ansiedlung und sich selbst ein friedliches Grab bereiten; in den Verfassungsgesetzen aber, die ein neues Band um die Fürsten und die Völker geschlungen, sieht er die Garantie eines rechtlichen Bürgerlebens, die nicht verrückt werden könnte, ohne daß an ihrer Stelle die Zwingburgen des gräulichsten Despotismus sich erhüben.

Ein Aufsatz in dem Österreichischen Beobachter vom 24. Febr. hat es versucht, jene Besorgnisse und Ankündigungen zu zerstreuen und zu widerlegen, und wir müssen diesem Versuche einen vollständigen Erfolg versprechen, da er in einem Blatte gemacht wird, aus dem wir bis zur Stunde immer das reine Echo der Cabinette haben schallen hören. Dieß Echo ist in dieser Zeit des Zwiespalts selten im Einklange mit dem Tone des Publikums gewesen. Indessen bleibt das erste Verdienst des Berichterstatters das der Wahrheit.

Als der Congreß in Verona zusammen trat, haben hundert Zeitungen gemeldet, daß auch die teutschen Angelegenheiten unter die Gegenstände der Verhandlungen gehören, und von einigen wurde sogar versichert, daß mehrere teutsche Regierungen die Unterstützung und den Rath der heiligen Allianz verlangt haben, um sich gegen die Unruhestifter zu schützen, welche durch die neuen Systeme in ihre Länder gekommen seyen. Diesen Berichten hat die Nat. Chr. der Teutschen unaufhörlich widersprochen, und ihren Widerspruch mit der Bemerkung motivirt, daß der gesellschaftliche Zustand Teutsch-

lands ein Bild der Ruhe des Friedens und der gesetzlichen Ordnung sey, und daß weder das Innere der einzelnen Staaten, noch der Organismus, der sie zu einer Föderation vereinigt, Besorgnisse errege, die zu einer Veränderung Anlaß geben könnten. Diese Ansichten bestätigt der Österreichische Beobachter durch das Zeugniß, daß in Verona keine Art von Verhandlung über Teutschland, oder über das teutsche Bundeswesen, oder über sonst einen dahin einschlagenden Gegenstand statt gefunden habe. „So „wenig dort, als bey den frühern Zusammenkünften der Souverains — setzt er hinzu — „habe man sich mit Fragen beschäftigt, welche „den innern politischen Zustand irgend „eines auf anerkannten völkerrechtli„chen Grundlagen bestehenden Staats „hätten berühren können." Wir sehen hier ein Faktum historisch festgestellt, dessen Gegentheil jeden guten Teutschen hätte tief verwunden müssen. Denn nie hat das Glück und der Ruhm eines Landes dadurch gewonnen, wenn seine innern Verhältnisse und Geschäfte durch fremdes Einschreiten bestimmt oder geleitet worden sind.

Sehr beruhigend für unsre Zukunft ist, was der Beobachter weiter versichert. „Keine Macht in Teutschland, sie sey groß oder klein, könne sich für befugt halten, Modifikationen in der Verfassung einer andern zu verlangen, oder in Vorschlag zu bringen. Die beyden Hauptmächte aber, denen die ersten Stellen im Bunde nicht als ein Vorrecht, sondern als eine natürliche Folge ihres grössern Länderumfangs und ihrer ausgedehnten europäischen Verbindungen angewiesen seyen, nehmen nie etwas in Anspruch, wozu nicht jeder ihrer Bundsgenossen gleichmäßig berechtigt wäre. Von Anbeginn des Bundes sey es ihr Bestreben gewesen, sich, wenn ihnen gleich nach gemeiner Ansicht der Dinge, mehr Mittel zur Verletzung ihrer Bundespflicht zu Gebote standen, als andern, an Heilighaltung der Gesetze, und an Achtung für die Rechte der Gesamtheit und jedes einzelnen Mitglieds dieses souveränen Vereins, von keinem ihrer Mitstaaten übertreffen zu lassen." Die in diesen Äusserungen liegenden Grundsätze müssen alle Besorgnisse, die durch lügenhafte Salonsgeschwätze und Zeitungsberichte erregt worden sind, zerstreuen. Sie sind gerecht und edel, und schützend für die Integrität und die Selbstständigkeit der Bundesstaaten, und der in ihnen bestehenden Gesetzge-

bung. Sie sind aber auch die Grundsätze des ächten Liberalismus, und jeder patriotische Teutsche, indem er sie als einen Laut aus den Cabinetten vernimmt, muß wünschen, daß nicht ein Umschwung der Ereignisse eintreten möchte, durch den sie erschüttert werden könnten.

So sehr wir allen diesen Versicherungen des Österreichischen Beobachters zustimmen, so können wir uns doch nicht erwehren, der Ansicht zu widersprechen, die er an dem Schlusse jenes Artikels mittheilt, daß nämlich die Projekte von bevorstehenden Veränderungen in dem äussern und innern Zustande der teutschen Bundesstaaten, mit denen das Publikum seit dem Congresse beunruhigt worden, das Werk der auf den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung sinnenden Partey sey, erfunden, um Mißvergnügen und Furcht zu erregen, und die Völker gegen die Regierungen zu entrüsten. Diese Ansicht beruht auf einem Irrthum, der leicht zu widerlegen ist. Man forsche dem Ursprung jener Gerüchte nach, und man wird finden, daß sie immer von den Journalen der französischen Ultra's ausgegangen, und von diesen, als Sagen des Tags, in andere Blätter übergetragen, in den liberalen Zeitschriften aber meistens mit berichtigenden und widerlegenden Anmerkungen begleitet worden sind. Diese Thatsache liesse sich, wenn es der Mühe werth wäre, mit hundert Belegen, in aller urkundlichen Strenge nachweisen; sie findet aber auch ihre genügende Erklärung in dem Charakter der fanatischen Aristokratie, die in ihrer fieberhaften Überspannung ihre Träume für Realitäten hält, und die Geschöpfe ihrer Phantasie für Entschliessungen der Cabinette. Von diesen Menschen gehen alle die Gerüchte aus, die das Volk beunruhigen und sein Vertrauen zu den Regierungen schwächen. Haben wir nicht aus dem Schreiben des Grafen von Jouffroy an den Herrn von Montmorency gesehen, welche kecke Dichtungen sie sich erlauben, und mit welcher Frechheit sie dieselben aussprechen? Man verweigere ihnen das Gehör und bestrafe sie mit der gebührenden Verachtung, und man wird von diesem Augenblicke an sich nicht mehr über die sogenannte revolutionäre Partie beklagen dürfen, die in Teutschland nirgends existirt. Die Zeit heilt alle Irrthümer. Auch sie wird lehren, welches in diesen Tagen allgemeiner Aufreizung und Gährung, die beßten Rathgeber und die redlichsten Freunde der Könige gewesen sind.

Würdigung der Frage:

entspricht die Institution der Geschwornen und die mit dieser in Verbindung stehenden Abolirung der Beweis-Theorie unbedingt der Idee des Rechts?

(Eingesandt.)

Man hat in neuern Zeiten aus dem historischen Ursprung der Institution der geschwornen Gerichte die Nothwendigkeit ihrer Wiedereinführung in allen teutschen Ländern erweisen wollen. Allein ohne diesen vielfach erregten Streit über den altgermanischen Ursprung dieser Institution zu berühren, sey es uns gestattet, unsere Überzeugung dahin auszusprechen, daß es uns scheint, die Frage über den historischen Ursprung der Geschwornen habe nur da vorzüglichen praktischen Werth, wo sich's um Aufhebung der in Teutschland schon bestehenden Jury handelt. Was geschichtlich einmal besteht, soll nur mit der größten Noth verändert werden. Solche Institutionen sind meistens zu tief im Geist der Völker gegründet, mit dem ganzen System ihrer politischen und moralischen Ansichten zusammengewachsen, als daß man sie ohne sehr grosse Nachtheile aufheben könnte.

Allein eine ganz andere Beziehung hat es dann, wenn es sich von der Frage handelt, ob die Jury in solchen teutschen Ländern wieder eingeführt werden sollen, die seit Jahrhunderten an eine ganz andere Form des gerichtlichen Verfahrens gewöhnt sind. Mag auch in solchen Ländern vor Jahrhunderten eine den Geschwornen ähnliche Gerichtsverfassung geblüht haben — mag es auch erwiesen werden können, daß diese Institution überhaupt ihren Ursprung in den altgermanischen Sitten genommen hat; so können doch alle diese Fakta noch keinen hinlänglichen Grund abgeben, um die Nothwendigkeit der Wiedereinführung dieser Institution zu begründen.

Manche Institution bedeckt die Erinnerung an eine barbarische Zeit, die damals unstreitig eine Wohlthat für die Völker war — jetzt aber mit Recht als eine moralische und politische Monströsität erscheint. Wer wollte wohl im Ernste sich die Erneuerung aller derjenigen Institutionen wünschen, die einst unstreitig als solche betrachtet werden mußten, die der teutschen Sitte und Freyheit zur Grundlage dienten? Wer kann es läugnen, daß zu ihnen die Zweykämpfe und Gottesgerichte gehörten, welchen sich Edle, wie Unedle, Fürsten wie Gemeine unterwerfen mußten? Und doch hat die Vernunft mit Recht gegen beyde Institutionen einer barbarischen Zeit das Anathem ausgesprochen.

Das Wesen der Freyheit ist freylich überall und zu allen Zeiten das nämliche — aber nicht so die sichtbare Form ihrer Erscheinung in Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen. Wohl ist die Geschichte ein Spiegel der Zeiten. — Sie kann uns daher über das, was geschehen ist, und wie es geschehen konnte, belehren, nicht aber über das, was geschehen soll. Dieß ist die Aufgabe der Philosophie, die aber zur Lösung dieser Aufgabe der Geschichte bedarf, um sich im wirklichen Leben zu orientiren.

Eben so scheinen auch die weitern historischen Beweise für und gegen die Nützlichkeit der geschwornen Gerichte, die man aus den guten und schlimmen Wirkungen dieser Rechts-Institutionen abzuleiten versucht hat, keine wahre Prüfung über den Vorzug beyder Rechts-Institute der geschwornen und der gelehrten Gerichtsverfassung zu begründen. Wenn England die Unpartheylichkeit und den Freyheitssinn seiner geschwornen Gerichte rühmt, so giebt es doch selbst auf diesem heimathlichen Boden der Institution der Geschwornen Beyspiele genug, wo sich diese sogenannten Freyheitstribunäle zur blutigen Schaubühne der Volkstyranney und der Anarchie umgebildet haben.

Wenn die teutsche Gerichtsverfassung in ihren Urkunden selbst unter der unbeschränktesten Autokratie glänzende Beweise von einer unerschütterlichen und muthvollen Handhabung des Rechts gegeben hat; so hat selbst der Tiefblick unsres berühmten Feuerbachs ein solches Schattengemählde der gewöhnlichen Gebrechen des Justizganges entworfen, welches allerdings einen grellen Gegensatz zu einer unpartheilichen, schnellen und menschlichen Justiz bildet.

Auf dem geschichtlichen Prüfungsweg bleibt sonach das Resultat immer dasselbe, „jede Form kann mißbraucht werden, jede Form, auch die weniger vollkommene, unter geschickten, redlichen Händen Treffliches und Gutes leisten, wenn auch ihre absolute Güte bestritten werden könnte.“ Sehr richtig erscheint daher die Behauptung eines im Gebiete der Rechtswissenschaft berühmten Mannes: „daß aus der geschichtlichen Beleuchtung beyder Rechts-Institutionen — jene Gerichtsverfassung nämlich, die eine gebundene wissenschaftliche Form hat, und jene, die sich in einer ungebundenen, freien — mit den Regungen des menschlichen Gefühls verwandtern Form bewegt — keine Theorie für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit ihrer Ideen und der Ausführbarkeit ihrer Formen sich her

leiten lasse." Es bleibt also nichts übrig, als die direkte Prüfung des Werths beyder Rechts-Institutionen und der Eigenthümlichkeit ihrer wesentlichen Prinzipien selbst.

Die Prinzipien sind aber zweyfacher Natur; man kann sie nämlich einmal aus dem Gesichtspunkt des Rechts, und sodann ausschließlich als politische Institutionen würdigen.

Besonders in einem konstitutionellen Staat, ist das geschworne Gericht nicht blos eine Rechtsinstitution, sondern auch vorzüglich eine Institution zur Begründung der bürgerlichen Freyheit.

Dieser gegenwärtige Aufsatz hat zunächst den Zweck, den juridischen Gesichtspunkt in Erwägung zu ziehen. Ehe wir aber an die Materie unsrer Untersuchung selbst kommen, müssen wir uns noch die Frage stellen: „welcher von beyden Gesichtspunkten, aus welchen die verschiedene Systeme in der Rechtsverwaltung beurtheilt werden müssen, verdient den Vorzug — der juridische oder der politische?" — Bekannt ist die Theorie der Liberalen, als die der wärmsten Vertheidiger der geschwornen Gerichte, welche behaupten: „daß, wenn es sich auch erweisen liesse, daß das geschworne Gericht als Rechts-Institution die Vorzüge nicht besitze, die es nach ihrer Ansicht doch wirklich für sich in Anspruch nimmt, es doch wegen seiner politischen Wirkungen den Vorzug vor der andern verdiene, besonders in einer konstitutionellen Verfassung."

Es wäre traurig, wenn unter irgend einer Verfassung die Rechtspflege in ihrer vollkommenen Form mit den Bedingungen der politischen Wohlfarth des Staates nicht bestehen könnte. Eine solche Voraussetzung begreift einen wahren Widerspruch in sich, indem gerade eine gute Rechtspflege ein Hauptelement eines jeden wohleingerichteten Staates ist. Allein gesetzt, es wäre wahr, daß zwischen der Rechtspflege in ihrer vollendeten Gestaltung und den politischen Tendenzen irgend einer besondern Staatsverfassung wirklich ein innerer Widerstreit bestehe; so scheint es doch der Vernunft weit gemässer zu seyn, daß die politische Gesetzgebung sich nach den Erfordernissen der Idee des Rechts — als daß die Idee des Rechts sich nach politischen Rücksichten umgestalte.

Der erste wesentliche Zweck des bürgerlichen Vereins bleibt unstreitig die lebendige Idee des Rechts und ihre wirkliche Gestaltung durch eine wohl organisirte Rechtspflege. Was ist Freyheit ohne gesichertes Recht? Wie kann der physische Wohlstand der Staatsbürger bey einer unvollkommenen Rechtspflege gedeihen? Wie die Selbstständigkeit des Staats in einem konstitutionellen Gemeinwesen für die Dauer vor Eingriffe der Willkühr gesichert seyn, wenn die freye Bewegung aller Gewalten nicht unter dem Schutz einer schnellen, von jeder Willkühr unabhängigen Justiz steht? Die Gesetzgebung muß vor allem Sorge tragen, daß die Rechtsverfassung jene Eigenthümlichkeit und Organisation erhalte, die ihrem Hauptzweck entspricht und erst, nachdem sie diesem Zwecke Genüge gethan, ist es ihr erlaubt, den Rechtsinstitutionen diejenige politische Tendenz zu geben, die mit der Idee des Rechts harmonirt, und dem innern Leben der Verfassungsform zuträglich ist.

Wir wenden uns nun zu der eigentlichen Materie unsrer gegenwärtigen Untersuchung — nämlich zur Beleuchtung der verschiedenen Formen der Rechtsverwaltung aus dem juridischen Gesichtspunkt. Die Hauptaufgabe, die hier zu lösen sein dürfte, spricht sich in folgender Frage aus: „entspricht die Institution der Geschwornen der Idee des Rechts, oder im Gegentheil „ist die Rechtsprechung nach der Beweis-Theorie „durch gelehrte Richter den Bedingungen des „Rechts und der Idee seiner faktischen Darstellung gemässer?" Unzweifelhaft verdient die Jury-Verfassung, wie dieselbe in England angetroffen wird, trotz einiger wesentlichen Mängel unter allen in Europa Bestehenden den Vorzug. In England spricht der Jury sein Urtheil einzig über den Thatbestand aus, und konstatirt durch seinen Ausspruch über das Schuldig- oder Nichtschuldig sein des Angeklagten das juridische Faktum. Die Anwendung des Gesetzes — das Aussprechen der auf dem erkannten Fall des Verbrechens gesetzlichen Strafe, bleibt dem Richter einzig überlassen.

Das Wesentliche der Rechtsurtheile durch Jury beruht einzig darauf, daß das im Urtheil begründete Erkenntniß über den wirklichen Thatbestand eines Verbrechen sich auf ein freies, moralisches, durch keine bindende Norm erzwungenes Urtheil, über die sub- und objektiven Verhältnisse der That, so wie des Angeklagten sich gründe. Das Wesentliche des Urtheils durch gelehrte Richter besteht aber in einer nach gewissen gesetzmässig vorgeschriebenen formellen Bedingungen oder logischen Regeln sich bildenden Erkenntniß der wirklichen Beschaffenheit des juridischen Faktums und in einer auf diesen durch gewissenhafte Anwendung der logischen Methode ausgemittelten reinen Thatbestand gegründeten

Anwendung des Strafgesetzes. Der Vorzug des Jury Urtheils von dem gelehrten wird und muß also einzig davon abhängen: ob das moralische Urtheil den Forderungen, welche die Idee des Rechts an ein Rechtsurtheil macht, genügt und zur Begründung eines rechtsständigen Spruches es der logischen Erkenntniß-Mittel nicht bedürfe — diese vielmehr nach der Behauptung der Vertheidiger der Jury der Erkenntniß der juridischen Wahrheit nachtheilig sind.

Die Freunde dieser Ansicht berufen sich auf folgende Gründe: „Über die Gewißheit einer historischen Thatsache — die dem Rechtsurtheil zur Basis dienen soll, laße sich nur eine subjektive Überzeugung gewinnen, und diese Überzeugung erhalte man blos durch den Totaleindruck und durch die lebendige Anschauung der Individualität des Falls, nicht aber durch ein auf die logische Anatomie des corpus delicti sich gründendes Rechtsurtheil. Wo die Wahrheit nicht unmittelbar erkannt und begriffen wird, da sey der menschliche Verstand unendlichen Täuschungen ausgesetzt. Die unmittelbare Anschauung, die höhere Erkenntniß, die sich auf die Idee, das Gefühl und den Verstand zugleich gründe, — diese allein vermöge die gerichtliche Wahrhit zu begründen. Die logische Erkenntniß, die immer nur zergliedernd zu Werke geht, nur am Einzelnen gleichsam an der logischen Sichtbarkeit haftend bleibt, die Wahrheit nur in einzelnen prägnanten Merkmalen, nie aber in der höhern Bedeutung des Ganzen sucht, müße immer zu den größten Einseitigkeiten führen. Die logische Beschränktheit der gelehrten Rechtsurtheile sey aber der Grund, weshalb es unter gelehrten Richtern so wenig wahre Psychologen und Menschenkenner gebe; warum es ihnen bey aller Gewissenhaftigkeit und Gesetzeskenntniß, auch logischer Schärfe des Verstandes an Humanität gebreche.

Sie studiren den Charakter der Verbrecher aus den Akten und aus ihren Gesetzen — sie fragen aber nicht die Natur, und blicken nicht in das große Gesetzbuch des Lebens und des menschlichen Herzens. „Die sogenannte Beweis-Theorie beruhe auf Regeln und Gesetzen des combinirenden Verstandes; diese Regeln zielen auf eine Berechnung des Wahrscheinlichen. Das Wahrscheinliche ist aber lange nicht das Gewiße, und in keinem Fall zulänglich, eine moralische Überzeugung zu begründen. Die Unzulänglichkeit der logischen Erkenntnißmittel ergebe sich schon daraus, daß selbst die Gesetze dem Richter in den meisten Fällen einen Spielraum seinem willkührlichen Ermessen überlassen, welches Ermeßen allererst das Rechts-Urtheil begründet. Überdieß beruhe das gelehrte Rechts-Urtheil auf einer Menge dem Juristen fremdartiger Kenntniße z. B das ärztliche Gutachten u. s. w. wovon der Richter keine unmittelbare Einsicht haben kann. Überall erscheine somit das gelehrte Rechts-Urtheil als ein Stückwerk, und es stelle sich nirgends als ein organisches Ganzes dar, und sey somit auch nicht geeignet, eine wahre lebendige Erkenntniß zu begründen. Die logische Erkenntniß bilde in allen Theilen des menschlichen Wissens blos ein untergeordnetes Glied der Wissenschaft. Das höhere Prinzip der menschlichen Erkenntniß müße sich keines todten, sondern eines lebendigen Organs bedienen. — Dieß sey allein die unmittelbare Wahrnehmung durch die Sinne — die moralische Überzeugung, die in das innere Mark der That gleichsam eindringt. Nur wer die That mit eigenen Augen gesehen, oder in dessen Umgebung gelebt hat, könne sie richtig beurtheilen: aus Akten lerne man blos erkennen, daß etwas geschehen — nicht aber, wie es geschehen ist. Nur wer die Persönlichkeit der Angeklagten vor und nach der That erkannt habe, und sie mit rein lebendigem Gefühl beurtheilt, vermöge über den Grad der Schuldigkeit ein sachgemäßes Urtheil zu fällen. Nicht aber jener Richter, der Personen wie Sachen beurtheilt; seine Begriffe blos aus einem oft mangelhaften Bericht eines beschränkten oder leidenschaftlichen Inquisitors schöpft, und befangen in dieser Maße von beschränkten Ideen sich nicht zu einer freien Ansicht der Verhältniße zu erheben weiß. Auf dieses hin gründet sich der Vorzug der Jury vor dem gelehrten Verfahren. Das Rechts-Urtheil der Jury ist allein auf unmittelbare Erkenntniß der ganzen Individualität des Falls gegründet. Nur der Jury weiß sich aus der Befangenheit der logischen Erkenntnißmittel zu erheben — er nur richtet unbefangen nach seinem Gewissen. Auch erkennt der Jury allein die That unmittelbar und mit lebendiger Ansicht. Sein Urtheil ist auf keine Tradition gegründet, sondern auf eine Einsicht in die Natur der Dinge. Bey dem Urtheil der Jury wird die Humanität durch keine Gesetzes Fesseln beschränkt und unterdrückt: das Urtheil, welches der Jury fällt, ist ein bloses Produkt der Abstraktion, das nur zu oft mit Entäusserung alles Gefühls gefällt, jederzeit aber von dem Mangel der nöthigen Anschauung begleitet wird.

Wenn dieß im Wesentlichen die Gründe der Vertheidiger der Institution der Geschwornen sind, so suchen die Vertheidiger des gelehrten Verfahrens folgende Gründe dagegen geltend zu machen. „Sie sehen in der subjektiven Erkenntnißweise — durch die sinnliche Wahrnehmung nur ein sehr trügliches Mittel die Wahrheit zu erkennen, weil die sinnliche Wahrnehmung, und das Gefühl selbst unendlich vielen Täuschungen unterworfen bleibt — die Sinnen-Erkenntniß aber an sich keine Evidenz gewähre. Jede Sinnen-Erkenntniß, die eine wahre Erkenntniß begründen soll, muß erst gesichtet, und ihr Stoff von unreiner Beymischung gereinigt werden. Nicht Alles, was unsre Sinne zu sehen glauben, ist wahr; nicht jedes Gefühl ist untrüglich.“ Der Verstand müsse den Sinn und das Gefühl erst berichtigen; auf diese Weise allein bilde sich Wahrheit in der menschlichen Erkenntniß aus. „Wo der Verstand den Sinneneindrücken unterliege, da wird das Urtheil des Richters dem Sinnentrug preis gegeben. Wo der Verstand einem falschen Gefühl sich hingebe, da herrsche Aberglauben Schwärmerey oder falsche Humanität, Empfindsamkeit in den Sälen der Gerichte.“ Mit einem Wort, die sogenannte subjektive Überzeugung begründe keine wahre, gediegene Rechts-Urtheile. Die praktische Rechtswissenschaft müsse nach einer objektiven Form des Wissens und der gerichtlichen Überzeugung hinstreben. „Um zu dieser objektiven Gewißheit zu gelangen, müsse die kombinirende Rechts-Urtheilskraft ins Mittel treten und nach gewissen Regeln und logischen Gesetzen die formelle Evidenz des Thatbestandes nachweisen. Über den Stoff der Erkenntniß habe der erkennende Richter keine Gewalt — wohl aber über die Form: — in dieser müße er daher das Kriteriumder Wahrheit suchen.“ Erst durch die formelle Wahrheit erhalte der Richter die evidente Beruhigung, daß er zu einem solchen Grad der historischen Überzeugungskraft gelangt sey, bey der sich die menschliche Vernunft beruhigen müße. „Allerdings sey auch die logische Wahrheit nicht über jeden Zweifel erhaben. Die moralische Ueberzeugung stehe höher, als die logische, allein der Weg der sinnlichen Wahrnehmung führe nicht zu ihr. Was nun die subjektive Seite der Institution der Geschwornen anbelange, so lasse sich folgendes hierüber bemerken.“ Nicht jeder, der die That mit eigenen Augen sieht, und mit seinem eigenen stumpfen oder reizbaren Gefühl beurtheilt, werde im Stande seyn, ihre wahre Individualität zu erkennen. „Wer in der Umgebung des Verbrechers lebe, auf den hätten die trüglichen Affekte, die Leidenschaften und Interesse am meisten Gewalt, und nur der entfernte Richter sey über diese Interessen erhaben. Endlich dürfte es den meisten Jury an dem wissenschaftlichen Blick fehlen, der zur Übersicht aller wesentlichen Verhältnisse erforderlich ist.“

Dieß sind die vorzüglichsten Grundsätze der beyden Doktrinen für und wider die zwey Systeme der Gerichtsverfassung. Vergleicht man ihre Fundamentalsätze, so dürfte sich das Resultat ergeben, daß die beyden Ansichten Wahrheiten enthalten, die nicht bestritten werden können. Vielleicht ergiebt sich aus dieser Betrachtung der Sache eine neue Ansicht des Gegenstandes. So scheint es allerdings im Wesen der Dinge gegründet zu seyn, daß das blose Erkennen der formellen Bedingungen einer Existenz eines Dinges in keinem Theil der menschlichen Wissenschaft eine wirkliche lebendige Erkenntniß begründe. Dieser Grundsatz besteht auch in seiner Anwendung auf gerichtliche Wahrheit. Sie kann niemals auf blos formelle Weise durch Anwendung der logischen Prüfungsmittel oder der sogenannten juridischen Beweismittel auf eine unbestreitbare Weise hergestellt werden. Welche Irrthümer; das Vertrauen auf die Untrüglichkeit der juridischen Logik schon erzeugt hat, davon giebt die europäische Rechtsgeschichte sehr traurige Belege.

Zu gewiß ist es — man kann leider mit aller logischer Consequenz und Gewissenhaftigkeit sehr irrige und höchst barbarische Urtheile fällen. Und ewig wahr bleibt es, daß auch bey der gerichtlichen Wissenschaft die Wahrheit nicht blos in ihren Theilen, sondern im Ganzen erkannt werden muß. Dazu ist aber nothwendig, daß der Richter mit Gemüth und Geist die Begebenheiten erfaßt. Der Sinn und die Idee allein gewähren apodiktische Wahrheit, die logische Erkenntnißkraft dagegen nur comparative oder sie erzeugt Verhältniß-Begriffe, wodurch das Wahrscheinlich-Hypothetisch nothwendige bestimmt wird, nicht aber das absolut Gewisse und Nothwendige.

Wer die Wahrheit in ihrer ganzen Tiefe erkennen will, muß ihr gleichsam ans Leben zu kommen suchen, d. h. es genügt nicht blos, daß man kunstgerecht denke, die Begriffe nach einer bündigen Logik zu spalten wisse, sondern es wird hierzu erfordert, daß man den Gegenstand sei-

ner Wissenschaft durch alle Potenzen des menschlichen Erkenntniß-Vermögens hindurchführe. Volle Evidenz der Erkenntniß gewährt nur die unmittelbare. Das Studium der Natur leuchtet auch hier dem menschlichen Geist als Vorbild. In der Naturwissenschaft, läßt sich das wahrhaft lebendige Gesetz nur durch unmittelbare Anschauung erkennen. — Die logische Erkenntniß giebt die Form zu den wissenschaftlichen Begriffen; das Wesen, die Fülle der Natur-Erkenntniß wird aber dem menschlichen Geist nur dadurch zu Theil, daß er das Bild der großen Natur mit der ganzen lebendigen Thatkraft eines tiefen Gemüths auffaßt und mit idealem Sinn in sich ausprägt. Was von der unmittelbaren Erkenntniß im Allgemeinen gilt, dieß gilt auch in ihrer besondern Beziehung zur gerichtlichen Wahrheit. Auch hier dringt nur der lautere, reine, individuelle Sinn, die reine Beobachtung bis zum Wesen der Sache. Wo eine solche unmittelbare Erkenntniß rein gewonnen werden kann, da allein tritt die moralische Überzeugung ein, die weit höher steht, als die logische, weil sie ein Produkt aus höhern Erkenntniß-Kräften ist.

Aus dem bisher Entwickelten dürfte das Resultat hervorgehen, „daß, in so fern die Ge„schwornen in ihrem Urtheil durch keine logische „Erkenntniß-Fesseln beschränkt sind und ihr Urtheil „vielmehr frey aus der Natur der Dinge her„vorgeht, somit seiner Idee nach auf dem ob„jektiven Grund einer lebendigen Anschauung „ruht, — die Institution der Geschwornen als „Ideal betrachtet, — dem Wesen des Rechts „vollkommen entspricht."

Aber wenn wir auf diese Weise von dem idealen Gesichtspunkt dieß günstige Urtheil über die Jury Instituton aussprechen, dürfen wir dieses sogleich auf die Wirklichkeit übertragen? Das Ideale und die Wirklichkeit wird der praktische Verstand immer streng von einander sondern, wenn er sich vor grössern Mißgriffen im Leben bewahren will. Damit das Ideal ins Leben treten soll, dazu gehört nothwendig die Realisation gewisser Bedingungen, die sehr schwer in Erfüllung zu bringen sind und doch sehr beachtet werden müßen, um, statt Ideale ins praktische Leben einzuführen, nicht moralische Monstrositäten zu erzeugen. Auch hier wollen wir die so nothwendige Unterscheidung zwischen dem Idealen und der Wirklichkeit festhalten.

Hier auf dem Boden des praktischen Lebens treten uns allerdings sehr gewichtige Schwierigkeiten entgegen, die die Realisation einer guteingerichteten Jury sehr erschweren. Wie viele Fälle giebt es nicht, wo bey gerichtlichen Verhandlungen eine individuelle Anschauung des Thatbestandes unmöglich ist. Oft fehlen die Zeugen, die an der Begebenheit Antheil genommen, oder die vorhandenen Zeugen liefern mit unredlicher Absicht nur Bruchstücke. Wie viele Erforderniße setzt das Geschwornegericht nicht voraus in Hinsicht auf seine Organe? Ein lebendiger Rechtssinn, ein reges Interesse für die Wahrheit, ein kräftiger Verstand, ein fester Sinn, eine hohe Achtung für Humanität und Menschenrechte, eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Alle diese intellektuelle und moralische Eigenschaften nicht etwa einzelne sondern vereinigt, werden vorausgesetzt.

Wie selten sind nicht diese Eigenschaften? Wie wenig Jury's dürfte es überhaupt geben, die ihre Stellung begreifen oder auch nur begreifen wollen? Der logische Richter hat ein bestimmtes Argument aufzulösen: sein Geschäft besteht in einer logischen Analyse und in einer richtigen Zusammensetzung einzelner Merkmale zu einem Rechtsurtheil. Da bey dem gelehrten Verfahren der Vortrag schriftlich geschieht, so läßt sich in der Regel das gerichtliche Verfahren nach der Beweis-Theorie — auch nach dem Urtheil noch prüfen. Der Jury hat hingegen zur Auseinandersetzung seiner Gründe keine Verpflichtung. Es giebt für ihn keine Urkunde als das *Gewissen*, in welchem Gott allein zu lesen versteht. Wie nun, wenn gerade diese Urkunde verfälscht ist durch Fanatismus und Schwärmerey, durch Haß und Eigennutz; zu welchem verderblichen Werkzeuge müßen alsdann nicht die Geschwornen werden?

Endlich ist die Institution der Jury nur auf einen hohen Civilisations-Zustand berechnet. Soll die Jury Anstalt für das Volk keine unerträgliche Last seyn, und als solche von demselben betrachtet werden, so muß die Theilnahme des Volks an dieser Institution sich auf ein großes lebendiges Interesse für die Rechts-Verfassung gründen. Manche Opfer werden dem Volke auferlegt; der ruhige Bürger wird sicher ungern seine Werkstätte und sein Gewerb mit dem Gerichtssaal vertauschen. Und gerade auf diesen muß bey der Jury Institution am meisten gerechnet werden. Sobald sie zu einer Lust und Schaubühne für Müßiggänger herunter sinkt, ist ihr Verfall entschieden.

Die Institution der Jury wird unzweifelhaft nur da gedeihen, wo der Volkssinn sich zu grossen politischen Ansichten erhoben und selbst der gemeine Mann die Privatverhältniße aus einem höhern Standpunkt als der privative zu betrachten gewohnt ist. Aber gerade zu dieser Rechtsbildung des Volkes sagt man, sollen die Jury hinführen. Dagegen sey uns erlaubt zu erwiedern: die Jury können niemals als ein Erziehungsmittel des Volkes betrachtet werden, weil diese Institution überhaupt nie als ein bloses Mittel, sondern nur als Selbstzweck betrachtet werden muß. Aus unsern Betrachtungen ergeben sich folgende Resultate.

1.) Die Rechtsprechung durch Jury muß als ein Ideal der Rechtsverfassung angesehen werden, indem ein — im Geist der Idee dieser grossen Rechts-Institution vollkommen organisirtes Geschwornegericht, allerdings als das vollkommenste Organ des lebendigen Rechts erscheint. 2.) Auch hier muß das Ideal von der Wirklichkeit wesentlich unterschieden werden. In der Wirklichkeit muß die Jury Anstalt nach ganz andern Rücksichten betrachtet werden, und ihre Realisation setzt Bedingungen voraus, die selten in Erfüllung kommen können. 3.) Die Jury ist eine Institution, die auf eine hohe intellektuelle und moralische Ausbildung des öffentlichen Charakters des Volkes berechnet ist. 4.) Wo diese mangelt, muß die Jury nothwendig im Leben eine moralische Mißgeburt werden. Die Institution der Geschwornen ist sonach nicht sowohl das Fundament einer guten Rechts-Verfassung, sondern ihre Blüthe. 5.) Der Übergang von der gebundenen Form der Rechtsverwaltung zur ungebundenen oder zur Institution der Geschwornen muß durch die Gesetzgebung vorbereitet werden, weil sie selbst eine weit einfachere Gesetzgebung, als wir sie haben, voraussetzt. 6.) Die Einführung der Jury selbst endlich fordert das Daseyn eines öffentlichen politischen Lebens.

Litteratur.

Wirtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1822. 1. Heft 232 Seiten. 2. Heft XL. und 232, — 428 Seiten kl. 8. Stuttgart, Cotta. — Wer sich irgend in Wirtemberg und im Teutschen Gesamtvaterlande überhaupt um die Fortschritte der einheimischen Geographie und Geschichte interessirt, muß in diesem Werke eine erfreuliche Erscheinung erkennen, zumal es sich unter Auspicien ankündigt, die ihm einen ununterbrochenen Fortgang sichern. Was in dem Wirtembergischen Jahrbuche des Verfassers auf eine so verdienstliche Weise begonnen worden, wird hier nach demselben Plane fortgesetzt, nur daß jeder Jahrgang in zwey besonders erscheinende Hefte zerfällt; deren Innhalt in seiner ersten Abtheilung aus der Jahreschronik und in der andern aus Aufsätzen und Abhandlungen ohne Rücksicht auf eine bestimmte Zeit besteht. Von dieser Fortsetzung sind aber nicht gewöhnliche Erwartungen zu fassen, da der König genehmigt hat, daß die Geschichte der Staatsverwaltung jedesmal aus den Quellen der Departementsministerien für diese Jahrbücher geschöpft werden darf, da das statistisch-topographische Bureau durch sie Gegenstände von allgemeinerm Interesse zur öffentlichen Kenntniß bringt, und da die Mitglieder des neugestifteten Vereins für Vaterlandskunde thätigen Antheil an demselben nehmen werden. Es hat kein teutscher Staat ein ähnliches Werk, durch solche Unterstützungen gefördert, und von einem Manne von gleich bewährter Tüchtigkeit dirigirt. Die beyden vorliegenden Hefte sind, besonders an Nachweisungen über die Wirksamkeit der Staatsverwaltung seit dem Regierungsantritte des Königs, reich an Innhalt und höchst interessant. Sie verdienen, mit ihren Fortsetzungen, das tägliche Handbuch aller Wirtemberger zu seyn, die, aus dem Sumpfe des Schlendrians und der Gemeinheit losgewunden, in der Kenntniß des Vaterlands und seiner Geschichte die beste Schule der wahren Bürgertugend und treuer, geistvoller Berufsthätigkeit erkennen.

Druckfehler.

S. 145. Z. 6. lese man statt Frag — trag
— 146 — 14. — — — — Handelszug — Handelszugs
— 148. — 4. von unten — noch — nach

Wöchentlich erscheint von dieser Zeitschrift ein Stück von einem Bogen. Am Schlusse des Jahrs werden Titelblatt, Vorrede und Register nachgeliefert, so, daß das Ganze — das etwas mehr als eine bloß ephemerische Existenz verdienen dürfte — gebunden werden kann. Der jährliche Preiß ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Bestellungen können bey allen Löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich obigen Preiß nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preiße zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen und Gmünd, im Königreich Würtlemberg.

Ritter'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



5. April 14. 1823.

Sich mit den Thoren zu vertragen
Ist allen schwer, die gern die Wahrheit sagen;
Die sag' ich aber gar zu gern.

v. Göcking.

Die Sittenrevolution in Krähwinkel.

Verfaßt von dem pensionirten Syndicus loci.

Als sich, um das über diese Stadt erkannte Todesurtheil zu vollziehen, die fürstliche Occupationscommission den Thoren von Krähwinkel nahte, giengen die jubelnden Bürger ihr entgegen, spannten die Pferde aus und zogen sie eigenhändig in die Stadt. Die gescheuten, deren Zahl aber, so wie überall, auch hier die kleinste ist, schüttelten über diesen Ausbruch des jungen Patriotismus die Köpfe; die alten Senatoren bissen die Zähne darüber zusammen; die Nachbarn machten ihn zum Gegenstande von Spottliedern; an dem Hofe des neuen Souveräns dagegen erhielt er den gnädigsten Beyfall. Ein Jahr später beehrte der letztre die Stadt mit seiner hohen Gegenwart. „Er werde, sagte er dem Magistrate, den Beweis von Ergebung, womit die Krähwinkler seine Regierung aufgenommen, nie vergessen, und er hoffe, sie werden in ihrer Treue standhaft bleiben.“ Da erwiederte der Bürgermeister wohlmeynend und treuherzig: „Unsre Gesinnungen „sind stets dieselben, und wir sind jeden Augen„blick bereit, die Regierung Euer Durchlaucht „wieder eben so hinaus zu führen, wie wir sie „herein geführt haben.“ Das war ein mißlungenes Compliment. Aber es drückte eine Empfindung aus, die in den Herzen aller Bürger dieser ehrsamen Gemeinde war, und auch seit jener Zeit nicht erloschen ist.

Ich wäre wohl im Stande diese Bemerkung mit einem langen historischen Commentar zu begleiten. Aber es ziemt mir nicht das Amt eines Geschichtschreibers von Krähwinkel zu übernehmen, da ich in dieser Geschichte selbst eine Rolle spiele, und zwar in der neuesten Periode derselben eine solche, bey der ich unmöglich von Haß und Bitterkeit frey bleiben könnte. Ihr haltet diese Empfindungen vielleicht für ungerecht? Aber laßt euch auch, wie es mir wiederfahren ist, ein halbes Menschenalter hindurch an die mit Spreu gefüllte Pensionistenkrippe binden, und laßt das Feld, das unter eurer Pflege voller Blüthen und Früchte stand, durch ein Heer wohl bezahlter Miethlinge in eine dürre Steppe verwandeln, auf der die sieben magern Kühe des Königes Pharao ihre Nahrung suchen, — und ihr wer-

der meiner Indignation gewiß die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihr gebührt.

Wer ein ächter *Patriot*, oder wenn man will ein humaner *Kosmopolit* ist, wird durch die öffentlichen Calamitäten tiefer verwundet, als durch den Antheil, den er selbst an ihnen empfängt. In diesem Falle befindet sich, ohne Ruhm zu melden, meine Wenigkeit, sintemal ich nicht unter die glücklichen Verzehrer der Gaben Gottes gehöre, denen ein Floh im Strumpfe mehr Unruhe macht, als die itzige bedenkliche Lage von Europa. Ich ertrug es deßhalb ohne Sträuben und ohne Murren, daß man mir meine Besoldung auf die Hälfte reducirte, und mich für ein unnützes, überflüssiges Wesen erklärte, das in der Welt nicht mehr zu bedeuten hat, als ein alter Kalender; aber das war für mein patriotisches Herz unerträglich, die Blüthen und Früchte, die die reichsstädtische Verfassung von *Krähwinkel* so üppig hervor getrieben, sans rime et sans raison abgemäht und zerstört, und den künftigen Ertrag des Bodens der Wirkung der Natur und den Zufällen der Witterung überlassen zu sehen. Wie hätte ich bey solchem Anblicke schweigen können, wo doch die Steine schreyen mochten. Unsre Stadt hatte früher den gedoppelten *Reichsadler* in ihrem Wappen geführt. Das fand die neue Regierung, die es in ihrem Vortheile sah, alle Erinnerungen an die alte Zeit zu vertilgen, ungeziemend. Der *Kreiscommissär*, der meine *heraldischen* Kenntnisse kannte, forderte mich auf, sie für den vorliegenden Fall geltend zu machen. Da eine Beziehung auf unsre frühere Geschichte nicht statt finden durfte, so glaubte ich, daß eine Anspielung auf die Gegenwart wohl an ihrem Orte wäre, und brachte für das neue Stadtwappen eine der oben besagten sieben magern Kühe des Königes Pharao in Vorschlag. Ich war aber nicht so glücklich den Beyfall des *Reichsherolds* zu erlangen. Dagegen gab er uns als Zeichen und Emblem einen *Mühlesel*, beladen mit einem schweren Sacke. Dieß Wappen mißfiel meinen Mitbürgern. Aber ich ließ mir dasselbe gefallen. Es war gewisser massen noch *redender*, als das was ich vorgeschlagen hatte, nur daß man sich den Sack nicht mit Waizen oder Mehl, sondern mit Lumpen gefüllt, und den Eigner des Thiers nicht als einen *Mahlmüller*, sondern als einen *Papiermüller* denken muß.

Dieses Wappen ziert nun von Woche zu Woche das Intelligenzblatt unsrer Stadt; es kann aber zugleich für eine den Innhalt desselben treffend bezeichnende *Vignette* gelten, indem in ihm beynahe von nichts anders die Rede ist, als von Capitalien, die aufzunehmen gesucht werden, von Häusern und Gütern, die man zum Verkaufe anbietet, von Concursen, Mundtoderklärungen und Vergantungen, von Obligationen, die man unter ihrem Nennwerthe zu veräussern sucht, von Diebstählen und Betrügereyen, von Falschmünzern und Glücksrittern, von verkäuflichen Gütern, die keine Liebhaber gefunden, von den bey der letzten Ziehung des Lotto's erschienen Nummern, von der unverschuldeten Verarmung von Familien, für die man um Unterstützung bittet, von Comödien, Tanzbelustigungen, Freyschiessen und Concerten. In der That giebt es für ein Volk, in dessen Tagsgeschichte diese Erscheinungen zu stehenden Artikeln geworden, kein bezeichnenderes Sinnbild, als einen Esel, der mit einer schweren Last beladen ist, und der sich die Monotonie seines kümmerlichen Lebens ab und zu mit einem fröhlichen Iha erheitert.

Indessen muß man zur Steuer der Wahrheit sagen, daß die *Krähwinkler* in der neuesten Periode ihrer Geschichte die Natur der Esel doch nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen haben, indem sie bey weitem nicht so dumm, aber auch nicht so fromm sind, als nach dem Zeugnisse der Landwirthe und der Zoologen diese wackere Thiere seyn sollen. Die Aufklärung hat seit drey Decennien Riesenschritte unter uns gemacht. Vor dieser Periode beschäftigte sich in unsrer Stadt Rie-

mand mit Literatur, als die Geistlichen und der Rector des Gymnasiums, und auch diese Herrn verzehrten wenig Öl in der nächtlichen Lampe. So wurde auch keine Zeitung und kein Journal gelesen, als das Frankfurter Staatsristretto; die Lectüre der übrigen Herrn und Frauen aber beschränkte sich auf Schwesers klugen Beamten, die Postille, das Kochbuch und in Stunden der Erholung auf den Eulenspiegel. Nun aber haben wir ein Museum für die Honoratioren und mehrere Leihbibliotheken für Kreti und Pleti; es cirkuliren wohl hundert politische Zeitungen und Unterhaltungsjournale in der Stadt; das Conversationslexicon wird für ein unentbehrliches Stück in dem Haushaltungsinventarium gehalten; wie ehemals Arnds wahres Christenthum; die Lektüre ist ein allgemeines Bildungs- Unterhaltungs- Restaurations- und Verdauungsmittel geworden; unsre Handwerkspursche können die schönsten poetischen Produkte der neuen romantischen Schule auswendig, die alten Weiber erbauen sich in den Stunden der Andacht, und die Hausmägde lesen die Romane von Walter Scot.

Es versteht sich, daß der Strom der Aufklärung, wo er in solcher Breite sich ergießt, für den Boden der Sittlichkeit sehr befruchtend werden müsse. Wer die Krähwinkler vor dreissig Jahren gesehen hat, kennt sie itzt nicht mehr; man sieht sich in eine neue Welt versezt. Besonders auffallend zeigen sich die Contraste an den Sonntagen. Ehemals waren wohl die Strassen voll Menschen, die in bescheidener Kleidung und andächtigem Schritte in die Kirche zogen, und kein Laut unterbrach die Stille des heiligen Tages, ausser den Harmonieen des Gesangs und der Stimme der Prediger. Nun aber verhallt diese Stimme an den Gewölben der leeren Gotteshäuser, und ist das ite missa est! gesungen, so beginnt der Gerichtsdiener auf dem Balkon des Rathhauses eine lange Predigt von Steuern, die zu bezahlen, von Häusern, die zu verkaufen, von schlechten Schuldnern, die zu verganten und von Frohndiensten, die die nächste Woche zu leisten sind. Der Innhalt dieser Predigt trägt aber nicht dazu bey, den heitern Sinn der Bürger zu verstimmen. Man zieht in Jubel und Freude in die Gasthöfe, die Tanzsäle und in das Theater; auf dem einen öffentlichen Platze schlägt ein Gaukler sein Gerüste auf, auf dem andern steigt ein Luftballon; in den Strassen werden dem gaffenden Volke ausländische Thiere zur Schau gegeben; wandernde Musikanten lassen ihre kunstreichen Melodieen vor den Häusern ertönen; die Handwerkspursche und die Mädchen wiederholen die Scenen, die sie in den Romanen gelesen haben; die Buben geben in ihrer Weise das Schauspiel des Krieges; die Trödler und die Juden aber schreiten mit Falkenaugen umher, um zu verhüten, daß keiner der Spaziergänger mit dem Putze durchgehe, mit dem sie von ihnen gegen ein billiges Miethgeld, für den Tag der Freude, ausgestattet worden sind.

Wo der Sonntag so fröhlich begangen wird, ist die Frage überflüssig, wie es an den Werktagen zugehe, und was es mit dem Frieden, dem Wohlstande und der Unschuld der Familien für eine Bewandniß habe. Übrigens sind es die oben besagten Trödler und Juden, die die respublica Krähwinkelensis noch in ihrem Bestande und Wesen erhalten. Sie sind das Lebensprincip der Gesamheit, die Restauratoren der Kräfte und die letzte Zuflucht in aller Noth. Sollten endlich auch sie durch die allgemeine Erschöpfung erreicht werden, so hat es mit der ehrwürdigen Heimath des guten, alten Spießbürgerthums ein Ende, und der Esel erstirbt unter seiner Last.

Constitutionelle Erinnerungen.

Die Geschichte lehrt uns, in der alten und in der neuen Zeit, Staaten kennen, erhalten durch die Gewalt, durch die sie gegründet wor-

den, in denen der Wille des Herrschers das einzige und das höchste Gesetz für die Beherrschten war. Es bestand in ihnen kein Verhältniß der Gegenseitigkeit, sondern blos das der Unterordnung. Wer irgend an der Verwaltung Antheil nahm, handelte, aller Selbstständigkeit verlustig, als Organ des Regenten. Nicht war dieser um des Volkes, sondern das Volk um seinet willen da. Die Gesamtheit hatte keine Intelligenz und keinen Willen. Alles war in stumme Ergebung versunken, und die ganze Kraft des öffentlichen Lebens concentrirt auf dem Throne.

Ein solcher Zustand der Dinge ist den Forderungen der Vernunft nicht gemäß; aber er kann eine Folge äusserer Nothwendigkeit seyn, die die Erfüllung jener Forderungen unmöglich macht. In diesem Falle würde das Urtheil der Nichtigkeit ihn mit Unrecht treffen, weil die gesellschaftliche Ordnung, wenn sie auch durch die blose Gewalt gehandhabt wird, für die Förderung der Zwecke der Menschheit doch viel besser ist, als die diese Zwecke nothwendig vernichtende Anarchie. Aber das System der absoluten Herrschaft kann nur so lange für zulässig gelten, als die Nothwendigkeit vorhanden ist, die es hervor gebracht hat, und es rechtfertigt sich vor dem Richterstuhle der Vernunft nur dadurch, daß es sich als eine Übergangsstufe zu einer vertragsmässigen Ordnung der Gesellschaft betrachtet, und in die Herstellung dieser Ordnung den Zweck ihres Wirkens setzt. So lange das Volk ein Kind ist, bleibt es unter der Vormundschaft, und diese erfüllt ihre Pflicht, wenn sie väterlich und bildend über dasselbe waltet. Ist aber das Volk zur Mündigkeit gelangt, so ändern sich die Verhältnisse. Der Herrscher wird zum Regenten, der Unterthan zum Bürger, das Gebiet zum Staat und die durch mechanische Kräfte zusammen gehaltene Masse der Individuen zu einem organischen Ganzen.

Man kann sich nicht über den Zeitpunkt täuschen, in dem diese Katastrohe eintritt. Zwar bereitet sie sich allmählich durch die Fortschritte der geistigen Cultur; sie wird aber in dem Augenblicke unvermeidlich, in dem das Volk zum Bewußtseyn seiner rechtlichen Persönlichkeit gekommen ist. Dieses Bewußtseyn kündigt sich mit tausend Zeugen an, und seine Stimme wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie ist aber nicht schrecklich in den Ohren des weisen und gerechten Selbstherrschers. Sie erinnert ihn an eine Pflicht, die er freudig übt, weil er durch sie seine Bestimmung veredelt sieht, und weil sein Thron sicherer steht auf der Grundfeste der Überzeugung, als auf dem Sandboden der Gewalt und des Zufalls. Nur die Thorheit kann sich sträuben gegen das Gesetz, daß jede Herrschaft sich reformiren müsse mit der Zeit, in der sie besteht. Gehörte nicht der Staatsmann nach Bedlam, der da behaupten wollte, daß man im neunzehnten Jahrhundert regieren könne, wie im zwölften, und über die Engländer, wie über die Türken?

Es giebt Leute, die da glauben, die constitutionelle Staatsform sey blos zum Vortheile der Völker ersonnen. Dieser Glaube ist beynahe allgemein verbreitet; aber er ist ein grosser Irrthum. Zwar käme es bey der Frage über die Statthaftigkeit der besagten Staatsform gar nicht darauf an, ob sie diesem oder jenem, mehr oder weniger nützlich ist, da die Gesetze, nach denen die geistige Entwicklung der Völker sich bewegt, sie als unerläßlich postuliren. Indessen dient sie dem Interesse der Regenten eben so wohl als dem der Völker. Sie gewährt dem Besitze, den Familienverträgen und der Thronfolge die sicherste Garantie, umgiebt den Fürsten mit der Wehr der Unverletzlichkeit, leistet Bürgschaft für den Bestand aller guten Einrichtungen und Gesetze, durch die er sein Andenken im Segen erhalten will, vermehrt die Quellen des Staatshaushalts und sichert ihren Fortgang. Es

ist kein guter, nützlicher Gedanke und keine freye Wahrheit im Volke, die dem Regenten verborgen bleiben könnte; indem alle Weisen und Redlichen seine unbesoldeten Rathgeber sind, kann er sich nicht täuschen, über den öffentlichen Zustand, und manche Stunde peinlicher Reue wird ihm erspart; überdieß verstärkt sich seine Macht durch die Stützen der Treue, des Patriotismus und der Vaterlandsliebe. — Wer sollte diese Vortheile, die für die Zwecke des Egoismus so schützend und zugleich von so edler Natur sind, entbehren wollen, für das Recht, ungehindert Böses thun zu können?

Man kann diese Wahrheiten nicht läugnen. Dessen ungeachtet geschah es nur sehr selten, daß eine Regierung sich freywillig der unbeschränkten Gewalt begeben, und das Volk in die Rechte der Mündigkeit eingesetzt hätte; im Gegentheile sehen wir beynahe überall den Weg, auf dem dieser Umschwung versucht wurde oder erfolgte, mit Strömen von Blut befleckt. Die Erscheinung ist natürlich; denn die meisten Menschen sind des lebendigen Gefühls ihrer Bestimmung so sehr entblößt, daß sie in jedem Gesetze, das ihre Willkühr beschränkt, nur ein drückendes Joch erkennen. Doch ist dieser Irrthum, wenn er auch bey den Fürsten verderblicher ist, als bey den Bewohnern der Hütten, jenen verzeihlicher. Der Sinn für unbeschränkte Wirksamkeit wurzelt nothwendig um so tiefer, je grösser die Macht ist, die ihn unterstützt; er scheint auf einem unerschütterlichen Rechtsboden zu ruhen, indem er das Anerkenntniß von Jahrhunderten hat; er tritt mit erhöhter Zuversicht hervor, wenn das Bewußtseyn mit ihm verbunden ist, ihn weise und edel geübt zu haben. Diesen Sinn zu stärken, sind dann unaufhörlich die zahlreichen Heere derjenigen beschäfftigt, die in der willkührlichen Gewalt des Fürsten die Stütze der eigenen sehen, und in den Reformen, auf die der erregte Geist der Völker dringt, den Untergang ihrer theuersten Interessen, ihrer Vortheile und ihres

Ansehens. Nicht von den Thronen, sondern von ihnen geht gewöhnlich das Sträuben gegen zeitgemässe Verbesserungen aus, und leicht gelingt ihnen die Täuschung, als Anstrengungen für die Erhaltung der hergebrachten Regentenrechte geltend zu machen, was nur Streben für die Rettung persönlicher Vorzüge und willkührlicher Amtsgewalt ist. So befestigt sich der Entschluß auf dem Bestehenden zu verharren, wie es auch mit seiner innern Haltbarkeit beschaffen seyn möge, alle Ansprüche, selbst die billigsten, zu verweigern, und dem Vertrauen und der Hoffnung mit Trotz und Gewaltstreichen entgegen zu gehen, und man führt diesen Entschluß aus, indem man, wie Rehabeam, das Joch, das die Väter getragen, den Kindern noch härter auf den Nacken bindet, und das Licht der Aufklärung, in dem das Volk seine Rechte erkennt, umstürzt und auslöscht. Was erfolge, wo die Dinge diese Wendung nehmen, ist uns in gar vielen Fällen kund geworden. Es sind auf gleiche Weise die Regenten und die Völker zu beklagen.

Die teutschen Regierungen haben eine hohe Probe ihrer Weisheit und ihres richtigen Verständnisses der Zeit gegeben, indem sie sich, um einen ähnlichen Fall zu vermeiden, vereinigten, den Ansprüchen der Völker durch neue Verfassungsformen zu genügen. Einige haben den letztern diese Genüge bereits geleistet; andere haben sie verheissen; durch die Leistung und die Verheissung aber ist Ruhe, Vertrauen und Hoffnung erhalten worden. Nicht so weise waren andere europäische Regierungen. Sie verharrten auf dem System des absoluten Herrscherthums; da erhuben sich die Völker und legten ihnen die Gesetze vor, nach denen sie in Zukunft regiert werden wollten; die Regierungen aber kamen in den Fall, dem Willen der Übermacht zu gehorchen. Man hat sich gegen die solcher Gestalt zu Stande gekommenen Verfassungen erklärt, weil sie ihren Ursprung auf

dem Wege des Aufruhrs genommen hatten. Gewiß ist auch dieser Ursprung nicht mit den Förderungen der Vernunft einstimmend, die es nie billigen kann, wenn durch Gewalt erzwungen wird, was sie nur durch allmähliches Einverständniß oder freyen Vertrag bewerkstelligt wissen will. Aber auf wen fällt der Vorwurf und die gerechte Beschwerde? Konnten jene Regierungen nicht durch allmähliches Fortschreiten mit der Zeit der Katastrophe vorkommen, die sie ergriffen hat? Konnten sie, wenn sie die Gefahr in der Nähe sahen, sich nicht nach dem Beyspiele der teutschen Fürsten mit ihren Völkern in Güte vertragen, oder wie Ludwig XVIII. mit der Charte in der Hand Versöhnung und Beruhigung stiften? — Seyd ihr nicht Thoren, die ihr euch über das Feuer beklaget, das das Dorf verzehret? Alle eure Klagen treffen nur den, der das Feuer angezündet hat.

Die Geschichte unsrer Zeit hat klarer und nachdrücklicher, als jede vorhergegangene gelehrt, wie Gott wolle, daß allen Menschen geholfen werde, und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Dessen ungeachtet hängen noch so viele von den Grossen und Mächtigen dieser Welt an dem Irrthume, daß es dem Menschen erlaubt und möglich sey, diesem Willen Gottes zu widerstreben. Mögen sie ihrem Wahne leben; sie werden auch für ihn büssen. Wir dagegen bekennen uns freudig zu der Überzeugung, die in diesen Tagen einer der gediegensten teutschen Männer *) ausgesprochen hat: „Wie die Flüsse nicht aufwärts strömen, so kann die Menschheit auf der Bahn der Veredlung nicht stille stehen. Wohl mag es bisweilen möglich seyn, auf kurze Zeit die Fortschritte des vorwärts dringenden Geistes aufzuhalten; man kann sich sogar schon, mit Titanensinn, der vollbrachten Riesenthat rühmen; aber jene Giganten, welche Berge auf Berge thürmten, um den Himmel zu stürmen und die Sonne auszulöschen, verirrten sich in der Finsterniß ihres eigenen Gewölks, und stürzten, als die Blitze der verspotteten Allmacht sie berührten, unaufhaltsam in die Tiefe hinab. Jene Allmacht ist die ewige Weisheit, welcher die Gerechtigkeit zur Seite steht, und die durch keine irdische Gewalt von ihrem Throne gezogen werden kann. Das, was die Welt regiert, wird ewig nur der Geist seyn; die materielle Kraft kann ihn vielleicht fesseln; aber die vereinte Klugheit der Despoten aller Zeit hat noch kein Mittel gefunden, einen Knoten zu schlingen, den nicht das Schwert des Geistes gelööt hätte. Es mag nothwendig seyn, die Gränzen der Länder durch Festungen zu sichern, die Anzahl der Streiter zu mehren und die Heere zu üben; aber nicht minder nothwendig und um viel edler ist es, sich mit dem guten Geiste der Zeit zu befreunden, Festen der Gerechtigkeit aufzuführen, und im engen Bunde, mit Allem, was groß und edel ist, die sittliche Kraft so zu mehren und zu stärken, daß keine äussere Gewalt gefürchtet werden darf. — Wie aber der Glaubenszwang Atheisten macht, so weckt der politische Zwang den Haß der Macht, und an der Diebslaterne der geheimen Polizey zündet der Aufruhr seine Fackel an. Wo man das Licht verstekken muß, kommt leicht Feuer aus, und wo das Volk in der Finsterniß Einer gegen den Andern rennt, geht es nicht ohne Unglück ab. Gönnet daher einem jedem sein Licht, damit nicht eurem Volke das Schicksal der thörichten Jungfrauen werde; und laßt auch das eurige leuchten, damit sich die Welt daran erfreue, und euch nach Verdienst und Würden ehre."

Diese Stimme der Weisheit werden die Stabilitätsritter und die Finsterlinge unsrer Zeit mit Hohnlachen oder mit vornehmer Verachtung vernehmen. Dafür soll ihnen aber auch kund werden, was ein geistvoller teutscher Pre-

*) Fr. Jacobs in seinen vermischten Schriften, Erst. Thl. (Gotha 1823) S. XVI. u. 326.

diger*) ihrem Treiben prophezeit. „Drückt nur immer fort, sagt er, mit dem Gewichte vermeintlich unwiderstehlicher Gewalt auf die Geister; schlagt die freye Überzeugung in Fesseln; laßt durch eure dienstwilligen und unedel gewonnenen Helfer der ganzen Christenheit verkündigen, wie heilsam es wäre, wenn die Menschen sich den wohlgemeynten Anordnungen verdienstvoller Vormünder ohne viel Klügeln unterwerfen wollten; schreibt vor, was hinfort in Staat und Kirche für wahr und unwahr gelten soll; richtet wieder Glaubensprüfungen ein; verfaßt neue Bekenntnißbücher; führt an verrätherischer Hand die Menschen wieder in die alte Finsterniß zurück; und fesselt sie mit noch stärkern Banden als zuvor an eure willkührliche Vorschriften; — um deßwillen wird der Gottheit Funke doch nicht sterben, der Wahrheit Glanz nicht verlöschen in der Menschen Brust; der durch die Macht des Geistes gestählte Arm aber wird die Gefängnisse sprengen und die ehernen Riegel zerbrechen, und im Hochgefühle der zurück erkämpften Freyheit, wird auf den Trümmern der eingestürzten Geistestyranney der seiner Schmach Entledigte singen: Herr Gott, dich loben wir!"

Miscellen.

1.

Der Staatsrath von Bielefeld, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an dem Hofe des grossen Friedrichs lebte, macht*) eine glänzende Schilderung von dem Charakter seiner Zeit und der Regenten, die in ihr auf den Thronen von Europa saßen. „Welch' ein Glück, sagt er, ist es für mich und für meine Zeitgenossen, in einem Jahrhundert zu leben, indem eben so weise als tugendhafte Fürsten sich gleichsam zusammen bestellt zu haben scheinen, wo die hohen Häupter sich in die Wette bemühen, die Mittel auszufinden, um ihre Staaten glücklich zu machen, wo die finstere und grausame Politik aus den Cabinetten verbannt ist, und das Laster nicht aufhört, Laster zu seyn, weil es unter dem Schatten des Purpurs begangen worden, wo jede strafbare von einem Monarchen begangene Handlung, neben dem unausbleiblichen Abscheu, den Urheber mit Spott und Schande bedeckt. Wollen wir immerhin den Pöbel und mürrische Alte behaupten lassen, daß die Zeiten schlimmer werden, daß die Laster überhand nehmen, daß die Bosheit steige, und daß das Ende der Welt heran nahe. Diese abgedroschenen Weidsprüche sind durch Geschichte und Erfahrung widerlegt. Man lese die Jahrbücher der Völker von ihrem Ursprunge an, bis auf unsre Zeiten. Was findet man im Anfange anders, als Betrug, Gewalt, Verrätherey, Vergiftungen, Meuchelmorde, Grausamkeit gegen die Besiegten und Gefangenen, tausend abscheuliche Thaten, vor denen sich die Natur entsetzt. Je näher wir aber unserer Zeit kommen, je mehr verschwinden diese gräßlichen Bilder; das Laster ist der Humanität und der Vernunft gewichen, die der Geist der Philosophie je mehr und mehr auch in die Cabinette der Könige eingeführt hat. Man ist nirgends mehr blutdürstig und nirgends mehr grausam, als in den Ländern, wo noch die Barbarey und der Aberglaube herrschen. Glücklicher Weise verengen sich täglich die Gränzen dieser Länder. So können wir nun mit Tacitus sagen: O seltene und beglückte Zeiten, in denen erlaubt ist, zu denken, was man will, und zu sagen, was man denkt!" — Wir glauben, daß in dieser Schilderung der Patriotismus und eine heitere Weltansicht die Farben etwas zu stark aufgetragen haben; ist sie aber treffend, so müssen wir gestehen, daß die Zeiten, seit dem Herrn von Bielefeld, um viel schlimmer geworden sind, und noch weit schlimmer müssen sie in der Zukunft werden, da die Gegenwart immer siegreicher gegen die Vorzüge kämpft, die er für die Grundlagen und Bedingungen alles öffentlichen Heils erklärt, Aufklärung und freye Äusserung des Gedankens.

2.

Als die Portugiesen in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts das Joch der Spanier abschüttelten, war, ausser den Höflingen Philipps IV. kein Mensch in Europa, der ihren Widerstand gegen tyrannische Gewalt für ein Verbrechen erklärt hätte. Denn es war damals die Lehre noch nicht erfunden, daß das Recht der Regenten keiner Begründung bedürfe, als der auf den thatsächlichen Besitz; auch scheint es nicht, daß diese Lehre viel Glück gemacht haben würde, da es dem gesunden Verstande der Genossen jener Zeit nicht entgehen konnte, wie gefährlich sie für die legitimen Könige ist. Übrigens ist nie eine Revolution schneller und un-

*) Schuderoff in seinen Gelegenheitspredigten rc. (Altenburg 1821.) S. 185.

*) In seinen Institutions politiques T. II. S. I.

blutiger erfolgt. Sie war das Werk eines Tages. (1. Dec. 1640.) Man rief den Herzog Johann von Braganza in Lissabon zum Könige aus, zerstörte die Zeichen der spanischen Herrschaft und nahm die Schiffe im Hafen in Beschlag. Das ganze Land, vom Vorgebirge St. Vincent bis an den Minho folgte dem Beyspiele der Hauptstadt. Nur drey Personen verloren ihr Leben. Man sah, daß es keiner Verabredung, keiner Vorbereitungen und keiner Ermunterungen bedarf, um ein Gefühl zu erregen, das im ganzen Volke ist. Der Minister Philipps IV. Herzog von Olivarez, verkündigte seinem Herrn die Sache als ein glückliches Ereigniß. „Sire, sprach er, der Herzog von Braganza hat sich erfrecht, nach der Krone von Portugal zu greifen. Dadurch sind alle seine Güter Euer Majestät heimgefallen!" — So falsch sehen despotische Minister und so werden die Könige betrogen!

3.

Die Alten, indem sie das Lob des römischen Imperators Hadrian verkünden, unterlassen nicht zu bemerken, daß in Führung der Geschäfte auch die kleinsten Gegenstände von seinem aufmerksamen Blicke beachtet worden, und daß er, um überall an Ort und Stelle das Gute und Zweckmässige zu Stande zu bringen, die Provinzen seines unermeßlichen Reichs zu Fuß durchwandert habe. Er ist dadurch eines gerechten Ruhmes würdig geworden; wie er denn durch nichts mehr als durch diesen Eifer, die Bedürfnisse seines Volks aus eigener Ansicht zu kennen, seine Würdigkeit für den Thron hätte bewähren können. Gewiß erhält itzt der kleinste Souverain von Europa mehr Berichte über den Zustand seines Landes, als Hadrian von den Verwaltern seiner unzähligen Provinzen erhalten hat. Um deßwillen können wir aber nicht sagen, daß die Souveräne unsrer Zeit besser unterrichtet seyen; denn durch jene Berichte sehen sie die Dinge nicht, wie sie in der That sind, sondern wie das Interesse ihrer Beamten sie ihnen zeigt, weßhalb noch immer hadrianische Wanderungen für sie räthlich seyn dürften, so wie sie auch für das Volk nicht anders als heilsam und wohlthätig seyn könnten. Doch haben sie in dieser Beziehung einen Vortheil, dessen der Imperator sich nicht erfreute. Zu seiner Zeit gab es nämlich keine Zeitungen, keine Journale, keine Reise- und Länderbeschreibungen, überhaupt keine Literatur in unserm Sinne. Es ist wahr, daß

durch diese Organe der neuern Zeit viele Lügen in die Welt kommen; aber sie ersetzen nicht selten die eigene Ansicht, sie berichtigen oft die Lügen, die in den amtlichen Rapporten stehen, und sie lehren in jedem Falle die öffentliche Stimmung kennen. Daraus erhellt, daß die Fürsten sie nicht vernachlässigen dürfen, und wie wichtig es für sie sey, dafür zu sorgen, daß die, welche über öffentliche Dinge öffentlich reden, nicht gehindert werden, die Wahrheit zu sagen.

4.

Wer in unsern Tagen wahr und fest von der Noth der Länder, von der allgemeinen Verarmung und von dem überhand nehmenden Elende des Volks spricht, erregt dadurch den Verdacht einer unbürgerlichen Gesinnung. Man übertreibe, — sagen die Herrn, welche im Schiffbruche ihr Gut geborgen haben, oder sich während desselben mit der Übung des Strandrechts beschäftigen, — die herrschenden Übel, um dadurch Mißvergnügen zu erregen, und die Gemüther auf die beabsichtigte Revolution vorzubereiten. Diese Beschuldigung ist lächerlich. Denn gewiß sinnen die auf keine Revolution, welche der Staatsverwaltung die Wunden zeigen, die sie heilen soll, und es ist kein Volk so dumm, daß man ihm weis machen könnte, es sey unglücklich, während es glücklich ist. Indessen finden jene Herrn Gehör; man stillt die schreyende Noth, indem man ihr den Stock und die Fessel zeigt; man treibt die Hülflosen zur Verzweiflung; zu spät erkennt man die Täuschung, die der Lüge gelungen ist. Man kann nicht anders, als mit einem sehr peinlichen Gefühle aus dieser Täuschung erwachen, und schrecklich rächt die verkannte Wahrheit sich an den Getäuschten. Wie können die Könige sie vermeiden? Das zeigt ihnen einer aus ihrer Mitte, dessen Geist und Vorbild nie aufhören wird, lehrreich für sie zu seyn, *) indem er sagt: „Möchte sich jeder Regent oft des Zustandes der armen Volksklassen erinnern, sich an die Stelle eines Landmanns oder Handwerkers setzen, und sich selbst fragen: wenn ich in dieser Klasse von Bürgern geboren wäre, deren Hände ihr ganzes Capital sind, was würde ich von meinem Fürsten verlangen? Was dann die gesunde Vernunft ihm antwortet, das muß er thun, wenn er seine Pflicht erfüllen will."

*) Friedrich II. in seinem Essais sur les Formes des Gouvernements x. x.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



12. April 15. 1823.

Es entweicht der sanfte Friede,
Vor der Zwietracht Eumenide,
Deren Reich das Leben ist.

v. Golz.

Spanien und Teutschland.

Es ist vielleicht noch nie eine politische Frage so umsichtig und erschöpfend und mit einem so grossen Aufwande von Geist und Beredtsamkeit, vor dem Tribunale des Publikums behandelt worden, als die über den Krieg, welchen Frankreich gegen Spanien zu beginnen im Begriffe ist. In glänzender Überlegenheit an Genie und Kunst der Darstellung, so wie an Entwicklung und Begründung ihrer Ansichten erscheinen aber diejenigen Redner der beyden französischen Kammern, welche das Wort für die Sache des Friedens genommen haben, während ihnen oft die erbärmlichste Gemeinheit mit dem zerbrechlichen Wehre leerer Phrasen und verläumderischer Beschuldigungen bewaffnet, immer aber der das Interesse des Vaterlands und der Menschheit seinem persönlichen Vortheile vermessen aufopfernde Faktionsgeist entgegen tritt. Die Vorträge der erstern sind größten Theils Meisterstücke von politischer Beredtsamkeit, wie man sie kaum in den Werken der Alten findet, und wer irgend durch die Ansicht trefflicher Muster sich in dieser Kunst zu vervollkommen strebt, wird die Verhandlungen über die Kreditbewilligung der hundert Millionen zu seinem Studium machen. Der Ausgang dieser Verhandlungen giebt uns aber einen neuen Beleg zu der alten traurigen Bemerkung, daß die Wahrheit nicht immer stark genug sey, um die Macht der menschlichen Leidenschaften zu überwinden. Die Partie der Feinde des Friedens erlangte den Sieg, und in banger Erwartung wendet Europa die Blicke gegen Westen, um die Eröffnung des grossen Stücks zu sehen, das der Geist unversöhnlicher Zwietracht bereitet und dessen Entwicklung über unsre ganze Zukunft entscheiden wird.

Was wir schon öfters in diesen Blättern bemerkt haben, bestätigt immer mehr die Stellung der Partieen und der Ton der laut werdenden diplomatischen Sprache, daß es sich nämlich hier nicht um einen Zwist zweyer Mächte über materielle Interessen handle, der durch Vermittlung beygelegt werden könnte, oder dessen Gegenstand den andern Mächten fremd wäre. Das Interesse dieser Sache ist, nach der Ansicht der grossen Cabinette ein europäisches, und so wird auch — wie es scheint — der Krieg, seine ersten Schläge mögen fallen, wie sie wollen, ein europäischer werden. Entweder wird das französische Heer in Spanien mit Niederlagen

oder mit Siegen beginnen; welcher Fall aber auch eintrete, so werden die Mächte in jedem einen Aufruf finden, ihre Interessen zu verwahren, oder ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. Sollte den Herzog von Angouleme jenseits der Pyrenäen das Schicksal erwarten, das dem Herzoge von Braunschweig in der Champagne zu Theil geworden, so werden, vermöge der Verabredungen zu Verona Österreich, Rußland und Preussen nicht unterlassen können, „Frankreich in Behauptung seiner Würde und „seiner Ruhe zu unterstützen." Begleitet aber das Glück die weisse Fahne, wie einst die Adler des Kaiserthums, so wird England sich durch die alte Eifersucht erregt fühlen, und der Macht der Bourbons eben so kräftig entgegen treten, wie einst den Heeren Napoleons. In jedem Falle aber wird sich ein grosses Feuer entzünden, dessen Verbreitung bey der Menge des allenthalben vorhandenen Brennstoffes menschlicher Verstand eben so wenig zu berechnen, als menschliche Kraft zu hemmen im Stande seyn dürfte.

Indem diese Gefahr über Europa hereinhängt, mag wohl jeder redliche Mann sich dem Wunsche überlassen, daß sie an seinem besondern Vaterlande vorüber gehen möchte, und so mag auch in dem Herzen des patriotischen teutschen Bürgers, der nur im Frieden das Gedeihen des heimischen Wohlstands sieht, und der in den bisherigen Stürmen der Drangsale zu viele erfahren hat, als daß ihm nicht vor der Wiederkehr derselben bange seyn sollte, jener Wunsch nicht ununterdrückt bleiben. Die Verhältnisse stellen auch seine Erfüllung nicht als unmöglich dar. Zwar ist die Rede von Verbindlichkeiten, welche die Allianz mit Rußland und die Übereinkunft von Verona den beyden grossen teutschen Mächten auflegen soll; aber die übrigen Mitglieder des germanischen Bundes haben keine Verbindlichkeit dieser Art übernommen; sie gehören nicht dem Verein an, der die Aufrechthal-

tung und Befestigung des monarchischen Princips in Europa verpflichtet hat; sie wurden nicht zu den Verhandlungen des Congresses gezogen; so sind sie auch den Beschlüssen desselben nicht beygetreten. Es ist deßhalb kein allgemeines Interesse vorhanden, das zu wahren sie durch Verträge gebunden wären; ihr besonderes Interesse aber fordert, sich von einer Berührung ferne zu halten, die im glücklichen Falle immer mit unsäglichen Aufopferungen und Anstrengungen, ohne Hoffnung eines Ersatzes, verbunden wäre, im unglücklichen aber selbst ihre Existenz zu einem Problem machen könnte.

Ein patriotischer teutscher Mann, Hr. Justizrath von Hornthal, nachdem er vor Eröffnung des Congresses schon beherzigenswerthe Worte über die höchsten Interessen der europäischen Völker in dieser Zeit gesprochen hatte, *) hat nun auch seine Ansichten über diesen Gegenstand dem Vaterländischen Publikum in einer kleinen Schrift **) dargelegt, die zur Berichtigung der Begriffe und zur Bestimmung der Gesichtspunkte in Ansehung dieser grossen Frage der Zeit jedem ihrer Leser dienlich seyn wird. Nach Erörterung des Satzes, daß

*) In seiner Schrift Ueber den Congreß von Verona und den Vorabend grosser Ereignisse. Er hat, wie er in der in der folgenden Note bezeichneten Schrift erzählt, die erstere an die zu Verona versammelt gewesenen Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preussen gesandt, und sie mit der Bitte begleitet: „allerhöchst dieselben „möchten geruhen selbst zu lesen, selbst zu „würdigen, über Völkerwohl selbst zu beschliessen." Daß seine Sendung zu den allerhöchsten Handen gekommen, mußte er bey der trefflichen Posteinrichtung in den europäischen Ländern, und da ihm von dem Postamte, wo die Aufgabe geschah, Bescheinigungen darüber ausgestellt wurden, als gewiß annehmen; so konnte er auch die Aufmerksamkeit der Monarchen auf Alles, was mit Offenheit in Bezug auf Völkerwohl ihnen vorgetragen wird, nicht bezweifeln. Welchen Eindruck aber seine Mittheilung gemacht, und welchen Erfolg sie hervorgebracht, davon ist ihm nichts bekannt geworden.

**) Betittelt: Werden die teutschen Bundesfürsten überhaupt, insbesondere die constitutionellen an einem feindlichen Einfalle in Spanien Theil nehmen? 8. Nürnberg, 1823.

für die auswärtigen Mächte überhaupt keine völkerrechtliche Befugniß gedenkbar sey, sich mit gewaffneter Hand in die spanischen Nationalangelegenheiten einzumischen, erinnert er an die Theilnahme Teutschlands an dem französischen Revolutionskriege und an die traurigen Folgen derselben, die bey der Ähnlichkeit der Verhältnisse unter den itzigen Umständen wieder zu besorgen seyn dürften. Dann führt er aus dem Zwecke und der Natur unsrer Bundesverfassung, so wie aus unsern politischen und moralischen Interessen den umständlichen Beweis, daß die Theilnahme der teutschen constitutionellen Staaten an dem Kriege gegen Spanien eben so wohl inconsequent und unthunlich, als gefährlich und verderblich seyn müßte. Dagegen sieht er in der Bundesakte, in der Rechtlichkeit der grossen Souveräne und in der Heiligkeit der Verträge und des Völkerrechts eben so viele Gewährschaften für eine Neutralität, die, wenn sie mit festem Sinne behauptet wird, auch in unsern eigenen Kräften eine unerschütterliche Stütze findet. „Die geographische Lage und die statistischen Verhältnisse der Bundesstaaten verleihen ihnen ein bedeutendes Gewicht. Die Vereinigung aller oder auch des größten Theils derselben stellt einen Flächeninnhalt und eine Bevölkerung dar, welche in jedem Betrachte Achtung gebieten. Sie nehmen einen Raum von zweytausend sechshundert Quadratmeilen ein, und haben eine Bevölkerung von acht Millionen gesetzlich freyer Einwohner; die Gesamtheit der teutschen Bundesstaaten vom zweyten und dritten Range aber umschreibt eine Fläche von 4600 Quadratmeilen, und hat eine Einwohnerschaft von zwölf Millionen. Alle haben dasselbe Interesse. Allen muß daran liegen, sich fest an einander anzuschliessen, auf Erhaltung innerer Ordnung, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit ihre einzige Sorge zu richten, und darauf zu achten, daß Ackerbau, Gewerbe und Kunstfleiß belebt, und die bevorstehende gänzliche Verarmung verhütet werde. Wer kann, wer wird sie tadeln, wenn sie durch so viele frühere Ereignisse belehrt, die Theilnahme an einem Kriege, als Gefahr und Unglück drohend, in keinem Falle aber Vortheil bringend vermeiden? —

Politische Weisheit des Königs Stanislaus Leszinsky von Polen.*)

1.) Glücklich ist der Regent, der, um sich die Liebe seiner Völker zu erwerben, nichts versäumt, was ihm dieselbe verdienen kann.

2.) Die Aufgabe des Helden ist Unterjochen und Zerstören; das Ziel des Königes seine Unterthanen gut und glücklich zu machen. Der eine muß auf dem Wege zu seinem Ruhme, sich nothwendig Feinde machen; der andere bedarf nichts zu seinem Ruhme, als daß seine Völker ihn lieben. Ein König kann mit leichter Mühe ein grosser Mann werden; ein Held ist es nicht immer.

*) Das Leben des Königs Stanislaus erhält durch die Wechselfälle des Glücks und die abentheuerlichen Züge, die es erfüllen, einen eigenthümlichen Charakter. Es ist in der Regentengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts die romantische Partie. Zwar erscheint der Held in ihr nicht in der erhabenen Gestalt und mit dem kühnen, alles besiegenden Muthe der Heroen der alten Welt; aber er bewährte eine hohe Geisteskraft durch die Standhaftigkeit und den Gleichmuth, womit er die Tücke des Schicksals trug, und während wir die Abentheurer auf dem Kothurne bewundern, umfassen wir sein Bild mit Liebe, weil es ihm, wie auch die Wogen des Verhängnisses ihn umher werfen mochten, doch immer gelang, gut, edel und tugendhaft zu bleiben. Diesen Sinn zu bewähren, gestattete ihm das Schicksal in der letzten Periode seines Lebens, wo er im Besitze der Herzogthümer Lothringen und Bar, eine Reihe von 30 Jahren hindurch, alle Tugenden eines väterlichen Regenten übte, und den Beynamen des Wohlthätigen im edelsten Sinne verdiente. Seine Schriften, die im J. 1765 zu Paris in 4 Bänden erschienen, tragen, bey manchen geistvollen Blicken und witzigen Gedanken, das Gepräge seines sanften, menschenliebenden Herzens.

3.) Die Freyheit eines Souveräns ist nicht von der seiner Völker verschieden. Er darf nicht Alles wollen, was er kann; wie die Völker muß er nur wollen, was er darf. Thut er das, so hat er von seinen Unterthanen nichts zu fürchten; er ist im Gegentheile ihrer Liebe gewiß. Alles Glück, was man im Staate genießt, wird ihm verdankt; die Strafen aber, die er verfügt, schreibt man auf die Rechnung der Gesetze.

4.) Die Verstellung eines Königs muß nie weiter gehen, als bis zum Stillschweigen.

5.) Wohl dem Fürsten, der sich in seiner Finanzadministration auf einen Mann verlassen kann, welcher eben so klug als aufgeklärt, so uneigennützig, als treu ist. Ein Intendant, der ein ehrlicher Mann ist, ist ein kostbarerer Schatz, als alle Schätze, die man ihm anvertraut.

6.) Wäre der Abstand zwischen dem Volke und den Grossen geringer, als er in der That ist, so würde das Volk die Grossen nicht für grösser halten, als sie sind, und sie weniger fürchten; die Grossen aber würden sich das Volk nicht kleiner und elender vorstellen, als es ist, und es mehr fürchten.

7.) Arglist würdigt die Politik herab, wie Heucheley die Andacht. Beyde können nicht ersetzen, was sie nachahmen.

8.) Jeder Staat besteht aus einem Theile, der regiert, und einem andern, der regiert wird. Der Zweck der Politik muß seyn, einen vollkommenen Einklang zwischen diesen beyden Theilen zu erhalten, damit der erste nicht durch Mißbrauch seiner Gewalt den andern unterdrücke, und damit der Gehorsam des andern, den Gesetzen gemäß, das allgemeine Wohl der Gesellschaft erzeuge.

Aus ihnen sind die obigen Gnomen von dem unglücklichen Ludwig XVI. entboben worden, in dessen Papieren man sie nach seinem Tode fand.

9.) Es verhält sich mit den Monarchieen wie mit den Maschinen, deren Vollkommenheit in ihrer Simplicität liegt.

10.) Die Macht eines Staates liegt eigentlich nur in der weisen Verwaltung seiner Finanzen. So nöthig eine kluge Wirthschaft für einen Privatmann ist, der nicht unter den Stand herab sinken will, in dem er geboren worden, so unumgänglich ist sie für ein Reich, das sich in seiner Stärke erhalten will. Das ist die grosse Triebfeder, die alle Theile des Staats in Bewegung setzt.

11.) Es giebt nichts wichtigeres für eine Regierung, als ein für dringende Fälle stets bereiter Fonds von Geldmitteln. Werden wir nicht täglich inne, daß zu rechter Zeit angewandte Summen mehr wirken, als die glücklichsten Kriege und die geschicktesten Unterhandlungen?

12.) Wir haben nur allzu oft erfahren, daß die, welche ihre Stellen blos der Gunst des Hofes zu verdanken haben, ihm mit schmählicher Feigheit die Interessen der Nation aufopfern. Sie hören auf Bürger zu seyn, um Werkzeuge der Tyranney zu werden.

13.) Es ist ein grosses Übel, wenn die, die durch Kenntnisse und Bildung der höchsten Stellen würdig sind, sich, um sie zu erhalten, gezwungen sehen, mittelmässigen Menschen, die nicht einmal ihre Verdienste zu beurtheilen vermögen, den Hof zu machen. Lieber ziehen sie sich in die Ruhe zurück, und werden dadurch dem Staat unnütz. Aber es ist die Schuld des Staats, der sie ungenützt läßt.

14.) Die gesunde Vernunft, die Religion, die Politik, Alles fordert uns auf, das Volk zu schonen. Es ist die Grundlage des Staats; wenn diese Grundlage nur aus Erde und Koth besteht, so kann der Staat nicht lange dauern. Laßt uns also daran arbeiten, diesen Grundpfeiler zu verstärken. Seine Stärke wird unsre Stütze, seine Freyheit unsre Sicherheit seyn.

15.) Es giebt in der Welt einen Gerichtshof, furchtbarer als irgend einer von denen, die die Regierungen eingesetzt haben. Er ist, was diese nicht sind, unbestechlich. Er hat weder Axt, noch Steckenbündel; er ist überall und findet sich bey allen Nationen. Jeder Mensch hat das Recht, in ihm zu stimmen. Der Sklave sitzt in ihm über seinen Herrn, der Unterthan über seinen Regenten zu Gericht. Er besteht aus rechtschaffenen Leuten, die sich selbst vor ihm fürchten. Es sind nur die entschlossensten Bösewichte, die seine Aussprüche verachten. Dieser Gerichtshof ist — das Gewissen.

Schiefe Ansichten des Repräsentativsystems.

Wir können es uns nicht verbergen, daß der Geist und das Wesen der repräsentativen Staatsform in Teutschland bey weitem noch nicht von allen denen begriffen sey, denen es zustände, durch That und Wort, diese Form zu beleben, zu üben und zu erhalten. Im Gegentheile werden wir täglich veranlaßt, uns gegen Ansichten und Grundsätze zu erklären, die, mit Zuversicht ausgesprochen und geltend gemacht, geradezu darauf abzielen, das constitutionelle Leben zu zerrütten, und zu lähmen oder gar in seinen Grundstoffen zu vernichten. Diese Veranlassung finden wir auch in einem den am 17. März eröffneten Nassauischen Landtag betreffenden Raisonnement, das ein sicher und fest auf der Linie der Liberalität stehendes teutsches Blatt ohne Zweifel in der Absicht mitgetheilt hat, um an den Blösen des Irrthums die siegende Kraft der Wahrheit erkennbar zu machen.

„Wenn, bemerkt der besagte Räsonneur, von „landständischen Versammlungen gelte, was von Frauen behauptet werde, und „was Schiller auch auf die Staaten angewen-

„det wissen wollte, daß nämlich diejenigen die „Besten seyen, von denen am wenigsten gesprochen werde, dann dürfe man der Nassauischen nebst andern teutschen Bundesversammlungen die Auszeichnung einer besondern Vorzüglichkeit nicht bestreiten." Man sieht, daß hier ein witziges Wort, das in jeder Beziehung nur beschränkungsweise wahr ist, eine falsche Anwendung erhalten hat, um dadurch eine Apologie der Nichtigkeit und des leeren Formenspiels zu Stande zu bringen. Es mochte wohl für die patriarchalischen Regierungen des alten teutschen Reichs als ein gutes Zeichen gelten, wenn von ihrer Wirksamkeit wenig gesprochen ward, weil man daraus erkannte, es gehe das Gute unter ihnen einen so festen, beständigen Gang, daß sich weder eine Veranlassung zu lautem Beyfall noch zu Beschwerden finde. Aber das Leben einer patriarchalischen Regierung und das eines stellvertretenden Körpers sind von ganz verschiedener Natur. Der letztre erreicht nur dadurch seinen Zweck, daß er vor den Augen des Volks handelt, dem Volk seine Motife kund thut, und von diesem beobachtet und beurtheilt wird. Sobald das Volk aufhört, Notiz von ihm zu nehmen, bedarf es keines Beweises weiter, daß er in Nichtigkeit versunken sey. Es gab im alten teutschen Reiche Landstände, deren Daseyn in solcher Weise unbemerkt wurde, weil sie zuvor wirkungslos geworden waren, und schweigend sich in die Willkühr der Regierungen ergeben hatten. Das Volk verschmähte von ihnen zu reden, die seine Verachtung oder sein Spott geworden waren. Tritt ein ähnliches Stillschweigen über unser itziges constitutionelles Wesen ein, so dürfen wir annehmen, daß es um dasselbe geschehen sey, oder daß nur noch seine Hülle bestehe, aus der der belebende Geist geflohen ist.

Der besagte Räsonneur beruhigt sich aber

um so leichter bey der Gleichgültigkeit des teutschen Volks gegen die Verhandlungen seiner Vertretter, da er den letztern überhaupt alles Interesse abspricht. „Es liege nicht in dem Berufe „der Stände kleiner Staaten eine Rolle im Ge„biete der Gesetzgebung und der Politik „zu spielen. (Als ob kleine Staaten keiner Gesetzgebung bedürften, und als ob ihre Ruhe und ihre Sicherheit ihnen gleichgültig seyn könnten?) Auswärtige Verhältnisse seyen ihnen fast fremd, (was nur dann der Fall wäre, wenn sie, rein abgeschlossen, wie Japan oder China, keine Berührungen mit ihren Nachbarn hätten,) und selbst die innern Angelegenheiten seyen dem Einfluß der grossen Mächte und in Teutschland namentlich den Verfügungen des Bundes untergeordnet, (wornach diese Staaten, aller Selbstständigkeit entblößt, nichts weiter wären, als Statthalterschaften oder Municipalitäten, der Botmässigkeit der Mächtigern unterthan.) Der Kreis, indem sich solche landständische Versammlungen bewegen können, sey demnach sehr eng gezogen, (er ist aber für die, die in demselben leben, eben so wichtig, und auf ihr menschliches und rechtliches Leben so einflußreich, als umspannte er eine halbe Welt,) und auf den Haushalt des Staats beschränkt, (wozu noch die Gesetzgebung, die Sicherung der bürgerlichen Rechte und die Garantie der Verfassung kommt.) Nur dieser Bestimmung können die Landstände mit Ehren nachkommen. Denn zur Lösung schwerer Aufgaben der Gesetzgebung und Staatsklugheit dürfte es hier an dem nöthigen Talent und der erforderlichen Bildung fehlen, (wovon auf allen Blättern der Verhandlungen der Stände von Baiern, Wirtemberg, Baden, Hessen rc. das Gegentheil zu lesen ist.)

In solcher Verwirrung der Begriffe und Verrückung der Gesichtspunkte treibt sich aber nicht nur unser Mann, sondern auch sehr oft die gesellschaftliche Conversation umher, wenn sie auf das Thema von dem Repräsentativwesen in den Teutschen Staaten fällt. Man erklärt es für eine Chimäre, weil die Überlegenheit der Macht uns bedroht, und seine Früchte für unbedeutend, weil der Acker, auf dem sie aufgehen, nicht von grösserm Umfange ist. Was folgt daraus? — Verlieren die Bürgschaften für Recht und Gerechtigkeit um deßwillen ihren Sinn und ihr Interesse, weil der Staat, in dem der Bürger lebt, von geringerm Umfang ist? Steigt und fällt die Heiligkeit des Gesetzes und die Würde mit der Zahl der Quadratmeilen? Hat man auf einem kleinen Gebiete weniger Recht glücklich und frey zu seyn, als auf einem grossen? Und was müßten wir von einem Volke sagen, das auf Verbesserung seines öffentlichen Zustandes und auf Belebung seiner bürgerlichen Institutionen verzichtete, weil ein stärkeres neben ihm steht? — Man läßt wohl mit allem Fuge diese Fragen unbeantwortet; aber schwer erwehrt man sich eines Seufzers über die Zeit, die sie veranlaßt, durch den immer dreister ausgesprochenen und immer mehr in die Praxis eindringenden Wahn, bürgerliche Tugend, Würde und Freyheit, so wie die Bürgschaften für das Recht und das Interesse des öffentlichen Lebens seyen abhängig von dem Maaße der Macht.

Die Vereinigung der Donau und des Rheins.

Schon Karl, der Grosse, König der Franken, empfänglich für jede nützliche Idee und nie erschreckt durch die Schwierigkeiten der Ausführung, hatte es unternommen, vermittelst des Mayns, der Altmühl und der Regnitz, den Rhein und die Donau mit einander zu vereinigen. Rüstig begann er mit vielen tausend Arbeitern das Werk und förderte es durch seine Gegenwart. Aber sey es, daß der wiederholte Aufstand der Sassen seine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zog, oder daß die damalige beschränkte Kenntniß des Wasserbaues verzwei-

felte, das Begonnene zu vollenden, — das Unternehmen wurde wieder aufgegeben. Sein Andenken erhalten aber noch die Spuren des eine Viertelstunde lang sich hinziehenden Canals bey dem Dorfe Graben auf dem Nordgau, mit dem die Arbeit angefangen worden war.

Seit Karl, dem Grossen, hat die Bevölkerung, der Handel und das innere und äussere Verkehr in Teutschland ausserordentlich zugenommen; in demselben Verhältnisse wurde das Bedürfniß einer Wasserstrasse, wie der Frankenkönig sie entworfen, dringender; noch glänzendere Aussichten knüpften sich an sie, indem sie den Ocean mit dem schwarzen Meere vereinigte. Dessen ungeachtet blieb die Sache bis zur Stunde unausgeführt. Auch das grosse Beyspiel, das Frankreich unter Ludwig XIV. durch die Herstellung des Canals von Lanquedok gegeben, war ohne Wirkung. Die Zertrümmerung Teutschlands stellte sich als eine unübersteigliche Klippe dar, an der jede grosse nationelle Unternehmung scheiterte.

Die Idee Karls, des Grossen, schien vergessen, bis seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mehrere Schriftsteller, sie wieder zur Sprache brachten.*) Seit dieser Zeit beschäfftigte sie aber auch die Aufmerksamkeit der baierischen Regierung. Als nämlich die Franzosen i. J. 1800. in Baiern eindrangen, wurden dem itzigen Staatsrathe v. Hazzi**) als kurfürstlichem Generalcommissär bey der französischen Armee Papiere zugestellt, sein Gutachten fordernd, wie eine nähere commercielle Verbindung Frankreichs und Teutschlands, besonders Baierns, zu erzie-

*) Deren Ansichten und Vorschläge vollständig gesammelt sind, in J. v. Soden Maximilianskanal rc. 8. Nürnberg, 1822.

**) Wie dieser selbst erzählt in seiner Schrift: Ueber den Islamismus. das Türkenthum, die Sache der Griechen und Europens Pflichten dabey rc. 8. München 1821.

len sey. Er schrieb darüber ein Memoire, welches auf das alte Projekt von Karl dem Grossen ausgieng. Es fand Beyfall. Nach geschlossenem Waffenstillstande wurde ihm der Auftrag ertheilt, mit einem französischen Obersten vom Genie die Donau, Altmühl, Rezzat und den Mayn bis Frankfurt zu bereisen; daraus entstand dann jene Übersicht, die Desolles, der damalige Chef des Generalstabs dem Publikum im Moniteur, vorlegte. Als v. Hazzi kurz darauf selbst in Paris war, kam die Sache zur nähern Prüfung, und es wurde entschieden, daß die Verbindung der Donau und des Rheins für Frankreich und Teutschland allerdings sehr wichtig, so lange aber von keinem erheblichen Nutzen sey, als Teutschland nicht das Debouché der Donau in Händen habe, und die Türken mit eisernem Scepter das schwarze Meer beherrschen. Später, als Napoleon selbst nach München kam, brachte er die Sache neuerdings zur Sprache und die baierische Regierung ließ seither viele Plane in Beziehung auf dieselbe entwerfen, unter denen der des Direktors v. Reichenbach den meisten Beyfall erhielt, der mit 103 Schleusen das Unternehmen leicht ausführbar machen und 6 Millionen Gulden Kosten erfordern soll.

Alle diese Entwürfe bezielen eine Vereinigung der beyden teutschen Hauptströme vermittelst der Altmühl und des Mayns. Es ist noch nirgends bemerkt worden und vielleicht doch der Bemerkung werth, daß sich diese Vereinigung weiter westlich, durch das Königreich Wirtemberg, und zwar auf einem viel kürzern Wege und wie es scheint, unter geringern Schwierigkeiten vollziehen liesse. Zwischen den beyden Städten des Jaxtkreises, Aalen und Heidenheim hängen die Flußgebiete der Donau und des Rheins durch ein Thal zusammen, das zwischen den Abhängen der Alb und des Härt-

felbes hindurch streicht. An der südlichen Abflächung dieses Thals, bey Königsbronn entspringt die Brenz, die nach einem kurzen Laufe von 5 Stunden bey Gundelfingen in die Donau fällt, und eine so grosse Wassermasse führt, daß sie von ihrem Ursprunge an leicht fahrbar gemacht werden könnte. Eine halbe Stunde nördlich entspringt, ohne daß eine bedeutende Erhöhung des Thals zwischen beyden Quellen statt fände, der Kocher, der sich bey Wimpfen in den schiffbaren Neckar und mit diesem in den Rhein ergießt. Drey Stunden von seinem Ursprunge an ist die Wassermasse dieses Flusses nur gering; aber von dem Punkte Abbtsgmünd, wo er die Lein aufnimmt, ihn für Barken fahrbar zu machen, könnte keinem sonderlichen Anstande unterworfen seyn. Indeß bleiben diese Bemerkungen dem Urtheile der Sachkundigen anheim gestellt. Doch scheint so viel gewiß, daß eine Vereinigung der Donau und des Rheins vermittelst der Kochers bey weitem kein so schwieriges Unternehmen wäre, als die Errichtung des Canals von Languedok.

Die französische Geschäftsleute haben, wie oben bemerkt worden, dieser Vereinigung einen erheblichen Nutzen abgesprochen, so lange die Türken das schwarze Meer beherrschen. Es ist auch nicht zu verkennen, daß der Vortheil der Unternehmung sich sehr vermindert, so lange dieser Umstand fortdauert. Aber er wird aufhören. Denn so sorgsam sich auch die Christenheit bemüht, das wankende türkische Reich zu halten und zu stützen, so wird sie doch seinen Fall nicht hindern können. Es ist ihm kein Bestand von zehn Jahren mehr zu versprechen. Hat aber die Nemesis ihren Spruch an ihm vollzogen, so wird im Osten von Europa eine neue Welt entstehen, und die Genossen jener Zeit werden dann wieder auf die Idee des großen Karls zurück kommen.

Literatur.

Was glauben die Juden? Ein Lesebuch für alle christlichen Stände, besonders für diejenigen Christen, welche mit den Juden vor Gericht zu thun haben, von Th. Friedrich Oertel. 8. Bamberg, Kunz, 1823, 198 Seiten. Wer sich eine genaue Kenntniß von dem Glauben, den Religionsgebräuchen und den moralischen Grundsätzen der itzigen Juden verschaffen will, der findet in dieser Schrift eine recht klare und genügende Belehrung. Was der Verfasser mittheilt, hat er nicht nur aus dem Talmud, aus Eisenmenger, Schudt, Tychsen und andern guten Quellen geschöpft, sondern auch in einem vieljährigen Umgang mit diesem Volke selbst beobachtet. Mit Betrübniß findet hier der Leser in welchen unsinnigen Fabeln, Vorurtheilen und Albernheiten bey den neuern Israeliten der Glaube der alten unter gegangen, und wie zerstörend ihre Religionsmeynungen für Humanität und Sittlichkeit seyen. Zugleich bestätigt dieses Buch die längst gemachte Bemerkung aufs neue, daß alle Bestrebungen die Juden zu civilisiren und in die bürgerlichen Rechte einzusetzen, vergeblich seyen, so lange nicht eine ihre Befreyung von den Fesseln des talmudischen Rabbinismus bezielende gänzliche Reform ihres Cultus und ihrer Ceremonialgesetze voraus gegangen ist.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



19. April 16. 1823.

O! heilig sollst du, theuer,
Mein Vaterland mir seyn;
Auch ich will, dein Getreuer,
Dir meine Kräfte weih'n.
Es sey mir Ruhm und Ehre
Und köstlicher Gewinn,
Daß ich dir angehöre,
Daß ich dein Bürger bin.

Seibel.

Anstalten zur Förderung der Landeskunde in Wirtemberg.

Die Bücher über teutsche Landeskunde und Topographie, welche vor Büsching und Schlözern erschienen sind, tragen ein erbärmliches Gepräge von Dürftigkeit. Sie sind planlose Compilationen, deren Bearbeiter sich nicht einmal über den Sinn ihrer Aufgabe verständigt hatten; ihr Innhalt aber ist eine Masse unberichtigter, oft Alles Interesse's ermangelnder Notizen, wie dem sammelnden Fleisse der Zufall sie dargeboten hatte; das meiste, was für das Leben zu wissen werth ist, wird in ihnen vermißt, und oft dafür durch die Wahrzeichen der Städte Ersatz geleistet, durch deren Kenntniß die Handwerkspursche den Beweis für die gemachten Wanderungen zu führen pflegen. Um deßwillen war das Ausland den Teutschen nicht unbekannt. Sie durchzogen es in grossen, mühsamen und abentheuerlichen Reisen; sie beschrieben in dicken Büchern, was sie gesehen und gehört hatten; sie übersetzten die geographischen Werke der Nachbarn in ihre Sprache. Nur die Heimat blieb ihnen fremde. Während sie das Seltsame und Ungewöhnliche, was jenseits der Meere ihnen vorkam, anstaunten, giengen sie an den herrlichsten und schönsten Denkwürdigkeiten teutscher Natur, Kunst und Kraft gleichgültig vorüber.

Diese Gleichgültigkeit gegen das Einheimische ergab sich aus der unsrem Volke eigenthümlichen Resignation auf geistige Selbstständigkeit, die auf den Werth dessen, was sie selbst hat und hervor bringt, verzichtend, sich nur im Anschauen des Fremden und im Genusse des Erworbenen gefällt. Mit den Fortschritten unsrer Cultur lernten wir die Schmach jener Resignation begreifen; in gleichem Verhältnisse richteten sich unsre Blicke auf den vaterländischen Boden und es begann sich uns der Schauplatz seiner Denkwürdigkeiten aufzuthun. Es gerieth uns bald eine

schöne Beute auf dem Felde unsrer Geschichte, und schnell mehrte sich die Zahl derer, die sich freudig in sie theilten. Aber lange blieb uns das Bestehende in allen Zweigen des öffentlichen und bürgerlichen Lebens verschlossen, oder es gelang uns höchstens nur einzelne Fragmente desselben in den Vorrath unsrer Kenntnisse überzutragen. Davon traff die größte Schuld die Regierungen, indem sie nicht nur allen Bemühungen um Aufklärung der Länderkunde ihre Unterstützung versagten, sondern auch die Quellen für diesen Behuf, in deren Besitze sie waren, geflissentlich vor dem Publikum verschlossen, indem sie auf gleiche Weise ihre Würde und ihr Interesse zu gefährden glaubten, wenn sie dem Publikum eine Einsicht in das geheimnißvolle Dunkel gestatteten, mit dem sie sich umgeben hatten. Auch dieses Vorurtheil heilte die Zeit immer mehr, besonders seitdem Joseph und Friederich durch ihre Beyspiele gezeigt hatten, wie die Scheu vor dem Lichte der Publicität von ihnen abgethan war. Zwar blieben noch manche teutsche Regierungen, besonders die kleinern, in dem alten engherzigen Wahne befangen; aber die öffentliche Stimme erklärte ihn für ein Zeichen armseliger Beschränkung oder eines bösen Gewissens.

Als der König Wilhelm von Wirtemberg den Thron seiner Väter bestieg, begann für das Land eine neue Periode des Lichts, und die Regierung im Bewußseyn ihrer rechtlichen und edeln Zwecke, legte die Hülle ab, womit früher die starre Angewöhnung an das Hergebrachte, und später das mißverstandene Princip der Autokratie ihr Walten umgeben hatte. Es ward der Grundsatz der Öffentlichkeit als die erste Maxime der Administration ausgesprochen, und in dem durch die Verfassung hergestellten Staatsorganism grundgesetzlich befestigt. Von nun an konnte das Land, sein physischer und Gewerbschaftlicher Zustand, die Verhältnisse seiner Bewohner, die Gesetzgebung, die Normen der Verwaltung und die Ergebnisse der letztern keine Geheimnisse mehr bleiben. Man hatte die sociale und vertragsmässige Grundlage des bürgerlichen Vereins anerkannt; so mußte man auch das Recht der Mitglieder zugeben, seine Kräfte und die Erscheinungen seines Lebens zu kennen.

Wie bestimmt diese Ideen von der Regierung aufgefaßt worden, und mit welchem Ernst sie dieselbe zur Wirksamkeit zu bringen gestrebt, hat sie durch das am 28. Nov. 1802 errichtete Statistisch-topographische Bureau bewiesen, das vermöge seiner Instruktion die Bestimmung hat, eine möglichst genaue und vollständige Landes-Volks-Staats- und Ortskunde zu liefern, und die im jedem Jahre in dem Zustande des Landes sich ergebenden Veränderungen zu sammeln und nachzutragen. Die Arbeiten des Bureau aber und die Resultate derselben sollen nicht blos die Archive der Regierung bereichern; sie sollen zugleich der Wissenschaft anheim fallen und ein Gemeingut des Publikums werden. Die sonst mit ähnlichen Anstalten verbundene topographische Abtheilung, welche sich mit der geometrischen Aufnahme des Landes und dessen Darstellung durch Karten beschäftigt, besteht, als schon früher eingerichtet, für sich und unabhängig von dem eigentlichen statistisch-topographischen Bureau. Beyde Theile unterstützen sich aber gegenseitig, und dem Bureau steht die Benützung von den Arbeiten der erstern, so wie der Katastercommission, der es deswegen an die Spitze gesetzt ist, völlig frey. Ausser diesen beyden Hauptquellen verschaft es sich die nöthigen Materialien von den königlichen Ministerien, Collegien und Landesbehörden, und wo diese nicht ausreichen, durch Correspondenz mit Freunden der Vaterlandskunde und durch eigene Beobachtungen und Untersuchungen. Die gesammelten Materialien werden bearbeitet, und jährlich eine statistische Übersicht von dem Königreiche gefertigt. Dabey aber hat das Bureau dafür zu sorgen, daß alles Merkwürdige, was von ihm erhoben und ausgemittelt ist, durch den Druck

zur allgemeinen Kenntniß gelange. Auch ist in dieser Beziehung besonders verordnet, daß die Beschreibung des Königreichs Theilweise und nach Oberämtern erscheinen, und mit der Beschreibung eines jeden Oberamts eine Oberamtskarte ausgegeben werden soll.

Bald führten die Arbeiten des Bureaus zu dem Wunsche, die angeknüpften Verbindungen zu erweitern und in ein stehendes Verhältniß zu bringen, so wie früher schon von allen, die ein Interesse für die Kunde des Vaterlands hatten, das Bedürfniß gefühlt worden war, daß eine nähere Vereinigung unter denselben statt finden möchte. Diesem Bedürfnisse wurde durch die Entschliessung des Königs vom 22. Jan. 1822, genügt, kraft deren „zur Erregung einer thätigen „und ausgebreitetern Mitwirkung einzelner Beo„bachter für die dem topographisch-statistischen „Bureau zugewiesenen Geschäfte mit diesem ein „Verein für Vaterländische Geschichte, „Statistik und Topographie in Verbin„dung gesetzt, und zu dessen Bildung von dem „Finanzminister die nöthigen Einleitungen getrof„fen und die Mitglieder desselben mit Diplomen „versehen werden sollen." Am 23. März 1822, wurde der Verein eröffnet. Er theilt sich in ordentliche und correspondirende Mitglieder. Unter den erstern befinden sich blos solche, welche in Stuttgart wohnhaft sind. Diese bilden gleichsam den Ausschuß oder die leitende Stelle. Die Ernennung sämtlicher Mitglieder erhält die Königliche Bestätigung. Zum Präsidenten wurde der Hr. Finanzminister und Geheime Rath von Weckherlin ernannt. *)

„Ohne Vaterlandsliebe — sprach der letztre „in der geist- und gehaltvollen Eröffnungsre„de — entbehrt die Regierung jeden sichern An„haltspunkt, der Gewerbsmann jede feste Grund„lage, der Patriotismus seine wichtigste Stütze,

*) Das Nähere über die Stiftung und Verfassung dieser Anstalten findet sich in Memmingers Wirtembergischen Jahrbüchern, 1822 I, S. 1. ff.

„die Wissenschaft und die Volksbildung aber den „reichhaltigsten Stoff." Damit ist der Sinn dieser Institutionen treffend bezeichnet. Die Regierung hat in der genauen und begründeten Kunde des Staats, seiner Bestandtheile und aller seiner Lebensthätigkeiten ein Bedürfniß für sich und für die Bürger anerkannt; für sich weil, nach dem Urtheile des grossen römischen Consulaten, aller weise und heilsame Rath für die Republik durch ihre Kenntniß bedingt ist,*) für die Bürger, weil sie ohne diese Kenntniß nicht nur viele Mittel ihres gewerbschaftlichen Lebens, sondern auch den edlern bürgerlichen Charakter entbehren, der nur auf dem Grunde der Vaterlandsliebe und des nationellen Selbstgefühls gedeiht. Indem durch die Regierung diese Impulse gegeben worden, wird Wirtemberg neben so vielen Vorzügen des Bodens, und der Gesetzgebung, bald auch in der statistischen und topographischen Literatur eine der Oberstellen einnehmen; die Staatsadministration wird, durch die Erweiterung ihres Blicks und durch festere Begründung ihrer Ansichten, an Consequenz, Sicherheit und Fruchtbarkeit gewinnen; die Landesbewohner werden die Heimat lieben lernen, indem sich die Kenntniß ihrer Güter, ihrer Vorzüge und ihrer Denkwürdigkeit vermehrt; die Nachwelt wird aber auch darinn ein herrliches Zeichen aus Wilhems schönem Regentenleben sehen, daß er vor seinem Volke nur im Lichte der Wahrheit und der Überzeugung wandeln wollte, und daß er die Dienste der guten Patrioten nicht verschmähte, die ihre Liebe zu Beobachtungen und Forschungen über den Zustand des Vaterlands und seine Geschichte getrieben haben.

Verfassungswesen in Preussen.

Es war am 22. May 1815 als der König von Preussen seinen Völkern die feyerliche Zu-

*) Ad consilium de republica dandum, caput est nosse rempublicam.

sage ertheilte, „daß eine *Repräsentation des Volkes* gebildet, die *Provinzialstände* hergestellt oder angeordnet, aus den Provincialständen eine Versammlung der *Landesrepräsentanten* gewählt, und nach diesen eine *Verfassungsurkunde* ausgearbeitet werden soll." Zugleich wurde erklärt, daß die *Wirksamkeit der Landesrepräsentanten* in der „*Berathung* über alle Gegenstände der *Gesetzgebung*, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung betreffen, bestehen soll." Die Lösung dieser Zusage hatte in einem Staate, wie der *preussische*, dessen Bestandtheile in Hinsicht auf geographische Lage, Volksbildung und Bedürfnisse so verschieden sind, eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie ist auch bis zur Stunde unterblieben. Mittlerweile aber war die Zeit sehr reich an Erfahrungen, die für die Regierung sehr nützlich werden konnten, um in der Erfüllung ihres gegebenen Wortes die von andern gemachten Fehler zu vermeiden, und die in diesem Kreise bisher bewirkten Leistungen zu übertreffen.

Seit beynahe zwey Jahren war eine Commission, unter dem Vorsitze des Kronprinzen, und unter Beyziehung der ständischen Deputirten der verschiedenen Provinzen der Monarchie, mit den Vorarbeiten für die künftige Verfassung beschäftigt. Diese Commission hat ihre Geschäfte seit dem Anfange des März beendigt, und die sämtlichen Deputirten sind, wie man versichert, unter lauten Äusserungen ihrer Zufriedenheit mit den Vorschlägen der Regierung und voll Verehrung für den Kronprinzen in ihre Heimat zurück gereist. Während der Verhandlungen durfte nichts von ihrem Innhalte bekannt werden. Nun sieht man aber einer amtlichen Publikation ihres Resultats entgegen. Von dem letztern weiß man nur so viel mit Sicherheit, daß es lediglich die Verhältnisse der *Provincialstände* betrift. Die Frage über die definitive Einrichtung der *allgemeinen Verfassung* soll zur Zeit noch ausgesetzt bleiben.

Man hat früher schon behaupten wollen, daß von der Bildung eines für die *ganze preussische Monarchie gleichförmigen constitutionellen Systems* überhaupt nie die Rede seyn, und daß man es bey der Errichtung von *Provincialständen* werde bewenden lassen.*) die, welche diese Behauptung verbreiteten, haben nicht bedacht, daß sie durch sie den Argwohn gegen die preussische Regierung erregen, sie wolle sich über eine gegebene Zusage mit ihren Völkern auf dem Wege der Illusion abfinden. Wer den Charakter dieser Regierung kennt, hat diese Ausstreuungen mit Verachtung gelesen; sie selbst aber hat das über eine *allgemeine Verfassung* gegebene Wort nicht nur nicht zurück genommen, sondern in allen ihren öffentlichen Äusserungen über das *Constitutionswesen* entweder als fest stehend vorausgesetzt, oder wiederholt bestätigt Sie hat dadurch bewiesen, daß sie die Anforderungen der Zeit und ihr durch die Berücksichtigung derselben zu sicherndes wahres Interesse richtiger zu beurtheilen wisse, als die unberufenen Vertheidiger ihrer bisherigen Zögerung. Diese Zeit hat die Regel einer elenden Politik, daß man ein Volk am kräftigsten beherrsche, wenn man es durch Auflösung seines gemeinsamen Bandes und durch Zwiespalt der Interessen trenne und zertrümmere, längst als veraltet und unbrauchbar dargestellt, dagegen aber durch tausend Erfahrungen den Grundsatz bewährt und den Regierungen aufgedrungen, daß sie nur stark und sicher seyen, durch Vereinigung und Assimilirung der Kräfte, bewirkt durch Gleichförmigkeit der Bildung, der Gesetzgebung und der Verwaltung, und durch einen über alle localen Beziehungen und Interessen erhabenen *Nationalgeist*.

Diese Wahrheit ist von einem preussischen Schriftsteller, der kürzlich seine Meynung über das Verfassungswesen seines Vaterlandes dem Publikum vorgelegt hat, nicht begriffen worden, wie er denn in der Herstellung der *Provinci-*

*) S. N. Nat. Chr. d. Teut. 1820. S. 613.

alstände das ganze Werk vollendet, in der Bildung eines constitutionellen Systems für das Ganze aber nur eine zufällige, auf jeden Fall entbehrliche Maaßregel sieht.*) „Der preussische Staat, versichert er, sey eigentlich eine Anzahl verschiedener Monarchieen, welche eine Gesamtmonarchie bilden; ein Königreich, mehrere Großherzogthümer, Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafschaften, Herrschaften, nur durch die Person des Königs und sein königliches Haus zu einem Ganzen vereinigt. Mit dem Jahre 1609 habe diese Vereinigung begonnen, und mit dem Jahre 1815 sey sie zu ihrem itzigen Bestande vollendet. In jedem seiner Staaten stelle der König eine andere Person dar und selbst mit verschiedenen Titeln. Der König von Preussen und der Herzog von Magdeburg seyen eben so verschiedene Personen, wie der König von Schweden und der König von Norwegen, wie der König von Großbritannien und der König von Hannover. An sich sey jede preussische Provinz ein eigener von den andern verschiedener Staat. Die Monarchie sey also nicht in dem Sinne eins, wie Frankreich und England. Gascogner und Champagner seyen beyde Franzosen; die Einwohner von Kent- und Yorkshire seyen beyde Engländer; aber Schlesier, Märker und Klever seyen nicht Preussen im eigentlichen Sinne."

Was hier über die jedem Verein in ein Ganzes widerstrebende Abgeschlossenheit und Selbstständigkeit der einzelnen preussischen Provinzen, oder von dem Aggregat von Staaten, aus denen die preussische Monarchie bestehen soll, seltsamer Weise gesagt wird, ist so grundlos, daß es keiner Widerlegung bedarf; die Vergleichungen aber, mit denen es erläutert wird, beurkunden eine bis ins Lächerliche gehende Unwissenheit. Mag auch jede

*) S. die Schrift: Ansicht der ständischen Verfassung der Preussischen Monarchie, von C. F. v. B. 8. Berlin 1823.

Provinz ihre historisch begründete, verfassungsmässige Eigenthümlichkeiten haben, so folgt daraus bey weitem noch nicht, daß ihre Verbindung in ein Ganzes, wenn das allgemeine Beßte es fordert, rechtlich unstatthaft sey; zumal da kein Vertrag vorhanden ist, der die Incorporation hindert, und sie ohne Verletzung der besondern Provincialrechte vollzogen werden könnte. — Ist denn das Leben der Staaten ein stagnierender See, den nie die leiseste Bewegung berühren darf? Oder beschränkt sich die Pflicht und die Thätigkeit der Regierungen lediglich auf die unverrückte Erhaltung des Bestehenden? Zwar hat man es in Preussen bisher für die Verwaltung zuträglich gefunden, die Departements der Minister nicht nach einer staatsrechtlichen Eintheilung der Geschäfte, sondern nach Provinzen zu theilen; aber wo die Zweckmässigkeit es forderte, nahm man keinen Anstand das System der Allgemeinheit vorzuziehen. Die Wehrverfassung ist in der ganzen Monarchie gleich und die Armee nur Eine. Alle Provinzen haben Einen obersten Gerichtshof. So haben auch die Minister der geistlichen Angelegenheiten, der Accise und der Zölle und der Kriegsminister allgemeine Departements; in gleichem Umfange steht dem Großkanzler die Rechtsgesetzgebung und die Ernennung der Richter zu. Hätte man in diesen einzelnen Zweigen der Administration dem Grundsatze der Vereinbarung folgen können, wenn er im Ganzen für unzulässig erachtet worden wäre? — Gewiß müßte man es für ein grosses Unrecht halten, wenn in den Provinzen das Historische umgangen, das Urkundliche vernichtet, der Besitz moralischer Persönlichkeiten zerstreut würde. Aber gerade um deßwillen fordert man ja eine schützende Verfassungsform für das Ganze, auf daß die Rechte der Einzelnen unverletzt bleiben.

Der besagte Verfasser scheint sich deßhalb gegen die allgemeine Repräsentation zu erklären, weil er von der Bestimmung derselben keinen richtigen Begriff hat. Allerdings darf

nicht Gegenstand der Berathung der Provincialstände seyn, was die gemeinsame Regierung der ganzen Monarchie betrift; ihre Wirksamkeit beschränkt sich blos auf die Rechte und Bedürfnisse des Kreises, den sie repräsentiren, und sie kann auch in dieser Beschränkung noch immer sehr wohlthätig werden. Durch sie wird aber der Ressort der Generalstände nicht absorbirt oder überflüssig; noch weniger fällt den letztern die Berathung über die auswärtigen Angelegenheiten, und über die Aufstellung und Vertheilung des Heers zu, welche Gegenstände ihnen ganz fremd seyn und ausschliessend und unbedingt der Regierung überlassen bleiben müssen. Während die Provincialstände nur einen Theil der Monarchie im Auge haben, umfassen die Generalstände das Ganze. Bliebe die Repräsentation nur auf jene beschränkt, so erlösche ihre Wirksamkeit in den Bestrebungen der Einzelnen; durch diese aber verbinden sich die getrennten Kräfte in einen den gesamten Staat durchdringenden Organismus. Mit ihnen werden alle allgemeinen Gesetze im Gerichts- Verwaltungs- und Finanzwesen berathen; sie wachen für die Erhaltung der in der Constitution anerkannten staatsbürgerlichen Rechte, so wie über die gegenseitigen Verhältnisse der Kirche und des Staats; ihnen ist die Sorge für die Aufrechthaltung der Erbfolgeordnung und der Hausgesetze anvertraut; mit ihnen wird das jährliche Militärbedürfniß verabschiedet; Beschwerden der Provinzen über erlittene Rechtsverletzungen, welche von Seiten der Behörden unerledigt geblieben sind, werden von ihnen aufs Neue zur Sprache gebracht. — Man sieht leicht, wie sehr durch sie das Ansehen, die Kraft und die Festigkeit der Regierung gewinnen könne; aber auch wie schützend sie für die Rechte und Freyheiten der Einzelnen und der Corporationen seyen. Bekanntlich hatten in frühern Zeiten alle brandenburgischen Provinzen landständische Verfassungen, die aber im Laufe der Zeit in leere Formalität aufgiengen, oder gar erloschen. Wäre dieß möglich gewesen, wenn eine Repräsentation des Gesamtstaats bestanden hätte?

Eine solche herzustellen, sagt unser Autor, und die Gränzen ihrer Wirksamkeit zu bestimmen, hänge ganz von der freyen Gnade des Königs ab. Eine Schmeicheley dieser Art kommt bey den teutschen Regenten des neunzehnten Jahrhunderts zu spät. Was den Bestand des Throns und des Staats stärkt und befestigt, die Völker beglückt und beruhigt und die Herrschaft des Rechts sichert, wird von ihnen erkannt als das Höchste ihres Berufs. Die Erfüllung dieses Berufs giebt ihnen aber ein edleres und erhebenderes Bewußtseyn, als jede Handlung der Gnade. Am wenigsten kann sie als der herrlichste Preiß und Ruhm eines pflichtmässigen Regentenlebens verkannt werden von den Nachfolgern — Friedrichs, des Grossen.

Miscellen.

1.

Der Hr. v. Haller behauptet, daß wenn auch das ganze Volk bis auf den letzten Mann ausgetilgt würde, und nur der Regent allein übrig bliebe, der Staat nicht untergienge. In demselben Sinne sagte Ludwig XIV. er sey der Staat. Die eine dieser Behauptungen ist so unsinnig, als die Andere, und es konnte keine von beyden ausgesprochen werden, ohne eine Art von Verrückung, die bey dem Hr. v. Haller ihren Sitz in einem vernagelten Kopfe hat, bey Ludwig XIV. aber aus seinem despotischen Gemüthe hervor gieng. Der erstere hat seinen Satz demonstrirt, weßwegen bey ihm an keine Berichtigung desselben zu denken ist; Ludwig dagegen hatte zuweilen lucida intervalla. In grosser Geldverlegenheit zog er einst den Jesuiten Le Tellier zu Rath. Er sey zwar der Staat, bemerkte er ihm, aber es liege bereits eine so schwere Last von Abgaben auf dem Volke, daß er doch einige Bedenklichkeit dabey finde, sie mit neuen zu vermehren. Der Gewissensrath wies den König über seine Scrupel zu rechte. „Sie haben, Sire! sprach er, auch „nicht die mindeste Ursache sich zu beunruhigen: „Wissen sie denn nicht, daß der Fürst „der wahre Eigenthümer und Herr al„les im Staate vorhandenen Vermögens „ist?" Solche Vorstellungen werden leicht begriffen. „Ihre Ansicht leuchtet mir sehr ein, „erwiederte Ludwig, und sie beruhigt mich voll„kommen." Die neue Steuer wurde auf der Stelle ausgeschrieben. Übrigens beweist die Geschichte, daß die Könige manchmal besser thäten, ihrem eigenen Gefühle zu folgen, als den Rathschlägen der Restauratoren der Staatswissenschaft und der Jesuiten.

2.

Ein berühmter teutscher Theologe *) hat vor 14. Jahren einige Worte über den Charakter der *damaligen Zeit* gesprochen, die ein getreues Gemälde oder eine prophetische Andeutung der *itzigen* enthalten. „Die zwey letzten Jahrzehnde, sagte er, die wir durchlebt haben, sind für die Menschheit entscheidender als zwey Jahrhunderte geworden. *Wissen wir, was die zwey nächsten, die uns bevorstehen, für sie werden mögen?* Der Vulkan, dessen Ausbruch ganz Europa erschütterte, raucht noch furchtbar an einigen Stellen, wenn schon an andern die üppige Vegetationskraft der reichen Natur bereits wieder durch die nicht ganz erkaltete Lavarinde durch zu dringen scheint. Allein seine Feueradern scheinen sich auch durch andere Länder und Meere von einem Pole zum andern fortzuziehen. Daher ist man nirgends gesichert, wie weit sich der Stoff der neuen Explosion, wo sie auch erfolgen mag, verbreiten kann. Diese neue Explosion mag auch, wie mehrere Anzeigen vermuthen lassen, nicht sehr entfernt seyn. Der erfahrne Beobachter könnte vielleicht schon hier und da, wenn er das Ohr an die Erde legt, das Brausen der Masse hören, die in ihrem Innern kocht, und schon zur Oberfläche herauf steigt." — Um dieß Brausen der Masse zu vernehmen, bedarf es nicht, daß wir das Ohr an die Erde legen. Im Osten und im Westen ist ihre Explosion bereits erfolgt; in andern Gegenden ist sie in furchtbarer Gährung und nur eine leichte Rinde deckt noch die erregten Kräfte; die Spannung und die Gegensätze sind so heftig und so schneidend, daß ein einziger Schlag hinreicht, um die Welt in Flammen zu setzen, von den Spitzen der *Cordilleras* bis an die Gränze von *China*. Wie aber auch die Gegenwart wanke und die Zukunft drohe, der Mensch giebt nie die Hoffnung der Besserung auf. Der oben angeführte Redner erwartete von der Explosion, die er in der Zeit einer allgemeinen Unterdrückung voraus zu sehen glaubte, die Befreyung der Völker von dem Joche der Gewaltherrschaft, das auf ihnen lag. Die Explosion erfolgte; das Joch zerbrach; die Zeit des Heils ist aber nicht gekommen. Es ist wohl anders mit uns geworden; aber nicht viel besser. Oder beweiset nicht der Widerstreit und die Unruhe der Völker einen Zustand von Unbehaglichkeit, aus dem man sich heraus zu bringen sucht? Wohl wird auch dieser Zustand durch die Kämpfe, die sich bereiten, ein Anderer werden; aber schwerlich werden wir die Hoffnungen erfüllt sehen, die wir an diese Kämpfe knüpfen. Denn, wie das ganze grosse Buch der Weltgeschichte bezeuget, nicht das ist die irdische Bestimmung des armen menschlichen Geschlechtes, daß es das Ziel erreiche, das die Vernunft ihm vorsteckt, sondern daß es sein Leben vollbringe, im Streben nach diesem Ziele und im ewigen Streite mit den Feinden, die auf dem Wege zu demselben ihm entgegen treten.

*) *Plank*, in seinen *Worten des Friedens an die katholische Kirche*, 8. Göttingen 1809.

3.

Die Herstellung der *privilegirten Aristokratie*, auf dem Grunde der *absoluten Herrschergewalt* und einer *allgemeinen Verfinsterung* ist allerdings der erste Zweck des Krieges, in den die itzt in *Frankreich* herrschende Partie nicht nur ihr Vaterland, sondern ganz Europa zu stürzen im Begriffe ist. Aber sie knüpft noch höhere Berechnungen an ihre Plane. Auch durch den Ruhm der Waffen soll der Glanz ihrer Sache und der Schrecken vor ihrem Namen vermehrt, und durch Siege und Eroberungen die erschütterte Macht und die Überlegenheit von Frankreich restituirt und befestigt werden. Es ist noch nie ein Krieg über Meynungen angefangen worden, ohne daß die Anstifter desselben Erwerb und Vergrösserung zur Absicht gehabt hätten. Man darf die *Ultra's* an der *Seine* nicht für edler halten. Vielleicht hat der Glanz, der unter Napoleon die Macht von Frankreich überstrahlte, ihrem Neide weher gethan, als der Umsturz des Throns ihrer Anhänglichkeit an denselben. Mit diesem Glanze möchten sie den wiederhergestellten Thron umgeben, und in ihrer Verblendung bilden sie sich ein, daß sie es auch können. Es würde sehr wenig Kenntniß der Geschichte verrathen, wenn man die *bourbonischen* Franzosen für bescheidener halten wollte, als die *napoleonischen*. Indem *Ludwig XIV.* sann und strebte, alle seine Nachbarn zu unterjochen und sich der Dictatur in Europa zu bemächtigen, schrieb *Louis Aubery* eine Reihe von Büchern zur Vertheidigung seiner Ansprüche, worinn er bewies: der König von Frankreich sey der Herr der Welt, — die französischen Monarchen haben von jeher den Vorzug vor allen gekrönten Häuptern rechtmässig behauptet, und er gebühre ihnen noch, — der Name des Königs von Frankreich sey herrlicher und erhabener, als der des Kaisers und der Kö-

nig könne sich den Kaisertitel beylegen, sobald er wolle, — fast alle itzigen teutschen Provinzen seyen alte Eroberungen der fränkischen Könige und gehören deßhalb noch zur französischen Monarchie, — den Königen von Frankreich gebühre die Ehre der Kniebeugung, — alle Umstände verheissen ihnen auf eine unfehlbare Weise die künftige Gesamtherrschaft über Land und Meer." Wir lachen dieser Aufschneidereyen; aber wiederholt sie in den Cirkeln der französischen Ultra's, und ihr werdet sehen, daß sie sehr ernsthafte Gesichter dazu machen. Sie haben nicht vergessen, welcher Schrecken vor Napoleons Adlern hergieng und welcher Ruhm ihnen folgte. Dasselbe Glück versprechen sie der weissen Fahne. Würde es ihrer aber zu Theil, sie würden es gegen ihre Nachbarn und Bundsgenossen schwerlich mit mehr Mässigung und Gerechtigkeit benützen, als Napoleon.

4.

Ein baierischer Schriftsteller ohne Namen, der einem Gespräche, das Bonaparte und Londonderry, im Reiche der Todten mit einander geführt, zugelauscht haben will *) scheint an einem Fehler des Gehörs zu leiden. Denn so klein auch unsre Meynung von der Unbefangenheit und Liberalität des Marquis von Londonderry ist, so können wir doch nicht glauben, daß er, vor den Augen Napoleons, die Reformation für die Quelle alles Unheils der neuern Zeit erklärt, den teutschen Gelehrten, die kürzlich zum Katholicismus übergegangen, eine Lobrede gehalten, und sich die Behauptung erlaubt habe, daß das Haus Hannover illegitimer Weise auf dem Throne von England sitze. Dagegen zweifeln wir nicht im geringsten daran, daß das Gespenst von einer allgemeinen europäischen Verschwörung gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum in seinem Kopfe nicht weniger gespuckt habe, als in dem unsres Landsmanns Fabritius; und wenn er seinen Colloquenten versichert, daß die Glieder der heiligen Allianz keinen grössern Fehler machen könnten, als wenn sie den Griechen Hülfe leisteten, indem dieses Volk nicht aus Nothwehr gegen einen ungerechten und unerträglichen Druck, sondern blos in Folge

*) S. die Schrift: Bonaparte und Londonderry; ein Gespräch im Reiche der Todten 8. München 1822.

der besagten Verschwörung gegen ihren legitimen Herrscher aufgestanden seyen, — so wiederholt er eine Meynung, die er im Leben immer standhaft behauptet hat, und liefert uns durch sein Beyspiel den Beweis, daß es Leute giebt, die in den elysäischen Feldern um kein Haar klüger werden, als sie es in den Hütten Mesechs gewesen sind. Doch ist noch die Frage, ob es dem Marquis von Londonderry mit seinen leeren Phrasen von der Illegitimität des griechischen Aufstandes und von dessen Zusammenhange mit der grossen europäischen Conspiration Ernst gewesen sey? Denn die Politik nimmt es leicht auf ihr Gewissen, das Gegentheil dessen zu sagen, was sie denkt, so bald nämlich die Lüge ihren sonstigen Zwecken nützlich ist. Bereits hat ein Schriftsteller, in Beziehung auf den vorliegenden Fall, das Geständniß abgelegt, daß er sich eine kleine Heucheley erlaubt habe; wir glauben aber nicht, daß die Diplomaten gewissenhafter sind, als die Gelehrten. Mit jenem Geständnisse hat es folgende Bewandniß. Raffenel, angestellt bey dem französischen Consulate in Smyrna, redigirte daselbst nach dem Ausbruche der griechischen Unruhen, den Spectateur oriental. Das Blatt war in Darstellung der Thatsachen genauer, und weniger durch politischen Einfluß oder Partheygeist entwürdigt, als manches, das mitten in der Christenheit erscheint. Aber es betrachtete in allen seinen Urtheilen die türkische Regierung als eine rechtmässige, ihre Maaßregeln als wohl begründet, und das Bestreben der Griechen, als eine strafbare Rebellion. Nun verließ Raffenel die Türkey, gieng in sein Vaterland zurück, und schrieb hier seine interessante Schrift über die neueste Geschichte des Ostens, in der er mit klaren Worten erklärte: „Die „Sache der Griechen sey edel und rein in ihrem „Princip, es finde zwischen ihr und den revolutionen in einigen süd- und westeuropäischen „Staaten gar kein Vergleich statt, — hier sehe „man das Unglück im Widerstand gegen die „Unterdrückung, ein Volk, das seine Könige „nicht vertreiben, sondern wieder herstellen wolle, „einen Kampf der Legitimität gegen Usurpation „und Tyranney." — Durch diese Erklärung hat Raffenel seine Ehre gerettet; desto weniger hat der obenbesagte baierische Schriftsteller den Ruhm des Marquis von Londonderry erhöht, indem er dessen Gespräche im Reiche der Todten ausplauderte.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



26. April | 17. | 1823.

> Ihr Verstand ist verfinstert und sie sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch ihre Unwissenheit und durch die Blindheit ihres Herzens.
>
> Paulus, der Apostel.

Frankreich.

Napoleon sprach, wie Las Cases berichtet: „Der Zustand von Frankreich sey ohne Beyspiel. Wie man ihn auch ansehen möge, man sehe nur Unglück; zwey Völker auf demselben Boden, erbittert, unversöhnlich, die sich beständig anfeinden und vielleicht vertilgen. Bald werde diese Wuth ganz Europa ergreifen. Bald werde dieser Welttheil nur zwey feindliche Parteyen zeigen; man werde sich in ihm nicht nach Völkern und Ländern scheiden, sondern nach Farbe und Meynung. Der Ausgang sey aber nicht zweifelhaft. Die Aufklärung und das Jahrhundert werde siegen." Diese Worte sind in einem prophetischen Geiste gesprochen; jeder Tag bringt sie in Frankreich und in Europa ihrer Erfüllung näher; immer heftiger entbrennt der Kampf der Partieen, in die die Völker sich spalten. So darf man auch des Ausgangs gewiß seyn, den der Seher auf dem Felsen von St. Helena geweissagt hat.

Wenn dieser Kampf zum vollen Ausbruch kommt, so wissen wir, wem wir die Schuld davon beyzumessen haben. Die Partie der aristokratischen Fanatiker, die itzt Frankreich beherrscht, hat nichts versäumt, was auf dem Wege der Hofgunst, der Täuschung, der Ränkemacherey und des politischen Taschenspiels geschehen konnte, um ihrer Sache zum Siege zu verhelfen. Aber sie fand die Bewegung auf diesem Wege zu langsam, und den Erfolg zu entfernt. Darum ergriff sie die Lanze der Minerva, aber nicht daß auf ihren Wurf der friedliche Ölbaum hervor sprossen sollte, sondern um zu vernichten und zu zerstören, was ihrem Willen widerstrebt. Indem sie in solcher Rüstung auftritt, giebt sie Europa das Zeichen zu einem allgemeinen Kriege, und mit schnellen Schritten naht sich den Völkern das Unglück, das, der Verbannte im Geiste voraus gesehen hat.

Indem wir die besagten Fanatiker in solcher kriegerischer Bewegung sehen, scheint es, daß der Glanz, der durch jenen Verbannten über die französische Waffen aufgegangen ist, nicht ohne Einfluß auf ihren Entschluß geblieben sey. Zwar wollen sie ihre Siege nicht durch die Menschen erfechten, die die Siege Napoleons erfochten haben; vielmehr sehen sie in denselben die Feinde ihrer Sache, und sie hüten sich sehr, sie an dem Ruhm theilnehmen zu lassen, dem sie

entgegen gehen. Aber sie bereden sich, um zu den Erfolgen von Marengo, Austerlitz, Jena und Wagram zu gelangen, bedürfe es nur des französischen Namens, und um das neue Heer zu ermuthigen und zu begeistern, wie das alte, genügen einige Proklamationen. So ziehen sie in kecker Zuversicht zu dem Abentheuer aus, durch das sie in ihrer Weise eben so umfassend und durchgreifend auf die Welt und auf die herrschende Opinion zu wirken hoffen, als Napoleon in der seinigen gewirkt hat. Aber die Welt hat keinen Glauben an das Glück ihres Beginnens; sie sieht in ihm eine Anekdote wiederholt, die Lucian erzählt. Es war ein grosser tragischer Schauspieler auf dem Theater von Abdera aufgetreten. Sein Spiel that eine ungeheuere Wirkung, und die Bürger der Stadt geriethen samt und sonders in Raserey. Man sah sie auf dem Markte ehrgeizige Frazzen schneiden, und mit Gekreische die feyerlichen Jamben wiederholen. Die armen Leute glaubten, sie haben den Kothurn des grossen Tragikers an den Füssen.

Indessen wissen wir, daß grosse Zwecke und kühne Ideen den Geist des Menschen erheben und zu heroischen Thaten entflammen. Diese Wirkung können wir jedoch nicht von der Sache erwarten, welche die Abderiten des neunzehnten Jahrhunderts führen, da der Wahn wohl einen augenblicklichen Anflug von Begeisterung hervor zu bringen vermag, der aber in dem siegreichen Lichte der Wahrheit immer schnell zerfließt, wie der Nebel in den Strahlen der Sonne. Was sind die Wohlthaten, welche jene Abderiten ihren Zeitgenossen, an der Spitze der Bajonette, darzubringen suchen? Die Spanier wollen sie beglücken, durch die Wiederherstellung der Inquisition, des Mönchthums, der Priestergewalt, der Tortur, der Cabinetsjustiz, des willkührlichen Regiments, der Leibeigenschaft, der Feudalrechte und der geistigen Verfinsterung; den übrigen Völkern von Europa aber verkündigen

sie eine neue Theorie des Staats- und Völkerrechts, deren Geist aus der Blumenlese ersichtlich wird, die der Herzog von Broglio der französischen Pairskammer aus ihr zum Besten gegeben hat. „Jedes Volk, so lehrt diese Theorie, das seine Rechte zurückfordert, und eine Freyheit erwirbt, die ihm seine Regierung verweigert, verfällt in den europäischen Bann. — Die Verfassungen haben keinen rechtmässigen Ursprung, ausser als Geschenk der Gnade des Souveräns. — Es ist kein Unterschied zwischen einer Revolution und der andern; Washington und Catilina, Wilhelm Tell und die Bösewichte von 31. Mai und 10. August, der Prinz von Oranien und Robespierre liegen unter gleichem Fluche. — Gegen eine Regierung, die durch eine Revolution geboren worden, besteht keine Verpflichtung. — Ein Monarch, welcher auf eine Verfassung schwört, die er nicht selbst gemacht hat, ist seines Eides quitt; auswärtige Monarchen aber, die mit seiner Regierung verkehren, sind nicht durch Vertragstreue gebunden. — Die Befugniß, den Völkern politische Institutionen zu geben, sie zurück zu nehmen und zu verweigern, steht ausschliessend und für ewige Zeiten den Königen zu. Zu jeder Zeit hängt es von dem blosen Willen des Königes ab, das öffentliche Recht in seinem Lande abzuschaffen und ein anderes oder auch gar keines an seine Stelle zu setzen." — Wer sieht nicht die herrliche Blüthe von Freyheit, Gerechtigkeit, Humanität und Wohlstand, die dem Boden von Europa entspriessen müßte, wenn es den Verfechtern dieser Theorie gelänge, ihren Samen in denselben auszustreuen?

Wir wissen, daß es den letztern in ihrem Bestreben nicht an Emsigkeit, Unternehmungsgeist und kecker Zuversicht fehlt. Dessen ungeachtet wird ihr Beginnen mit einem Fehle endigen. Wohl können und werden sie die Länder in grosses Unglück stürzen; aber es ist unmöglich, daß durch ihre Anstrengungen ein politisches Sy-

stem obsiege, das in dem Strome der europäischen Civilisation unwiderbringlich untergegangen ist, und dessen Wiederherstellung ohne einen ausdrücklichen und allgemeinen Verzicht des Zeitalters auf die höchsten Resultate seiner geistigen Thätigkeit nicht erfolgen könnte. In der That ist auch die Partie, die zum Staunen und Schrekken der Welt, zwischen dem Rhein und den Pyrenäen, den Kreuzzug gegen die liberalen Ideen predigt, bereits geschlagen, ehe noch die Feindseligkeiten von ihr eröffnet sind. Sie hat ihre Niederlage in den französischen Kammern erlitten. Wohl hat die Mehrheit derselben den Kredit für die Mittel bewilligt, deren man zur Führung des Krieges bedarf; aber was die Mitglieder der Minorität gegen diesen Krieg, gegen die Grundsätze, auf denen er beruht, und gegen seine politische und moralische Zulässigkeit gesprochen, hat vermöge der unwiderstehlichen Macht, die in der Wahrheit ist, das Werk der Kriegslustigen vor aller Welt vernichtet und zu Hohn und Spott gemacht. Wie siegreich jene Macht gegen die Rüstung sey, womit die irrende oder anmassende Gewalt sich umgiebt, lernen wir oft erst aus den spätern Erfolgen kennen; aber in dem vorliegenden Falle deutet uns Alles an, daß schon die nächste Zukunft der Wahrheit ihre Krone darbieten werde.

„Erkennet, hat ein geistreicher Franzose seinen Landsleuten zugerufen, daß diese Partey sichs zum Tagewerke macht, die Versprechungen der Restauration zu vernichten, und aller Wünsche, aller Bedürfnisse Frankreichs zu spotten. Das Haus Bourbon hatte einen Vertrag mit den Ideen von 1789 gemacht; durch den Krieg mit Spanien, wird dieser Vertrag aufgehoben." Diese Worte enthalten einen tiefen Sinn; ist aber derselbe auch ein wahrer, so muß die Welt erkennen, wie sehr die französische Aristokratie durch ihren Trotz das Haus Bourbon compromittirt, und welchen Gefahren sie dasselbe blos stellt. „Es wäre, sprach Etienne in der Deputirtenkammer, ein Zeichen hoher Weisheit, wenn der erste Krieg der Bourbons den Charakter eines völlig französischen trüge, wenn die Lorbeeren des Fürsten, die des Volkes würden, wenn der Ruhm des Throns den Unterthanen Nutzen brächte wenn unser Freyheitsvertrag, gegenseitig beschworen im Königspalaste und im Heiligthum der Legislatur, auf dem Schlachtfelde durch gemeinschaftliche Gefahren und Siege fester gekettet würde, wenn endlich die alte Fahne Frankreichs sich zum erstenmale in dem Kampfe für neue Interessen entfaltete. Das hätte die Weisheit gerathen und die Geschichte würde den Rath bekräftigen. Sagt nicht die letztre unsern Staatsmännern, daß nach der englischen Restauration, die falsche Politik Karls II. durch verkehrten Rath einer geheimen Gewalt, die sie mit dem Namen der Cabal brandmarkt, verleitet, einen antinationalen Krieg angefangen hat? Ist nicht bekannt, daß dieser Fürst den Holländern Krieg ankündigte, blos weil einige Unsinnige es für das beßte Mittel hielten, die unumschränkte Gewalt in England dadurch wieder herzustellen, daß man die Freyheit in den unirten Staaten unterdrückte? Aber nicht lange darnach lief aus holländischen Häfen die Flotte aus, welche an der englischen Küste den Gründer der neuen Dynastie an das Land setzte." Wer die Verhältnisse und die möglichen Fälle der Entwicklung des Stücks, das man itzt bereitet, erwägt, muß einräumen, daß diese Besorgnisse des Redners nicht aus der Luft gegriffen seyen. Hat doch schon im englischen Unterhause der Lord John Russel für zeitgemäß gehalten, dem Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten die Frage vorzulegen, ob in den Verträgen, an denen England Theil genommen, Stipulationen enthalten seyen, kraft deren diese Macht verbunden wäre, mittelbar oder unmittelbar Gewähr zu leisten, daß die französische Krone Ludwig XVIII und dem Hause Bourbon erhalten werde? — und der Minister hat nicht verschmäht, sich über

diese Frage zu äussern. Was kann man von einem Kriege sagen, vor dessen Eröffnung schon von Gefahren für die Existenz des Angreifers die Rede ist?

Diese Gefahren, und die nicht minder grossen, die durch diesen Krieg für alle Völker von Europa herbey geführt werden, sind in den Augen der Faktion unsichtbar geworden, die sich entschlossen hat, Leben und Tod auf eine Karte zu setzen. Wir erinnern uns noch mit tiefem Schmerze des Unheils, das dieselbe Faktion durch ihren ersten Sturmlauf gegen den Zug der Zeit angerichtet hat. Und als nun damals die Bande der Länder und der Gesetze sich auflößten, die Thronen umstürzten und Jammer und Elend die Welt erfüllte, so mußten das alles die Philosophen und die Illuminaten gethan haben; die wahren Urheber aller dieser Gräuel aber waren die Anstifter der Reaktion. Wir sehen sie ihr Werk aufs Neue beginnen. Vielleicht daß die Vorsehung der Menschheit ihren Schutz gegen das Unglück gewährt, das ihr bereitet wird. Ist aber die Wiederkehr der alten Prüfungen über sie beschlossen, so werden aus denselben Ursachen auch dieselben Folgen hervor gehen, und durch dieselbe Lüge werden die, die nichts gelernt haben und nichts vergessen, die Schuld so grosser Übel von sich abzuwälzen suchen.

Die Wiederherstellung der Stuarts und ihr zweyter Fall.

Am 30. Januar des Jahrs tausend sechshundert neun und vierzig fiel das Haupt des Königes Karls I. von England auf dem Blutgerüste. Diese That füllte Europa mit Entsetzen; für die Nachwelt bleibt sie ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte des englischen Volkes. Karl, im Leben so oft männlicher Würde und Kraft ermangelnd und unstät umher getrieben von den Einflüssen der Menschen und dem

Laufe der Ereignisse, starb standhaft und edel, wie einer der Alten; vier ehrenwerthe Männer, von den ersten Geschlechtern, erboten sich für den unschuldig Verurtheilten in den Tod zu gehen; „ich vertausche eine vergängliche Krone mit einer „unvergänglichen!" Das war sein letztes Wort. So versöhnte er die Fehler seines Lebens. Denn es war seinen Mördern Veranlassung und Vorwand zu ihrem scheußlichen Verbrechen dadurch gegeben worden, daß er, geleitet von schlechten und verhaßten Günstlingen, mit Verletzung der alten Reichsgesetze, unbeschränkte Herrschaft gesucht und geübt, den Katholicismus geschützt, die Nationalrepräsentation vernichtet, ohne die Bewilligung des Parlamnets Abgaben ausgeschrieben und erpreßt, das Volk durch Steigerung der Feudalrechte und Frohnen gedrückt, die persönliche Freyheit verletzt, in der Gerechtigkeitspflege die Formen der Gesetze übertreten, und durch Thun und Lassen die Lehre des Londoner Predigers Manwaring gut geheissen hatte, daß alles Eigenthums der Unterthanen im Nothfall den Königen gehöre, und daß diese zur Begründung ihrer Forderungen an die Völker nichts weiter bedürfen, als die Berufung auf das Recht, das sie von Gott empfangen. Dieser Mißbrauch der Gewalt führte wie immer, ihren Untergang herbey.

Cromwell regierte nun die englische Republik mit grossem Glanze, den weise Gesetzgebung im Innern und eine imposante Stellung gegen die benachbarten Mächte über seine Verwaltung verbreiteten. Seine Herrschaft aber war nicht minder willkührlich, als die, welche die Stuarts vor ihm geübt; die Republik erschien als eine leere Täuschung; es hatten blos die Personen in der Rolle des Despotismus gewechselt. Die Freunde der Freyheit sahen in dem Protektor ihren Unterdrücker; das Volk murrte über den unglücklichen Wechsel der Dinge. Als nun Cromwell, lange von den ängstlichen Gefühlen seiner Schuld gefoltert, (5. Sept. 1658,) starb, trat zwar sein ältester Sohn Richard an seine Stelle,

aber schon nach acht Monaten zog er sich, bedrückt durch das Bewußtseyn, daß er der Last der Regierung nicht gewachsen sey, in das Privatleben zurück. Da hierauf die Armee und das Parlament mit einander um die Herrschaft stritten, und Lambert, an der Spitze der erstern, im Begriffe war, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, beschloß der alte, redliche General Monk, auf alle Bestrebungen des Ehrgeizes für seine Person verzichtend, dem Unglück seines Vaterlandes ein Ende zu machen. Er zog an der Spitze seines Heeres, verstärkt durch einen grossen Theil von Lamberts Truppen, nach London und bewirkte die Wahl eines neuen Parlaments, das am 8. Mai 1660, Karl II. den Sohn des ersten, als König ausrief. Unter den lautesten Freudenbezeugungen des Volks kam der Wiederhergestellte, mit seinen beyden Brüdern, den Herzogen von Glocester und York, aus Holland in die väterliche Heimat herüber. Als er in Dover ans Land stieg, umarmte er mit Thränen des Dankes den ehrwürdigen Greis, der die Krone seiner Väter wieder auf sein Haupt gesetzt hatte.

Wie hätte bey dieser glücklichen Wendung der Dinge ein Entschluß in Karls Seele stärker hervor treten können, als der, die Fehler zu vermeiden, durch die sein Vater Thron und Leben eingebüßt hatte. Dieser Entschluß war ihm auch nicht fremd, wie er denn schon vor seiner Überkunft dem Parlamente die feyerliche Zusage allgemeiner Amnestie, völliger Gewissensfreyheit, einer gesetzmässigen Regierung und gewissenhafter Achtung der Rechte des Volks gegeben hatte. Solche Vorsätze erhielten eine kräftige Ermunterung, in der Liebe und in dem Vertrauen, womit man ihn empfieng, und in dem rührenden Verhältnisse von Ergebung, das in der ersten Zeit sich zwischen ihm und seinem Volke bildete. Durch seine schöne männliche Figur und durch die Gefälligkeit seiner Sitten gewann er die Herzen aller derer, die sich ihm

nahten. Indem er sich mit den achtungswürdigsten Männern des Reichs umgab und den verehrten Grafen von Clarendon zu seinem ersten Minister machte, gab er der Nation die schönste Bürgschaft für die Redlichkeit seiner Ansichten. Dafür bewilligte man ihm auch eine weit grössere Summe von Einkünften, als je einer seiner Vorfahren genossen hatte, und das Parlamente erklärte jeden für einen Hochverräther, der jemals wieder von einer Anklage des Königs sprechen oder die Republik zurück wünschen würde.

Aber alle diese Hoffnungen und diese Liebe hat Karl getäuscht, und all' die ernst warnenden Lehren, die das Schicksal seines Vaters ihm gegeben, hat er vergessen, indem er gerade denselben Fehlern und Bestrebungen sich überließ, für die der leztre auf dem Blutgerüste gebüßt hatte. Die Geschichte ist die einzige Lehrerinn der Fürsten, die ihnen nicht schmeichelt und ihnen nichts verheimlicht; wie konnte Karl sein Herz gegen ihre Stimme verhärten, da die Bilder des Schreckens, die sie ihm darbot, aus der Gallerie seines eigenen Hauses genommen waren? An Verstand fehlte es ihm gewiß nicht, um den Zusammenhang der Ursachen und der Folgen zu berechnen. Aber Leichtsinn, Schwelgerey, Vorurtheile und die Reize der unbeschränkten Gewalt entrückten ihm die Resultate dieser Berechnung. So traf ihn das Urtheil der Satyre, er habe nie etwas dummes gesagt, und nie etwas kluges gethan.

Mißtrauen, Schwäche und Willkühr bezeichneten den Charakter seiner Regierung Indem er im gränzenlosen Aufwande die reichlichen Einkünfte vergeudete, die ihm bewilligt waren, hörten die Anforderungen an das Parlament und die Erpressungen nicht auf. Durch seine Verhältnisse zu Frankreich und Holland sank das Ansehen der Regierung; in Beziehung auf die erstern bemerkte der Spott: Karl sey der Vicekönig Ludwigs XIV. Clarendon erhielt seine Entlassung; dagegen trat der Lord Ash-

ley mit seinen Genossen an die Spitze der Geschäfte, kühn und standhaft den Plan verfolgend, den König zum Besitze der willkührlichen Gewalt, zu erheben, alle Gesetze und Institutionen aber die diesem Ziele entgegen standen, zu vernichten. Von nun an begann ein heftiger Kampf der Parteyen, der die Gemüther mit Haß und Erbitterung erfüllte, ein seltsames Spiel von Siegen und Niederlagen darstellte, und die Regierung, immer in der Haltung der Opposition gegen das Volk und sein Recht, in den Augen aller Bessern entehrte. Die ungerechtesten Verfolgungen trafen die Patrioten, welche sich das Unglück ihres Vaterlandes zu Herzen gehen liessen; viele die den Muth hatten, der Tyranney Widerstand zu leisten, büßten dafür auf dem Blutgerüste; das edle Blut von Algernon Sidney schrie um Rache von der Erde gen Himmel. Zugleich beförderte der König im Stillen den Katholicismus, zu dem er heimlich übergetreten war und trug auf eine allgemeine Toleranzacte zum Besten der römischen Kirchengenossen an. Wohl erregte dieser kühne Gang des Despotismus Mißvergnügen und Unwillen, und den bittersten Haß; aber immer blieb die Überlegenheit auf der Faction, die sich gegen die öffentliche Freyheit verschworen hatte. Die Keckheit auf der einen und die Indolenz auf der andern Seite gieng so weit, daß Karl in den letzten vier Jahren seines Lebens kein Parlament mehr versammelte. Er war in dieser Periode der unabhängigste Regent von Europa. Sterbend empfieng er (1685) die Sakramente der katholischen Kirche, und gab damit seinem Volke den Beweis, daß ihm auch die Religion nicht zu ehrwürdig gewesen war, um sie zu einem Werkzeuge des Betrugs zu machen.

Da Karl keine Kinder hinterließ, so stand das gesetzliche Erbfolgerecht, auf seinem ältern Bruder, dem Herzoge Jakob von York. Dieser Prinz hatte längst die Liebe des Volks verscherzt. Er war öffentlich zu der katholischen Confession übergegangen, und dem Jesuitenorden aggregirt; unermüdet thätig, um Proselyten für seine Kirche zu machen, und die Plane des despotischen Ministeriums zu unterstützen, galt er für den entschiedensten Gegner des Lichts und der Freyheit. Überdieß fehlten ihm die persönlichen Vorzüge, durch welche der König den Druck seiner Regierung erträglich machte. Grosse Bewegungen, die das Parlament nach seiner Religionsveränderung gemacht hatte, um ihn von der Thronfolge auszuschließen, wurden nur durch die wiederholten Auflösungen der Nationalrepräsentation und durch das endliche Erlöschen derselben gehemmt. Als er nun die Krone genommen hatte, sah man alle frühern Besorgnisse bestätigt. Die trotzende Gewalt schritt noch kühner einher als unter Karl'n. Eine Obedienzgesandtschaft versicherte den Papst seiner Treue. Auf gleiche Weise wurden die Rechte der Kirche und die der Nation verletzt. Nach dem Aufstande des Herzogs von Monmouth glaubte man den Thron durch das Blut zu kitten, das Kirke und Jefferies mit unmenschlicher Grausamkeit vergossen. Ja als das Oberhaus, sich dem Antrage des Königs, durch den die Katholiken das Recht auf alle öffentlichen Ämter erhalten sollten, widersetzte, erklärte er, daß er künftig ohne Parlament regieren werde. Die Nation, die die Gräuel der Anarchie noch nicht vergessen hatte, die der Empörung gegen den Vater des Königs nachgefolgt waren, ertrug geduldig die schweren Drangsale der Tyranney, ihre Hoffnungen auf die ältere Tochter des Tyrannen, seine Thronfolgerinn bauend, die in der reformirten Religion erzogen, an den Statthalter der Niederlande, Wilhelm III. vermählt war. Als aber die Königinn unerwartet einen Prinzen gebar, brachen die letzten Fäden der Geduld, indem die Hoffnung zerrann, die sie genährt hatte. Zugleich trieb der verblendete König sein Werk immer vermessener. Da giengen viele vornehmen englische Herrn nach Holland hinüber und baten den Statthalter sich des Reiches anzunehmen; ähnliche Werbungen erfolgten in noch grösserer Zahl schriftlich; die ganze Nation war darüber einig, daß der neugeborne Prinz nicht zu anerkennen sey. Am 21. Nov. 1688 landete Wilhelm mit einer wohlgerüsteten Flotte an der Westküste von England. Freudig hieß ihn das Volk willkommen. Sein Marsch glich einem Triumphzuge. Ganze Regimenter des Heers, das ihm entgegen gezogen war, giengen zu ihm über. Da erkannte Jakob, daß das Schicksal über ihn gerichtet habe. Wie ein schreckendes Gespenst trat das Bild seines Vaters vor ihn. In der Nacht des 12. Dec. ergriff er, von aller Welt verlassen die Flucht; unter Wegs erkannt, war er wieder nach London geschleppt worden; aber die Großmuth seines Überwinders verschaffte ihm Gelegenheit zu entwischen, und so erreichte er am 23. Dec. die französische Küste, wo seine Familie schon vor ihm angekommen war.

„In diesem Augenblicke endigte die Herrschaft

der *Stuarts* über die brittischen Reiche. *Wilhelm von Oranien* aber veranlaßte eine Nationalconvention. Sie erklärte, daß, da der König Jakob II. den Urvertrag des Regenten mit dem Volke übertreten, den Umsturz der gesetzmässigen Verfassung zum offenbaren Zweck gehabt, und endlich das Reich vollends verlassen, der Thron erledigt sey. Dann beschloß eben diese Convention, in die ordentliche Form eines Parlaments constituirt: daß König *Wilhelm* III. und die Königinn *Maria* II. seine Gemahlinn, lebenslänglich und erblich die Regierung inne haben; daß nie ein katholischer Prinz oder Gemahl einer königlichen Princessinn König von Großbrittannien und Irrland seyn, sondern für todt gehalten, und sein Recht an die nächsten Erben übergehen soll. Den folgenden Tag übergab das Parlament dem Könige *Wilhelm* die *Bill der alten, wahren und unzweifelhaften Rechte des englischen Volks*; diese Akte, welche den vierhundert und siebenzig jährigen Kampf der Herrn und Gemeinen für die englische Freyheit herrlich krönte."

Seit dieser Zeit aber steht, mit der Geschichte des Hauses *Stuart* in der Hand, die *Sibylle* vor den Gesalbten der Erde, und ruft ihnen zu: *Lernt Gerechtigkeit üben, ihr Gewarnten! und achten auf die richtende Gottheit!*

Amtserfahrungen des Schultheissen zu Löffelstelzen.

1.

Als neulich der dirigirende Minister durch unser Dorf reiste, reichte er mir freundlich die Hand aus dem Wagen, und sagte: er wisse, daß ich einer der *promtesten* Schultheissen des Landes sey. War das Spaß oder Ernst? Seitdem wir eine *promte Justiz* haben, dauert oft der einfachste Proceß zehn Jahre.

2.

Gegen das Gesetz, daß die Grundsteuer *vom reinen Ertrag* erhoben werden sollte, machte ich pflichtmässige Vorstellung. „Wenn, berichtete ich an das Amt, die Zinsen des Capitals, der Arbeitslohn, die Zehenden, die Gülten, die Frohnen und was sonst noch auf den Gütern hafte, abgerechnet werde, so bleibe bey den itzigen niedrigen Preissen kein Heller *reiner Ertrag* übrig, und *Löffelstelzen* werde an einem Tage steuerfrey." — Darauf ward mir rescribirt, für diesen Gegenstand sollte ich nur die *Steuercommissäre* sorgen lassen. In der That bewies auch der Erfolg, daß es Fälle giebt, in denen die Beamten gescheuter sind, als die Schultheissen.

3.

„Vetter Schultheiß — sprach mein Nachbar „*Michel* — wenn ihr meinen Buben von der „Conscription frey macht, gebe ich euch vier Louisd'or und ich werde es euren Kindern und „Kindskindern noch gedenken." Ich wies dem Michel die Thüre; der Bube aber wurde doch frey, weil man einen körperlichen Fehler an ihm entdeckte, von dem weder sein Vater, noch seine Mutter, noch die Hebamme, noch er selbst etwas gewußt hatte. „Nun ist euer Bube frey, sagte ich dem glücklichen Vater, und eure vier Louisd'or sind erspart." — „Das doch nicht, erwiederte *Michel*, die hat ein Anderer bekommen; „ihr wißt ja, Vetter Schultheiß, daß man heute „zu Tage ohne Geld nirgends zu seinem Rechte „gelangt."

4.

Derselbe Nachbar *Michel* warb für denselben Buben um ein Mädchen, das unter die Raritäten der schönen Welt von *Löffelstelzen* gehörte, indem es vor menschlichen Augen noch eine Jungfrau war. Man trat zusammen und unterhandelte über das Heurathgut, worüber sich aber die Sache zerschlug, indem *Michel* hundert Thaler mehr verlangte, als man ihm zu geben Willens war. Ich machte ihm die dringendste Vorstellungen, unter Berufung auf die guten Eigenschaften des Mädchens, und bemerkte besonders, wie ehrend es für seinen Buben seyn müßte, wenn er einer der wenigen sey, die ihre Braut, mit dem Jungfernkranze geschmückt, zum Altare führen. „Ach! sprach *Michel*, das hat „gute Wege. Ich habe erst vor acht Tagen so „einen Jungfernkranz für meine Tochter Madlene bey dem Amte abgeholt. Man erhält da„selbst das Stück um einen Thaler."

5.

Es kam der Nachbar *Michel* zu mir und erklärte, er wolle von seiner Frau geschieden seyn, weil sie ihm, aus thörichter Eifersucht die Magd aus dem Hause gejagt habe. Ich bemerkte ihm,

das Ehebett sey kein Taubenschlag und so lange Löffelstelzen stehe, sey nie der Fall einer Ehescheidung vorgekommen. „Das hat nichts „zu sagen, erwiederte er; wir leben nicht mehr „in der alten Welt. Es wird in jedem Re„gierungsblatte wenigstens ein Halbduzend „Ehescheidungen aufgeführt, und was dem Ei„nen recht ist, ist dem Andern billig." — „Das kommt daher, unterbrach ihn der Büttel, weil das Regierungsblatt nicht unter Censur steht."

6.

Der Pfarrer hatte eine sehr schöne und rührende Predigt über Mos. 24, 10. gehalten: „Wenn du deinem Nächsten borgest, sollst „du nicht in sein Haus gehen und ihm „ein Pfand nehmen;" nach der Predigt aber sollte vor dem Thore der Kirche ein scharfes Publicandum verlesen werden, das die Bürger, die im Laufe der Woche ihre Steuerausstände nicht bezahlen würden, mit unausbleiblicher Realexecution bedrohte. Als nun der Pfarrer Amen gesagt hatte, raunte mir der Büttel ins Ohr, nach dieser Predigt werde man für heute wohl mit dem Publicandum inne halten müssen. Ich, gewohnt die erhaltenen Befehle stracks zu vollziehen, verwies dem Büttel seine Naseweisheit. „Aber es geht einmal nicht, fuhr er fort, wenn ich das Ding verlese, so werden die Leute glauben, entweder halte sie der Pfarrer für Narren oder das Amt." — Je nun, sagte ich, so lassen wir die Sache beruhen, bis an den folgenden Sonntag; da denkt kein Mensch mehr an die heutige Predigt." Diese Nachgiebigkeit nahm mir das Amt sehr übel; und ich erhielt einen furchtbaren Wischer, mit dem Befehle, alle künftigen Publicanda vor der Bekanntmachung dem Pfarrer mitzutheilen, „der „dann pflichtmässig nicht ermangeln werde, seine „Predigten mit dem Innhalte derselben in gebüh„rende Harmonie zu bringen."

Literatur.

1.

Vergleichende Kritik des Entwurfs des Strafgesetzbuchs für Baiern mit dem baierischen Strafgesetzbuch vom Jahre 1813, besonders zum Gebrauche der Landstände. 8. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1823, 156 Seiten. Der Werth des baierischen Strafgesetzbuchs von 1813 ist allgemein anerkannt; mehrere competente Richter haben ihm den Vorrang vor allen ähnlichen Gesetzbüchern, die in der neuern Zeit zum Vorschein kamen, eingeräumt; einige andere teutsche Regierungen haben Bedacht auf seine Einführung in ihren Ländern genommen. Um deßwillen hat es, wie alle menschlichen Erzeugnisse, nicht aufgehört, einer höhern Vervollkommnung fähig zu seyn, und die baierische Regierung, nicht stille stehend auf der Bahn der besonnenen Reform, hat sich veranlaßt gesehen, eine Revision desselben anzuordnen, deren Resultat der den Ständen in der letzten Versammlung vorläufig mitgetheilte Entwurf ist, welcher in einer ausserordentlichen Versammlung zur Berathung kommen soll. Die vorliegende vergleichende Kritik dieses Entwurfs mit dem Strafgesetzbuche verdient, da sie sich durch Scharfsinn, psychologischen Blick und Sachkenntniß auszeichnet, die Aufmerksamkeit aller derer, die in dem Felde der Legislation arbeiten, und bietet besonders den baierischen Landständen viele wichtige und nützliche Ideen dar, von denen sie seiner Zeit werden Gebrauch machen können.

2.

Eine längst entschiedene Frage über die obersten Episcopatrechte der protestantischen Kirche, von neuem erörtert von Dr. F. * 8. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1823, 95 Seiten. — Der Grundsatz des protestantischen Kirchenrechts: princeps est episcopus, ist an sich nichtig und leer, und erhält nur dadurch einen erträglichen Sinn, daß man ihn willkührlich deutet; aber er wird zum baaren Widerspruch und in seiner Anwendung ärgerlich und zerstörend, wenn man ihn so weit ausdehnt, daß auch den katholischen Regenten das höchste Episcopat über ihre evangelische Landeskirchen zuerkannt wird. Gegen diese Ausdehnung haben sich von jeher alle nüchternen Kanonisten erklärt; dessen ungeachtet ist sie in unsern Tagen wiederholt und ausdrücklich behauptet worden, die katholischen Souveräne seyen nicht blos zur persönlichen Ausübung der weltlichen Hoheitsrechte über die protestantische Kirche in ihren Landen, sondern auch der Kirchengewalt selbst in gesetzgebender Beziehung, ja sogar bis zur Umänderung der bestehenden Kirchenverfassung berechtigt. Diese Behauptung bestreitet der Verfasser der vorliegenden Schrift auf eine recht gründliche Weise, indem er darthut, daß die Episcopalrechte der protestantischen Kirche schon der Natur der Sache nach von einem katholischen Landesherrn nicht ausgeübt werden können, daß selbst das päpstliche Recht einem katholischen Regenten kein eigentliches Kirchenregiment über protestantische Kirchen einräume, daß weder der Religionsfriede noch der westphälische Friede einem katholischen Landesherrn Episcopalrechte über seine evangelischen Unterthanen einräume, und daß die neuesten teutschen Staatsgrundgesetze die Rechte der protestantischen Kirche keines Wegs geschmälert haben. Wir müssen diese Schrift als eine willkommene zeitgemässe Erscheinung betrachten, da sie nicht nur ihr eigentliches Thema gut und erschöpfend behandelt, sondern auch über die in unsern Tagen immer wichtiger werdende Lehre von den gegenseitigen Verhältnissen der Kirche und des Staats viele anziehende und treffende Bemerkungen enthält.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



3. May | 18. | 1823.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf
Eisern im wolkigten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel!

Schiller.

England und Spanien.

In dem Widerstande, den Europa seit dem Jahre 1792, erst den politischen Grundsätzen, die von Frankreich aus verkündigt wurden, und dann dem drohenden Emporsteigen dieser Macht entgegen gesetzt, hat England die erste und glänzendste Rolle gespielt. Mit ungeheuern Anstrengungen und mit der unerschütterlichsten Standhaftigkeit hat es dem gemeinschaftlichen Feinde entgegen gewirkt; nie hat es sich unter seine Waffen und nie unter seine Ansprüche gebeugt; immer blieb es im Besitz der herrlichsten Eroberungen; lange theilte es mit dem Feinde die Herrschaft der Welt; und wenn derselbe am Ende des langen Kampfes seinen Übermuth mit seinem Untergange büßte, so war das das Werk der brittischen Macht, ihrer Aufopferungen und ihres Ausharrens, so wie die erhabene Stelle, die sie seitdem in dem Systeme von Europa einnimmt, sich von selbst aus der auf solche Weise erprobten Stärke und Überlegenheit ergab. Kann man glauben, daß eine Regierung, deren neueste Geschichte ihr so erhebende Erinnerungen gewährt; und die sich eine so entscheidende, allgemein anerkannte und durch eine so unermeßliche Summe von Kraft unterstützte Stimme über die Angelegenheiten von Europa erworben hat, sich auf die Rolle der Vermittlung beschränken werde, wenn Frankreich Spanien mit einem Kriege überzieht, der wenigstens einen temporären Verlust der Selbstständigkeit für die letztre Macht beabsichtigt, und die Existenz aller staatsrechtlichen Verhältnisse, die durch die neuern Verträge zu Stande gekommen sind, in die augenscheinlichste Gefahr setzt?

Hyde de Neuville hat in der französischen Deputirtenkammer versichert, England werde wahrscheinlich die strengste Neutralität beobachten; denn nachdem es von jeher den französischen Jakobinismus bekriegt, werde es nun nicht zu Gunsten des spanischen von seinen Grundsätzen abweichen wollen. Der Grund, womit dieser Redner seine Behauptung unterstützt, ist alles Gehalts entblößt, schon deßhalb, weil der Jakobinismus der Franzosen und der Liberalismus der Spanier ihrer Natur und ihren Erscheinungen nach ganz verschiedene Dinge sind, und der letztre von den Engländern nicht angefeindet werden könnte, ohne daß sie den Grundsätzen entsagen müßten, auf denen ihr eigenes bürgerliches System beruht. So hat auch die

brittische Macht nie gegen den Jakobinismus Krieg geführt, den sie klüger seiner aus ihm selbst hervor gehenden unfehlbaren Vernichtung überließ; dagegen aber erhub sie, mit einer allen Wechseln der Ereignisse trotzenden Beharrlichkeit ihre siegreichen Waffen, um das alles zermalmende Übergewicht, das Frankreich auf dem Continent errungen hatte, zu zerstören, und sich selbst zu der unerschütterlich befestigten Bedeutung in der europäischen Staatenordnung empor zu schwingen, die ihm am Ende als der Preis seiner Anstrengungen zu Theil geworden ist. Politische Größe und Überlegenheit, gegründet auf die feste Basis der Macht war der letzte und höchste Zweck der Kriege, die England geführt, seitdem die französische Revolution Europa aus seinen Fugen gerissen; seine größten Kraftentwicklungen erfolgten erst, als von den gefährlichen Lehren der Jakobiner keine Rede mehr war; ohnehin hatte eine folgerechte, in sich selbstständige Regierung diese Lehren nie zu fürchten, und sie war, um ihre Verbreitung zu hindern, im Besitze weit wirksamerer Mittel, als die sind, welche militärische Stärke gewährt.

Die Stellung, in der England aus dem langen Kampfe gegen Frankreich hervor gegangen ist, muß es zu behaupten suchen, und welche Conjunkturen in den öffentlichen Verhältnissen von Europa entstehen mögen, so werden in denselben alle seine Berechnungen auf denselben Zweck gerichtet seyn, den es in seinen Kriegen seit 1793, nie aus dem Auge verloren hat. So wenig es in diesen Kriegen je die Grundsätze der Jakobiner bekämpft hat, so wenig wird es itzt für die liberalen Ideen kämpfen, die die Grundlage der spanischen Constitution sind, wenn auch gleich die Niederlage derselben jenseits der Pyrenäen ihre Ächtung auf dem ganzen Festlande von Europa zur Folge haben müßte, indem es dem Cabinete von St. James ganz gleichgültig ist, ob die auswärtigen Völker Garantieen für ihre Freyheit haben, wenn nur die

Garantie für seine Macht und Überlegenheit sicher ist. Als Canning an die durch den Tod des Marquis von Londonderry erledigte Stelle trat, verkündigten alle Londoner Blätter, die bis dahin den Ton der Opposition gehalten hatten, England werde von nun an schützend und während sich an die Spitze der constitutionellen Staaten von Europa stellen, und alle Völker, die im Besitze gesetzmässiger Freyheit seyen, mit seinem Schilde bedecken. Man muß gestehen, daß diese Rolle sehr edel wäre; vielleicht wäre sie auch die nützlichste, die eine grosse Regierung in der gegenwärtigen Zeit übernehmen könnte. Aber die Politik dieser Zeit erhält, wie wir wissen, ihre Richtungen nicht durch die Maximen der Humanität oder des Edelmuths, und im lebendigen Bewußtseyn, daß ihre Zwecke ihr lediglich durch den Eigennutz vorgesteckt seyen, kann sie auch nicht begreifen, wie die Anwendung jener Maximen für sie nützlich werden könnten.

Wenn nun aber gleich das englische Cabinet in der spanischen Sache weder eine Verpflichtung noch ein Interesse anerkennen durfte, um das grosse Wort für die europäische Freyheit zu führen, so kann sie um so weniger die Aufforderungen, die aus dieser Sache zur Wahrung ihres politischen Gewichts und ihres Vortheils an sie ergehen, zurückweisen. „Die Lage Englands, hat Francis Burdett am 18. März im Unterhause gesagt, müßte sehr jämmerlich seyn, wenn es nicht zu Frankreich sagen könnte: du darfst keinen ungerechten Krieg gegen friedliche Völker führen, du darfst das Gleichgewicht der Macht nicht verrücken, auf welchem das Heil aller ruht! Wenn es je nöthig war, daß England für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den europäischen Staaten wachte, so ist dieß itzt der Fall, wo alle Staaten zweyten Ranges unter die Obergewalt von zwey oder drey Großmächten gerathen sind. Es liegt im Interesse Englands, sich diesem System von Prädomination zu widersetzen, und die Nation wird, wie ich

fest glaube, kein Opfer scheuen, um den Sturz desselben zu bewirken, und den Wechsel des Kampfs dem Schicksal vorziehen, das sie sich durch sorglose Unthätigkeit bereitet. Burke sagte zu Anfange der französischen Revolution, Frankreich sey von der Charte Europa's ausgestrichen. Würden wir die erniedrigende Rolle spielen, die uns die Minister zumuthen, und Frankreich bey seinen Entwürfen gewähren lassen, so würde England von der Charte Europa's gestrichen seyn. Aber auch abgesehen von dem Niedrigen eines solchen Betragens, welches den erhabenen Grundsätzen so vieler ausgezeichneten Männer, die zu allen Zeiten Glieder dieses Hauses waren, widerspricht und ihr Andenken schändet, — was ist das für eine Politik, wenn man zuläßt, daß Frankreich sich Spaniens bemächtige? Und was wird aus Portugal werden, das ohne allen Zweifel die Invasion treffen wird, so bald Spanien unterjocht ist? Ich hoffe, England werde nicht so tief sinken, daß es sich zu einer Neutralität anheischig mache, die in der gegenwärtigen Lage von Europa gefährlich, unpolitisch und verächtlich ist.“ In dem Sinne dieses Redners sprachen noch mehrere in beyden Häusern. Sie stimmten alle darinn überein, daß die dringendsten Staatsinteressen die Regierung auffordern, sich für Spanien gegen Frankreich zu erklären.

Indeß hat Hr. Canning im Unterhause das Wort ausgesprochen, daß für itzt kein besonderer Grund vorhanden sey, der England zum Kriege bestimmen könnte, und er hat durch dieses Wort unter allen denen, welche das Interesse von England, so wie die Freyheit von Europa nur durch die Waffen für gesichert halten, allgemeine und grosse Entrüstung erregt. Zwar enthält der Ausspruch des Hrn. Canning nichts weniger als die Erklärung einer unbedingten Neutralität. Denn indem der Minister in dem gegenwärtigen Augenblick keinen Grund sieht, der eine Kriegserklä-

rung rechtfertigen dürfte, längnet er nicht, daß durch den Gang der Ereignisse eine solche Stellung der Umstände herbey geführt werden könnte, durch die gerade das Gegentheil dessen, was nun als zweckmässig erachtet wird, nothwendig und unvermeidlich würde. Aber auch die Beschränkung der Neutralität auf den itzigen Augenblick findet grossen Tadel, indem man es der Würde Englands nicht angemessen hält, daß es seine Vermittlungsversuche damit endigt, daß es sich in sich selbst zurück zieht, den ungerechter Weise Angegriffenen seinem Schicksale überläßt, und die Ruhe und das Wohl von Europa dem Zufalle anheim stellt, während es einer Macht von dieser Grösse und von dieser Bestimmung geziemte, ihren Friedensvorschlägen durch eine feste Haltung Achtung zu verschaffen, und das völkerrechtliche Gesetz von der Selbstständigkeit der Staaten durch alle in seiner Gewalt stehenden Mittel gegen den aufrecht zu erhalten, der im Begriffe war, es zu verletzen. In der That hat England, indem es im Widerspruche mit allen seinen bisherigen Erklärungen diese Verletzung zugab, gerade auf den edelsten Theil der Rolle verzichtet, die ihm seine Stellung in der Reihe der Mächte zuweist.

Die bisherigen Schritte des Cabinets von St. James beweisen, daß es ihm ernstlich um die Erhaltung des europäischen Friedens zu thun war, und wie sehr es den Vorwurf vermeiden wollte, daß der zwischen Frankreich und Spanien obschwebende Zwist, durch sein Einschreiten, zur Störung der allgemeinen Ruhe geführt habe. Nie hat es aber auf die Sicherstellung seiner Interessen Verzicht geleistet, in so ferne dieselbe durch den weitern Lauf der Dinge berührt werden möchten. — Kann es zugeben, daß die Halbinsel in die Gewalt von Frankreich falle? Kann es, wenn das Mißlingen der französischen Plane irgend eine Continentalmacht zur bewaffneten Einmischung bewegt, die Erfolge mit den Händen im Schooße erwarten? Kann es, wenn Por-

tugal seine Unabhängigkeit bedroht sieht, taub gegen die Erinnerung an die Heiligkeit der Verträge bleiben? Man spricht von einer Note, welche Hr. Gordon, der englische Geschäftsträger in Wien, dem Fürsten Metternich übergeben haben soll, des Innhalts, daß wenn eine grosse Macht des Festlandes an dem Kampfe in Spanien direkten Antheil nehmen wollte, der Londner Hof genöthigt seyn würde, ebenfalls eine Partie zu ergreifen, und auf die Seite des schwächern Theils zu treten. Wir wissen nicht, was an diesem Gerüchte wahr ist; aber die ganze Lage der Umstände und die Beachtung aller politischen Gesichtspunkte führen uns zu dem Glauben, daß in diesem Kriege noch nicht der letzte geschossen habe.

Von dem revolutionären Geiste der teutschen Nation.

Der Fürst Alexander von Hohenlohe hat in der seiner Predigt über den Zeitgeist vorgesetzten Dedikation, sein teutsches Vaterland den Monarchen von Österreich, Rußland und Preussen dahin denuncirt: „Die jenseits des Rheins erstickten giftigen Revolutionskeime scheinen diesseits festere Wurzeln geschlagen zu haben. Demagogen, Jakobiner, Illuminaten leiten das Werk; öffentliche Lehrer, Zeitungsschreiber, Journalisten, seyn wollende Gelehrte seyen ihre Satelliten, Constitution ihr Feldgeschrey, Zeitgeist ihr Palladium, Sturz der Religion und Throne, Lösung aller Bande ihr Zweck." — Der Fürst wollte aber auch seinen Rath gegen so grosse Übel nicht vorenthalten. „Es zieme ihm nicht, fuhr er fort, von den Mitteln zu sprechen, die der Weisheit der Monarchen nicht entgehen werden; aber erlaubt sey es ihm zu sagen, Waffen allein bekämpfen keine Ideen mehr. Das Übel sey tiefer gewurzelt, als man wähne, die zar-

„teste Jugend sey angesteckt, und der auf Gymnasien und Universitäten gar oft verderbte Jüngling, werde eine Schande jedes Standes werden, dem er sich weihe." *)

Ein Redner, dem die Autorität der Wundergabe zu statten kommt, scheint vor andern ein Recht auf Gehör zu haben. Aber wir wissen, daß nicht Alles wahr ist, was die Wunderthäter sagen. Es sind beynahe drey Jahre vorüber gegangen, seit dem der Fürst diese schwere Anklage gegen sein Volk ausgesprochen hat, und es ist während dieser drey Jahre nichts versäumt worden, was dazu dienen konnte, um die von ihm denuncirten Verbrechen aufzufinden. Aber es ist auch nicht ein einziger derselben entdeckt worden; Teutschland ist in allen seinen Enden ruhig; die

*) Es ist bemerkenswerth, wie diese Denunciation eines katholischen Domherrn kürzlich von einem protestantischen Doktor der Theologie kommentirt worden ist. „In solchem Tone, sagt derselbe, erlaubt sich ein Teutscher im Angesichte Teutschlands, vor den beyden mächtigsten teutschen Fürsten, und vor einem dritten, welcher dem teutschen Bunde nicht angehört, von den Teutschen zu reden; so verklagt er sie, als wären sie Rebellen und Atheisten, und sinnen auf nichts, als auf Verbrechen. Wodurch hat er das Recht der Rede erworben? Was hat er gethan für sein Vaterland, was er für die Kirche, oder die Wissenschaften geleistet, wodurch hat er seinen Beruf zum Strafprediger und Sittenrichter begründet? Wunder freylich hat er gethan; das gilt aber nicht viel, in dieser hier wundersüchtigen und dort wunderscheuen Zeit. Und wie hat er seine Anklage geführt und bewiesen? Was für Leute sind denn die Illuminaten? Wer sind die teutschen Demagogen und Jakobiner? Wo wird die teutsche Jugend verderbt? Wer verdirbt sie, wodurch wird sie verdorben? — Was soll das heissen: Waffen allein bekämpfen keine Ideen mehr. Waffen bekämpfen Waffen, Schwert gegen Schwert; die Ideen aber sind stichfeste und können und sollen nur durch Ideen, nie aber durch Waffen bekämpft werden. Und welche Macht wollen sie denn den Ideen entgegen gesetzt wissen? Die Macht, welcher Sie dienen, die Macht der Hierarchie. Diese soll die Ideen des Jahrhunderts auslöschen und die schöne Zeit des Mittelalters zurück führen, wo die Wunderthäter ihr Glück machten. Nun wissen wir doch was sie wollen, und begreifen, wie sie die Achtung und Liebe für ihr Volk verläugnen und sein Ankläger werden konnten." — S. Die Gefahr einer teutschen Revolution, von D. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie in Leipzig, (8. 1823) S. 60 — eine treffliche Schrift, voll lichter zeitgemässer Wahrheiten, optimae frugis libellus.

Fürsten sind geliebt und verehrt; die Bande der bürgerlichen Gesellschaft befestigen sich; die Furcht vor einer Revolution ist so eitel, als es die Grille des Hypochondristen war, der sich scheute, auf die Strasse zu gehen, weil ihm ein Meteorstein auf den Kopf fallen konnte.

Indessen ist erst im vorigen Jahre dasselbe Klagegeschrey über den bösen Geist der Teutschen von dem Chorherrn Fabritius in Bruchsal, recht jämmerlich und kreischend erhoben worden, und sie erschallte weit und breit umher, wie in nächtlicher Stille das Geheul der Uhus. Aber die Finsterlinge, seine Genossen, die Schlechtigkeit seiner Manier fühlend, sahen ihrer Sache durch eine solche Vertheidigung keinen Dienst geleistet; die Leute von gesunden Verstande lachten der seltsamen Grimassen des toll gewordenen Fanatismus; und der Schreyer selbst, nachdem er kaum die Feder niedergelegt hatte, verfiel in Wahnsinn und endete seine Heldenbahn im Correktionshause. Mit ihm ist aber nicht in allen Köpfen auch sein Glaube erstorben. Vielmehr giebt es noch immer, zumal in den höhern Regionen des gesellschaftlichen Lebens, recht eifrige Prediger desselben, und wie auch die Erfahrung ihre Predigten Lügen strafen, und wie mit jedem Tage ihrer Zuhörer sich mehr verlaufen mögen, so fahren sie doch fort zu denunciren, zu Verläumden, zu warnen und zu drohen. Es ist in ihnen die Idee von einer teutschen Revolution fix geworden, und wie kräftig auch die Strahlen der Wahrheit auf sie fallen, so vermögen dieselben doch nicht die steinerne Rinde, die ihre Köpfe umgiebt, zu durchdringen, und die starre Masse zum Fluß zu bringen.

Daß sie aller Thatsachen entblößt sind, um vermittelst ihrer ihre Behauptungen zu unterstützen, fangen diese Apostel der Finsterniß endlich wohl an einzusehen, seidem das Spectakel von der grossen teutschen Verschwörung ausgegangen ist, ohne daß den Schergen und Henkern die ihnen darinn zugedachten Rollen zu Theil geworden wären, und seitdem man sich selbst von Amtswegen nicht mehr hat erwehren können, zur Steuer der Wahrheit der grossen Majorität unsrer akademischen Jünglinge das Zeugniß zu geben, sie seyen zwar fröhlich und mitunter ein wenig muthwillig, aber zugleich arglos und fromm, wie die Lämmer. So sind auch die Giftpflanzen vergeblich erwartet worden, welche dem Boden unsrer Literatur entsprossen sollten; der Samen, den man in ein so böses Geschrey gebracht, hat nirgends die Erndte verdorben; noch mehr als in jeder vorhergegangenen frühern Zeit blieb der Sinn für Religion, Sittlichkeit, Recht und bürgerliche Ordnung der vorwaltende; und in den allermeisten Fällen, wo Klagen über gefährliche politische Grundsätze und Äusserungen der Schriftsteller erhoben wurden, fand sich bey genauerer Untersuchung das grössere Unrecht in der mißverständlichen Auffassung und in der Unredlichkeit der Ankläger. Man konnte unmöglich mehr an den contagiösen Zustand unsrer Literatur glauben, wenn man, bey unsrer ungeheuren schriftstellerischen Fruchtbarkeit und bey dem sorgsamen Auge der Policey, unter dem sie sich ergiebt, die Seltenheit der gegen strafbare Autoren verhängten Untersuchungen und die unbedeutende Zahl der Bücher erwog, die man mit dem Interdict zu belegen für nöthig hielt.

Da in Beziehung auf alle diese Gegenstände die Verläumdung immer weniger Unterstützung findet, so haben die Verläumder seit Kurzem der Sache eine neue Seite abzugewinnen gesucht, und wiederholt und mit Eifer behauptet, es bedürfe für die Schlechtigkeit des bürgerlichen Geistes, der die Teutschen belebe und treibe, keines Beweises weiter, nachdem sie den Antheil, den sie an der Sache der Spanier und der Griechen nehmen, so keck und rücksichtlos an den Tag gegeben, und sich dadurch vor aller Welt als solche erwiesen haben, die überall die Partie der Rebellion als die ihrige ansehen, und den Sturz der Thronen als die nothwendige Wir-

kung des Systems, zu dem sie sich bekennen, und in dessen Verbreitung sie das Heil der Welt erblicken. Wir müssen unsern Gegnern einräumen, daß das, was sie von dem Interesse des teutschen Volkes an den Angelegenheiten der Spanier und der Griechen behaupten, nicht aus der Luft gegriffen ist. Wer unter uns irgend eine Stimme über öffentliches Recht und bürgerliches Leben hat, hat den Spaniern von Herzen Glück dazu gewünscht, daß es ihnen gelang sich einem Despotismus zu entschlagen, der eben so ungerecht als zerstörend war, und in keinem Lande der Welt hat der kühne Aufstand der Griechen gegen die türkische Tyranney, unter allen Klassen des Volkes, so viel Theilnahme, so viel laute Billigung und so viel thätige Unterstützung gefunden, als in Teutschland. Aber diese Thatsachen, die die Verstockung uns zum Vorwurf machen möchte, sind in der That die glänzendste Zeugnisse für den teutschen Nationalcharakter. Denn es ist nicht der aus dem Volke hervorgegangene Widerstand gegen die herrschende Gewalt, sondern der rechtmässige und löbliche Zweck dieses Widerstandes, was uns anzieht; nicht ist uns daran gelegen, daß die Volkspartie, aber desto mehr daran, daß die Partie des Rechts den Sieg erlangt hat; nicht freuen wir uns über das Unglück des unterliegenden Theils, desto mehr aber über den Fall der gemißbrauchten, die Menschheit entwürdigenden und unterdrückenden Macht. Wir beweisen damit, daß ein lebendiges, kräftiges Gefühl für Recht und Gerechtigkeit in uns ist, das von jeder gesetzwidrigen Gewalt sich abwendet, unbekümmert von wem sie ausgehe, und das von jedem Siege des Guten und Wahren erhoben wird, selbst wenn er auch für unsern Vortheil gleichgültig ist, und er werde erfochten, von wem er wolle. Dieß Gefühl bestimmt unser Urtheil über das öffentliche Leben der auswärtigen Völker und erregt das Interesse, das wir an demselben nehmen; da ihm aber in nicht minderer Stärke Besonnenheit, Treue und

Religiosität zur Seite gehen, so erhält es in uns Achtung und Ergebenheit für die bürgerliche Ordnung, in der wir leben, und Abscheu gegen jede Störung derselben durch unbefugte Gewalt.

„Menschliches Gefühl, sagt der oben angeführte protestantische Theologe, wohnt in den teutschen Völkern, Achtung der Menschenrechte, und der Kosmopolitismus, welcher die Fortbildung des Menschengeschlechts wünscht, und Alles dessen sich freuet, was sie zu fördern verspricht. Allerdings wünschen sie nicht, daß die spanische Inquisition sich wieder öffnen möchte; allerdings gönnen sie den amerikanischen Provinzen eine selbstständige Existenz; allerdings würden sie trauern, wenn die Griechen untergiengen in Schmach und Jammer. Wie aber, muß man denn den Sultan lieben und ehren, und die Großmuth der Türken preisen, um seine Bürgertreue zu bewähren und seine Anhänglichkeit an einen angestammten vaterländischen Fürsten? Kann man denn nicht den amerikanischen Colonieen eine selbstständige Existenz gönnen, ohne an eine Umkehrung der Dinge im teutschen Vaterlande zu denken? Darf man sich denn der Aufhebung der spanischen Inquisition darum nicht freuen, weil auch hierdurch in einer bestehenden Ordnung etwas verschoben und verrückt, und so das Princip der Stabilität verletzt worden ist? — Das seltsamste Mißverständniß nur, oder eine absichtliche Mißdeutung kann, was aus den würdigsten Ansichten und den edelsten Gesinnungen hervorgeht, für das Anzeichen eines bösen Geistes einer bedenklichen Stimmung erklären."

Miscellen.

1.

Im Jahre 1452, kam der Cardinal Johann Capistranus nach Nürnberg und hielt dort vor der Kirche der heiligen Maria, unter freyem Himmel, Predigten gegen die Uippigkeit, die Schwelgerey und die Laster jener Zeit. Das Volk strömte in unermeßlicher Zahl herbey, um ihn zu hören und mit wundersamer Kraft wirkte sein Wort auf die Herzen. Man ließ es aber nicht bey den guten Vorsätzen bewenden; die Bekehrungen waren so ernstlich, daß man 76 Schlitten, 2640, Brettspiele, 40,000, Würfel, einen grossen Haufen Kartenspiele und eine Menge Kleider, Geschmeide und andern Hoffarts auf dem Markte verbrennen sah. Das war ein

Prediger, vor dem man Respekt haben muß. Man hat in unsern Tagen Missionäre, Jesuiten, Redemtoristen und andere Mönche vom alten und neuen Stil unter das Volk ausgesandt, um es zu bearbeiten; viele Mystiker haben sich den Vollmachtsbrief für dieselbe Sendung selbst geschrieben; aber eine Wirkung wie der Cardinal *Capistranus* hat keiner hervor gebracht, entweder weil es ihnen an seiner Kunst, oder ihrer Zeit an der Empfänglichkeit der seinigen gefehlt hat.

2.

Man kennt die Antwort, welche einige alte und verständige Pariser Kaufleute dem Minister *Colbert* auf die Frage gaben, was von Seiten der Regierung zu thun sey, um den Handel des Königreichs empor zu bringen. Ihr Gutachten bestand in drey Worten: Laissez nous faire! (Lassen Sie uns machen!) Die Weisheit, die in diesem Gutachten liegt, ist von aller Welt anerkannt, und überall spricht das Zeugniß der Erfahrung, daß die Gewerbe sich da in der höchsten Blüthe befanden, wo sich die Regierungen am wenigsten um sie kümmerten. Das bisherige Einmischen der Staatsbehörden in den Handelsgang war das Werk der finanziellen Knickerey, die überall ihre Netze auswarf, wo sie etwas zu fischen fand. Dadurch ist das Gewerbswesen in ganz Europa in seine itzige jämmerliche Zerrüttung gekommen. Sie fordert dringend, daß die Regierungen einen Augenblick von der Maxime der *Colbertischen* Rathgeber abweichen, und durch Aufhebung der bisherigen Hemmungen den bestehenden Übeln abhelfen; ist dieß geschehen, so mögen sie die Kaufleute *nur selbst machen lassen*, und es wird sich Alles wieder zum bessern wenden. *Benjamin Franklin*, der in dieser Frage doch gewiß eine eben so competente Stimme hat, als der beßte Finanzrath des neunzehnten Jahrhunderts, begleitet die obige Anekdote mit dem Wunsche, daß der Handel zwischen *allen Nationen der Erde* eben so frey seyn möchte, wie zwischen den *verschiedenen Grafschaften von England*. „So wenig, setzt er hinzu, der *freye Handel* jenen Grafschaften schadet, so wenig würde er den Nationen von Europa schaden.

3.

Man hatte an dem französischen Hofe vor dem Ausbruche der Revolution für diejenigen, welche auf Herstellung der unterdrückten Menschenrechte und auf Besserung der Verwaltung

drangen, einen gemeinsamen Namen erfunden; man nannte sie *Philosophen*. Es war natürlich, daß auch der edle *Lamoignon-Malesherbes* diesen Titel empfieng. Denn als Präsident der ersten Steuerkammer hatte er immer mit Muth dem Übermaße der Abgaben und der Raubgier der Generalpächter widersprochen; mit demselben Muthe zeugte er in mehreren Schriften gegen die Mißbräuche der Verwaltung und die Anmaßungen des Despotismus; in gleichem Geiste handelte er während der kurzen Zeit seines Ministeriums; als aber die Revolution ausbrach, ergrieff er, mit den Hoffnungen, die sein Herz erfüllten, die Sache des Rechts und der Freyheit, bis er sie im Kampfe der Parteyen schmählich untergehen sah. Von diesem Augenblicke an zog er sich in die Stille zurück und beklagte das Unglück seines Vaterlandes. Aber das Verbrechen, das eine verfluchte Faction an *Ludwig XVI.* zu begehen im Begriffe war, rief ihn wieder auf den Schauplatz der Geschäfte. Er, „der zu den Zeiten, da der Despotismus noch allmächtig herrschte, mit der Würde und dem Geiste eines Republikaners, zu seinem Könige und Herrn gesprochen, erbot sich, als dieser gestürzt, von seinen Höflingen verlassen, im Kerker schmachtete, die Rolle seines Vertheidigers zu übernehmen," und unerschrocken und edel übte er, mit den Bürgern *de Seze* und *Tronchet*, dieß heilige Amt. Daß er sich freywillig dazu erboten, ward ihm nicht vergessen. Drey Monate nach dem gekrönten Märtyrer starb auch er auf dem Blutgerüste, heiter wie *Sokrates* und standhaft wie *Cato*. Den Königen aber hinterließ er durch sein Beyspiel die Lehre, daß das nicht gerade die schlimmsten Leute sind, die der Aristokratismus und der Obscurationsgeist *Philosophen* schilt. — War es doch ein Philosoph, der, das eigene Leben freudig aufopfernd, neben Ludwig vor seinen Mördern stand; die vornehmen Herrn aber, die sich Ludwigs Freunde nannten, lagen damals im Winterquartier zu *Rottenburg am Neckar*.

4.

*) Die französische Regierung dürfte die *Pforte* nicht fallen lassen, sie müßte im Gegentheile alle ihre Macht anwenden, um sie zu erhalten,

*) Die folgenden Worte, die der Verfasser dieser Blätter schon vor 15 Jahren geschrieben hat, (*Nat. Chron. d. T.* 1808 S. 67. ff.) mögen jetzt wiederholt werden, zum Beweise, daß es politische Verhältnisse und Ansichten giebt, die kein Wechsel der Ereignisse und der Personen ändert.

und ihre schwindenden Kräfte wieder zu stärken, wenn sie es nicht gewiß wäre, daß sie auf ihren Trümmern ein neues Reich errichten, und innige, unzertrennliche Bande mit demselben knüpfen könnte. Seitdem der König von Frankreich Franz I. es auf sein Gewissen genommen, in Bundesverhältnisse mit den Feinden des christlichen Namens zu treten, (1537,) waren die Türken die wichtigsten Alliirten der französischen Könige, weil man sich ihrer bedienen konnte, das Haus Österreich in Achtung zu erhalten, oder es, wenn seine Armeen an den Rhein zogen, in seinem Rücken anzugreifen. Es entgieng auch den Türken nicht, wie nützlich ihnen diese Verbindung war; weßwegen sie den Franzosen in dem Innern ihrer Staaten grosse Vorrechte einräumten und ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die Entschliessungen ihres Staatsraths gestatteten. Seit der Mitte des achzehnten Jahrhunderts begann zwar die alte Freundschaft zu erkalten, weil die Osmanen die nachtheiligen Folgen begriffen, die das unerwartete Anschliessen des französischen Hofs an Österreich und Rußland für ihr Interesse haben mußte. Die Revolution unterbrach ohnehin die frühern Verhältnisse, und der Zug nach Ägypten vollendete die Entzweyung zwischen beyden Mächten. Aber so bald Napoleon nach seiner Erhöhung zur Dictatur, Frankreich mit Europa wieder versöhnt hatte, knüpfte er die alten Bande mit der Pforte aufs Neue an. Ihre Freundschaft war ihm, bey den veränderten Verhältnissen der grossen Mächte, nicht nur wegen Österreich, sondern eben so wohl auch wegen Rußland wichtig, welches letztre so laut das Geständniß abgelegt hatte, daß es seinen Ehrgeiz darein setze, im Süden von Europa eben so entscheidend zu wirken, als im Norden. Er konnte sich der Türken mit dem beßten Erfolge gegen diese Macht bedienen, und ihr eigener Vortheil forderte sie auf, Frankreichs Absichten zu befördern. Wie richtig die Berechnungen Napoleons waren, bewies der im Herbste des Jahrs 1806 ausgetragene nordische Krieg. Die Türken beschäftigten in demselben eine zahlreiche russische Armee. Ihr Daseyn hatte sich aufs Neue als nützlich für die Franzosen bewährt. Aber sie waren immer Bundsgenossen ohne Zuverlässigkeit. Mißtrauisch gegen ihre Freunde, und, freylich nicht ohne Ursache, besorgt und furchtsam in allen ihren Berührungen mit den christlichen Mächten, war es oft unmöglich ihren trägen Sinn zu wecken, wenn man ihrer auch am dringendsten bedurfte, und zogen sie das Schwert, so führten sie es gewöhnlich ohne Energie, und ohne die Erfolge, die unter einer weisen Leitung ihre Macht zu Stande gebracht haben würde. Eine Regierung von Einsicht, Kraft und europäischer Cultur würde in dem letzten Kriege, von den Ufern des schwarzen Meers her wirkend, Rußland in die schrecklichste Verlegenheit gesetzt, und den französischen Heeren die Thore von Petersburg eröffnet haben. Napoleon kann die Pforte untergehen lassen, wenn er eine Regierung von diesem Charakter an ihre Stelle zu setzen vermag. Sie bedarf für seine politischen Zwecke nicht des ganzen Gebiets der Türken in Europa. Es mag Rußland die Moldau, die Wallachey, Bessarabien und selbst Konstantinopel (?) und Österreich Bosnien und Servien nehmen — ein König der Griechenland die Inseln des Archipelagus und Küsten des jonischen Meers beherrscht, und nach der Weise der europäischen Regenten seine innern und äussern Wirkungen bestimmt, wird Rußland weit mehr imponiren, als die Pforte mit all' ihrer erlahmten Macht, und nie werden die Franzosen fürchten dürfen, daß er mit dem vor seiner Thüre liegenden Riesen freundschaftliche Verbindungen anknüpfen dürfte.

Anzeige. Nachdem das Publikum das Panorama vom Rechberg von dem Herrn Zeichnungslehrer Baumeister in Gmünd, das in dem vorigen Jahrgange dieser Blätter S. 641 ff. näher bezeichnet worden, mit dem verdienten Beyfall aufgenommen, hat uns derselbe Künstler nun auch eine ähnliche Darstellung der Aussicht auf dem Kahlenstein, einer in der Nähe von Cannstadt, an dem linken Ufer des Neckars sich erhebenden Anhöhe gegeben. Die Reitze die dieser Punkt darbietet, sind im Vaterlande allgemein bekannt, und werden von jedem Reisenden mit Bewunderung genossen; um so mehr ist diese übersichtliche Nachbildung des herrlichen Naturgemäldes, als Wegweiser für die, die sich in der Anschauung desselben ergötzen, dankenswerth. Mit Vergnügen zeigen wir zugleich an, daß Herr Baumeister so eben mit der Bearbeitung eines Panoram's der Weilerburg beschäftigt ist, deren grosse und prachtvolle Aussicht in diesen Blättern 1822 S. 689 ff. angedeutet worden.

Oben Seite 234. Zeile 4: ist statt Bundesversammelungen zu lesen Landesversammlungen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



10. May 19. 1823.

Es eilen nicht christliche Schaaren,
Zu theilen mit uns die Gefahren,
Der Kampf soll ausschließlich gewähret uns seyn.
Wir sterben, wir siegen viel stolzer allein.
Bey des Vaterlands Stürmern, wir schwören,
Bey den Jungfrau'n geraubt von Altären,
Beym gemordeten Freund, beym gefesselten Kind,
Bey den Helden, deren Blut in den Adern uns rinnt:
Daß lebend den Sieg wir erwerben,
Daß sterbend wir ruhmbekrönt sterben!

Thomas Campbell.

Die griechische Sache.

Der muthige Anwald der Griechen, Hr. Professor Krug in Leipzig, der schon in den ersten Bewegungen ihres eben so gerechten als kühnen Aufstandes das Wort für sie genommen, und es mit männlichem Eifer fortgeführt, wie auch eiskalte Politiker und gleisnerische Finsterlinge ihn verläumden und begeifern mochten, hat sich in einer kleinen Schrift „Über den neuesten Stand der griechischen Sache" erklärt, und darinn seine Empfindungen bey den glücklichen Fortschritten des tapfern Volks, seinen Glauben an den endlichen Sieg seiner Sache und seines Rechts, und sein Urtheil über den Charakter, den die europäische Politik in dieser Angelegenheit an den Tag gegeben, ausgedrückt. Was er hier sage, bemerkt ein öffentliches Blatt, klinge besser und vernünftiger, als das Gewäsche Ultrablätter an der Seine, Themse, Donau und Newa, und laufe auf den Schluß hinaus: „Die Griechen verdienen Hülfe, damit die Feinde und Verläumder des heiligen Bundes nicht sagen dürfen, es sey dieser nur da, „um die Völker in Sklavenketten zu legen, sollten die Völker auch Christen und ihre Dränger „Unglaubige seyn. Die Religion dabey sey nichts „als eine Maske." Zu den letztern Worten macht der geistvolle Redakteur dieses Blattes die Bemerkung, „es scheine im Gegentheile die Heiligkeit des Legitimitätsprincips der politischen Eifersucht als Maske zu dienen," — und dann wirft er die Frage auf: ob ein Heide legitimer Regent eines christlichen Volkes seyn könne? und erklärt die Beantwortung dieser Frage für nicht leicht.*)

Was jene Bemerkung betrift, so werden sie gewiß alle diejenigen unterschreiben, die da im

*) S. Literaturblatt des Morgenblatts ꝛc. 1823. Nr. 22.

Stande sind, die Worte, die auf dem Markte der Politik gesprochen werden, von den Gedanken der Herzen zu unterscheiden. Wir haben von allen Seiten Stimmen aus den Cabinetten vernommen, die sich feyerlich und nachdrücklich dahin erklärten, daß das Regierungsrecht des Großherrn für eben so legitim erachtet werden müsse, als das eines jeden andern europäischen Regenten, daß der Aufstand der Griechen eine strafbare Rebellion sey, und daß man ihnen keine Unterstützung gewähren könne, ohne die Mitschuld an einem Verbrechen auf sich zu laden, das alle göttlichen und menschlichen Gesetze verdammen. Die Philosophen und die Publicisten haben sich in die Wette beeifert, diese Behauptungen zu widerlegen, und man muß gestehen, daß ihr Eifer mit einem grossen Erfolge belohnt worden ist. Die Politiker haben aber den ganzen Streit für unnütz und leer gehalten, indem sie in demselben das Princip der Legitimität blos als einen Schild erkannten, mit dem man seine Interessen zu decken und zu schützen suchte. So bald man dieß Princip für die Türken aufgab, so war ihr Reich eine gute Prise für jeden, der Lust hatte, es zu nehmen, und Macht es zu behaupten. Wie hätte die Politik einen so gefährlichen Satz einräumen können? Die Eifersucht der Mächte hatte bisher den Bestand der osmanischen Herrschaft gesichert. Da unsre Zeit diese Herrschaft von neuen Gefahren bedroht sah, erfand sie einen neuen Grundsatz, um hinter ihm die alte Eifersucht zu verstecken.

Die Frage: ob ein Heide legitimer Regent eines christlichen Volkes seyn könne? hängt allerdings mit der von der rechtlichen Statthaftigkeit des griechischen Aufstands zusammen, und ist auch von einigen der oben besagten Philosophen und Publicisten rund und unbedingt verneint worden, auf welche Verneinung aber der Eifer für die Partie, die das von Menschlichkeit und Liebe bewegte Herz genommen, mehr Einfluß gehabt zu haben scheint, als es in Un-

tersuchungen dieser Art recht ist. Ohne diesen Einfluß hätte die klare Wahrheit unmöglich verkannt werden können, daß das Regierungsrecht an sich nicht von dem religiösen Glauben des Regenten abhänge, sondern lediglich von dem zwischen dem letztern und dem Volke bestehenden Vertrag, er sey nun ausdrücklich oder durch stillschweigende Einwilligung eingegangen, und daß dieses Recht nur dadurch verwirkt werde, wenn sich die in dem gesellschaftlichen Vertrage bestimmte oder vorausgesetzte schützende Regierungsgewalt in eine tyrannische verwandelt. Diese Wahrheit spricht aber der türkischen Herrschaft ihr Urtheil, es mag die erste Frage bejaht oder verneint werden. Denn da die Türken, von dem Augenblicke der Eroberung an, bis auf diesen Tag, in der steten Ausübung der willkührlichen, den Besiegten fortdauernd in dem Zustande des Sklaventhums erhaltenden Gewalt verharrten, so bestand zwischen beyden Nationen kein bürgerliches Verhältniß, und es war weder die Herrschaft der einen, noch die Unterordnung der andern eine rechtmässige; vielmehr beruhte ihre gegenseitige Beziehung lediglich auf dem materiellen Princip der Macht und die Griechen waren von Rechtswegen in dem Augenblicke frey, in dem sie vermochten, dieses Princip für sich geltend zu machen. Diese Ansichten sind so klar und so einleuchtend, wie die Sonne, und es ist unmöglich, daß man ein unbefangenes Gemüth über sie täusche, was auch versucht werden mag, um sie zu verdunkeln.

Die öffentliche Meynung hat sich in ganz Europa laut und dringend für die Sache der Griechen ausgesprochen; sie hat sie für die Sache der Menschheit erklärt, der kein Volk Gunst und Unterstützung verweigern könne, ohne sich an allem, was unserm Geschlechte heilig ist, zu versündigen; sie hat die christlichen Mächte zu einer gemeinsamen Unternehmung aufgerufen, durch die eben so ritterlich und tapfer, aber in einem höhern Geiste und mit entscheidenderm Er-

folge ausgeführt würde, was unsre Väter in den Kreuzzügen versucht haben. Die Mächte haben diesen Aufruf verschmäht, vorschützend, daß sie entschlossen seyen, die Maxime der Rebellion, an welchem Orte und in welcher Gestalt sie sich auch zeigen möge, zurück zu weisen, in der That aber bestimmt, durch die Besorgniß, daß der Fall des türkischen Reiches unter ihnen selbst Zerwürfnisse erregen möchte, die für den Fortbestand des itzigen europäischen Systems sehr bedenklich werden konnten. So kam der Lord Strangford mit lauter Worten des Friedens von Verona nach Konstantinopel zurück, und begann seine Versuche, den Zwist zwischen Rußland und der Pforte zu vermitteln, aufs Neue mit Instruktionen und unter Aussichten, die die besten Erfolge verhiessen. Die Griechen aber, von der Welt verlassen, sahen zur nämlichen Zeit, ihre Waffen so sehr von dem Segen Gottes begleitet, daß sie menschlicher Hülfe wohl entrathen konnten. Der Peloponnes ward, bis auf wenige Punkte vom Feinde gereinigt. Siegreich breiteten sich die griechischen Heere jenseits der Halbinsel aus. Überall flohen die Reste der zertrümmerten türkischen Macht. Die Meisterschaft zur See ist den Griechen ohnehin gesichert. Nachdem ihr Name dem Stolze und dem Fanatismus der Türken lange ein Zeichen der Verachtung und des blutgierigen Hohns gewesen war, ist er ihnen nun zum Schrecken geworden, und mit angstvollem Entsetzen erblicken sie in den Strafgerichten, die über sie herein brechen, die Zeichen der zürnenden Gottheit.

Wer erkennt nicht in diesen Erfolgen, den von aller menschlichen Berathung und Mitwirkung unabhängigen Gang des unwiderstehlichen Verhängnisses? „Eine Macht, von der man glaubte, daß sie, in sich stark genug, das Gleichgewicht von Europa zu erhalten nothwendig sey, wird bis in ihre Grundfesten von einem Volke erschüttert, das seit Jahrhunderten an Sklaverey gewöhnt, ohne Kenntniß der Waffen, ohne

Geld, ohne Organisation, im Gewande und fast nur mit den Künsten der Räuber, unbekannt mit Europa, und von demselben dem Schimpf und der Verachtung geweiht, dennoch sich ein Vaterland erkämpft, und sich instinktartig, nicht nach deutlicher Überlegung, in die Nothwendigkeit setzt, durch Annahme der Civilisation sein Daseyn zu sichern. Dieß Wunder haben nicht die Griechen vollbracht; es ist das Werk der Vorsehung, ohne deren Willen kein Sperling auf die Erde fällt. Ob die Menschen dieser Zeit weise genug seyn werden, die grossen Ereignisse zu benützen, damit der Civilisation neue und würdige Altäre errichtet werden; ob sie sich als Ordner der Ereignisse oder als ihre Sklaven betragen werden, — darüber könnte eine Frage entstehen; aber unmöglich ist es die Ereignisse ungeschehen zu machen oder ihre Folgen zu vernichten. Sie voraus gesehen zu haben, wäre verdienstlich gewesen, sie itzt zu verkennen, dürfte gefährlich, Voraussicht aber und Erkenntniß strafbar zu nennen, würde Verkehrtheit seyn."

Vielleicht tadelt man den wackern Mann, der diese Worte gesprochen, darüber, daß er in einem politischen Raisonnement, Ereignisse, die gegen die allgemeine Erwartung eingetreten sind, als ein Werk der Vorsehung bezeichnet hat. Doch kann es ihm auch nicht an Apologeten gegen diesen Tadel fehlen, in einer Zeit, die die Lehren der Religion mit Feyerlichkeit in das Gebiet der praktischen Politik eingeführt, und die die aus ihnen hervor gehenden Maximen, als feste und unverbrüchliche Normen des Handels in den Codex des Völkerrechts aufgenommen hat. Der Glaube an die Vorsehung ist ein nothwendiges Erzeugniß jener Lehren, und wir müssen wünschen, daß er in den Herzen aller derer, die die Staaten lenken, lebendig sey, weil er im Glücke sie warnt, dasselbe nicht zu mißbrauchen, und im Unglücke sie stärkt, um nicht muthlos zu erliegen. Dieses Glaubensprobe aber liegt darinn,

daß er den Menschen unverrückt auf der Bahn des Rechten und Guten erhält, und ihr bestimmt, immer in Übereinstimmung mit dem Willen der unsichtbaren Macht zu wirken, der alle menschlichen Dinge unterthan sind. Einem eiteln Wahne, der sich am Ende schrecklich an ihnen selber rächen muß, überlassen sich deßhalb diejenigen, die auf den Schutz der Gottheit rechnen, wenn sie der Unschuld ihre Hülfe entziehen und die Wahrheit und Gerechtigkeit unterdrücken.

Noch mehr von dem revolutionären Geiste der teutschen Nation.

Die erste Anklage gegen die *Teutschen*, daß in ihnen ein böser allen bestehenden bürgerlichen Ordnungen besonders aber dem *monarchischen System* unholder Geist webe und treibe, und die erste Aufforderung zur Beschwörung dieses Geistes ergieng durch einen *russischen* Staatsbeamten, den Hrn. v. *Stourdza*. Die Anklage und die Aufforderung hatte er in einem *Memoire* niedergelegt, das im J. 1818, nicht nur den Höfen mitgetheilt, sondern auch gedruckt erschienen ist. Vernehmen wir, was siebenzehn Jahre früher ein anderer *russischer* Staatsbeamter über den *bürgerlichen* Geist unsres Volkes geurtheilt hat, *) ein Mann, der als geborner Teutscher den Zustand seiner Heimat besser kennen mußte, als ein Fremder, und dessen ausgezeichnetes Organ zum Beobachten von ihm längst in einer Reihe classischer Schriften erprobt worden war. „Wenn, sagte er, etwas Sonderbares und Bedeutendes im teutschen Charakter ist und ihm Ehre macht, so ist es dieses, daß die Gelehrten dieses Volkes noch im achten Jahre der fanzösischen Revolution untersuchten,

*) Der General v. *Klinger* in seinen *Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur* ꝛc. I. Bd. Nr. 20.

ob die *Franzosen* auch ein Recht dazu hatten? Hätten sie dieses ausfinden können, so hätten sie sich wahrscheinlich über ihre Leiden getröstet. *Und dieses Gefühl für Recht ist das Gefühl des ganzen Volks.* Haben Teutschlands Völker diesen Sinn für Recht nicht in den gefährlichsten Zeiten auf das kräftigste bewiesen, ihren Fürsten, trotz dem von ihnen so laut durch so *auffallende Maaßregeln gezeigten Mißtrauen* so bewiesen, daß man kein Dorf auf dem teutschen Boden zu nennen weiß, das seine Bürgerpflichten verletzt hätte? Ich hoffe Teutschlands Fürsten werden es erkennen, werden erkennen, daß wenn die Weltgeschichte kein Ereigniß aufgezeichnet hat, das der französischen Revolution gleicht, sie auch kein Volk nennt, das bey solchem Unglück, in solcher Noth und in solchen Versuchungen, es so mit Recht und Pflicht und seinen Fürsten gehalten hätte. Und da ich aus vielen moralischen Ursachen stolz bin, ein Teutscher zu seyn, so bin ich es aus dieser vorzüglich."

Die Bestätigung dieser Worte findet sich in dem ganzen Laufe unsrer Geschichte, von der Zeit an, da die nordwestlichen Stämme unter *Herrmann* sich vereinigten, um die fremde Gewalt zu brechen, die sie drängte, bis auf diesen Tag. Immer war und blieb die Macht bey den Fürsten, und wenn sie auch gemißbraucht wurde, verharrte das Volk im Gehorsam. Nichts ist seltener in dieser Geschichte, als, was in den Annalen aller uns benachbarten Völker so oft vorkommt, Meuterey und Aufruhr. Nur eine Empörung nennt sie, die sich in einem weiten Umfange verbreitete, den *Bauernkrieg* im sechszehnten Jahrhundert. Aber auch da war kein Zerstören der Reichsverfassung, kein Sturz der herrschenden Dynastieen, keine Losgebundenheit von Recht und Ordnung beabsichtigt. Die Bauern kehrten ihre Spiesse blos gegen ihre unmittelbaren Dränger, den Adel und die Mönche, und verlangten, unter immer vorausgesetztem

Bestande der hergebrachten kaiserlichen und fürstlichen Regierungsrechte, nichts weiter, als ein rechtchristlich und friedlich Regiment. „Sie wollten, hieß es in ihren Artikeln, nicht „ganz frey und ohne Obrigkeit seyn, sondern „der gewählten und von Gott gesetzten Obrigkeit in allen christlichen und ziemlichen Dingen gehorchen. Auch sey ihr Beschluß und Meynung, „wenn ein oder mehrere Artikel gestellt, so dem „Worte Gottes nicht gemäß wären, wollten sie „davon abstehen." Dagegen sind wenige Jahrhunderte in unsrer Geschichte, die uns nicht das Schauspiel innerer Zwietracht darstellten, die aus der zwischen den Kaisern und den Ständen fortdauernd obschwebenden Eifersucht hervor gieng und oft in lange und blutige Kämpfe ausbrach. Aber das Volk mischte sich nie eigenmächtig in diese Kämpfe, sondern überließ das Interesse, das Urtheil und die That seinen Fürsten, immer treu und freudig deren Winke folgend und Gut und Blut für sie und ihre Sache opfernd. So hielten es in fester Ergebenheit die Österreicher mit ihrem Karl und Ferdinand, die Baiern mit ihren Maren, die Sachsen und Hessen mit den Genossen des schmakaldischen Bundes, die Wirtemberger mit ihrem Ulrich, die Hannoveraner mit ihrem Georg, die Brandenburger mit ihrem Friedrich. Auf den Ruf ihrer angestammten Regenten ergriefen sie alle die Waffen gegen den, der als Feind erklärt war; auf denselben Ruf legten sie sie nieder; ihre Belohnung fanden sie im Bewußtseyn der redlich bewährten Treue.

War je eine Zeit, wo diese Treue gegen die Fürsten wankend werden, die lange und bitter geprüfte Geduld ausgehen, und das teutsche Volk zu dem Entschlusse der Selbsthülfe hingerissen werden konnte, so war es in den trüben, mit jeder Art von Entwürdigung befleckten Tagen des Rheinbundes. Der, der sich dieses Bundes Protector nannte, that, was irgend in

seiner Macht war um seine Bundesgenossen mit ihren Unterthanen zu entzweyen; der Titel der Souveränetät ward von einigen Regierungen so gemißbraucht, daß man über dem heimischen Joche des fremden vergaß und wohl gar die Hälse nach dem letztern ausstreckte; teutsches Gemüth und teutsche Sitte wurden höhnend in ihrem Innersten verwundet; Geld und Blut wurden für Zwecke, die man verabscheute, mit unersättlicher Gier erpreßt. Aber mit unermüdlicher Geduld trug das teutsche Volk alle diese Mißhandlungen und Leiden unverwandt seine Blicke auf seine Fürsten gerichtet, und mit gänzlicher Resignation es ihrem Entschlusse anheim stellend, wie lang die Zeit des Duldens dauern soll. Als nun die Fürsten verkündigten, daß die Zeit des Handelns gekommen sey, erhub sich plötzlich und mit Riesenkraft dieß Volk aus seiner langen Unterdrükkung, stürzte auf den gemeinschaftlichen Feind, und als das Vaterland gerettet war, waren die Siegesfeste zugleich unter den Regenten und den Unterthanen Feste der neu bewährten und der neu befestigten Treue.

Von diesem Vertrauen zu ihren angestammten Regenten, das selbst in den Zeiten der schwersten Prüfungen nicht wankt, und von diesem Verzicht auf jede eigenmächtige Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten haben die Völker Teutschlands im Jahre 1809 einen Beweis gegeben, der sie für immer vor dem Verdachte hätte verwahren sollen, daß sie, um ihren bürgerlichen Zustand zu verbessern, auf die Anwendung gewaltsamer Mittel sinnen. Österreich setzte damals seine Heere in Bewegung, um die durch die französische Übermacht zerstörte Freyheit von Europa wieder herzustellen. Jedermann erkannte das Edle dieses Unternehmens; jedermann erwartete mit Hoffnung und Sehnsucht sein Gelingen; Österreich aber, dieser Gesinnungen gewiß, suchte durch die Kraft der Völker sich zu verstärken. Da ergiengen die Aufforderungen

an die Teutschen: „sie sollten die Schmach nicht „mehr theilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu „seyn, sie sollten mitwirken zu ihrer Rettung, nur „der Teutsche der sich selbst vergesse, sey Österreichs „Feind, sie sollten das grosse Beyspiel nachah„men, das die Spanier gegeben, sie sollten „zeigen, daß sie Entschluß und Kraft haben, „ihr Vaterland seiner entehrenden Sklaverey zu „entreissen, Strafe und Schande werde denen „auf dem Fuße folgen, die, des teutschen Na„mens vergessend, die ihnen angebottene Rettung „verschmähen, und lieber dem allgemeinen Feind „anhängen, als dem väterlichen Befreyer." Diese Töne erklangen aus dem alten geliebten Kaiserhause; sie kündigten die Wiederherstellung einer schmerzlich vermißten, durch tyrannische Gewalt vernichteten Ordnung der Dinge an; sie stellten den Widerstand, zu dem sich jedermann geneigt fühlte, im Lichte der Rechtmässigkeit dar. Aber sie giengen, mit Ausnahme der Tyroler, wirkungslos an den Völkern Teutschlands vorüber. So bald diese erkannt hatten, daß von ihren Fürsten die Parthie gegen Österreich genommen war, geboten sie ihrem Gefühl und ihrem Urtheile Stillschweigen, gedachten der zum Theil uralten Bande der Vereinigung und Treue, und hielten, wie auch die Aufopferungen sich mehren mochten, fest bey den gesalbten Häuptern, in deren Hände die Vorsehung ihr Schicksal nieder gelegt hatte.

Nachdem die Teutschen diese Probe in einer solchen Zeit erstanden haben, so sollte es in der That keines Wortes weiter über den revolutionären Geist bedürfen, dessen ihre Verläumder sie beschuldigen.

Das Centralisationssystem.

Aus den Papieren eines Staatsdieners.

Unter den Plagen, von denen Teutschland seit der Stiftung des Rheinischen Bundes ergriffen worden, ist die Centralisation der

Staatsverwaltungen keine der geringsten. Die Achtung für Recht und Pflicht — lange ein ausgezeichneter Zug in dem Charakter unsres Volks, aber immer mehr erbleichend in den Unbilden dieser Zeit — erhielt sorgsam den einzelnen Provinzen und Gemeinheiten, aus denen die teutschen Staaten zusammen gesetzt waren, ihre hergebrachten Rechte, ihre Verfassung und ihre besondere Verwaltung, während der Fürst als Oberhaupt über dem Ganzen stand, und es, mit zarter Schonung der rechtlichen und geschichtlichen Verhältnisse der Bestandtheile, regierte. All' dieser Beschränkungen sah man sich aber durch das Geschenk der Souveränetät überhoben, und die erste Übung desselben war ein allgemeiner Amalgamationsproceß, da Altes und Neues in einen Brey zusammen geknetet, und aus der Masse ein bald mehr bald weniger gelungenes Gebilde geschaffen wurde, indem jede Spur der frühern Eigenthümlichkeiten der auf solche Weise verbundenen Stoffe verwischt war. Man gefiel sich unaussprechlich darinn, eine Maschine zu Stande gebracht zu haben, die mit der einfachen Composition und der Kraft der Gewichte, noch den Vortheil vereinigte, daß sie mit einem Zuge gerichtet und bewegt werden konnte.

Wohl würde es zweckmässig gewesen seyn, wenn man gesucht hätte, durch organische Gesetze die Idee von der Einheit des Staats zu realisiren, die da fordert, daß alle Rechte unter denselben Schutz gestellt, die Kräfte durch Vereinigung gestärkt, die materiellen Mittel durch geistige Triebfedern erhöht und das Leben des Ganzen veredelt und gesichert werde. Aber von Maaßregeln dieser Art hatte man in jener Zeit keinen Begriff. Dagegen ward einstimmig der Weg der Amalgamation eingeschlagen, weil man wohl begriffen hatte, daß die Souveränetät, unter der man sich die Befugniß dachte, Alles zu dürfen, erst dann in ihrer ganzen Fülle geübt werden konnte, wenn kein Herkom-

men und kein Gesetz den souveränen Willen weiter hemmte, und Alles was im Staate lebte und webte, auf gleiche Weise ihm unterthan war, und durch denselben Wink gelenkt wurde. Von nun an stellten die Staaten eine grössere oder kleinere Zahl mit dem Cirkel und dem Lineal wohl abgemessener Kreise oder Quadrate vor, um einen Mittelpunkt gestellt, in dem alle geistige Kraft, die das Öffentliche lenkte, concentrirt war, und von dem jede Bewegung ausgieng, den die den kahlen, einförmigen Schauplatz erfüllenden steifen Figuren machten.

Was waren die Folgen dieses Systems? — Sie liegen überall vor unsern Augen, — Untergang des Bürgerthums und des Gemeingeistes, Bevormundung der Corporationen, ungeheurer Anwachs der staatsdienstbaren Classen, der Jammer des Vielregierens und des Vielschreibens, unübersehbare Verwaltungsdistrikte, viele vergebliche Gänge zu den weit entfernten oder in ihren Ressorts nicht bestimmten Ämtern, auf dem Lande ein erbärmliches Bauernregiment, Verfall der gemeindlichen Besitzungen und der Stiftungen, Verzögerung und unerschwingliche Kostbarkeit der Geschäfte, Unterordnung der Sache unter die Macht der Formen, grobe Verletzung der klarsten Rechte, unverhältnißmässige Vertheilung der Abgaben, Verarmung des Landes zum Vortheil der Hauptstädte, allgemeines Elend und Verzweiflung.

In der Bildung dieses Systems hat Napoleon seinen Bundesgenossen als Lehrer und Muster vorgeleuchtet, und wir wissen, wie er überall bereitwillige Schüler gefunden. Von den letztern ahmten ihn vielleicht manche aus guter Meynung nach, wie man sich denn leicht über die Rechtlichkeit und Zweckmäßigkeit der Sache täuschen kann. Napoleon aber erkannte in ihr ein treffliches Mittel zur Übung der unbeschränkt herrschenden Gewalt, und so suchte er mit Eifer sie herzustellen und zu befestigen. Auch die Nachfolger der Usurpatoren kommen hart daran, solche löbliche Einrichtungen abgehen zu lassen, deßhalb blieb der Verwaltungsorganismus des Kaiserthums nach der Restitution unverrückt bestehen. Aber die guten Patrioten sahen in ihm einen Stein des Anstosses, an dem alle sonstigen Strebungen zum Bessern scheitern mußten. „Das Centralisationssystem, bemerkte vor Kurzem der Herr v. Verbis in der Deputirtenkammer, ist, indem es den Despotismus begünstigt, mit der constitutionellen Regierung im geraden Widerspruche. Es macht aus Paris einen Schlund, der alle Reichthümer der Provinzen verschlingt, und den Hauptort der Begehrlichkeit, der Bestechlichkeit und aller Arten des Ehrgeizes bildet; es erhebt die Hauptstadt zum Herrn von Frankreich. Diesem Systeme zu Folge sind die Provinzen mit Präfecten, Generalsteuereinnehmern und Administratoren aller Art und mit einer zu grossen Menge Gerichtspersonen und Staabsofficiren überschwemmt. So lange dieser Zustand dauert, muß die Verwaltung kostspielig bleiben, und nie wird die Regierung den Provinzen die ihnen versprochenen Institutionen und Verbesserungen angedeihen, noch wesentliche Ersparnisse eintreten lassen können. Nur wenn man die Regierung von diesen Fesseln befreyt, wird man ihren Gang erleichtern.“ In demselben Geiste sprach bey der nämlichen Gelegenheit Hr. v. Lalot. „Wo ist, rief er aus, das Gesetz, welches die Gemeinden organisire, diese Grundlage jeder guten innern Verwaltung? Wo ist das Gesetz, welches unsre Provinzen dem Joche der Centralisation entziehe, diesem allerverderblichsten Systeme, das noch vor einigen Tagen die Landgemeinden bedrohte, zu einem provisorischen Opernhause beysteuern zu müssen, während sie zur Ausbesserung der Vicinalwege und ihrer Kirchen nichts erhalten können?“

Auch in Teutschland hat man dieses System, als eine gute Erbschaft aus der Zeit des

Rheinischen Bundes, beyzubehalten für gut erachtet, und man ist fortgefahren es auszubauen und zu befestigen, während die Erfahrung täglich lehrte, daß es mit den constitutionellen Gesetzen und Einrichtungen, durch welche die Regenten die Völker zu beglücken suchten, schlechterdings unvereinbar ist. Wir anerkennen den Werth dieser Gesetze und Einrichtungen; aber was können sie uns frommen, wenn ihr sie in ein Fachwerk fügt, das sie erdrückt und vernichtet? Wie könnt ihr erwarten, daß euer edler Wille die Länder beglücken und daß die Klagen der eurigen verstummen werden, so lange ihr geschehen laßt, daß das förmliche Recht über dem wirklichen stehe, daß der Buchstabe herrsche über den Geist, daß alles Besondere sich füge nach einer oft willkührlich angenommenen allgemeinen Norm, daß vor dieser Norm alle lokalen und persönlichen Verhältnisse verschwinden, daß das Einzelne unaufhörlich geopfert werde für das Ganze, und daß Land und Leute untergehen, damit nur das chimärische Ding aufrecht erhalten werde, das ihr System nennt. Das Volk hat freylich kein Urtheil über die Weise, in der ihr seine Angelegenheiten verwaltet; aber es fühlt wie ihre Wirkungen seine Behaglichkeit nicht vermehren, und dann hat es doch noch immer so viel Verstand um zu begreifen, daß man nicht alle Köpfe über einen Kamm scheeren kann, daß man auf den Flüssen schlecht mit Fuhrwägen und auf den Landstrassen eben so schlecht mit Kähnen fährt, daß die Herrn von Krähwinkel besser wissen müssen, ob in ihrer Stadt ein neuer Gebährstuhl nöthig sey, als die Herrn in der Residenz, und daß die Abschaffung der Wallfahrten in entfernte Gnadenorte wenig Vortheile gewährt, seitdem das Wallfahrten zu dem oft Meilen weit entlegenen Amte eingeführt ist, wo man auch in keinem Falle Ablaß empfängt, wohl aber Ohrfeigen und Hiebe.

Literarische Bemerkung.

Die teutsche Literatur ermangelt noch einer für Katholiken bearbeiteten Darstellung der christlichen Kirchengeschichte, welche zwischen den Compendien, an denen die neuere Zeit sehr fruchtbar gewesen ist, und den voluminösen Werken der Alten und einiger Ausländer die Mitte hielte, und sowohl als Leitfaden für das Studium dieser Wissenschaft als auch als unterrichtendes Handbuch für gebildete Leser aus allen Ständen diente; welcher gedoppelte Zweck aber, wie es sich von selbst versteht, nur durch gründliche, geistvolle, und in einer edlen Manier durchgeführte Bearbeitung der vorhandenen, kritisch gesichteten Materialien erreichbar ist. Herr Pfarrer Locherer, zu Jechtingen am Rhein, im Großherzogthum Baden, hat es unternommen, diese verdienstliche Aufgabe zu lösen, und, nach vierzehnjähriger Vorarbeit, kündigt er die Erscheinung des ersten Bandes, noch vor dem Schlusse des laufenden Jahres an. Die Ankündigung enthält eine umständliche Rechenschaft über die Anordnung und Bearbeitung des Werkes, durch die sich der Verfasser hinreichend darüber ausweist, daß er den Sinn desselben wohl erwogen und den geschichtlichen Lauf des Christenthums, als Glaube und Gesinnung, so wie der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, mit forschendem Auge verfolgt habe. Wird er nun, wie er verheißt, zugleich nicht aus den abgeleiteten Bächen, die in keiner Region so trübe fliessen, als in dieser, sondern immer aus den ersten Quellen schöpfen und alle Thatsachen literarisch genau belegen, dabey aber mit einem vorurtheilsfreyen, durch das selbstständige Studium der Religionswissenschaft gebildeten Geiste an die Arbeit gehen, und den Griffel mit kunstreicher Hand führen, so wird ihm das Lob werden, ein wichtiges literarisches Bedürfniß rühmlich erledigt und zur Förderung der Wissenschaft, die seine Liebe geworden, wirksam beygetragen zu haben. Von diesem Werke, dessen Umfang auf ungefähr 15 Bänden angelegt ist, sind 6 Bände bereits ausgearbeitet, weßwegen an dem ununterbrochenen Fortgange desselben nicht zu zweifeln ist, zumal das Publikum seine Theilnahme an ihm in der kurzen Zeit, die seit der ersten Ankündigung verflossen ist, bereits auf eine unerwartete Weise bethätigt hat. Es erscheint bey dem Verleger dieser Blätter, welcher in der dem besonders gedruckten ausführlichen Prospektus angehängten Erklärung die ungewöhnliche Verbindlichkeit übernimmt, den ersten Band von jedem Subscribenten zurück zu nehmen, der die von dem Verfasser in der Ankündigung zugesagten Leistungen nicht erfüllt findet.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen



17. May　　　　20.　　　　1823.

Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Schiller.

Fanatische Gräuelscenen zu Wildenspuch, im Kanton Zürich.

Selbst das Edelste im Menschen, der reinste Schimmer des göttlichen Ebenbildes, der von seinem Urzustande ihm geblieben, die religiöse Anlage, geräth in Ausartung, wenn das Licht der Vernunft ihr erlischt, und indem die Sinnlichkeit das Heilige sich dienstbar macht, wird die Quelle der Wahrheit und der Tugend zum Pfuhle des Wahns und des Verbrechens. Unsre Zeit, deren Bestimmung es scheint, daß in ihr alles Gute und Böse, was in der Tiefe des menschlichen Gemüthes ist, hervor getrieben werde, um sich gegenseitig auf Tod und Leben zu bekämpfen, hat in der Geschichte ihrer Schwärmereyen diese Bemerkung schon oft bestätigt; die fürchterlichste Bestätigung aber erhielt sie durch die Ereignisse, die sich im Monat März in Wildenspuch begeben haben. Alle öffentlichen Blätter haben von denselben gesprochen; ihre Nachrichten waren aber zum Theil entstellt und unwahr. Wesentliche Berichtigungen erhalten sie, aus amtlichen Quellen, in einer kürzlich in Zürich erschienenen kleinen Schrift, deren Hauptinnhalt auch für diejenigen Leser dieser Blätter, die mit ernstem Sinne auf die Zeichen dieser Zeit achten, anziehend seyn mag.

Die Gräuel von Wildenspuch sind eine Frucht aus dem Samen, den die Frau von Krüdener in der Schweiz ausgestreuet hat. *) Margaretha Peter, die in ihnen die Hauptrolle spielt, war in den nächsten Umgebungen der Prophetinn aus Norden, und erhielt von ihr und ihren Anhängern den Beynamen der Heiligen. Bald bekehrte sie ihren Vater, Johannes Peter, einen Mann von bedeutendem Vermögen, und die übrigen Glieder ihrer Familie, und bildete zahlreiche Zusammenkünfte von Leuten, die sich für begeistert hielten, und damit mehrere grobe Ausschweifungen entschuldigten. Vor anderthalb Jahren verbreitete sich die Sage, daß sie gesegneten Leibes sey. Als sie aber vor das Pfarramt beschieden wurde, verschwand sie und ihre 38 Jahre alte, ganz von ihr geleitete Schwester Elisabeth. Der Vater bezeugte durchaus, ihren Aufenthalt nicht zu kennen, daher sie polizeylich, aber ohne einigen Erfolg aufgerufen wurden. Wo sie sich während diesem Zeitraume aufgehalten, was sie getrieben, ob sie wirklich einer Leibesfrucht

*) Welche Früchte dieser Saamen getragen, zeigt auch das Beyspiel eines wackern, arbeitsamen Hausvaters des Andreas Spix von Oerlingen, der im Jahr 1817, über den Predigten der Frau von Krüdener den Verstand verlor, sich dann wieder erholte, später in neuen Tiefsinn fiel, und am 1. Januar 1819 den Hals abschnitt.

genesen? ist bis jetzt noch Räthsel und Geheimniß, aber alle Leute im Dorfe und alle Vernünftigen dasiger Gegend waren über ihre Entfernung froh, indem nun die öftern Zusammenkünfte gänzlich aufhörten, und alles der tiefsten Ruhe genoß. Mit allgemeinem Erstaunen bemerkten aber am Mittwoch den 12. März, Morgens um halb acht Uhr, die Nachbarn des Johannes Peter, daß das Haus ganz verschlossen bleibe, und alle Fenster von innen geblendet seyen. Sie hörten viele starke Schläge wie von Aexten und Beilen, und dann das vermischte und gleichzeitige Geschrey mehrerer Stimmen: betet an alle Engeln! betet an alle heilige Propheten! betet an alle Seraphinen! hauet zu! er ist ein Schelm! er ist ein Mörder! sehet ihr ihn? Dieser Lärm dauerte bis Nachmittags zwey Uhr, dann erfolgte eine gänzliche Stille, die bis neun Uhr währte, von da an hörte man aber vollkommen die gleichen Ausrufungen und Schläge, wie am Morgen, erst von Mitternacht an trat gänzliche Ruhe ein.

Donnerstag den 13. begann der Lärm Morgens um zehn Uhr, dießmal hörte man vernehmlich ein heftiges Schlagen an die Hauptpfosten und das Fachwerk des Hauses. Nachmittag um zwey Uhr entstand im ganzen Hause, besonders in dem zweyten Stockwerk, ein solcher Lärm und Gepolter, daß beynahe alle Dorfbewohner zusammen liefen, um dem Spektakel zuzuhören. — Niemand aber durfte es wagen, wegen einem grossen Kettenhunde, der so angebunden war, daß er bis zur Hausthüre patroullieren konnte, sich der Thüre zu nähern, und auf Rufen und Ermahnungen erhielt man keine Antwort. — Endlich fiengen einige Füllungen des Fachwerks an heraus auf die Strasse zu fallen, und nun sah man durch die entstandene Lucken, daß ein bedeutender Theil des obern Kammerbodens in die unter demselben befindliche Stube und Nebenkammer und auf das darinn befindliche Bett gestürzt war. — Die gestrigen Ausrufungen dauerten dabey immer fort. — Abends um fünf Uhr kam der in Benken stationirte Landjäger zufälliger Weise auf seiner Stationstour nach Wildenspuch, dieser sah' und hörte das Gelärm und Gepolter, er wagte es, anzupochen und Öffnung des Hauses zu verlangen, erhielt aber von Johann Peter, Vater, und dessen Tochtermann, Schuster Moser von Örlingen, eine schnöde, sich auf das Hausrecht berufende, Antwort. Auf dieß sandte der Landjäger nach dem Herrn Gemeind-Ammann Sigg in Rudolfingen, der dann den Herrn Oberamtmann Schweizer davon benachrichtigen ließ.

Dieser erhielt Abends um acht Uhr die Anzeige, und Nachts um zehn Uhr war er schon in Begleitung von Beamten und zwey Landjägern auf der Stelle. Weil man ihm aber meldete, daß es seit halb acht Uhr ganz stille geworden, und man nicht einmal ein Licht in dem Peterschen Hause wahrnehme, begnügte er sich, alle Ein- und Ausgänge des Hauses bewachen zu lassen, und abzuwarten, ob die Ruhe weiter fortdauere oder aufs neue gestört werde, unterweilen aber Erkundigungen über die Vorgänge einzuziehen.

Um Mitternacht begann der Lärm aufs neue, man hörte aus der Peterschen Wohnstube Männer- und Weiberstimmen rufen: Erbarme dich, allmächtiger Gott hilf uns! Erlöse uns! Hau zu! Er ist ein Schelm! Er ist ein Mörder! Siehst du ihn da! etc. aber ohne Gepolter, auch sah man kein Licht; da man auf alle Aufforderungen des Herrn Oberamtmanns keine Antwort erhielt, ließ er endlich die Hausthüre aufsprengen, dennoch dauerte der Lärm fort, auch die Stubenthüre blieb fest verschlossen, Herr Oberamtmann begab sich dann auf das obere Stockwerk und sahe, daß der Boden der Kammer ob der Stube und Stubenkammer bey tausenden von Axthieben hatte, so daß man sich auf keinen Balken hätte wagen dürfen, und daß ein grosser Theil der Balken und Bretter und Schutt in der untern Kammer, in einer andern Kammer des zweyten Stockwerks aber viele zerspaltene Balken lagen.

Als man wiederum vergeblich die Öffnung der Stube verlangte, ließ Herr Oberamtmann eine Fensterscheibe zerbrechen und hinein leuchten, man sah nun fünf Männer, welche die Stubenthüre zudrückten, eine Mannsperson wie todt auf dem Bauch liegen, eine männliche und weibliche Gruppe nahe der Stubenthüre auf und übereinander am Boden liegend, nahe dabey eine kniende Weibsperson, die auf den Unterleib eines auf dem Bauche Liegenden mit der flachen Hand zuschlug und bey jedem Streich Erbarme dich! Erbarme dich! rief, und neben dem Ofen eine zweyte ähnliche Gruppe.

Endlich brach man auch die Stubenthüre auf, die Männer widersetzten sich von den Weibern angefeuert, den eindringenden Landjägern, die Margaretha Peter fuhr unterweilen mit zuschlagen auf eine nebenliegende Weibsperson, so wie mit Rufen: Erbarme dich! fort. Eine andere Gruppe von zwey Manns- und zwey Weibspersonen lag so zu Boden, daß bald ein weiblicher Kopf auf einem männlichen Körper bald vice versa ruhte. —

Die nachdrucksamste Vorstellung des Herrn Oberamtmanns bewirkte keine Stille; als man nun auf seinen Befehl den Vater Peter aus der Stube heraus nehmen wollte, widersetzten sich alle Männer und Weiber und da man ihn endlich hinaus schleppte, hiengen sie sich alle an ihn an, zogen ihn zu Boden, bildeten im Hausgang einen Kreis um ihn und lagen alle durchschlungen. — Wenn Peter auf die an ihn gethane Fragen antworten wollte, rief ihm die Tochter Margaretha zu: Vater gieb keine Antwort, sondern bete! dann rief sie wieder: Laßt uns sterben! ich lasse mein Leben wie Christus! andere: Herr erlöse uns! wieder andere: Herr erbarme dich unser! Da nun Herr Oberamtmann sah, daß die Leute durchaus nicht zur Vernunft und zur Stille zu bewegen waren, ertheilte er Befehl, daß man sie im Hausgang liegen lasse, und sich alle andere Personen entfernten — nur ließ er Landjäger zur Wache vor dem Hause. Freytags den 14ten Morgens um vier Uhr wurden die Begeisterten oder Erleuchteten, wie sie sich heissen, wieder stille und verlangten in die Stube zurück, was ihnen auch gestattet wurde. Als es Tag geworden, ließ Herr Oberamtmann eine Person um die andere vor sich kommen, und befragte sie nach der Ursache ihres Benehmens, erhielt aber von Niemand eine vernünftige Antwort. Alles lief auf die Idee hinaus: Alles, was sie thun und sprechen, sey Eingebung des Geistes Gottes — Marg. Peter behauptete: Die angehobene Zerstörung des Hauses sey ausdrücklicher Wille Gottes. — Der Vater hingegen gab zu: — die Zerstörung seines Hauses sey ihm unangenehm gewesen, allein man lasse oft etwas auch gegen seinen Willen geschehen.

Bey Eröffnung der Stubenthüre waren folgende Personen im Zimmer: Johannes Peter, Vater, Casp. Peter, Sohn, 3 Töchtern desselben, Margaretha, Elisabetha und Susanna, dessen Tochtermann, Joh. Moser von Örlingen mit einem 6 jährigen Knaben, Conr. Moser, dessen Bruder, Jak. Morf, Schuster von Illnau, Ursula Kündig von Langwiesen, eine innige Freundin der Marg. Peter und seit Pfingsten Hausgenossin, Heinr. Ernst und Margar. Jäggli, Dienstboten des Peters.

Alle nicht ins Haus gehörenden Personen wurden nun von dem Herrn Oberamtmann weggewiesen, und den Peterschen Hausgenossen Ruhe und Stille anbefohlen, der Vater aber für seine beyden Töchtern, Elisabetha und Margaretha, verantwortlich gemacht.

Damit glaubte er die Ruhe wieder hergestellt zu haben, und begab sich nach Hause. Herr Oberamtmann war besonders darüber erstaunt, bey diesem Anlaß die beyden weit entfernt geglaubten Schwestern, Margaretha und Elisabetha Peter, zu erblicken, und erfuhr zu seiner Befremdung, daß sie sich seit letzter Pfingsten schon im väterlichen Hause verborgen aufgehalten. Dien-

stag den 18 n. M. erhielt Herr Oberamtmann von Hrn Pfarrer Simmler in Trüllikon die Anzeige: Diesen Mittag habe ihm der Vater, Joh. Peter, persönlich die Anzeige gemacht: „seine Tochter Elisabetha sey am Samstag um 11, die Tochter Margaretha um 12 Uhr gestorben. Bey ihrem Absterben sey Niemand als der Tochtermann, Joh. Moser, und die Urs. Kündig zugegen gewesen." Er begab sich sogleich wieder persönlich nach Wildenspuch, beorderte die beyden Bezirksärzte, Herrn Berger und Huber, auch dahin, die dann in Begleitung des Hrn. Arzt Fehr von Andelfingen und Hrn. Maag von Benken ankamen, und eine Obduktion der verstorbenen 2 Schwestern, die neben einander bedeckt auf einem Bette lagen, und eine Visitation des zwar noch lebenden, aber gefährlich verwundeteten Bruders Caspar Peters vornahmen.

Unterweilen nahm Herr Oberamtmann Schweizer mit dem Schuster Johann Moser von Oerlingen, 37 Jahre alt, verheurathet, Vater von 2 Kindern, und Ursula Kündig, 24 J. alter unverheuratheter Tochter des Christoph Kündig von Langwiesen bey Feuerthalen, Verhöre auf, deren wesentliches Resultat ist:

Moser sey am Freytag, wie ihm oberamtlich befohlen worden, nach Hause gegangen, unterweilen aber sey auf Befehl der Margaretha, damit der Satan über den Herrn Christus nicht Meister werde, das Gebet aufs Neue bis am Samstag Morgen um 7 Uhr von sämmtlichen Hausgenossen, zu denen sich auch die an den Schmid Baumann von Trüllikon verheurathete, älteste Tochter Barbara, gesellt, fortgesetzt worden. Dann aber seyen die meisten an ihre Arbeit: die Margaretha habe ihn, Moser, durch einen ausdrücklich zu diesem Ende nach Örlingen abgeschickten Knaben, berufen: Er habe diesem Ruf Folge geleistet und sey ungefähr um 10 Uhr Vormittags in der Wohnung seines Schwiegervaters angelangt. Bey seiner Ankunft habe er von der in der Küche befindlichen Schwägerin Sus. Peter, die Weisung erhalten, in die obere Kammer zu gehen. Daselbst habe er seinen Schwiegervater mit allen Hausgenossen, nebst der oberwähnten Barbara, und zwar die Schwestern Margaretha und Elisabetha, nebst der Kündig auf dem Bett sitzend, die Übrigen um dasselbe stehend angetroffen.

Die Schwägerin Margaretha habe dann das Wort genommen und erklärt: „Die Stunde sey vorhanden, wo durch Blutvergießen viele Seelen, worunter auch die ihrigen begriffen, gerettet werden können, würde man die Stunde unbenützt lassen, so bekäme der Satan auch über sie sämmtliche Gewalt," hierauf habe dieselben dem Schwager Moser, ihrem Bruder Caspar und der Ursula Kündig, mit einem hölzernen Schlegel einen Streich auf den Kopf versetzt, mit der Äußerung: „Sie sehe den Geist ihrer Großmutter, welcher fordere, daß zur Rettung der Seelen ihres Vaters und des Bruders Caspar jemand von ihnen sterben müsse. Für die Rettung der Seelen mehrerer tausend noch lebender und verstorbener Menschen wolle sie selbst sterben," und habe hierauf alle Anwesenden bis auf die Schwester Elisabetha, den Moser und Kündig, beyde Letztern als ihre vertrautesten Freunde, abtreten lassen. Als nun jene sich entfernt, habe sie den Moser und die Kündig aufgefordert, ihrem frühern Gelübde zu folge, „für Christum ihr Leben zu lassen" getreu zu bleiben, was sie ihr auch aufs Neue zugesagt. Dann habe die Margaretha der Kündig einen eisernen Keil (Bisse, nicht Keule) übergeben, mit der Aufforderung: ihr damit eine Wunde auf dem Kopf zu versetzen. Die Kündig habe ihrem Befehl gehorcht, worauf die Elisabetha sich freywillig anerboten, „zuerst zur Rettung der Seelen von Vater und Bruder zu sterben." Dieß Anerbieten habe die Margaretha angenommen, derselben zuerst mit einem stumpfen Instrument, (sie können nicht bestimmt angeben, ob mit einem eisernen Keil oder mit einem Erdäpfelstößel)

den ersten Streich auf den Kopf versetzt, auch den Moser aufgefordert das Gleiche zu thun, was denn auch geschehen, und Moser mit einem hölzernen Hammer, die Kündig aber mit einem eisernen Keil so lange auf die Elisabetha zugeschlagen, bis selbige den Geist aufgegeben.

Die Margaretha habe jedoch erklärt: Die Elisabetha sey nicht todt, sondern lebe im Geist, und der Herr werde sie wieder auferwecken.

Hierauf habe dann Ebendieselbe ferners gesagt, sie wolle sich nun kreuzigen lassen, mit der Erklärung: „wenn sie auch schon sterbe, so werde Gott der Herr sie, so wie die Elisabetha wieder auferwecken." Mit einem eisernen Keil habe sie sich dann selbst einige Streiche auf den Kopf versetzt, so daß sie zu bluten angefangen, aber dabey geäußert: „dieß sey nicht genug, man soll ein Rastermesser holen." Moser sey daher aus der Kammer, habe von der Schwester Susanna ein Rastermesser erhalten, und sey mit demselben wieder in die Kammer zurück gekommen. Die Margaretha habe sich dann selbst damit einen Schnitt in den Hals versetzen wollen, da ihr aber dieß nicht gelungen, habe Moser und die Kündig dieß thun, auch hernach noch einen Kreutzschnitt auf die Stirne machen müssen.

Da ihr auch dieß nicht genügte, habe sie nun zu der wirklichen Kreuzigung, wozu die erforderlichen Werkzeuge, ein eiserner Hammer und eiserne Nägel, schon in der Kammer bereit gelegen, schreiten wollen, vorher aber habe sie sich selbst noch zwey Stiche mit einem spitzigen Tischmesser, welches ebenfalls Moser geholt, in die Brust versetzt. Nachdem dieß geschehen, haben sie ihr, auf ausdrücklichen Befehl, zwey Nägel durch jede Hand, einen durch jede Brust, einen in jedes Ellenbogen-Gelenke, einen durch jeden Fuß und zwey in den Kopf schlagen müssen. Hierauf habe sie befohlen, ihr einen grossen Nagel von oben her durch den Kopf zu schlagen, indem noch eine Seele, für die sie sich verbürgt, gerettet werden müsse; weil aber kein so grosser Nagel vorhanden gewesen, haben sie das spitzige Tischmesser mit einem Hammer in den Scheitel schlagen wollen. Da ihnen dieß indessen nicht gelungen, habe sie verlangt, man soll ihr mit einem Haumesser den Kopf zerspalten; Moser habe ihr dagegen Vorstellungen gemacht, worauf sie befohlen, sie sollen ihr den Hirnschädel einschlagen. Moser und die Kündig haben dann theils mit einem Keil, theils mit einem Hammer so lange auf den Kopf geschlagen, bis sie den Geist aufgegeben.

Sie seyen ungefähr um 12 Uhr damit fertig gewesen, dann beyde in die Stube hinunter, haben daselbst ein Glas Wein getrunken, und das Ereigniß den übrigen Hausgenossen eröffnet, welche dann alle in die Kammer hinaufgegangen, und die Leichname selbst mit Schauer und Jammer beschauten. Der Vater sey willens gewesen, den Hrn. Pfarrer bald von dem Tode der beyden Töchtern zu benachrichtigen, Moser und die Kündig haben ihn aber abgehalten, weil sie gehofft, es werde ein Wunder geschehen, und beyde in 3 Tagen wieder auferstehen. Beyde bezeugten, sie haben diese That aus der reinsten Liebe für die beyden Freundinnen, und auf bestimmtes Verlangen derselben gethan, auch der Margaretha keinen Streich oder Wunde ohne ihren ausdrücklichen Befehl, und durchaus keinen nach dem Tode versetzt. Sie stehen auch jetzt noch in der Überzeugung, ein gutes Werk gethan zu haben, indem sie aus Liebe zu Christo und ihren Freundinnen mit Freuden das Leben lassen.

Am Sonntag Nachts um 10 Uhr habe dann die Ursula Kündig sich mit dem Hausknecht (Heinrich Ernst von Wyden der Pfarre Altikon), der ihr mit einem Licht gezündet, in die Kammer, wo die beyden todten Freundinnen gelegen, begeben, sie habe sämmtliche Nägel, theils mit der Hand, theils mit einer Zange herausgezogen

und dann beyde Leichname, mit Beyhülfe des Ernsten, auf das Bett gelegt und zugedeckt, so wie man sie am Dienstag angetroffen.

Der Schuster Johann Moser, die Ursula Kündig, der Vater Johann Peter und die dritte noch unverheurathete Tochter Susanna wurden dann verhaftet nach Andelfingen, und die beyden Erstern bald hernach nach Zürich abgeführt. Die übrigen Petrischen Hausgenossen in dem Hause selbst unter Bewachung gelassen.

Der Caspar Peter lag so schwer verwundet im Bette, daß man kein Verhör von ihm aufnehmen konnte. Mit wenigen Worten behauptete er: Er wisse nicht, wie er zu seinen Wunden gekommen, und ob er sie durch Schläge oder einen Fall bekommen. Allerdings sind die Verletzungen zu verschiedenen Zeiten entstanden.

Verschiedene wichtige Gründe bewogen das Obergericht, die entseelten Leichname der Elisabetha und Margaretha Peter, und auch die Mordinstrumente nach Zürich bringen zu lassen, und die Wundschau-Commission einzuladen, den Obductions-Bericht der beyden Herren Bezirks-Ärzte mit den Leichnamen selbst zu vergleichen, und wo immer möglich auszumitteln, ob den Getödteten alle Wunden noch im Leben oder einige erst nach dem Tode versetzt worden.

Samstag den 22. März kamen die Leichname der beyden Schwestern, nebst den zur Tödtung derselben gebrauchten Werkzeuge auf dem anatomischen Theater in Zürich an. Den 23. nach geendigtem Morgen-Gottesdienste wurde in Gegenwart von mehrern Mitgliedern der Wundschau, Gerichtspersonen, Ärzten, Wundärzten und Studiosen, die Verification des Bezirks-Ärztlichen Obducations-Berichts vorgenommen, derselbe sehr sorgfältig und genau gefunden, hingegen die Vermuthung, daß einige Wunden der Margaretha Peter erst nach ihrem Tode verursacht wurden, gänzlich widerlegt, und die hierauf Bezug habenden Aussagen des Schuster Mosers und der Ursula Kündig gänzlich bestätigt.

Beide Leichname gewährten einen gräßlichen Anblick; der Kopf der Elisabetha Peter war auf der linken Seite ganz schwarzbraun von unterlaufenem Blut. — Der Hirnschädel der Margaretha Peter ganz zersplittert, und die Stiche und Nägelmahle auf der Brust, in den Armbiegungen, an den Händen und Füßen, so wie die

Schnitte rings um den Hals und an der Stirne, an den mit eingekommenen Werkzeugen aber eine Menge Blut, sogar noch Haare und Stückchen von Fleisch oder Gehirn deutlich sichtbar.

Laut den am Sonntag eingekommenen Berichten, ist die Wiederherstellung des Bruders Caspar Peter gar nicht zweifelhaft, und die Informativ-Verhöre, welche nun mit dem Vater der beyden noch lebenden Töchtern Susanna und Barbara Peter (welche letztere während der Ermordung der Margaretha und Elisabetha sich im väterlichen Hause befanden), aufgenommen werden, so wie des Caspar Peters, werden sowohl über die ganze Geschichte und alle einzelne Theile derselben, hoffentlich jede bis jetzt noch vorhandene Ungewißheit und Dunkelheit heben.

Miscellen.

1.

Als der Kaiser Franz nach dem unglücklichen Feldzuge von 1805, der die Monarchie so grosse Opfer gekostet und den Geist der treuen Österreicher so tief nieder gedrückt hatte, wieder nach Wien zurück kehrte, wurde er mit rauschendem Jubel empfangen, und das Volk gab ihm die rührendsten Beweise seiner Liebe. Da fragte ein zurück gebliebener französischer Officier einen Bürger: „Wie würdet ihr euren „Kaiser erst empfangen haben, wenn er nicht „nach einem unglücklichen Kriege, sondern sieg„reich zurück gekehrt wäre?" — „Vielleicht nicht mit solchem herzlichen Jubel, antwortete der Wiener, denn itzt bedarf er ja unsres Trostes." — O! wie glücklich sind gute Regenten, welche Schläge des Schicksals sie auch treffen, durch die Liebe ihrer Völker!" *)

2.

Die Schriftsteller von der Partie der Ultra's, die in unsern Tagen, diesseits und jenseits des Rheins die Lehre von der absoluten Regentengwalt und von der politischen Nichtigkeit der Beherrschten gepredigt haben, sind ohne Ausnahme flache Köpfe, in denen kaum das Bedürfniß klar geworden, ihre Lehre wissenschaftlich zu begründen und

*) Diese Anekdote, die weniger bekannt scheint, als sie es zu seyn verdient, ist hinreichend beurkundet. Sie wird erzählt von A. A. von Einsidel in seiner Schrift: Der Feldzug der Oesterreicher in Italien. gr. 8. Weimar 1812.

folgerecht durchzuführen. Deßhalb fehlt es derselben überall an Zusammenhang und Consequenz und entkleidet man sie des phraseologischen Schmukkes, mit dem sie da und dort herausgeputzt ist, so bleibt nichts als ein verwester Leichnam übrig, der bey der ersten Berührung in Staub zerfällt. Wie weit höher stand in dieser Beziehung Thomas Hobbes, als seine Jünger in der gegenwärtigen Zeit? Indem sein System fest auf einem Princip ruht, und scharfsinnig aus sich selbst entwickelt ist, hat es, obgleich durchaus falsch in materieller Beziehung, doch den Vorzug der logischen Begründung, und wer seinen ersten Satz zugiebt, muß auch alle folgenden einräumen. Unterdessen stimmen die Ultra's unsrer Zeit nicht mit allen Ansichten von Hobbes überein. Keiner von ihnen hat sich unsres Wissens noch zu seiner Lehre bekannt, „daß Recht und Unrecht, als von dem Willen „des Regenten ausgehend, blos im Staate exi„stiren und durch das Gesetz des Regenten be„dingt seyen," und alle erklären sich laut, gegen die Kühnheit, mit der er die Religion, ein Product der Furcht, zu einem lediglich für politische Zwecke dienenden Werkzeug in der Hand der Regenten macht. Das beweist, daß die itzigen Prediger der absoluten Gewalt nicht so consequent seyen, als der erste Gründer ihres Systems; aus den angeführten Doctrinen des leztern aber wird ersichtlich, zu welchen empörenden, die Elemente aller Humanität vernichtenden Folgen jenes System in seiner Vollendung führe.

3.

(Eingesandt.) England gewinnt durch seine maritime Lage den unermeßlichen Vortheil, daß es nie gezwungen werden kann, an einem Kriege auf dem Continent Antheil zu nehmen. Wie auch die Mächte des letztern sich bekämpfen mögen, so steht immer unverletzt und unerschüttert die feste insularische Burg, und unmächtig brechen die stürmenden Wogen an ihrem trotzenden Gemäuer. Diese Haltung kann England auch in dem Falle behaupten, wenn es selbst Kriege auf dem Continent veranlaßt; und legen ihm seine Verträge mit seinen Bundsgenossen Verbindlichkeiten auf, so erledigt es sich derselben durch Subsidien. In keinem Cabinette ist deßhalb die Maxime des Egoismus so zur festen Regel geworden, als in dem von St. James. Unabhängig und unberührt von aller Welt und gewaffnet gegen die Macht des Schicksals, die oft andere hinreißt, um zu thun, was sie nicht wollen, thut England immer nur das, was es will, das heißt, was sein individuelles Interesse fordert. Nach diesen Ansichten ist das Benehmen des Cabinets von St. James in der spanischen Sache zu beurtheilen. Die Frage, über die der Streit entstanden ist, ob nämlich die Verfassung der Cortes zu dulden sey oder nicht, ist ihm gleichgültig, weil die Institutionen von England ganz unabhängig von den staatsrechtlichen Anstalten anderer Völker sind. Es läßt deßhalb Frankreich und Spanien über jene Frage verhandeln, und es wird den Verhandlungen zu sehen, so lange sie nicht eine Wendung nehmen, die seine Interessen unmittelbar berührte. Der Gegenstand des Krieges an sich enthält für England keine Aufforderung sich in denselben zu mischen; aber es kann unerwartete und dringende Aufforderungen dieser Art durch den Gang des Krieges, durch den Marsch der Parteyen und durch die Politik der andern Mächte erhalten. Seine Neutralität ist deßhalb konsequent und in Übereinstimmung mit den Maximen, die es immer befolgt hat; aber sie ist nur eine Maaßregel des Augenblicks, und es können unzählige Fälle eintreten, die England bestimmen müssen, sie zu verlassen. Einige dieser Fälle scheinen unvermeidlich zu seyn. Entweder schreiten die französischen Waffen siegreich in Spanien fort, oder es erfolgen Niederlagen, die die Hülfe der andern Continentalmächte herbey rufen. In beyden Fällen wird England zum Schwerte greifen, um zu verhindern, daß die iberische Halbinsel nicht eine Eroberung des heiligen Bundes werde. Es wird aber mit Festigkeit den Gang der Ereignisse abwarten, damit es dem Vorwurfe entgehe, den französisch-spanischen Krieg in einen europäischen verwandelt zu haben.

Staatsrechtliche Bemerkung.

(Eingesandt.)

Hr. D. Pfeilschifter, indem er in dem zweyten Hefte des Staatsmanns die baierische Kammer der Abgeordneten von 1819 und 1822 vor seinen Richterstuhl zieht, ereifert sich gewaltig über den Grundsatz, daß die Kammer die Nation repräsentire, und erklärt ihn für revolutionär. Um zu beweisen, daß er nicht allein dieser Meynung sey, bemerkt er, jener Grundsatz sey schon in Frank-

reich ausdrücklich gerügt und gesagt worden: „Ihr seyd nicht die Stellvertreter des Volks, „ihr seyd nichts, als die Deputirten der Departements."

Behauptungen, die man durch Gründe nicht ganz ins Klare zu bringen im Stande ist, unterstützt man, wo es sich thun läßt, durch Autoritäten und dieser dialectische Kunstgriff verfehlt auch selten seine Wirkung, wenn der Gewährsmann, auf den man sich beruft, das begründete Vorurtheil eines unbefangenen und scharfen Blikkes für sich hat. Es scheint nicht, daß diese Regel der Autorität des Hr. Pfeilschifter zu statten komme.

Nach den Niederlagen des Jahrs 1813, übergab Napoleon die die Verhandlungen mit den kriegführenden Mächten betreffenden Staatsschriften dem Senat und dem gesetzgebenden Körper. Die erste Behörde erwiederte sie mit sclavischer Schmeicheley; in der zweyten aber erhuben sich Lainé und Raynouard, und schilderten mit starken Zügen das Elend, unter dem Frankreich seufzte, die drückende Verwaltung und die Nothwendigkeit des Friedens. Eine solche Sprache war dem Imperator neu; er gerieth in die heftigste Entrüstung; und in ihr entfielen ihm die Worte: nicht Stellvertreter des Volks seyen die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, sondern blose Abgeordnete der Departements.

Kann Napoleon als eine Autorität citirt werden, wenn die Frage von dem wahren Sinne des Repräsentativsystems verhandelt wird, — er, der dieses System in seinem Wesen vernichtete, während er trügerisch die Formen desselben stehen ließ, der die schrankenloseste Alleinherrschaft an seine Stelle setzte, alle Spuren der öffentlichen Freyheit samt ihren Bürgschaften, vertilgte, und in dem Staat nichts als die Hülle seines Geistes sah, lediglich bestimmt zu dem Zwecke, den selbstsüchtigen Bestrebungen seines Willens zu dienen? — Haben nicht von jeher die Gewaltherrscher und ihre Knechte die offenbarsten und heiligsten Wahrheiten für revolutionär erklärt, so bald sie besorgten, daß durch sie das Bewußt seyn von dem natürlichen Rechte und der Würde des Menschen erweckt werden könne? — Und was können wir von denen denken, die uns aus den Palästen der Despoten die Antwort auf die Frage bringen, wie weit das Recht der Volksvertreter sich erstrecke?

Es ist nicht zu läugnen, daß Napoleon oft sehr verständig und geistvoll gesprochen hat; aber in der Hitze entwischen auch dem einsichtsvollsten Manne manchmal Äusserungen, die die Probe der Prüfung nicht erstehen. Die Worte, von denen hier die Rede ist, sind eines etwas seltsamen Innhalts. Deßhalb mußte Hr. Pfeilschifter, wenn er sie als Autorität anführen wollte, sich selbst erst über ihren Sinn verständigen. Das war um so nöthiger, da wir glauben, daß dieser Versuch ihn zu der Überzeugung geführt haben würde, daß sie gar keinen Sinn haben.

Literatur.

1.) Ein Blick über die Presbyterien im Geiste Luthers. Von D. Johann Ludwig Beck Diakonus bey der protestantischen Hof- und Stadtgemeinde in München. 8. München, Fleischmann, 1822.

2.) Zweyter Blick auf die Presbyterien im Geiste Luthers Von demselben Verfasser. 8. ebendas 1823. — Die Schriften, welche über die Frage von der Einführung und Einrichtung der Presbyterien in den protestantischen Gemeinden Baierns erschienen sind, machen bereits eine kleine Bibliotheck aus. Unter ihnen aber verdienen die beyden vorliegenden eine besondere Auszeichnung, da sie den Gegenstand mit Einsicht und Mässigung aus allen seinen Gesichtspunkten auffassen, und in seiner Erörterung den historischen Weg einschlagen, der in Untersuchungen dieser Art immer zu den sichersten Resultaten führt Der Verfasser – ein warmer kirchlicher Patriot, aber hellen und freysinnigen Geistes, — bestimmt in der ersten Schrift den Streitpunkt genau, und räumt dadurch die Mißverständnisse bey Seite, die bisher den bestehenden Zwiespalt veranlaßt haben Denn welcher Partie man auch angehören möge, so wird man doch die hier gegebenen Bestimmungen von dem Zwecke der Presbyterien und von den Gränzen, in denen sich ihre Wirksamkeit bewegt, mit Zustimmung lesen, da in der Darstellung des Verfassers alles beseitigt ist, was die in Beziehung auf diese Anstalt erregten Besorgnisse nähren könnte. In der zweyten Schrift werden einige neuere Einwürfe gegen die leztre widerlegt, und dann historisch nachgewiesen, theils durch die in den meisten protestantischen Ländern getroffenen gesetzlichen Verfügungen, theils durch Aussprüche vorzüglicher Theologen, daß das Institut der Kirchenvorstände dem Geiste des evangelischen Bekenntnisses gemäß sey, und bey zweckmäßiger Bildung die heilsamsten Folgen für das kirchliche Leben haben müsse. Der Verfasser bewährt in dieser Nachweisung eine ausgebreitete Belesenheit, die ihm manche sehr interessante Notizen dargeboten hat. Zu S. 65 aber müssen wir berichtigend bemerken, daß es nicht der treffliche Johann Valentin Andreä war, durch den die Formula Concordiae zu Stande kam, sondern sein Großvater Jakob Andreä. Der erstere war bey Abfassung des besagten symbolischen Buchs noch nicht geboren.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



24. May 21. 1823.

— — — — — Der Barbier,
Er ist ja euer unumschränkter Herr!
Er scheert und zwickt die Stolzesten und macht
Die Kühnsten bluten und die Tapfersten.
Er nahet gleich den alten Galliern sich,
Und zupft am grauen Barte der Patricier,
Nicht mächt'ger ist der Tod, die stolze Liebe.
Für jede Kehl' entblößt er seine Waffe,
Und zwischen seinem Daumen und dem Finger
Führt er das Richtschwert über Tod und Leben!

Aus dem Englischen.

Ein Zug aus dem Leben des Stadtbarbiers Ehrentraut zu Schöppenstädt.

Von ihm selbst erzählt.

Unter den Einrichtungen, welche die neuere Zeit der hiesigen Stadt, zur Förderung des allgemeinen Wohlstands und der bürgerlichen Freyheit, gebracht hat, findet sich auch das Institut der geheimen Polizey. Dasselbe besteht schon seit einer Reihe von Jahren; man kennt die Individuen, die dabey angestellt sind; so ist auch durch einige Straferkenntnisse, die dem Publikum nicht geringe Zweifel über die Gerechtigkeit des Verfahrens und des Spruchs übrig ließen, seine Wirksamkeit offenbar geworden; woraus sich von selbst ergiebt, daß diese geheime Polizey in der That eine öffentliche war. Durch diesen zwischen ihrem Wesen und ihrer Bezeichnung obwaltenden Widerspruch ist sie den Spöttern oft zum Gelächter geworden. Allmählich begann sie auch an Schwäche und Abspannung zu leiden; die Thätigkeit ihrer Organe wurde immer seltener bemerkt; ohnehin war der Lauf der Weltbegebenheiten seit dem Sturze Napoleons ihr ungünstig geworden. Während der Ruf der Freyheit durch ganz Europa erschallte, konnte man in Schöppenstädt die Leute doch nicht mit Schlössern am Munde herum laufen lassen, und Schlagbäume und Fallgatter zur Hemmung der Gedanken errichten, die so lange die Welt steht, zollfrey gewesen sind.

Jener Freyheitsruf ist, wie wir wissen, verhallt, und das fröhliche Kirchweihgetümmel verlor sich in die alte langweilige Litaney des Lebens. Und da es Leute gegeben, die jenen Freyheitsruf zu laut hatten ertönen lassen, und andere, die da glaubten, daß das, was an der Kirchweihe erlaubt gewesen, auch an den darauf folgenden Werktagen erlaubt seyn müsse, so fand man für

gut, die Zäume wieder straffer anziehen, um das Fuhrwerk des öffentlichen Lebens in das alte Geleise zurück zu bringen. So erhub sich auch die geheime Polizey wieder aus dem Schlafe, in den sie versunken war, und sie erwies sich, unmittelbar nach ihrem Erwachen, mit so viel Energie als eine öffentliche, daß jedermänniglich erkannte, es müssen bey ihrer Wiedergeburt recht kräftige Irritationsmittel angewandt worden seyn. Die Schöppenstädter sind notorischer massen sehr verständige Leute, die, wie das Meer des Lebens sich auch bewege, ihre Segel nach dem Winde zu richten wissen. Das unter ihnen wieder eingeführte Belauschungs- und Spionirungssystem setzte sie deßhalb in keine Verlegenheit. Wo sie sich beobachtet glaubten, schwiegen sie; unter vier Augen dagegen oder zwischen vier Wänden entluden sie sich desto unbedenklicher alles dessen, was ihr Herz drückte, oder was ihr Witz los seyn wollte; die Sache selbst aber trug nicht dazu bey, ihr Vertrauen zu der Regierung zu vermehren, weil ihnen ihr gesunder Menschenverstand sagte, daß alles, was die Narren und die weisen Leute reden, denen gleichgültig seyn könne, die ein gutes Gewissen haben, und daß man, so lange die Welt steht, noch keinen ehrlichen Mann an der Thüre seines Nachbars habe lauschen sehen.

Den Charakter eines solchen Mannes zu behaupten habe ich mein ganzes Leben hindurch mich redlich bestrebt, und ganz Schöppenstädt hat ihn mir auch bis diese Stunde einstimmig zuerkannt. Und doch — sollte man es glauben — bin ich für fähig gehalten worden, eine Rolle unter den Angebern der geheimen Polizey zu spielen. Die Sache hat mich ein wenig gedemüthigt; aber ich darf mich nicht schämen, von ihr zu reden, da ich sie gewiß nicht zu meiner Unehre geendigt habe. „Sie, lieber Ehrentraut — sagte mir unser Herr Stadtdirektor, als er sich von dem Stuhle erhub, nachdem ich mein Amt an ihm gethan hatte, — sind, wie die ganze Welt

weiß, der verständigste Mann in Schöppenstädt; aber noch immer fehlt Ihnen ein Wirkungskreis, der Ihrer würdig wäre. Unsre Regierung will alle Verdienste belohnen; auch dem Ihrigen schließt sich ein schöner Spielraum auf. Sie kommen jede Woche wenigstens in hundert Häusern herum, und Sie sind der Vertraute aller Ihrer Kunden. Niemand wäre deßhalb geeigneter als Sie, den in der Stadt herrschenden öffentlichen Geist zu beobachten. Sie hören alles, was die Leute über die Maaßregeln der Regierung urtheilen, und wie sie sich über den spanischen Krieg, über die englische Neutralität und über die griechische Insurrection äussern; Sie erfahren, ob sie zu der Partie der Servilen, oder zu dem Lumpenpack der Liberalen gehören; Sie sehen, welche Zeitungen sie lesen und welche Gesichter sie bey dieser Lectüre machen; Sie vernehmen aus ihrem Munde alle politischen Neuigkeiten, die sich in der Stadt verbreiten; die geheimsten Gedanken der Herzen werden Ihnen offenbar. Wenn Sie mir nun dieß alles, was Sie sehen und hören, von Woche zu Woche getreulich referiren, so werden Sie sich ein Verdienst um den Staat erwerben, das Sie zu den größten Ansprüchen berechtigt, und die Regierung, die nie undankbar gegen die Beförderer Ihrer Absichten gewesen ist, wird Ihren Patriotismus auf das reichlichste an Ihnen und an Ihren Kindern und Kindeskindern belohnen."

Man begreift, daß dieser Antrag für mich eine nicht geringe Überraschung war. — Indessen bin ich der Wahrheit das Geständniß schuldig, daß ich ihn nicht mit der schnellen Entschlossenheit zurück gestossen habe, wie er es gewiß verdient hätte. Zwar fieng mir das Blut bey dem ersten Theile desselben an nicht wenig aufzuwallen; aber augenblicklich legte sich diese Wallung, als der Hr. Stadtdirektor von der Dankbarkeit der Regierung sprach, und von dem reichlichen Lohne, den sie dem Patriotismus angedeihen läßt. So ward auch an mir die Bemer-

kung bestätigt, daß der Teufel, wenn er den Menschen versucht, bey dem ersten Anlaufe gewöhnlich im Vortheil bleibt.

Dieser Erfolg wird erklärbar aus meiner Lage; und wer billig ist, wird in derselben einige Gründe zu meiner Rechtfertigung finden. Alle Welt weiß, wie ungerecht die neuere Zeit gegen die löbliche Innung der Barbiere gewesen ist, nachdem sie Jahrhunderte hindurch einen ehrenhaften Mittelstand zwischen den Herrn und dem Volke gebildet und den einen und den andern nicht nur mit der Scheere und dem Rasiermesser, sondern überhaupt in allen leiblichen Nöthen mit ihrer Kunst und Wissenschaft gedient hatte. In allen neuern Medicinalverordnungen sind wir samt und sonders für Quacksalber erklärt, und mit den alten Weibern, den Marktschreyern und den Abdeckern auf eine Linie gestellt worden. Da nun zugleich das Aderlassen und Schröpfen aus der Mode gekommen ist, die Klystiersprützen mit den krummen Röhren erfunden worden, und die Behandlung äusserer Schäden nur den examinirten Chirurgen gestattet wird, so wäre unser einer Brodlos, wenn nicht der liebe Gott die Reproduktionskraft der Bärte in ihrer alten Maasse und Ordnung erhalten hätte. Aber was wir durch sie erwerben, ist in Vergleichung mit den Einbussen, die wir durch die besagten Injurien der Zeit leiden, sehr unbedeutend, weßwegen die Genossen meiner Zunft sich leicht bereden können, eine Hinweisung auf eine neue Nahrungsquelle für eine Stimme aus dem Himmel zu halten, während sie in der That eine Stimme aus der Hölle ist. So gieng es mir. Die Nutzanwendung, mit der der Herr Stadtdirektor seine Rede geschlossen hatte, verrückte mir das Concept. Ich hätte gern nein und eben so gern ja gesagt. Aber ich konnte weder mit dem einen noch mit dem andern ins Reine kommen. Zum Glück fiel plötzlich ein Strahl des Lichts in meine Verblüffung. Ich bat um Bedenkzeit, und das war gewiß das Klügste, was ich in diesem kritischen Augenblicke thun konnte.

Mit brennendem Kopfe eilte ich nach Hause, und erzählte meiner Frau, welch' ein Stern der Hoffnung in dem Anerbieten des Stadtdirektors mir aufgegangen sey. Aber sie gerieth in keine Verlegenheit und bedurfte keines Nachdenkens; sie hatte das Wahre in dieser Sache mit dem ersten Blicke getroffen. „Ich begreife wohl, bemerkte sie, daß in dem Amte, das dir zugedacht worden, nicht viel Ehre ist. Doch darauf käme es eigentlich nicht an. In einer Welt, in der man sein Glück schlechterdings nicht anders als auf dem Wege der Lüge und des Trugs machen kann, sind diejenigen gewiß nicht die klügsten, die in ihrem Eigensinn auf dem Wege der Wahrheit verharren wollen. Aber ich halte die Vortheile, die dir angeboten worden sind, für sehr zweifelhaft. Die Schöppenstädter sind pfiffige Leute; sie werden bald hinter die Sache kommen, und dann bist du ruinirt. Wer wird denn einen Agenten der geheimen Polizey sein Haus betreten lassen? Wer seinen Hals dem Messer eines Spions darbieten, der der Vorarbeiter des Kerkermeisters und des Henkers ist? So bald dir aber deine Kunden den Abschied gegeben haben, so hat dein Dienst für die Regierung keinen Werth mehr, und dann wird sie sich auch schwerlich der Dankbarkeit und Belohnung mehr erinnern, die sie dir zugesichert hat."

Bey diesen Worten fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und in meinem umnebelten Verstande wurde es mit einem Male lichter Tag. Um mich der Last, die mein Gewissen drückte, so schnell als möglich zu entledigen, eilte ich mit grossen Schritten in die Amtswohnung zurück. „Sie sind ein resoluter Mann, entgegnete mir der Stadtdirektor, Sie haben sich schnell besonnen." — Meine Entschliessung ist gefaßt, versetzte ich, nur hängt sie an einer Bedingung. —

„Und die wäre?"

Ein Befehl an den Kaminfeger, daß er mich, so oft ich auf das Rasiren ausgehe, mit seiner Leiter begleite.

„Sie sind ein Narr!"

Die Sache ist klar. Wer wird einen Spionen der geheimen Polizey sein Zimmer betreten lassen wollen? Es ist aber leicht zu helfen. Meine Kunden strecken die Köpfe durch die Fenster und ich steige von der Strasse hinauf, und thue ihren Bärten unter freyem Himmel ihr Recht an.

„Packen Sie sich zum Henker! Ich werde schon Leute finden, die des Glückes werth sind, das Sie so muthwillig von sich stossen."

Ich werde diese Leute nicht um ihr Glück beneiden, und noch weniger um die Ehre, die mit demselben verknüpft ist.

England und Frankreich.

Der Vortrag, welchen Hr. Canning, am 14. Apr. im Unterhause gehalten, ist eines der wichtigsten Aktenstücke in dem Codex der neuesten Politik. Aus ihm wird dem Publikum ersichtlich, wie die grossen Fragen unsrer Zeit in den Verhandlungen der Cabinette zur Sprache gekommen, und wie man zu den Resultaten gelangt sey, die nun, die nächste Zukunft in ein sehr beunruhigendes Dunkel stellend, vor unsern Augen liegen. Zugleich zeigt er besonders, welchen Weg die englische Politik eingeschlagen, um ihre im Widerspruche mit den Ansichten der andern Mächte stehenden Grundsätze zu behaupten, und wer die Dinge unbefangen und mit Ernst betrachtet, wird sich nicht erwehren können, die verständige Erwägung, die Festigkeit und die Würde zu anerkennen, die das Cabinet von St. James in dieser höchst kritischen Stellung der öffentlichen Angelegenheiten bewährt hat.

„Die Kammer werde erstaunt seyn, sagt Hr. Canning, zu vernehmen, daß zur Zeit, als der Bevollmächtigte Englands zum Congresse von Verona ernannt wurde, man in St. James nicht wußte, ja nicht einmal wissen konnte, daß in jener Versammlung die spanische Frage erörtert werden sollte, daß der Herzog von Wellington blos in Beziehung auf die Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte Instruktionen erhalten habe, und daß ihm seine Verhaltungsbefehle in Hinsicht auf die Angelegenheiten von Spanien erst nachgesendet worden seyen." In dieß Erstaunen, das der Minister von der Kammer voraussetzt, hat sich mit ihr, indem es diese Worte aus seinem Munde vernahm, das ganze Publikum getheilt; es ist aber noch weit mehr durch die folgenden Äusserungen erhöht worden, daß Frankreich unter allen Mächten diejenige gewesen, von der England einen Vorschlag hinsichtlich Spaniens am wenigsten erwartet, weil der König von Frankreich in der Rede, womit er am 5. Jun. v. J. die Kammern geschlossen, feyerlich erklärt habe, daß die heisse Jahrszeit allein ihn zwinge, den Sanitätscordon fortdauern zu lassen, und daß nur Übelgesinnte ihm andere Beweggründe bey dieser Maaßregel unterschieben könnten. Nicht ohne Befremden fragt man sich bey diesen Geständnissen: waren denn in den Mittheilungen, die dem Congresse vorher giengen, die Gegenstände nicht genau bestimmt worden, die auf demselben zur Berathung kommen sollten? Fehlte es auch an Bestimmungen dieser Art, mußten dann nicht die Cabinette diese Gegenstände selbst in dem damaligen Zustande der europäischen Verhältnisse erkennen, und ihre Gesandten darauf instruiren? War es möglich zu glauben, daß die spanische Sache in Verona werde mit Stillschweigen übergangen werden, nachdem kurz zuvor die neapolitanische vor den Richterstuhl der Mächte war gezogen worden? — Und wie konnte man in der Rede des Königs von Frankreich eine Bürgschaft für friedliche Gesinnungen sehen, da die Thatsachen laut das Gegentheil bezeugten? Kannte man denn in England den Geist der Partie nicht, die das französische Gouvernement beherrschte? Hatte man keine Nachrichten von der kriegerischen Haltung, die, mit ungeheurem Aufwande, fortdauernd dem Gesundheitscordon gegeben, und von den Aufmunterungen und Unterstützungen, die an die Mißvergnügten in Spanien verschwendet wurden? — Es ist schwer bey dem Nachdenken über diese Fragen sich der Erinnerung an die alte Bemerkung zu erwehren, durch wie wenig Weisheit die Welt regiert werde; so wie auch unverkennbar ist, daß der Vorwurf den Hr Brougham dem Ministerium gemacht hat, daß es sich habe durch diplomatische Künste bethören und in die Irre führen lassen, nicht aus der Luft gegriffen sey.

Dieser Vorwurf trift aber in seiner ganzen Schärfe nicht das itzige, sondern das vorige Ministerium, indem die Fehler, die derselbe anklagt, in die Zeit des letztern zurück fallen. Das erstre dagegen hat, von dem Augenblicke an, indem es aus Wellingtons Berichten

den wahren Stand der Dinge kennen gelernt, seine Partie, in Übereinstimmung mit den Grundsätzen des Rechts und einer consequenten Politik genommen, und wie stark und dringend auch die Opposition in Verona seyn mochte, mit Festigkeit behauptet. Der Abgeordnete wurde beauftragt unabänderlich zu erklären, die großbritannische Regierung sey von der Nutzlosigkeit und den Gefahren einer Dazwischenkunft in dem vorliegenden Falle überzeugt, sie betrachte dieselbe als tadelhaft in ihrem Princip und unthunlich in der Ausführung, und nie werde sie, es folge, was da möge, daran Antheil nehmen. Als der französische Gesandte in Verona die Ansichten seiner Regierung von der spanischen Sache zur Sprache brachte, bestand Wellington darauf, daß er selbst nicht auf eine bedingte Art in eine Dazwischenkunft einwilligen werde, zumal er nicht wisse, welchen Grund zu klagen man gegen Spanien habe, und auf welche Thatsachen man Besorgnisse für die Zukunft stütze. Und als die drey Continentalmächte mit Frankreich überein kamen, an ihre Gesandten zu Madrid Noten zu richten, damit sie der spanischen Regierung Vorstellungen machen und auf Änderungen in der Constitution dringen sollten, weigerte sich der brittische Minister an dieser Maaßregel Theil zu nehmen, und erklärte, daß alles was sein Souverain im Falle der Abreise der übrigen Gesandten thun könnte, darinn bestünde, den seinigen zu Madrid zu lassen, um die Erbitterung, die ein solches Verfahren erzeugen müßte, zu besänftigen, und durch freundschaftlichen Rath den traurigen Folgen, die es haben könnte, vorzubeugen. Auf solche Weise bemühte sich England, die Ruhe von Europa zu erhalten und die Aufnahme eines Grundsatzes, der die Selbstständigkeit aller Staaten bedroht, in die völkerrechtliche Praxis zu verhindern.

Diese Bemühungen machten zwar in Verona die bezielten Eindrücke nicht; dessen ungeachtet wurden sie auch nach Auflösung des Congresses noch fortgesetzt. Wellington erneuerte die früheren Vorstellungen in Paris und erbot daselbst die Vermittlung seines Hofes zur Beylegung der zwischen Spanien und Frankreich bestehenden Mißhelligkeiten. Obgleich dieses Anerbieten von dem Cabinette der Tuillerieen auf eine Art erwiedert wurde, die für eine bestimmte Ablehnung gelten konnte, so glaubte man doch noch einen Versuch für die Sache des Friedens machen zu müssen. Lord Sommerset gieng nach Madrid mit versöhnenden Rathschlägen, von denen dort ein guter Erfolg zu erwarten stand. Aber kaum war er dort angekommen, als die Rede Ludwigs XVIII. bey Eröffnung der Kammern die letzten Hoffnungen des Friedens vernichtete. In allen diesen Verhandlungen hatte Frankreich die unerschütterlichste Beharrlichkeit in seiner unversöhnlichen Gesinnung zu erkennen gegeben; Spanien dagegen hat nicht nur die Vermittlung Englands aufgerufen, sondern auch seine Bereitwilligkeit zur Ausgleichung des Zwists unter der gewiß billigen Bedingung erklärt, daß das französische Heer von seiner Gränze zurückgezogen werde. Daraus wird die Welt erkennen, auf wen die Schuld und die Verantwortung dieses Krieges und seiner nicht zu berechnenden Folgen falle.

Über das Unrecht des Angreifers hat sich Hr. Canning mit brittischer Freymüthigkeit und in den stärksten Ausdrücken erklärt. „Der Grundsatz, nach welchem die französische Regierung handle, greife die englische Constitution in ihren Grundfesten an, — Frankreich könne sich nicht als ein Vorbild darstellen, das die übrigen Nationen nachahmen müssen, — im Gefühle der Gerechtigkeit ihrer Sache haben die Spanier ihre Zuflucht zu der englischen Vermittlung genommen, — die Gründe seyen unbegreiflich, durch welche Frankreich Spaniens Überziehung rechtfertigen wolle, — unter allen Mächten Europa's sey Frankreich die letzte, der es zukomme, Spanien Lehren zu geben, Frankreich, das mitten unter seinem Angriffssystem gegen Europa, seine Constitution festgesetzt und ausgebildet habe, — Spanien habe ein grösseres Recht gehabt, seine Constitution zu ändern, als Frankreich, eine Observationsarmee aufzustellen, — man müsse hoffen, daß Spanien triumphirend aus diesem Kampfe hervor gehen werde." — Diese Ansichten und ihre unumwundene Manifestation ehren den Geist des englischen Ministeriums, und man muß es dem Hrn. Canning verdanken, daß er seine Überzeugung mit dieser Bestimmtheit ausgesprochen hat, weil seine Autorität denjenigen, die den Angriff auf Spanien für eine grobe Verletzung der öffentlichen Moral erklären, gegen den Vorwurf zum Schutze gereicht, daß sie gegen das monarchische System feindselig gesinnt seyen.

In der Ungerechtigkeit dieses Angriffs konnte aber das Cabinet von St. James keinen Grund sehen, sich demselben mit gewaffneter Hand zu widersetzen, da kein Staat der Richter über die

sittlichen Handlungen des andern ist. Nachdem es alles erschöpft hatte, um die Partheyen zu vermitteln, und da weder eine erlittene Rechtsverletzung, noch eine übernommene Verbindlichkeit es aufforderte, sich in den Streit zu mischen, zog es sich in sich selbst zurück, um seine Interessen in einer neutralen Haltung zu verwahren. Aber es hat dadurch nicht auf die Maaßregeln verzichtet, die ihm eine veränderte Lage der Umstände räthlich machen dürfte. Es hat im Gegentheile dem französischen Minister der auswärtigen Geschäfte bestimmt erklärt: England werde so lange neutral bleiben, so lange seine Interessen und seine Ehre nicht gefährdet würden; es erwarte aber, gemäß den von Frankreich ausgedrückten Gesinnungen, daß diese Macht auf keine bleibende Occupation des spanischen Gebiets Anspruch mache, daß sie nichts verlange, was der Unabhängigkeit der spanischen Krone zuwider wäre, daß sie Portugal nicht angreife, und sich auch nicht den mindesten Theil von den spanischen Colonieen in Amerika zueigne. — Es sind hier so viele Fälle voraus gesetzt, in denen England sich entschlossen erklärt, die Waffen zu ergreifen, daß es eine Art von Wunder wäre, wenn nicht einer derselben einträfe. Zu diesen Fällen kommt aber noch ein neuer, dessen hier nicht gedacht wird, nämlich die bewaffnete Unterstützung, die Frankreich durch die eine oder die andere Continentalmacht erhalten könnte. Dieser Fall wäre für England noch auffordernder als irgend einer der genannten, indem sein Interesse und seine Ehre ihm nicht gestatten, einer andern Regierung in dieser Sache zuzugeben, was es sich selbst, aus Achtung für die Grundsätze des Völkerrechts und aus Sorgfalt für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe versagt. Unter diesen Umständen ist die englische Neutralität als eine Maaßregel des Augenblicks anzusehen, die nicht in Gemäßheit eines feststehenden Systems oder einer übernommenen Verbindlichkeit ergriffen worden, und die mit der entgegen gesetzten verwechselt werden kann, sobald vermöge des Ganges der Ereignisse der Vortheil und die Würde des Staats es fordern.

Mehrere Glieder der Opposition haben das Betragen des Ministeriums mit Heftigkeit angefochten, und behauptet, daß schleunigere und entscheidendere Maaßregeln den Krieg hätten verhindern können. Wenn diese Behauptung gegründet ist, so gereicht sie den Beschuldigten zu einem grossen Vorwurfe. Aber bey der alles wagenden Entschlossenheit, mit der Frankreich seine Partie genommen hatte, scheint es nicht, daß ein festeres Auftreten der englischen Regierung die leidenschaftlich entzündete Kriegslust hätte zur Mässigung bringen können, zumal Frankreich der Unterstützung seiner Bundsgenossen in dem Augenblicke sicher seyn konnte, in dem Spanien durch fremde Hülfe sich verstärkte. Wenn Villele unverholen erklärte, „das französische Ministerium befinde sich „in dem Wechselfalle, entweder die spanische Re„volution an den Pyrenäen bekämpfen, oder an „den nördlichen Gränzen des Reichs vertheidigen „zu müssen," so hat er damit das Geheimniß der Politik geoffenbart. So bald England seine Vermittlung mit Drohungen verband, wagte es die Gefahr des allgemeinen Kriegs; schränkte es aber durch seine neutrale Haltung den Streit auf die Parteyen ein, die unter sich zerfallen waren, so blieb ihm das Verdienst jene Gefahr entfernt zu haben. Indem es sich zugleich vorbehielt, nach Maaßgabe der Umstände zu handeln, verwahrte es sein Interesse und seine Würde, und sicherte die Stellung, die es in der Reihe der europäischen Mächte inne hat.

Preis von hundert Dukaten.

Ganz oder getheilt dem oder denen, welche über die Garantie der Rechte des Saatsbürgers (Zweck) oder über Preßfreyheit (Mittel) das Beste, Ueberzeugendste, Unwiderleglichste binnen heute und zwey Jahren in die Hände des Unterzeichneten bringen. Ich verehre die Fürsten und ihre Throne. Ich verabscheue Meutereyen und Revolutionen. Aber ich halte auch den Staatsbürger für den wichtigsten, integrirenden Theil des Staats. Eine lange übersehene, erst in neuern Zeiten erkannte Wahrheit, welche eine Partie, die nur Herren und Knechte erkennt, gar nicht, eine andere, welche möglichst wenig von absoluter Herrschaft abtreten möchte, nur im sehr beschränkten Sinn zugiebt. Hier also gleich drey zu entscheidende Vorfragen. Sie dürften weder schwer zu beantworten, noch zu beweisen seyn, können daher kurz abgefertigt werden, ohne der innern starken, beweisenden, bündigen Kraft zu ermangeln (denn das ist eine der allgemeinen Hauptforderungen dieser Preis-Aufgaben:) weil allzuviel Thatsachen hier bereits entschieden haben und es kommt nur auf deren geschickte Zusammenstellung, im schneidenden Contrast mit den gegentheiligen, an, nach den Lehren der Geschichte.

Dieß führt gleich auf eine zweite Hauptforderung, die ich an den Bearbeiter stelle. Induktion durch Fakta ist die Hauptbeweisart, welche gewünscht wird,

*) Während dieß gedrukt wird, ist seit der ersten Bekanntmachung im Hesperus Nr. 36. 1823. durch Beyträge bereits der Preis auf 110 Dukaten in Golde erhöhet.

ohne deßhalb jede andere auszuschliessen, die aber doch untergeordnet und kurz behandelt werden kann; weil hier bereits überflüßig vorgearbeitet ist, meist nur die Resultate Anderer mit Hinweisung auf ihre Schriften, benutzt zu werden brauchen.

Die *dritte* fließt hieraus von selbst: Die Theorie, besonders die allzu sublime oder gar mystische, im Hintergrunde zu stellen, desto mehr aber *praktisch*, in Parallelen, Contrasten, Inversionen (welch' ganz andere Geschichte, wenn —!) Ursachen und Folgen im innern Zusammenhang alles recht eingreifend für den gesunden Menschenverstand und das unverdorbene Gefühl, darzustellen.

Folglich *viertens*: ein lebendiger, blühender, kräftiger Vortrag, mit Vermeidung aller unnöthigen Breite und Länge.

Diese Forderungen gelten weniger noch für die Vorfragen als für den Hauptgegenstand.

Jeder Staatsbürger ist integrirender Theil des Staats; (ich setze einstweilen den unwiderleglichen Beweis voraus) was folgt, was ist dann das wichtigste für ihn? Denn, wohlgemerkt, ich rede nur vom Staatsbürger; nicht vom Fürsten, Adelichen, Geistlichen, Soldaten, Staatsbeamten. Für diese alle ist fast überall gesorgt. Sie haben nicht nur Rechte, sondern meistens Vorrechte und Garantien derselben genug, im Herkommen, in der Erblichkeit, in der Meynung, selbst im Vorurtheil, in der Macht des Reichthums, der Intelligenz, der Gewalt, der Gesetzgebung, in vielerley zu verleihenden Gnadenspenden, Gunst- und Ehren-Bezeugungen, ja in der Religion. Was aber bewahrt dem *Staatsbürger* als solchen, bis zum letzten Insassen der Hütte herab, seine *Rechte*? Worin bestehen und *müssen* sie bestehen, wenn die Begriffe Staaten, Staatsbürger, nicht Chimären seyn sollen? — Einer der neuern Zeit am vielfältigsten besprochenen, und oft schon entschiednen Gegenstände, daher sich hier kurz, aber desto kräftiger, mit Berufung auf die Gewährsmänner und — Urkunden zu fassen seyn wird.

Wie werden diese Rechte am sichersten garantirt? Diese Frage halte ich für die Axe, um welche sich der wichtigste Theil des politischen Treibens der lezten Generation gedreht hat und ferner so lange drehen wird, bis eine hinlänglich beruhigende Antwort durch die That erfolgt ist. Sie würde nie aufgeworfen seyn, nie so wie dermalen mit dem höchsten Interesse Alles, was hört sieht, denkt, sich nach Glück, Ruhe und Frieden für sich und die Seinigen sehnt, ergriffen haben — ohne Mißbräuche der Gewalt, ohne Druck der Staatsbürger, ohne die ungestrafte, widerrechtliche Mißhandlung vieler Einzelnen.

Daher ist es nun eine *Hauptforderung*: die Erledigung jener Frage durch die Beantwortung der gegentheiligen, negativ so vorzubereiten, daß sie, so zu sagen, von selbst in die Augen springt und es bedarf dann nur einer geschickten Composition.

Nämlich: ich wünsche eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller schon bekannten, noch mehr aber, aller weniger, oder aber noch gar nicht bekannten *Thatsachen jener Mißbräuche, Bedrückungen und Mißhandlungen*. Dieß eigentlich der Kern des Thema, worüber die freyste Bearbeitung in *der* Art offen bleibt, daß Jeder es aus dem Standpunkt behandle, von welchem aus er es am besten zu übersehen glaubt, oder der Mittel am leichtesten habhaft werden kann, ihm zu genügen. Es können die Thatsachen unter einem Begriff, z. B. *Kabinets-Justiz* gestellt und die Beyspiele aller Zeiten und Länder, als eine beweisende Warnungstafel aufgestellt werden, welche betrübte Folgen sie hatte und wie da, wo sie besteht, der Staatsbürger vogelfrey erklärt ist. Oder auch an Institutionen kann der Faden angereihet werden, z. B. Inquisition, geheime Polizey u. s. w. Die fruchtbarste Ausbeute wird die aus diesem Standpunkte verfolgte *Geschichte einzelner* Staaten und zugleich den historischen Beweis über die *wahre Quelle der Revolutionen* geben, welche neuerer Zeit, ein böser Geist nur immer dem schlechten Willen und unruhigen Treiben *deshalb* enger Verbündeter Schuld geben möchte, weil sie die Fürsten hassen, sie von den Thronen treiben wollen, um sich selbst darauf zu setzen. Die Geschichte wird hier deutlicher, lauter, unwiderleglicher reden als Alles, was die Arglist ersonnen, die Verläumdung verbreitet, der Fanatismus übertrieben, und die ehrliche Gutmüthigkeit mehr als eines hintergangenen Fürsten geglaubt und daher die Zustimmung zu so manchen Maßregeln gegeben hat, welche das Uebel wahrlich nicht heben, nur verschlimmern können. Dieß Uebel soll keineswegs geläugnet werden, aber es sitzt nicht da, wo man es zu operiren gedenkt. Es ist nicht von selbst entstanden, sondern eine nothwendige Folge grosser, gemachter Fehler, die im innigsten Zusammenhange mit unsrem Haupt-Thema stehen; daher ihre Berücksichtigung den Preisbewerbern besonders empfohlen wird. Es muß historisch gezeigt werden, daß die Revolutionen so alt sind wie die Welt, daß sie im Mittelalter und der neuern Geschichte im Grunde nur eine grosse, wichtige, allgemeine Quelle haben, die zwar bekannt ist, oft nachgewiesen ward, nie aber noch meines Wissens, so im stringenten Zusammenhang und Ueberblick, daß daraus das frappante Resultat ihres ausserordentlichen allseitigen, verderblichen Einflusses und die einfache Erklärung hervorginge, warum da, wo sie verstopft ist, Ruhe und Frieden im Allgemeinen herrscht. Ich sage im Allgemeinen; denn einzelne Ausbrüche der Leidenschaften kann die Gottheit selbst nicht hemmen.

Es gibt noch eine ganz andere, erst in neuerer Zeit entstandene, allgemeine Quelle, die ihrer Natur nach so ganz dazu gemacht ist, zu Revolutionen fast zu zwingen, wenn sie nicht von weisen Regierungen bald eingeengt wird. Daß sich dennoch die Nationen ohne Ausnahme in ganz *Europa* von ihr geduldig überschwemmen und beschädigen lassen, ist der unwiderleglichste Beweis gegen diejenigen leidenschaftlichen, kurzsichtigen oder treulosen Staatsdiener, welche ihre guten Fürsten dennoch mit Revolutionen schrekken, überall die Heerde dazu erblicken und sie nöthigen, Illuminationen wie Feuersbrünste zu behandeln.

Es lassen sich in dem eben berührten Sinne treffliche Gemälde der verschiedensten Art zusammenstellen, zu deren Composition die leitende Idee hiermit gegeben ist. Die *überzeugende* Verbindungskette einer möglichst vollständigen Reihe von Thatsachen, als ihrer Glieder, zur Beantwortung der Hauptfrage in der Induktion dessen, was leider! nur zu oft, inner- und ausserhalb *Troja* da war und die Rechte des Staatsbürgers zerstörte, daher nicht länger da seyn und geduldet werden darf, von keiner weisen und gerechten Regierung (und solche setze ich überall in *Europa* vom *Nordcap* an, jedoch nur bis zur *Türkey* voraus) gestattet werden kann — das ist das verlangte *Haupt-Kunstwerk*.

Aber eine wichtige Frage ist: ob da, (was vorzüglich

in den östlichen Staaten der Fall seyn dürfte,) wo es an einem dritten ja gewissermaßen sogar an einem Mittelstande fehlt, wo also tüchtigste Elemente zu einer zweckmäßigen Repräsentation (jede andere ist mehr Form, Schauspiel oder gar neuer Mißbrauch) fehlen, oder wo die Regierung Ursachen oder Abneigung hat, in der Verfassung irgend etwas zu ändern; ob da nicht vor der Hand andere Einrichtungen die vermißte Garantie wenigstens theilweise ersetzen können? Preßfreyheit wäre z. B. schon ein unschäzbares Gut und durchschnitte am kürzesten und wohlfeilsten, den oft schrecklich verwirrten Knoten der Form und des Wesens des gewöhnlichen Geschäftsganges. Aber eben darum verabscheuen sie diejenigen, welche im Verwirren und Verfitzen der Fäden die geschicktesten und interessantesten sind und wenn sie hierin nicht die Meisterschaft erlangt, sonst gar nichts wären. Geheimniß und Finsterniß sind ihr Element; Knoten zu schürzen, Schlingen zu drehen, Nebelkappen zu weben, diese so vielen über die Köpfe zu werfen und mit jenen so viel zu fangen, als zu erreichen sind, ist ihr liebstes Geschäft, unumschränkte Herrschaft ihr leztes Ziel; was sie nie indessen erreichen, so lange auch nur noch eine Presse die Menschen über ihre Interessen aufklären kann. Daher ihr schlecht verschleierter Haß gegen die Presse überhaupt; unversöhnlicher unbedingter aber gegen deren Freyheit. — Fürchtet man sie denn nun durchaus so panisch: nun so lassen sich vielleicht manche andere wohlthätige Institutionen denken, ähnlich den Schiedsrichter-, Vergleichs-Commissionen, Jurys, Fiscalämtern, wodurch wenigstens der Schuz gegen Mißbrauch der Autorität und Amtsgewalt wider Wissen und Willen des väterlichen Regenten, sanctionirt und doch irgend ein Anker hingeworfen werden könnte, an welchem sich der mißhandelte Staatsbürger, berechtigt, ungescheut und öffentlich halten dürfte, bis ihm sein Recht geworden.

Und so lassen sich ähnliche Garantien mancherlei Art gegen die noch bestehenden Uebel denken. Es ist wichtig zu zeigen, daß die allgemeine Herstellung dieser Garantieen das sicherste Mittel ist, den Fürsten ihre Ruhe wieder zu geben, ihre Throne zu befestigen und die Revolutionsfurcht zu verscheuchen.

Eine Haupttäuschung muß aber hiebey aufgedeckt werden, in welcher sich so manche unserer vortreflichen Regenten zu befinden scheinen und noch mehr darin geflissentlich zu erhalten gesucht werden.

„Die Geseze sind da und gewähren jedem sein Recht und die lezte Zuflucht bleibt immer der Landesfürst selbst!"

Aber welche und wie viele, dunkle, zweydeutige und widersprechende Geseze! Und wer kennt sie ausser den Eingeweihten? Schon in der Justiz, wo doch hierin noch am besten gesorgt ward, so mißlich, das selten der Ausgang einer Sache auch von den verständigsten zu verbürgen ist! Nun gar im weiten, schwankenden Gebiet der Regierungspolitik jenseits der Justizgränzen rc., wo die Form vielleicht noch mehr Schaden anrichtet, als die mangelhafte, der Willkühr weiten Spielraum lassende Gesezgebung; wo die Beobachtung der Form sehr oft als Beobachtung des Gesezes vorgeschoben wird! Wo es für ein Meisterstück des Geschäftsganges gehalten wird, daß eben die, gegen welche Beschwerden gerichtet sind, gewöhnlich wieder die rationes decidendi herzugeben haben, daß keine Beschwerde statt finde! Und dann die Kosten, der ungeheure Zeitverlust, der Mangel an Vertrauen — wie kann der Angeklagte mein Richter seyn! Die Schwierigkeit, besonders in grössern Staaten, zum Monarchen selbst zu gelangen! Die noch größere, daß Er diese tausend Dinge übersehen, durchschauen soll! Also hinab zur Berichts-Erstattung.

Hier nun müssen Thatsachen zeigen, daß eine solche wohl zur Instruirung, aber nicht zur Entscheidung hinreiche, und oft nichts anderes war, als die Sanctionirung einer Ungerechtigkeit durch neue Formen unter höherer Autorität.

Ich glaube genug gesagt zu haben, um Zweck und Geist der Arbeiten zu bezeichnen, die ich zu veranlassen wünsche. Ihre grosse Wichtigkeit, ihr grosses Interesse wird einleuchten. Ich habe keinen einzelnen Staat, ich habe den Frieden aller Staaten, das Glück aller Staatsbürger im Auge. Was Allen Noth thut, soll aus beredten Thatsachen der Einzelnen mit solcher Evidenz hervorgehen, daß Jeder, welchen Zufall oder Gunst, als Rathgeber zur Seite der Fürsten gestellt, erröthen oder erblassen müsse, wollte er es noch ferner wagen, sie mit Sophismen, Verschleierungen und Entstellungen der Wahrheit zu hintergeben. Gelingt mir das, glaube ich Grosses angeregt zu haben. Die aber, welche das Werk selbst im schönen Wetteifer vollbringen, was für ein unendliches Verdienst werden sie sich erwerben! Wie klein ist dagegen der Lohn, den ich ihnen bieten kann.

Dieß bewegt mich, alle bekannte und unbekannte Freunde der guten Sache, welche mit mir gleichstimmig denken und die vorgeschlagenen Preisabhandlungen für eben so wichtig, verdienstlich, von gleich grossem, praktischen Einfluß und eben so in die ersten Interessen jeden Staatsbürgers eingreifend, als aufklärend über die sichersten Mittel zur Ruhe der Staaten halten, aufzufordern, durch beliebige, kleinere oder grössere Beyträge die Preissumme zu verstärken. Oft schon war ich so glücklich auf diesem Wege durch die Vielheit geringer Mittel eine bedeutendere Hebelkraft zu minder wichtigen Zwecken zu concentriren. Vielleicht gelingt mir dieß abermals bey derjenigen Unternehmung, die ich nach Zweck und Folgen für eine der wichtigsten halte. Jeder pecuniäre Beytrag so wie jeder geistige zur Lösung der Aufgabe soll in diesen Blättern *) treu verzeichnet, ja sogleich aufgenommen werden, wenn lezterer nur ein kürzerer, fragmentarischer ist, der nicht auf Concurrenz Anspruch macht, sondern nur unbekannte, interessante Thatsachen zur Bewährung des Hauptthema beisteuern will. Von Freunden liegen schon mehrere Fragmente aus Spanien, Neapel und mit der Ueberschrift: Wahre Ursachen, Sonst und Jezt — vor. Sie werden für die Hauptabhandlungen gut benuzt werden können, über welche ich mir, nach erfolgter preisrichtlicher Entscheidung (worüber seiner Zeit Näheres im Hesperus bekannt machen werde) die Disposition vorbehalte.

Die Redaktion aller politischen und gelehrten Zeitungen, wie aller andern periodischen Blätter und Werke ersuche ich um die Gewogenheit, diese Preisaufgabe, ihrem Wesen nach möglichst schnell ihren Lesern bekannt zu machen und auf diese Auseinandersetzung zu verweisen, wo es der Raum nicht erlaubt, sie in extenso aufzunehmen.

Stuttgart, 7. Februar 1823.

C. C. André,
Königl. Würtembergischer Hofrath.

*) Hesperus.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



31. May 22. 1823.

Freund, laß uns nicht ermüden,
Die Wahrheit liebt zwar Frieden,
Doch mit der Thorheit nicht.

Tiedge.

Der Pinselorden.

Wie man auch über den schriftstellerischen und sittlichen Charakter des Freyherrn Adolph von Knigge urtheilen mag, so muß man doch anerkennen, daß er sich durch die Herausgabe der Hinterlassenen Papiere des seel. Herrn Etatsraths Samuel Konrad von Schafskopf,*) ein grosses Verdienst um seine Zeit und um die Nachwelt erworben hat, indem dadurch das Publikum zu einer genauen und begründeten Kenntniß der Verfassung und der Wirksamkeit des uralten und in allen Ländern der Welt verbreiteten Pinselordens gekommen ist. Diese Kenntniß war nicht nur in historischer, sondern auch in praktischer Beziehung von sehr grossem Werth, indem sie die geheimen Instruktionen und Plane enthüllte, nach denen die Kinder der Finsterniß zu operiren pflegen, und dadurch die Kinder des Lichts in den Stand setzte, in ihren defensiven Maaßregeln sicherer und zweckmässiger zu Werk zu gehen. An der Avthentie der mitgetheilten Nachrichten war übrigens vermöge der Quelle, aus der sie geflossen, nicht zu zweifeln. Zwar wollen wir kein besonderes Gewicht auf die Würde legen, die der Referent im Leben begleitete, indem die Erfahrung lehrt, daß nicht Alles wahr ist, was die Etatsräthe sagen; einen desto grössern Nimbus aber verbreitet um ihn die eigentliche Glorie der Familie, aus der er entsprossen ist, wie denn sein Biograph berichtet, daß es zur Stunde noch Länder gebe, in denen Niemand zu einer Ehrenstelle gelange, der nicht, sey es durch Geburt oder durch Heurath, dem Stamme derer von Schafskopf angehöre.

Man würde sich sehr irren, wenn man die hinterlassenen Papiere des seel. Herrn Etatsraths, als eine Reliquie aus einer alten Zeit betrachten wollte, die nur noch die Aufmerksamkeit der Diplomatiker oder der Geschichtforscher beschäftigen könnte. Im Gegentheile hat ihr Innhalt noch itzt, und vielleicht noch manches folgende Jahrhundert, ein dringendes und unmittelbares Interesse für jeden Leser, der von dem fortdauernd obwaltenden Kampfe zwischen Licht und Finsterniß sanft oder unsanft berührt wird. Denn gleichwie die mehr oder minder merkbaren Spuren der Wirksamkeit des Pinselordens in allen Zeitaltern unverkennbar sind, sintemal mehrere glaubwürdige Autoren seinen Anfang schon in die Urgeschichte

*) 8. Breslau 1792.

der Menschheit zurück versetzen, und ihn mit dem Sündenfalle unsrer ersten Eltern zusammen treffen lassen; so besteht und wirkt er noch immer in allen Gegenden der beyden Hemisphären unsres Planeten, und wenn man die Wahrheit sagen will, so muss man gestehen, daß selten die Zahl seiner Genossen, Affilirten und Beschützer so groß und seine Wirksamkeit so kräftig und glücklich gewesen sey, als in dem itzigen Augenblicke. Gewiß geschieht es also nicht zur Unzeit, wenn itzt wieder in Erinnerung gebracht wird, was dreissig Jahre früher über den Geist, die Bestrebungen und die Hülfsmitteln dieses mächtigen, unsterblichen Bundes entdeckt worden ist.

Nach dem Berichte des Herrn von Schafskopf, ist das der Sinn und das Ziel des hochberühmten Pinselordens, aus allen Kräften der einreissenden Zuversicht zu der trüglichen menschlichen Vernunft und deren Herrschaft entgegen zu arbeiten, den alten, auf Autorität und Tradition gestützten Glauben wieder in seine verlornen Rechte einzusetzen, dem nichts als Unheil stiftenden Untersuchungs- und Forschungsgeiste die Flügel zu beschneiden oder gar abzuknicken, die Aufklärung erst zu brandmarken und dann aus dem Lande zu jagen, alle Menschen von geistiger Selbstständigkeit und Kraft zu unterdrücken, zu verfolgen und zu demüthigen, die unglückliche Lehre der neuern Zeit von der Toleranz mit unablässigem Eifer zu bestreiten, gegen Publicität, Denk-Red- und Preßfreyheit mit Feuer und Schwerdt gerüstet zu seyn und zu kämpfen, und in allen diesen Bestrebungen sich durch keine moralischen Bedenklichkeiten irren zu lassen, indem der grosse und heilsame Zweck jedes Mittel, das zu seiner Erreichung angewendet wird, rechtfertigt und verdienstlich macht. Es hat — fährt der Berichtserstatter weiter fort — die Welt dem Orden die größten und herrlichsten Anstalten zu verdanken, als da sind Inquisition, Tortur, Mönchthum, Leibeigenschaft, Büchercensur, Lettres de cachet, Bluthochzeiten, Religionskriege und die schönste Reliquie aus dem Mittelalter, das Feudalwesen. Er ist der Urheber unzähliger landesherrlicher Edikte, Bullen, Staatsverträge, Friedensschlüsse, Gesetzsammlungen, Compendien, Andachtsbücher und officieller Journale. Seine Mitglieder sind im Besitze der ersten Ämter im Staat und in der Kirche, und ausgerüstet mit eben so viel Macht als Klugheit wirken sie in gleicher Stärke nach oben durch Bethörung und Schmeicheley, nach unten aber durch Gewalt und Schrekken.

Man sieht, daß der Geist des Pinselordens seit der Zeit des Herrn von Schafskopf, bis auf diese Stunde, derselbe geblieben ist; dagegen bemerken wir eine nicht unbedeutende Veränderung in seiner Richtung. Das war von jeher sein erster Grundsatz, daß, wenn Ruhe und Ordnung im Leben bestehen soll, das Licht der Vernunft in der grossen Masse des Volks erlöschen und blinder Glaube und schweigender Gehorsam als die Cardinaltugenden der menschlichen Art gelten müssen. Früher bezielte der Orden in der Anwendung dieses Grundsatzes zunächst das kirchliche oder religiöse Verhältniß, richtete seine Streitkräfte hauptsächlich gegen die gottlosen Leute, die sich erfrechten, von dem Buchstaben der vorgezeichneten Glaubensformeln abzuweichen und suchte die glücklichen Zeiten wieder zurück zu bringen, in denen man die mißrathenen Söhne der Kirche durch Hülfe von Dragonern bekehrte und die Ketzer verbrannte. In unsern Tagen dagegen, wo die Menschen sich um das Ewige weniger bekümmern, als um das Zeitliche, und wo es für ein grösseres Verbrechen gilt, an den bürgerlichen Vertrag des Hans Jakob Rousseau zu glauben, als an die Lehren der Jansenisten oder der Berliner Neologen zog der Orden mehr gegen politische Ketzereyen zu Felde, und man muß gestehen, daß er in diesen Expeditionen eine eben so grosse Energie entwickelt hat, als früher in den Kriegen gegen die kirchlichen Rebellen. Aber auch an Klugheit und zweckmässiger Benützung

der Umstände ließ er es nicht fehlen; besonders aber bewährte er dieß sein Talent dadurch, daß er den Aberglauben der Völker für seine Interessen in Anspruch nahm, und die Religion als Hebel oder als Schild gebrauchte, um die Operationen seines Eigennutzes durchzuführen. So erhuben sich in unsern Tagen zahlreiche Banden in Spanien, um das absolute Regiment und die erschütterte Macht der Aristokratie wieder zur alten Blüthe zu bringen; ihre Gesamtheit aber nannte sich die Glaubensarmee und an ihrer Spitze traten Domherrn, Kapuziner und Trappisten einher, und theilten allen denen, die sich bereit erklärten, ihnen nachzufolgen, Anwartschaftsbriefe auf das Paradies aus.

Der Pinselorden war von jeher mit giftiger Antipathie gegen alles schriftstellerische und literarische Wirken und Streben erfüllt, und betrachtete Gutenbergs Erfindung als den schrecklichsten Fluch, der über die Menschheit gekommen ist. Dessen ungeachtet verschmähte er nicht, auch Schriftsteller in seinen Sold zu nehmen, und durch ihre Dienste die öffentliche Meynung zu bearbeiten. Unter ihnen nennen unsre Originalpapiere den Herrn Etatsrath von Schirach, Verfasser des Politischen Journals, „als den ehrwürdigen Generalprokurator des Ordens, und preisen an ihm die ausgezeichnete Gabe," die „Fakta zu verdrehen, die Nachrichten zu verstümmeln, den Fürsten zu schmeicheln, und die Schwachen in Furcht zu setzen." Wer sich noch der Literatur jener Zeit erinnert, wird diese Lobrede unterschreiben. Indessen hat der Orden seine alte Praxis beybehalten, und er wirkt noch immer sehr thätig auf demselben Wege. Seine tüchtigsten Handlanger im Felde der Schriftstellerey sind die Verfasser der französischen Ultrajournale, die wir in der Kunst Dampf und Nebel zu machen, für classische Männer gelten lassen müssen. Auch in Teutschland fehlt es ihnen nicht an bereitwilligen und eifrigen Genossen, aber sie hinken ihren Vorfechtern nach, wie lahme Mähren den rüstigen Streitrossen, und dienen der Sache des Ordens nur in den Kreisen derjenigen, die ohne ihm anzugehören, schon durch die Natur und die Erziehung zu Pinsel gestempelt worden sind.

Über die Geschichte des Ordens theilt der Hr. v. Schafskopf viele sehr interessante Notizen mit, aus denen sich praktische, im Leben brauchbare Bemerkungen ableiten lassen, wie sie vielleicht eine Geschichte des menschlichen Verstandes nicht gewähren könnte, was jedoch natürlich ist, da notorischer massen auf die Erscheinungen und Bewegungen des Lebens, zumal des politischen, die Dummheit von jeher einen weit grössern Einfluß ausgeübt hat, als der Verstand. Hierbey ist der Etatsrath auch ein Prophet; aber wie es mit den Weissagungen geht, so sehen wir, daß auch die seinigen nur zur Hälfte eingetroffen sind. Mit dem Untergange des Hauses Stuart, sagte er sehr richtig, habe der Orden in England einen grossen Stoß bekommen; aber die dann geäusserte Hoffnung, daß ihm dort bald ein neues Reich gegründet werden könnte, ist ein Fehlschuß. Denn nicht nur ist diese Hoffnung bis zur Stunde nicht in Erfüllung gegangen; ja ihre Erfüllung ist sogar unmöglich, so lange die englische Repräsentation und Preßfreyheit besteht. Glücklicher ist die Zukunft von Frankreich berechnet worden. „Es sey zwar, durch die Revolution, „dieses Land vom Orden abgefallen; aber es „stehe zu erwarten, daß auch in demselben ad „majorem Dei gloriam sein goldnes Zeitalter „wieder kehre." In der That sehen wir diese Wiederkehr im vollen Zuge. Und wie könnte sie des Zieles verfehlen, nachdem sie schon so glücklich fortgeschritten ist? Wir sehen die Vermählung der Staatsgewalt und des Priesterthums vollzogen, und rein vergessen und ignorirt, was seit dreyen Jahrzehenden geschehen ist. Missionäre ermahnen das Volk zur Busse und zum Verzicht auf den Gebrauch der Vernunft. Den Soldaten steckt man Amulete in den Haberjack, um

sie schußfest zu machen. Die Bischöfe werden ermahnt, die in ihren Sprengeln wohnenden Protestanten zur glaubigen Heerde zurück zu führen. Die liberalen Deputirten holt man durch Gensdarmen aus dem Sitzungssaale. Freymüthige Schriftsteller aber werden, an schäbige Galeerensklaven gekoppelt, in das Zuchthaus abgeführt, um daselbst Strohhüte zu flechten.

Das Wiederaufleben der Klöster in Baiern.

(Eingesandt.)

Seitdem unsre Regierung in dem Concordat eingewilligt hat, einige Klöster beyderley Geschlechts wieder herzustellen, haben sich die geistlichen und weltlichen Herrn, die an der Repristination des erschütterten ultramontanischen Kirchenthums arbeiten, sehr geschäftig erwiesen, um die Vollziehung jener Concession zu bewirken. Die Hemmungen, an denen sich die Sache stossen mußte, konnten leicht vorausgesehen werden, und da sie zugleich materieller und moralischer Art waren, wuchs die Kraft des Widerstandes. Der erste Schritt ist indessen zu Würzburg geschehen, wo die dortigen baarfüssigen Carmeliter die Erlaubniß erhalten haben, zur Wiederergänzung des Convents sechs Novitzen aufzunehmen, zu welcher Aufnahme sich mehrere dortige akademische Jünglinge mit Eifer hinzugedrängt haben sollen. Diese Umstände melden die öffentlichen Blätter; Privatnachrichten dagegen sagen, die Sache sey zur Zeit noch nicht entschieden, ihre Entscheidung aber sey nahe und die Zeichen stehen sehr günstig für die Sache des Mönchthums.

Mittlerweile hat ein Kloster in Baiern die Bewilligung der Aufnahme wirklich erhalten, Indersdorf bey Dachau, ehemals eine Abtey regulirter Chorherren, seit dem Jahre 1783 aber mit Salesianernonnen besetzt. Die dortigen Klosterfrauen, auch nach der Secularisation noch in Gemeinschaft lebend, haben sich auf eine löbliche Weise mit dem Unterrichte beschäftigt, in einer von ihrem verstorbenen wackern Beichtvater Stickl errichteten Schule, in der die Jugend des umliegenden Landes sich versammelte, und wobey die würdige Oberinn, eine Gräfin v. Spretti die verdienstlichste Thätigkeit erwies. Mit der Bewilligung des Fortbestandes des Klosters ist diese pädagogische Thätigkeit als seine Bestimmung erklärt worden; es soll in Zukunft eine Anstalt für den Unterricht und die Erziehung der Jugend seyn; dann finden in demselben keine ewig bündenden Gelübde mehr statt. Die letztern werden nur auf drey Jahre geschlossen, und können dann entweder erneuert, oder aufgegeben werden. Das eine und das andere ehet den Geist unserer Regierung, die da will, daß die Klöster als Institute für die Bildung des Menschen wahrhaft heilsam seyn, und aus ihnen der Zwang verschwinden soll, durch den die Willkühr das Edle in der menschlichen Natur unterdrückt oder vernichtet hat. Nach diesem Vorgange kann uns die Zuversicht nicht fehlen, daß nicht die Wiederherstellung des eigentlichen Mönchthums in seiner alten Gestalt, sondern eine den Begriffen und Bedürfnissen des Jahrhunderts angemessene Reform desselben in dem Sinne dieser Regierung liege, und wir können hoffen, daß sie, trotz jedem fremden Andrange, in diesem Sinne feststehen werde.

Es kann unter den Zeichen dieser Zeit nicht unbemerkbar bleiben, daß sich itzt wieder mehr Stimmen als sonst, in apologetischer Richtung, für die Klosterwelt erheben, die wohlthätige Einwirkungen derselben auf das Leben der Völker preisend. Es könnte auch nur der Undank übersehen oder verachten, was durch die Klöster für den Anbau öder Gegenden, für Gelehrsamkeit und Kunst, für die Erziehung und für die leidende Menschheit geschehen ist. Auch frommten sie gewiß dem höchsten Zwecke unsres Ge-

schlechtes dadurch, daß sie dem rohern Sinne ein lebendiges Vorbild des Höhern darstellten. Aber all' dieß Verdienstliche war an die Zeit gebunden, in der es sich ergab, und als diese Zeit vorüber gegangen war, und andere Bedürfnisse, so wie angemessenere und vollkommenere Bildungsmittel eintraten, mußte es um so mehr erlöschen, als das Princip des Mönchthums in seiner Nichtigkeit, so wie seine Ausartung und Verschlechterung immer lebendiger erkannt wurden. Vermöge jenes Princips wird die Religion, die eine Angelegenheit der Menschheit ist, samt ihren Übungen, zur besondern Berufssache eines Standes gemacht, woraus bey diesem Stande unvermeidlich geistlicher Stolz, Werkheiligkeit, und Herrschsucht, bey der ihm gegen über stehenden Masse des Volkes aber Aberglauben, Heucheley und Unsittlichkeit erwächst. Diese Früchte hat das Mönchthum in allen Jahrhunderten getragen; wo aber irgend das religiöse Licht sich verbreitete, gerieth es in Zwietracht mit der Zeit, und es wurde entweder zur Verachtung, oder es gieng unter.

Sollte, indem in Baiern von der Wiederherstellung einiger Klöster die Rede ist, in die man sich um des Friedenswillen, und um die Erreichung höherer politischer und kirchlicher Zwecke nicht länger zu hindern, ergeben hat, Alles vergessen seyn, was die Geschichte in ihrem langen Laufe über diesen Gegenstand warnend bezeugt und lehrt? Unmöglich kann man eine Repristination des Mönchthums, in seinem frühern Sinn und Wesen wollen, da sie nur im grellsten und ärgerlichsten Widerspruche mit dem Geiste der Zeit vollzogen werden könnte, und auch die äussern Verhältnisse sich überall gegen sie sträuben. Ohnehin liegt eine solche Absicht weder in dem Buchstaben, noch in dem Geiste des Concordats. Ja, wenn es wahr ist, was die Berichte aus Franken melden, daß der heilige Vater den barfüssigen Carmeliten zu Würzburg auf dem Wege der Dis-

pensation gestattet habe, Schuhe, Strümpfe und leinene Hemden, statt der bisherigen wollenen zu tragen, um dadurch dem Publikum die Wiedererweckung der Klöster zu empfehlen, so ist sogar in Rom anerkannt, daß die itzige Zeit eine andere sey, als die vergangene, und daß man das Alte, wenn man es ihr zurück geben wolle, nach ihren Begriffen reformiren müsse. Wie könnte dieß Anerkenntniß bey unsrer Regierung bezweifelt werden, da sie durch ihr Wirken in allen Zweigen der Administration, in einer langen Reihe von Jahren, bewiesen hat, wie lebendig es in ihr sey? Wird sie nun auf den Ruinen des zertrümmerten Monachismus, Anstalten für Erziehung, religiöser Bildung, Vorbereitung zum geistlichen Stande, Kranken- und Armenpflege erbauen, so wird sie dadurch ihre im Concordat übernommene Verbindlichkeit edel und christlich erfüllen, und eine bey der Secularisation contrahirte Schuld an die Menschheit entrichten, die ihr bisher oft zum Vorwurf gemacht worden ist.

So verstehen freylich die Romanisten in Baiern, — immer mehr ermuthigt durch die Siege, die im Süden und Westen die Finsterniß über das Licht davon trägt, und verstärkt durch die coalisirte Macht der Idealistik und der Mystik, deßhalb auch von Tag zu Tage kecker auftretend und zuversichtlicher wirkend, — die Sache nicht. Sie wollen im Gegentheile die Wiederherstellung des Mönchthums, ohne die mindeste Verletzung seines Geistes und seiner Formen und unter strenger Beybehaltung der Lehren, der Übungen und der Gebräuche, auf die es sich früher stützte und die mit ihm verknüpft waren; und sie bestehen um so beharrlicher auf ihrer Forderung, da sie auf diesem Wege am sichersten zu dem Ziele der von ihnen beabsichtigten allgemeinen religiösen und politischen Obscuration zu gelangen hoffen. Wie unermüdet und ausgebreitet aber auch ihr Dringen seyn mag, so vertrauen doch alle Redlichen der

Regierung, daß sie ihnen kräftigen Widerstand leisten, und der Vorsehung, daß sie die gute Sache der Menschheit gegen sie beschützen werde.

Der Presbyterialstreit in Baiern.

Die Wiedersprüche, welche gegen die in den protestantischen Gemeinden des Königreichs Baiern einzuführenden Presbyterien erhoben worden sind, entstanden größten Theils aus einer mißverständlichen Auffassung oder zu voreiligen Entscheidung der Frage, um welche es sich in dieser Sache handelte. Offenbar war die Besorgniß, daß dieses Institut eine Vorbereitung zur allmählichen Zurückführung der Gemeinden in den Schooß der katholischen Kirche sey, und daß dasselbe das monarchische Princip in der Staatsverfassung bedrohe, aus einem großen Irrthum hervorgegangen, der kaum eine Berichtigung verdiente. Aber auch die andern demselben gemachten Vorwürfe, daß in ihm die protestantische Gewissensfreyheit untergehe, und dagegen ein neues System von Glaubenszwang, Priesterherrschaft, Spionerie und kirchlicher Sklaverey hergestellt werde, beruhten auf der Voraussetzung eines Begriffs von dem Zwecke und der Wirksamkeit der Kirchenvorstände, der weder in der Natur der Sache, noch in dem Sinne der baierischen Regierung lag.

„Es soll — so lautet die Verordnung der letztern — in jeder protestantischen Pfarre, unter „dem Namen Presbyterium, ein eigener Rath „gebildet werden, der rücksichtlich der Bewahrung der „innern Verfassung und Ordnung der Kirche in „Beziehung auf Lehre, Cultus, Liturgie, religiösen Unterricht, sittliche Zucht, Amtsthätigkeit „des Geistlichen und des niedern Kirchenpersonals, der äussern Rechte der Kirchengemeinde „und ihrer einzelnen Glieder, des Kirchen- und Pfarrvermögens, Erhaltung der Gebäude, Güter und „Renten, Verwendung der Kircheneinkünfte nach „ihrem Stiftungszwecke 2c. 2c. Aufsicht zu führen „und überhaupt in Allem, was das Wohl der „Kirchengemeinde fordert, und zur Erhaltung „der äussern und innern Ordnung derselben gehört, Theils unmittelbar zu rathen und zu helfen, Theils die nöthigen Verbesserungen zur geeigneten Abhülfe in Antrag zu bringen hat."

Man muß gestehen, daß Anstalten dieser Art, in den besondern kirchlichen Bezirken, als fremdartig und folgewidrig erscheinen würden, wo die Kirche als hierarchisches Institut besteht, in dem das Regiment ausschliessend von dem Priesterstande geführt, der Stand der Laien aber unter die unbedingte Vormundschaft des letztern gesetzt ist. In einem solchen Systeme ist alle Gewalt bey dem Priesterthume; dem Volke aber bleibt, selbst mit Verzichtleistung auf das eigene Urtheil, die Rolle des Gehorsams und der Ergebung. Dieß verhält sich anders in der protestantischen Kirche, die als gesellschaftliches Institut alle ihre Glieder, mit gleichen Rechten, in sich vereinigt, und in der die Geistlichen nicht die Herrn, sondern die Diener der Gemeinden sind. „Ihre Verfassung und Verwaltung muß deßhalb, wie Wegscheider sagt, nach dem Repräsentativsystem gebildet werden, und zwar so, daß aus den Mitgliedern der einzelnen Gemeinden Presbyterien errichtet werden, die nicht blos aus Geistlichen sondern auch aus verständigen und christlich gesinnten Laien, von der Gemeinde selbst gewählt, bestehen. Aus diesen Presbyterien müssen dann in Synoden Geistliche und Weltliche das Wohl der Kirche, unter der Leitung und Oberaufsicht des Souveräns, berathen." Die Presbyterien ergeben sich also von selbst aus dem Wesen der protestantischen Kirche; sie sind nothwendige Bestandtheile ihres Organismus; und wo sie fehlen, ist es ein Beweis, daß sich der letztere nicht vollständig ausgebildet habe. Eine Regierung aber, die wie die baierische, sie herzustellen sucht, verdient dadurch den Dank des Publikums. Denn sie bewährt damit die preiswürdige Gesinnung, die nicht nur aller ungebührlichen Herrschaft über die Kirche entsagt, sondern auch redlich darauf strebt, das kirchliche Leben zu unterstützen und zu veredeln.

So bald die protestantische Kirche sich über den Urgrund ihrer Trennung von der römischen hinreichend verständigt hatte, mußte sie das repräsentativsystem als den wesentlichen Charakter ihrer Verfassung und als den nothwendigen Gegensatz der von ihr verworfenen

Hierarchie erkennen. Der geistliche Vorsteher der Gemeinde konnte nicht mehr ihr Herrscher oder ihr Vormund seyn; die Gemeinde erschien als selbstständige Gesellschaft, die durch ihre Stellvertreter die ihr zustehenden Corporationsrechte ausübten. So bildeten sich, wie der würdige Diakon *Beck*, in den im vorletzten Stück dieser Blätter angezeigten Schriften historisch nachgewiesen hat, schon von den Zeiten der Reformation an, beynahe in allen protestantischen Ländern, unter den Namen *Kirchenvorstände*, *Kirchenältesten*, *Kirchencensoren*, *Consistorien*, *Kirchenräthen*, *Kirchenconventen* ꝛc. ꝛc. gemeindliche Collegien oder Ausschüsse, deren Bestimmung und Zweck sie den in *Baiern* angeordneten *Presbyterien* vollkommen gleichstellte. In denjenigen kleinern teutschen Gebieten aber, in welchen diese Collegien entweder gar nicht errichtet wurden oder im Laufe der Zeit verfielen, erfolgte das Eine und das Andere, weil der Geist des Protestantismus entwichen war. Das *landesherrliche Episcopat unterdrückte die gesellschaftlichen Rechte der Kirche*.

Indem diese Ansichten die *logische* und *rechtliche* Nothwendigkeit der *Presbyterien* ausser Zweifel setzen, bietet die Frage über ihren *Ressort* noch immer einen sehr wichtigen Stoff zur Erwägung dar, und es ist gerade diese Frage über welche die Partieen in *Baiern* in so grosse Hitze gegen einander gerathen sind. Was über diesen Gegenstand in dem oben angeführten königlichen Statut verordnet ist, liegt in der Natur der Anstalt und kann gewiß keine der grossen Befürchtungen erregen, die darüber geäussert worden sind. Vermöge jenes Statuts ist der Wirkungskreis der Presbyterien auf Beaufsichtigung und Verwaltung und auf das Recht der Petition, Alles auf dem Wege der bestehenden Gesetze, eingeschränkt; sie haben keine Gerichtsbarkeit und können also weder Verhöre und Untersuchungen anstellen, noch Straferkenntnisse fällen; um auf die Sittlichkeit der Einzelnen zu wirken, stehen ihnen blos die Mittel der Kirche zu Gebot, Belehrung, Rath und Ermahnung; überdieß versteht es sich von selbst, daß in Sachen der Zucht ihre Einschreitung erst dann statt findet, wenn der Seelsorger sein Amt vergeblich gethan hat, indem das *Presbyterium* nicht besteht, um das *beichtväterliche Verhältniß* zu beschränken oder zu stören, sondern um es zu erhalten und zu unterstützen. — Wie kann, wenn der Wirkungskreis der *Kirchenvorstände* in solcher Weise bestimmt ist, etwas Verfängliches oder der dem Protestanten verbürgten geistigen Freyheit Nachtheiliges in ihnen gesehen werden? Erscheinen sie nicht im Gegentheile, voraus gesetzt, daß sie in den bezeichneten gesetzlichen Schranken gewissenhaft und thätig wirken, als die Wache für die kirchlichen Rechte und Besitzungen der Gemeinden, als die Schutzwehr gegen das Eindringen unbefugter geistlicher Gewalt, als die Stütze für das Ansehen der Kirche, ihrer Gesetze, und ihrer Diener und als ein erhaltendes belebendes Werkzeug für sittliche Zucht und Ordnung? —

Es erhellt hieraus, daß das Mißtrauen auf der einen und der übertriebene Eifer für das kirchliche Leben auf der andern Seite die Sache ganz irrig aufgefaßt hat, jenes indem es besorgte, und dieser indem er ankündigte, die Presbyterien sollen die Wachen über das Glauben und Leben der Gemeindegenossen seyn, deren sittlichen Handlungen, für die der Mensch nur seinem Gewissen verantwortlich, beobachten, zu diesem Ende selbst das Innere des Familienlebens und seine zartesten Verhältnisse mit forschendem Blicke verfolgen, die, welche durch That oder Versäumniß Anstoß erregen, vor ihren Richterstuhl ziehen, und — zwar nicht mit Geld- oder Leibesstrafen — aber, nach vergeblicher Warnung, sogar mit Unfähigkeitserklärung zur Kindererziehung, mit dem Bann und mit der Verweigerung der christlichen Begräbnißfeyer gegen sie verfahren. — Würde die Wirksamkeit der *Kirchenvorstände* in dieser Weise bestimmt, so erschienen sie freylich als eine Rückkehr zur Finsterniß und Knechtschaft und als eine Verletzung der heiligsten Rechte und wir müßten uns im Namen des Christenthums, der Vernunft und der Menschheit gegen sie verwahren. Aber eine solche Richtung liegt weder in ihrem Begriffe, noch in dem von der baierischen Regierung erlassenen Gesetze; und hat die, wie wir nicht zweifeln, gute Meynung dem letztern eine falsche Auslegung gegeben, so soll dadurch die Vollziehung desselben nicht gehindert, und der vernünftige, wohlthätige und durch das Bedürfniß der Zeit dringend geforderte Zweck desselben nicht vereitelt werden. In einer besondern, auch besonderer Beherzigung werthen Beziehung deutet der oben angeführte Schriftsteller dieses Bedürfniß an, wenn er sagt: „Das Corpus Evangelicorum ist erloschen; die Verfassungen, die edle teutsche Fürsten ihren Völkern gegeben, ge-

währen den drey christlichen Confessionen gleiche Rechte; über die Rechte der katholischen Kirche wacht das Oberhaupt derselben durch seine Bevollmächtigten. Wer soll aber, wenn die Rechte der protestantischen Gemeinden verletzt werden, als Sprecher auftreten; wer soll den geheimen Umtrieben, die im Einzelnen oft unbemerkt versucht werden, sich entgegen stellen? Die Decanate und Consistorien können die Gemeinden nicht in Allem vertreten, so wenig die Landgerichte und Regierungen das Volk repräsentiren können. Sie sind landesfürstliche Stellen, die oft bey dem besten Willen sich in den ihnen angewiesenen Schranken halten müssen. Aus den Gemeinden muß das Corpus Evangelicorum wieder hervorgehen. Der Kirchenvorstand muß wachen über den Vollzug der bestehenden Gesetze und jede Schmählerung der kirchlichen Rechte auf verfassungsmässigem Wege abwehren. Und dieß Recht will Maximilian Joseph, ein katholischer Regent, seinen evangelisch-lutherischen Unterthanen gewähren; sie sollen ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst besprechen, selbst vorschlagen, selbst ordnen. Statt aber dieses königliche Geschenk mit Dank gegen Gott und den christlichen Landesvater hinzunehmen, läßt man sich verleiten gegen dasselbe, als gegen ein Übel, zu protestiren.

Übrigens darf es uns in einer unkirchlichen Zeit nicht Wunder nehmen, wenn Anstalten zu kräftigerer Erregung des kirchlichen Lebens Widerspruch finden, da dasselbe auch in Zeiten, die für die Sache günstiger waren, nicht minder statt hatte. Es war im J. 1633 als der berühmte Nürnbergische Prediger Johann Saubert, um dem Sittenverderben entgegen zu wirken, und die abgegangenen Kirchenconvente wieder herzustellen, sein Zuchtbüchlein der evangelischen Kirche schrieb. Noch ehe dasselbe erschienen war, hatten sich eine Menge Widersacher gegen den Verfasser und sein Bestreben erhoben. Da schrieb ihm sein College, der Prediger Johannes Weber: „es sey sein herzlicher Wunsch, es wolle der Herr Gevatter „seinen Tractat mit ehester Gelegenheit drucken „lassen; alsdann werde denjenigen Politicis, die noch etwas aufrichtig „seyen, die Augen aufgehen, damit sie „sich von andern wieder dieß heilsame „Werk nicht immer verleiten lassen. Den „Boshaftigen aber werde ihr Lästermaul gestopfet und offenbar werden, „daß fromme Kirchendiener hiermit „keine spanische Inquisition suchen, „oder ein neues Papstthum gedenken „aufzurichten, wie sie zu lästern pflegen."

Literarische Anzeige.

Berichtigung.

S. 280. Z. 28. ist nach was zu setzen hat.
— — — 43 statt sie — Sie.
— — — 48 eben so.
— — — 49 statt ihr — Ihr.
— 281 — 27 statt ihrer — ihre.
— 287 — 43 statt ausgetragene, — ausgebrochene.
— 288 — 21 nach und ist zu setzen die.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



7. Juny 23. 1823.

Wenn ich die Tyrannen angreife, was geht das die Könige an?
Milton.

Der Urgrund des Staats.

Die Idee von dem vertragsmässigen Verhältnisse zwischen dem Regenten und dem Volke kündigt sich so klar und laut durch die Stimme der menschlichen Vernunft an, daß nur die äusserste Verschrobenheit oder die mit den Künsten der Sophistik ausgestattete Partensucht sie läugnen können; zumal es nicht möglich ist, sie aufzugeben, ohne daß man zugleich das Recht und die Würde der Menschheit zum Opfer brächte, indem man sie der Willkühr derjenigen überläßt, denen der Zufall die höchste Macht verliehen hat. Man muß es aber in unsern Tagen für bedenklich halten, diese Idee zu berühren und noch mehr ihre Begründung — die so fest und sicher ist, als irgend eine der Grundideen der Religion — nachzuweisen, da eine mächtige, durch ganz Europa verbreitete Faktion unermüdet geschäftig ist, die Lehre von dem bürgerlichen Vertrage bey den Grossen der Welt als eine die Thronen drohend antastende Ketzerey zu verläumden, und dagegen die Doktrinen des Salmasius und Makenzie, vermöge deren den Regenten und Optimaten ein göttliches Recht zusteht, die Menschen zu tyrannisiren und zu unterdrücken, als den allein seligmachenden, orthodoxen Glauben predigt. Wir können es uns nicht verbergen, mit welchem Erfolge diese Faktion, zumal in den Kreisen, die sie zunächst für sich zu gewinnen strebt, wirke. Um deßwillen dürfen wir aber ihren Sieg nicht fürchten, weil die besagte Idee so innig in das Gedankensystem unsres Zeitalters verflochten ist, daß ihr Erlöschen nur in dem gänzlichen Untergange unsrer geistigen Cultur erfolgen könnte, von der wir aber gewiß seyn dürfen, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden.

Es ist nichts abgeschmackter, als der Einwurf, der gegen den Grundsatz von dem bürgerlichen Vertrage aus dem Standpunkte des Historikers gemacht wird. Hört denn das Recht auf recht zu seyn, wenn die Menschen unrechtlich handeln? Und erwirbt man denn auf dem Wege der Usurpation eine Befreyung von der moralischen Verbindlichkeit in der Verwaltung dessen, was man auf demselben erlangt hat? Nicht was geschieht oder geschehen ist, drückt jener Grundsatz aus, sondern was geschehen soll; auch ist er nicht aus dem Leben abgezogen, sondern die Vernunft, indem sie ihn ausspricht, giebt dem Leben sein Gesetz. Mögen es Furcht und Gewalt seyn, wodurch mit wenigen Ausnahmen die Staaten ihren Anfang genommen haben, und mögen die Gründer derselben keinen

Titel für ihre Herrschaft haben, als das Schweigen des Volkes vor ihrer Macht; so konnte doch ihr Verhältniß zu den Beherrschten nur dadurch ein rechtliches werden, wenn sie in demselben den vertragsmässigen Charakter anerkannten. Geben wir aber irgend einer grundlosen Theorie zu Liebe oder um dem sein eigenes Intresse mißverstehenden Despotismus gefällig zu werden, diesen Charakter verloren, was sind dann die Staaten anders als widernatürliche und widerrechtliche Institutionen, die nur der Zufall zusammen hält, der sie geschaffen hat, Erzeugnisse der über die Ordnung der moralischen Welt stolz sich erhebenden Macht, und Anstalten zur Unterdrückung der Menschheit? —

Es war der religiöse Sinn unsrer Väter, der den Staat und die Obrigkeit als ein Werk Gottes betrachtete, und das Amt der letztern, als einen göttlichen Beruf. Indem sie in allen menschlichen Dingen das unmittelbare Walten einer höhern Vorsehung sahen, wie hätten sie in der Institution, die für die Realisirung des Wesens der Menschheit die wichtigste ist, die Gegenwart der Gottheit verkennen können? Diese ihre Ansicht ist auch auf dem religiösen Standpunkte gefaßt, wohl begründet; aber sie ist es nicht auf dem der Spekulation, und sie spielt die Frage, um die es sich handelt, vor ein fremdes, nicht competentes Forum. Dessen ungeachtet ist sie in ihren Folgen nicht so verderblich, als die Theorie, die den Grund des Staates auf dem Sandboden der thatsächlichen Macht legt, indem man sich der Herrschaft, als einer Gabe Gottes nicht rühmen kann, ohne zugleich seine Verantwortlichkeit über deren Verwaltung gegen den Geber zu anerkennen, und diese Verantwortlichkeit zugleich in den Werkzeugen der herrschenden Gewalt voraus zu setzen. Wer von Gottes Gnaden ist, verdient es nur so lange zu seyn, als er nach Gottes Willen handelt, und über dem Regenten steht ein Richter, vor dem er und seine Diener auf gleiche Weise Recht zu

geben und zu nehmen haben. Wohl treffend sind deßhalb die schönen Worte, die ein teutscher Schriftsteller *) dem weisen Rathgeber des Imperators Augustus in den Mund gelegt hat: „Eben der Jupiter, der den Numa mit der königlichen Gewalt bekleidete, setzte auch den Tarquinius Superbus auf den Thron. Dieselben Ursachen, die der unumschränkten Gewalt in einem jeden Staate ihren Ursprung gaben, richteten auch in demselben die eingeschränkten Gewalten auf. Ein Gerichtsdiener handelt eben so gut, als ein König, auf göttlichen Befehl, und besitzt ein unverletzliches Recht. Nur darinn liegt ein Unterschied, daß der Gerichtsdiener einer Obrigkeit auf Erden unterworfen ist, und der Fürst nur dem Jupiter im Himmel. Die erste Quelle der Gewalt ist aber beyden gemein."

Es war unsrer Zeit vorbehalten, zwey neue Theorieen über den Urgrund des Staats zu erfinden, die unter allen, die je vorgetragen worden sind, in wissenschaftlicher Hinsicht die gehaltlosesten, in ihrer Anwendung aber die verderblichsten sind. So lehrte nämlich der Hr. v. Gönner, der Staat, dem durchaus kein Vertrag zu Grunde liege, sey ein Produkt der Natur, folglich nur existirend durch und in dem Organismus des Universums und nur denkbar als ein organischer Theil desselben. Nach Hrn. von Haller aber liegt das rechtliche Fundament der Existenz der bürgerlichen Vereine, und aller daraus fliessenden Rechte und Verbindlichkeiten in dem Stande der Natur, in der Ungleichheit der Fähigkeiten und Kräfte und in dem Vermögen auf der einen und dem Bedürfnisse auf der andern Seite. Es sey ein allgemeines und nothwendiges Gesetz der Natur, daß der Mächtige herrsche, so bald man seiner Macht bedarf, und wo immer in der Welt Macht und Bedürfniß zusammen treffen, entstehe nothwendig ein Verhältniß, kraft dessen der

*) Der Verfasser der Schrift: Mäcenas über Volksgewalt und Alleinherrschaft. 8. Halle, 1816.

erstern die Herrschaft, der letztern aber die Abhängigkeit oder Dienstbarkeit zu Theil werde. — Diese beyden Theorieen stimmen darinn mit einander überein, daß sie, ob wohl auf verschiedene Weise, die Natur zur Schöpferinn des Staates machen, und beyde führen zu dem schreyensten Despotismus. Die Gönnerische Theorie ist nun ziemlich vergessen; dagegen aber wird die Hällersche, als eine Restauration der Staatswissenschaft angekündigt, noch immer mit Eifer gepredigt und mit Zustimmung aufgenommen; ja es giebt Kreise, in denen man sich ein schweres Verdammungsurtheil zuziehen müßte, wenn man auch nur den mindesten Zweifel gegen die von ihm ausdrücklich vorgetragenen Sätze äussern wollte, daß die Regenten nicht aus anvertrautem, sondern aus eigenem Rechte herrschen, daß sie nicht die Oberhäupter, sondern die unabhängigen Herrn des Staats seyen, daß das Regieren von ihnen nicht als eine Pflicht, sondern als ein Recht geübt werde, und daß ein Fürstenthum kein gemeines Wesen, sondern eine Privatexistenz, ein Hauswesen (magna Familia) sey.

Wie diese Lehre, so nichtig in wissenschaftlicher und so zerstörend in praktischer Hinsicht, doch die Aufmerksamkeit des Zeitalters und sogar den Beyfall eines Theils seiner Genossen finden konnte, ist wohl erklärbar. „Wie bereits Hegel in seinen Grundlinien der Philosophie des Rechts treffend bemerkt hat, worauf auch Steffens deutet, der aus dem Hallerthum eine Carrikatur des Heiligen gemacht, so verdankt sie einen Theil ihrer ausgebreiteten Wirkung dem Umstande, daß der Verfasser, in der Darstellung der crassen, cruden Wirklichkeit und der puren, puren Staatsempirie, sich aller Gedanken abzuthun gewußt hat. Dadurch wurde das Gerichte genießbar für die vornehmen Herrn, die, allem Denken und aller Wissenschaft von Herzen feind, immer den Mund voll Erfahrungen

und Geschichte führen, als wenn wirklich Erfahrung und Geschichte ausser der ihnen ganz fremden Geisterwelt liegen könnten. Einen andern Theil der Wirkung glauben wir aber in dem Herzen, oder in der durch das Interesse erzeugten und durch den Egoismus begeisterten Gesinnung vieler unsrer Zeitgenossen zu finden. Es ist diesen, wie ihr Leben und ihre Thaten, worinn sie allein unwandelbar stets die Gleichen sind, offenbar beweisen, wahrlich nicht um die religiöse Orthodoxie und um die politische Legitimität zu thun, wohl aber um ihre zeitgemässe Brauchbarkeit und vortheilhafte Anwendung zur Restauration ihrer Personen und Familien. Es ist kein Torysmus oder Ultracismus der Überzeugung und Gesinnung, welchen auch der anders denkende achten müßte, sondern der des Eigennutzes, der Selbstsucht, des Bedürfnisses, der Vortheile und des Wohlbehagens." *)

Dieser heuchlerische Ultracismus hat den Fürsten die Furcht eingeschwätzt, daß die Lehre vom bürgerlichen Vertrage ihr Regierungsrecht unsicher und zweifelhaft mache und sie im Besitze ihrer Gewalt bedrohe, weßwegen jene Lehre in mehrern Staaten als eine arge Ketzerey geächtet und die, die sich zu ihr bekannten, als Verbrecher verfolgt worden sind. Die durch diese Einflüsterungen bezielte Täuschung konnte aber weder bey aufgeklärten Fürsten noch sonst bey einem redlichen Freunde des monarchischen Systems gelingen, weil die einen und die andern wohl einsehen mußten, daß man dem letztern keine Unterstützung gewähre, wenn man es als entbunden von dem Gesetze der Vernunft betrachtet, und seinen Ursprung in dem Treiben einer blinden Nothwendigkeit oder in dem Spiele des Zufalls sucht. Denn jede menschliche Institution, die nicht in Übereinstimmung mit jenem Gesetze besteht, trägt den Charakter der Nichtigkeit in sich, und was der Mechanismus oder der

*) S. D. Troxlers Fürst und Volk ꝛc. S. 4.

Zufall gebaut hat, ist keinen Augenblick sicher, auf demselben Wege wieder zerstört zu werden. Wenn dagegen die Staaten bestehen als **Produkte der Vernunft**; so ruhen sie auf einer unerschütterlichen Basis, und es ist in der Macht des **vernünftigen Willens**, sie gegen jede feindselige Berührung des Schicksals und der Natur zu schützen und zu erhalten.

Alle Regierungsgewalt geht von dem Volke aus, weil das Volk früher ist, als die Regierung, und sie tritt in ihr Recht ein, entweder durch ausdrückliche Übertragung, oder durch stillschweigende Einwilligung. Es kann nichts verfängliches in diesem Satze liegen, da er von jeher von allen weisen und guten Regenten wörtlich*) und faktisch eingeräumt und als Grundsatz und Regel ihres Wirkens voran gestellt worden ist. Desto verfänglicher aber ist die andere Lehre, die das Volk zu einem aller Persönlikeit beraubten Privateigenthum desjenigen macht, dem der Zufall die Macht verliehen hat, es sich zu unterwerfen. Denn diese Lehre vernichtet die wahre, auf dem Gesetze der Vernunft beruhende Legitimität, sichert den Bestand der Regierung nur so lange, als kein Stärkerer über sie kommt, und anerkennt jeden Usurpator und Eroberer als einen rechtmässigen Herrscher, so bald ihm das Werk der Gewalt gelungen ist.

Bemerkungen.

1.

In den grausamen und blutigen Verfolgungen, welche die neapolitanische Regierung, nach ihrer Wiederherstellung (1799) auf gleiche Weise gegen Schuldige und Unschuldige verübte, erwies sich vor allen der Wütherich **Vanni** thätig. Als Haupt der geheimen Commission ließ er, um dem Hofe seinen Eifer zu bewähren, die Schlachtopfer zu hunderten fallen; als aber der heisse Blutdurst gestillt war, erhielt der öffentliche Unwille die Genugthuung, daß man den Bluthund, aus der Hauptstadt verbannte. Zwey Jahre später zogen die Franzosen wieder siegreich gegen Neapel heran. Da gerieth **Vanni** — von der Regierung verlassen, vom Volke verflucht, und seines Lebens keinen Augenblick sicher — in Verzweiflung und gab sich selbst den Tod, nachdem er in einem Briefe die gräßlichsten Verwünschungen über den Hof ausgestossen hatte; sein Beyspiel aber bleibt eine schreckliche Warnung für Staatsinquisitoren und für die, die sie dingen.

2.

Der teutsche Philosoph **Fr. Heinr. Jacobi**, der Mann „voll Geistes und religiösen Sinnes," schrieb im J. 1800 bey Gelegenheit von **Stolbergs** Übertritt in die katholische Kirche: „es wird **dringend**, der Partey der **Vernunfthasser**, welche **blinder Unterwürfigkeit** und allen **Geistesfesseln** das Wort zu reden, in den Begebenheiten der Zeit so viel Vorwand, in den Umständen der Zeit so viel Vorschub und Ermunterung finden, die Stirne zu bieten, sich ihnen einmüthiger zu widersetzen, und nicht zuzulassen, daß **Barbarey und Tyranney als ein verlornes Kleinod mit Wuth und Gewalt wieder herbey geschaft**, und als das einzige Rettungsmittel der Menschheit schamlos angepriesen werden." — Ist das nicht ein festes, prophetisches Wort, auf das in der itzigen Zeit zu achten, wir wohlthun?

3.

„Nichts ist einem Regenten unanständiger, als die **Redefreyheit** einzuschränken; nichts aber macht ihn bey dem Volke so werth und liebenswürdig, als wenn er für die Rechte und die Freyheiten seiner Unterthanen Achtung hat. Dadurch unterscheidet sich der gute Fürst von

*) Sagt doch schon der Kaiser **Justinian**: Lege regia, quae de principis imperio lata est, populus ei et in eum omne imperium suum et potestatem concedit" **Institut.** §. 6. T. 2. L. I.

dem schlechten, daß jener die Freymüthigkeit und Aufrichtigkeit liebt, dieser aber die Sklaverey und Unterdrückung begünstigt." — Diese Worte hat wohl ein französischer Liberaler oder ein teutscher Philosoph gesprochen? Nein; sondern der heilige Kirchenvater Ambrosius, Bischof zu Mailand.

4.

Als Pius VI, in Wien war, liessen viele vornehmen Familien den heiligen Pantoffel in ihre Häuser holen, um ihn zu küssen. Diese Art von Devotion hatte etwas Edles; man wagte durch sie das Mißfallen der Regierung. Käme der Pabst itzt nach Paris, so würde seinem Pantoffel gewiß dieselbe Ehre erwiesen; aber nicht aus Devotion, sondern um der Regierung zu gefallen.

5.

Als Cäsar Augustus die republikanische Verfassung in Rom wieder einführen wollte, erklärte sich Mäcenas gegen sein Vorhaben. „Die Menschen, sprach er, können weder gänzliche Freyheit, noch gänzlichen Zwang ertragen. „Jene ist nur für Wesen höherer Art, dieser „nur für Thiere." — Hätte unsre Zeit sich dieses weisen Wortes erinnert, wie viel Blut und Thränen würde sie sich erspart haben. Aber der Vorwurf der Vergeßlichkeit trifft auf gleiche Weise die Verfechter der Freyheit und die des Zwangs.

6.

Es sind 30 Jahre vorüber gegangen, seitdem der geistvolle und edle Graf Woldemar Friedrich v. Schmettow seine Patriotische Gedanken über stehende Heere, politisches Gleichgewicht und Staatsrevolution heraus gab. Sie erregten sehr das verdiente Aufsehen, und wurden mit Liebe und Beyfall von allen denjenigen gelesen, die den Geist der damaligen eine grosse Zukunft andeutenden Zeit begriffen. Aber noch immer werden viele wichtige Wahrheiten, die in diesem Buche stehen, verkannt, und viele grosse Irrthümer, die es in ihrer Blöse zeigt, fest gehalten. Wir kennen den Grundirrthum der Stabilitätsritter, vermöge dessen jede progressive Bewegung in der moralischen Welt gehemmt, und in der Kirche und im Staat das nil innovetur! zum ersten Gesetz erhoben werden soll. Was sagt der Graf v. Schmettow über diesen Gegenstand? — „Ein Kind kann es einsehen, daß die Gesetze, die Regierungsform, der Geschäftsgang sich eben sowohl ändern müssen, wie die Sitten, Einsichten und Kräfte der Menschen, und daß folglich jeder Monarch seine Gesetze, seinen Ton und selbst die Regierungsform seines Landes den zunehmenden Einsichten und den veränderten Sitten seiner Nation anpassen muß. — — Der unumschränkteste Monarch kann nicht umhin, es mag ihm um das Wohl des Staats oder nur um seine eigene Sicherheit zu thun seyn, die Gesetze, die Regierungsform, das äussere Benehmen, die öffentlichen Einrichtungen, selbst die Ergötzlichkeiten, zugleich mit den Sitten und Einsichten der Unterthanen zu ändern, wenn er nicht eine Staatskrankheit, nämlich ein rechtmässiges Mißvergnügen der Nation erregen will, das durch den steigenden Mißbrauch der landesherrlichen Gewalt nur erhöht, nie ausgerottet werden kann, und das sich von jeher mit Rebellion geendigt hat, auch in Zukunft immer damit endigen wird." — Erinnerungen dieser Art haben zu allen Zeiten den armen Sündern mißfallen, die die Fortschritte der Menschheit im Widerspruche mit ihrem persönlichen Interesse sehen. Deßhalb wurde das Buch des Grafen von Schmettow verboten und der Verfasser in einen fiskalischen Proceß verwickelt. Die Wahrheiten aber, die in seinem Buche stehen, bleiben ewig.

7.

Die Universität zu Erfurt legte einst die Preisfrage vor: Welches die Mittel seyen, um dem teutschen Bürger den Werth

und die Vortheile der Rechtsconstitution recht fühlbar, und ihn derselben noch anhänglicher zu machen? Man sieht, daß die Frage aus einem löblichen patriotischen Sinne hervor gegangen war; dessen ungeachtet blieb sie unbeantwortet. Nur ein Ungenannter erklärte sich in einem gedruckten „Sendschreiben" über sie, worinn er sich hauptsächlich mit dem Beweise beschäftigte, daß es bey den Gebrechen, an denen die teutsche Reichsconstitution leide, und bey der Hülfslosigkeit, in der sie den teutschen Unterthan lasse, nicht möglich sey, dem letztern den Werth und die Vortheile derselben fühlbar zu machen. Der Ungenannte verzichtete selbst auf den Preis, den er wohl auch ohne diesen Verzicht nicht erhalten haben würde; dagegen wurde ihm der Preis des allgemeinen Beyfalls. — Es wäre einer teutschen Akademie würdig, die Erfurter Aufgabe itzt in Beziehung auf unsere Bundesconstitution zu wiederholen. Würde sie dann auch, was wohl möglich wäre, nicht preiswürdig beantwortet, so dürfte sie doch manchen der öffentlichen Beherzigung werthen kritischen Commentar über ihren Innhalt veranlassen.

Wo ist das Orakel an das sich die Fürsten, in den Verlegenheiten, in die der itzige Kampf der Aristokratie und der Demokratie sie setzt, sich zu wenden haben? Die Beantwortung dieser Aufgabe ist schwierig. Wen sie aber nicht um Rath zu fragen haben, hat ihnen Klopstock schon vor drey Decennien gesagt:

> Es entglüht schon in eurem Lande die Asche;
> Wird von erwachenden Funken schon roth;
> Fragt die Höflinge nicht, nicht die mit Verdiensten
> Gebornen.

Bemerkungen, aus Veranlassung der Proklamationen, welche der Bruder Antonio, der Trappist, an die Spanier erlassen hat.

Als die Fürsten auf dem Reichstage zu Worms (1495,) die Vorzüge priesen, womit Gott sie und ihre Länder gesegnet, sprach der weise und gute Eberhard, im Bart, Herzog von Wirtemberg: darinn bestehe sein Stolz und sein Fürstenglück, daß er sorglos in dem Schooße eines jeden seiner Unterthanen schlafen könne. Dieß Wort ist nachher oft wiederholt und von allen Fürstenerziehern ihren Zöglingen eingeprägt worden, weil es eine treffliche Wahrheit in edlem Sinne ausspricht. Ihm entgegen aber behauptet, die Mastiaurische Literaturzeitung: „Die Fürsten ruhen nirgends sicherer, als in den Armen der Priester." Auch dieses Wort wird wiederholt und von Fürstenerziehern als ein warnendes bezeichnet werden, weil es einen ungeheuren Irrthum in egoistischem Sinne ausspricht. Das Eine und das Andere aber erhält seinen Commentar durch die Geschichte, die auf allen ihren Blättern bezeuget, wie die Fürsten, die in der Liebe ihres Volks ihren Ruhm gesucht, glücklich und beglückend regiert, die andern aber, die sich in die Tutel des Priesterthums begeben, im besten Falle ohne Würde und Segen gelebt haben, und ruhmlos gestorben sind.

Dieses Schicksal möchte der Bruder Antonio dem Könige Ferdinand bereiten, indem er seine Arme gegen ihn ausstreckt, und sein Volk auffordert und beschwört, ihn in dieselben zurück zu führen. In keiner Zeit haben die Seltsamkeiten, die Thorheiten, die Widersprüche und die Abentheuer des Lebens, auf dem grossen Weltschauplatze, sich so gehäuft und gedrängt, als in dem unsrigen; aber in diesem wunderlichen Gewühle der Charaktere und der Erscheinungen ragt der Bruder Antonio hoch empor,

und während der eine Theil des Publikums die possirliche Gestalt mit Gelächter und Sarkasmen begrüßt, und der andere in ihr ein jämmerliches Zeichen der sinkenden Cultur des Zeitalters erblickt, sammeln sich, in nicht geringer Zahl, Schwärmer, Heuchler und Bethörte um sie, und beten sie an, die Gestalt aber verkündigt der Welt mit lauter Stimme und im Namen Gottes, sie bedecke mit ihrem Schilde die Könige, „gegen die modernen Philosophen, die Jansenisten, die Freymaurer und die Atheisten.“

Es ist nichts Neues, daß die Priester den Königen ihren Schutz aufdringen, und wir wissen aus der Geschichte, wie mannigfaltig die Wege sind, die sie in dieser Absicht einzuschlagen pflegen. Dieselbe Geschichte bewährt aber auch durch unzählige Beyspiele, wie bedenklich die Sache sey, und wie sie nie dazu beygetragen, die Macht der Könige und das Glück der Länder zu vermehren. Denn das Priesterthum, das seines ursprünglichen christlichen Charakters entkleidet, durch Streben auf Gewalt und Herrschaft zum Pfaffenthum geworden, sucht immer nur sich selbst und seinen eigenen Vortheil; es bietet Niemand seinen Schutz an, ohne den geheimen Vorbehalt, den Schützling zu unterjochen; und wo es irgend den Weg in die Paläste gefunden hat, macht es die Könige zu seinen Werkzeugen, und erniedrigt sie, um sich zu erhöhen. So ist ihm, indem es immer nur sein Interesse im Auge behält, jede Verfassungsform gleichgültig, und es stellt sich heut wehrhaft an die Stufen des Throns und morgen trägt es im Aufruhr die Fahne voran, je nachdem das Eine oder das Andere für seine Zwecke dienlich ist.

Indessen sind wir sehr geneigt, den Bruder Antonio von der Schuld der Heucheley frey zu sprechen. Denn sein ganzes Wesen kündigt einen bis zur Tollheit gesteigerten Schwärmer an, dessen Gemüth in der That von der Sache durchdrungen ist, für die er sich entschieden hat;

wodurch er aber doch des Verdachts nicht ledig wird, das Instrument einer obscurantischen, planmässig wirkenden Partie zu seyn, die recht gut weiß, was sie will. Aber müßte man nicht die Sache, wenn sie auch die gerechteste wäre, beklagen, so ferne ein Mensch von diesem Schlage sich zu ihrem Verfechter aufwürfe? Es giebt gewiß unter den Gegnern der spanischen Verfassung auch solche, die den Zustand ihres Vaterlands mit Mässigung und Billigkeit beurtheilen, und die Mittel, die zu einer Abänderung desselben angewendet werden, mit Einsicht erwägen. Müssen diese nicht mit Entrüstung die albernen Kapuzinerpredigten lesen, durch die das spanische Volk für das monarchische System begeistert werden soll? Müssen sie nicht zürnend und beschämt ihre Augen von einem Prediger abwenden, der sich selbst eine elende und unwürdige Creatur nennt? Und müssen sie nicht ergrimmen, über den Triumph, den dieser geistliche Harlequin dem Hohn und dem Spott durch das abgeschmackte Irregerede bereitet, von dem Girren der Turteltaube, die den Ölzweig des Friedens in ihrem Schnabel nach Spanien bringt, von den sanften Winden, die das in die Wellen hinausgestossene Schifflein Petri wieder herbey führen, von dem durch die Hölle erzeugten Ungeheuer der Constitution und von dem Glücke, das die Aufhebung der Preßfreyheit, die ein Sieg der Gottlosigkeit ist und die Wiederherstellung der Jesuiten über die Halbinsel verbreiten wird.

Daß in diesen Kapuzinerpredigten die Constitution der Cortes und ihre Einführung für ein Werk der Philosophen, der Freymaurer und der Carbonari erklärt wird, ist verzeiblich, da wir ja dasselbe schon auch in Manifesten und Staatsschriften gelesen haben. Aber die Eiferer für irgend ein System müssen wissen, daß sie dasselbe nicht immer unterstützen, wenn sie sich als das Echo der Cabinette gebrauchen lassen. Die ganze Welt kennt den Verlauf der spanischen Revolution. Als Ferdinand aus seinem Gefängniß zu Valancay erlöst wurde, und durch das Lager des Herzogs von Albufera zog, um seinen Thron wieder in Besitz zu nehmen, waren seine Gesinnungen edel und liberal. Kaum war er angekommen, so sah er sich von Männern umgeben, welche allen liberalen Grundsätzen ewigen Haß geschworen hatten, und nur darum den König mit dem Schwerte des Despotismus bewaffnen wollten, weil sie wußten,

daß seine Hand zu schwach war, um es selbst zu führen, und somit hofften, daß er es ihnen anvertrauen werde. Durch ihre treulose Rathschläge irre geführt, gestattete Ferdinand die Wiedereinführung der Jesuiten, die Herstellung der Inquisition, die Verfolgung, Verbannung und Hinrichtung seiner wahren Freunde, die strengsten Censurgesetze. Jeder Minister, der es wagte, dem Könige zu rathen, daß er so verderbliche Regierungsmaaßregeln ändere, wurde abgesetzt, eingekerkert, gemartert und ohne Proceß hingerichtet. Da sechs Versuche dieses Blut triefende Joch abzuschütteln scheiterten, und die in Furcht gesetzte Menge schwieg, so folgerte daraus Lord Wellington, Ferdinand regiere nach dem Sinne der Mehrheit der Nation und werde sich erhalten. Der Erfolg bewies das Widerspiel, und Ferdinand büßte für die Sünden seiner bösen Rathgeber. Am 1. Jan. des Jahrs 1820. proclamirte ein kleiner Haufen von Soldaten, unter ihrem Obristlieutenant Don Raphael Riego, zu St. Juan, die Constitution der Cortes. Wie ein electrischer Schlag traf der Ruf der Freyheit in die bereiten Gemüther. Schnell schallte er mit Begeisterung durch ganz Spanien. Am 7. März erklärte der König, daß er dem allgemeinen Willen des Volks nachgeben und die Verfassung beschwören werde.

Die Gesetzgebung, versichert der Trappist, die dieser Katastrophe vorhergegangen, sey der Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa gewesen. — Was waren die Elemente dieser Gesetzgebung? Absolute Herrschergewalt, Cabinetsjustitz, Willkühr der Regierungsorgane, Straferkenntnisse ohne Urthel und Recht, Tortur, erzwungene Anlehn, Inquisition, Geistestyranney, Allgewalt des Pfaffen- und Mönchthums und Unterdrückung des Volks unter die Macht der Aristokratie. Diese Wohlthaten den Spaniern wieder zu verschaffen, ist der Zweck der Anstrengungen seiner Freunde. Die Sache unterliegt keinem Zweifel, da ja die Regierungsjunta feyerlich erklärt hat, daß sie keinen der öffentliche Akte seit dem 7. März 1820. anerkenne. Sie wird also, wenn es ihr gelingt, zum Ziele zu gelangen, mit der restitutio in integrum anfangen. Welche Hoffnungen blühen in dieser Zusage dem glücklichen spanischen Volke?

Literatur.

Durch den so eben erschienenen vierten Theil des früher schon in diesen Blättern von Zeit zu Zeit angezeigten Taschenbuchs Ueber die Gesundbrunnen und Heilbäder Wirtembergs von D. J. Dangelmaier (12. Gmünd 1823, 128 Seiten) ist dieses Werk geendigt, das als Beytrag zur Förderung der Vaterlandskunde, und als lehrreiche und erheiternde Lektüre, besonders für Badegäste, gleicher Anerkennung werth ist. Am ausführlichsten ist in diesem Bändchen der angenehme Curort Niedernau, mit seinen Umgebungen beschrieben; dann werden befriedigende, zum Theil aus bisher unbenützten Quellen geschöpfte Nachrichten von den Heilwassern und Badeanstalten zu Reutlingen, Hall, Mietenau, Löwenstein gegeben, von einigen andern Curorten aber z. B. Deinach, Liebenzell, Wildbad rc. das Bekannte mitgetheilt. Die dem Taschenbuche angehängte Autobiographie des Verfassers — eines Mannes, qui multum sudavit et alsit, und dem am Ende aller seiner Mühen nichts wurde, als der Kranz aus dürren Blättern, ist anziehend, oft rührend, im Ganzen aber für die, die auf einem minder dornichten Pfade doch das Leben mit Bitterkeit anklagen, zurecht weisend. Möge den Verfasser das Bewußtseyn aufrecht halten, das er Seite 75. ausgesprochen hat: „Glauben und Liebe bewegten mein „Leben. Ein Sehnen alles in der Sphäre meines Wir„kens zu veredeln und weiter zu bringen, war die Seele „meines Strebens. Daß ich den Compas der Kin„der dieser Welt vergoß, nicht Verbrechen, „sind die Ursache meines Schiffbruchs."

Ankündigung.

Herr Kanzleidirektor Schlotterbeck in Ulm wird auf den Oktober d. J. eine Auswahl seiner Gelegenheits-, Festins- und andern, vermischten Gedichte, ungefähr 24 Bogen stark, im Druck erscheinen lassen. Der Preis des Exemplars auf Subscription [nicht Pränumeration] ist 1 fl. 36 kr. und man subscribirt, in frankirten Briefen, theils bey dem Verfasser selbst, theils bey der Stettinschen Buchhandlung in Ulm, oder bey der Unterzeichneten.

Ritter'sche Buchhandlung.

Wöchentlich erscheint von dieser Zeitschrift ein Stück von einem Bogen. Am Schlusse des Jahrs werden Titelblatt, Vorrede und Register nachgeliefert, so, daß das Ganze — das etwas mehr als eine bloß ephemerische Existenz verdienen dürfte — gebunden werden kann. Der jährliche Preiß ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Bestellungen können bey allen Löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich obigen Preiß nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preiße zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen und Gmünd, im Königreich Württemberg. Ritter'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



14. Juny 24. 1823.

Wehe dem Thörichten, welcher im Wahne
Weiser sich dünkt als die Stimme des Volks!
Ingrimm folgt der Verachtung und es erfolget
Eilenden Schritts dem Volksverächter jählinger Sturz.

Stever.

Von dem rechtlichen Ursprunge der Verfassungen.

Seitdem der König von Frankreich bey der Eröffnung der Deputirtenkammer, am 28. Jan. d. J. die Worte ausgesprochen hat, der Zweck des Kriegs sey die Freyheit Ferdinands VII. seinem Volke Institutionen zu geben, die es nur von ihm erhalten könne, ist das europäische Staatsrecht mit der Lehre bereichert worden, daß Verfassungsgesetze unbedingt von dem Willen der Regenten ausgehen müssen, und daß sie, wenn sie auf einem andern Wege entstanden seyen, nie aufhören, der rechtlichen Begründung zu ermangeln. Zwar ist diese Lehre nicht neu, indem diejenigen, die den Staat in dem Verhältnisse der Unterwerfung abgeschlossen sehen, sich immer zu ihr bekannt haben. Aber nachdem sie im Angesichte der Repräsentanten einer grossen Nation von dem Throne ausgesprochen worden, hat sie eine Sanktion erhalten, die um so feyerlicher ist, da eine Armee von 100,000, Mann sich in Bewegung setzte, um sie geltend zu machen.

Wenn es den Königen auch nicht an Macht gebricht, ihren Worten Nachdruck zu geben, so sind sie doch nicht vermögend durch sie die menschliche Überzeugung zu beherrschen. Diese behauptete auch ihr Recht, selbst in der Mitte der französischen Deputirtenkammer, durch den lauten Widerspruch, den sie der königlichen Rede entgegen setzte. Derselbe Widerspruch erschallte durch ganz Europa. Am schneidendsten aber ward er in England geäussert, wo die Behauptung der absoluten rechtlichen Nothwendigkeit der oktrojirten Verfassungen dem Verbrechen des Hochverraths gleich gehalten wird.*)

Dieses Urtheil ist nicht zu streng. Denn, wenn nur diejenigen Constitutionen, die die Regenten den Völkern aus freyer Gnade gegeben ha-

*) „Ist — sprach Mackentosch am 4. Februar d. J. im Unterhause — der Grundsatz richtig, daß keine Veränderung in den Institutionen der absoluten Monarchien rechtmässig sey, die nicht von den absoluten Monarchen selbst ausgegangen, so sehen wir die Sicherheit und die Ehre des großbritannischen Gebiets bedroht, — es war dann unser König Wilhelm III. ein Kronenräuber, unsre Vorfahren, die ihn auf den Thron setzten, Banditen, und unsre Ahnherren, welche dem Könige Johann ohne Land die Magna-charta abnöthigten, Verschwörer. Alle unsere Institutionen stürzen in sich zusammen, dieß Haus verliert seine Privilegien, und Sr. Majestät Thronbesitz ist nur eine verlängerte Usurpation."

den, rechtmässig bestehen, so ist die englische das Werk einer Usurpation, das zu zerstören der König jeden Augenblick die Befugniß hat. Die Magna Charta libertatum ist, wie wir wissen, die Grundlage der englischen Freyheit, „durch „die Englands Könige zu Bürgern und seine Bür„ger zu Fürsten geworden." Nicht um eine Handlung der Gerechtigkeit oder der Huld zu vollziehen, gab der grausame, launenhafte König Johann ohne Land, den grossen Freyheitsbrief, sondern er unterzeichnete ihn den Ständen, die mit den Waffen in der Hand gegen ihn aufgestanden waren, eine Bürgschaft gegen das willkührliche und verderbliche Regiment zu geben, das er bis dahin geführt hatte. Johann schien auch der Meynung gewesen zu seyn, daß Institutionen dieser Art nur von ihm kommen könnten. Er ließ deßhalb die Karte von dem Papste für ungültig erklären. Aber die Barone beauftragten einen Ausschuß aus ihrer Mitte, für die Aufrechthaltung derselben zu wachen, und verordneten, daß jeder neue Regent sie beschwören sollte. — So war auch die andere Urkunde für die englischen Volksrechte keine königliche Gabe. Als nämlich der Prinz Wilhelm von Oranien den letzten aus dem Hause Stuart vom Throne vertrieben hatte, dessen er unwürdig geworden war, erkannte das Parlament ihm und seiner Gemahlinn die Krone zu, zugleich aber übergab es ihm, als die Bedingung des ihm zu leistenden Gehorsams, die Bill of rights, in der die Gränzen der königlichen Gewalt genau bestimmt, und dem Volke in dem Falle ihrer Überschreitung die Befugniß vorbehalten war, der Willkühr bewaffneten Widerstand zu leisten. — Diese beyden Akten sind noch zur Stunde die Grundlagen der englischen Verfassung; ihre Quelle aber ist der Wille der in ihren Repräsentanten sich aussprechenden Nation. Unmöglich könnte deßhalb in England derjenige für einen guten Bürger gelten, der sich zu der in der französischen Thronrede angekündigten staatsrechtlichen Doktrin bekennte.

Allerdings hatte das Grundgesetz, nach dem itzt das französische Reich regiert wird, einen andern Ursprung genommen. Der Senat, nachdem er sich für befugt erkannt hatte, Napoleon des Thrones für unwürdig zu erklären, konnte nicht daran zweifeln, daß es ihm auch zustehe, dem neuen Regenten, „den das fran„zösische Volk durch ihn frey auf den Thron von „Frankreich berufen," die Bedingungen vorzulegen, die sich die Nation vorbehielt, indem sie seine Regierung anerkannte. Diese Bedingungen machten den Innhalt einer Constitutionsurkunde, die der Senat entwarf und dem Könige entgegen sandte. Dieser aber erließ von St. Ouen aus eine Erklärung, in der er, die Grundlagen der ihm vorgelegten Urkunde als statthaft anerkennend, doch das Ganze als ein Werk der Eile verwarf, das er durch eine vollkommenere Arbeit zu ersetzen verhieß. So wurde am 4. Juni die constitutionelle Karte in einer öffentlichen Sitzung der Kammern, als das Grundgesetz des französischen Reichs, promulgirt, und als solches anerkannt. „In dem vol„len Besitze aller ihm auf dieses Königreich an„gestammten Rechte, hatte der König erklärt, „habe er beschlossen, der ihm von Gott und „seinen Vätern verliehenen Macht selbst „Gränzen zu setzen. Von ihm sey diese Consti„tutionsakte seinen Unterthanen zugestanden, „übergeben und bewilligt." Von einem Rechte der letztern über die Bestimmungen ihres staatsrechtlichen Verhältnisses mit zu erkennen, oder gar ihre Unterwerfung an Vorbehalte zu knüpfen, konnte nun keine Rede mehr seyn. „Aus Gnade und eigener Machtvollkommenheit" hatte der König die Karte gegeben.

Um deßwillen können aber die französischen Publicisten nicht behaupten, daß Verfassungsgesetze auf keinem andern als diesem Wege gegeben werden dürfen, und nur dann, wenn sie auf ihm zu Stande gekommen, den Charakter der Rechtlichkeit behaupten. Wie

beantwortet die Vernunft diese Frage? — Ihr ist der Staat keine Hervorbringung der Gewalt, sondern ein zur Realisirung der rechtlichen Ordnung in der Gesellschaft vertragsmässig begründetes Institut, weßwegen auch das Grundgesetz, das die gegenseitigen Rechte des Regenten und der Gesellschaftsglieder bestimmt, nicht anders als auf dem Wege des Vertrags festgestellt werden kann. Die Vernunft anerkennt also keine oktrojirte Verfassung, sey sie nun von dem Regenten dem Volke oder von dem Volke dem Regenten aufgedrungen, und sie giebt nicht zu, daß wenn in einem Staate, die Nothwendigkeit einer Abänderung der konstitutionellen Gesetze eingetreten, eine solche Abänderung einseitig vollzogen werde. Hat aber der eine Theil sich in die Gesetze, die der andere ihm vorgelegt, ergeben, so haben sie die Natur eines Vertrags angenommen und ihr rechtlicher Bestand ist durch die Einwilligung des einen Theils, die zu verweigern immer in seiner Macht war, vollkommen hergestellt. Wenn dem Könige Johann ohne Land die magna charta nicht gefiel, so konnte er ja die Regierung nieder legen? Wenn sich Wilhelm von Oranien durch die Bill of rights beschränkt fühlte, konnte er ja wieder nach Holland zurück gehen? Und was hinderte die französischen Kammern gegen die Karte zu protestiren, die ihnen Ludwig XVIII. dargeboten hatte?

Wenn die Ultra's an der Seine den vertragsmässigen Charakter der Verfassungen läugnen, und die letztern nur für zulässig erklären wollen, sofern sie als königliche Ordonanzen gegeben sind, so gereicht ihnen das um so mehr zum Vorwurfe, da sie aus ihrer Geschichte wissen müssen, daß ihre Vorfahren schon in den frühsten Zeiten im Besitze der Volksrechte waren, die sie der itzigen Generation absprechen möchten. So wie bey allen Völkern von germanischem Stamme das Verhältniß zwischen den Regierenden und Gehorchenden, wo nicht der Form, doch der That nach, als ein Vertragsmässiges bestand, so war es in diesem Charakter besonders den alten fränkischen Königen heilig, welche an den durch Gewohnheit, Zeit und Umstände geltend gewordenen Gesetzen nichts ohne Rath und Einwilligung der Nation änderten, die sie zur höchsten Würde erhoben hatte. Stand gleich bey den Königen die Macht, diejenigen Gesetze zu erlassen, nach welchen die Ausübung der ihnen anvertrauten Gewalt geleitet werden mußte, so wurden doch allgemeine Verbindende Normen, mit Zuziehung der achtbarsten Einwohner der Distrikte entworfen, um der Erfahrung und Weisheit das gehörige Übergewicht zu geben. So ist es eine bekannte Sache, daß die Staatsgesetze der fränkischen Monarchie mit Rath und Zustimmung der geistlichen und weltlichen Getreuen verfaßt, und dann feyerlich bey den allgemeinen Nationalversammlungen promulgirt wurden. Auf gleiche Weise kann man sich aus den allemannischen, altbaierischen und friesischen Gesetzen überzeugen, daß sie ihre Kraft erst durch die Anerkenntniß des Volkes erhielten, wenn es z. B. heißt, „der Herzog und das ganze Volk seyen überein gekommen," oder „es habe in der Versammlung allen Allemannen gefallen." rc. rc. Auf dem im J. 1231, gehaltenen Reichstage zu Worms erließ der König Heinrich VII. nach gemeinsamen Beschlusse der Fürsten das Dekret: „daß weder die Fürsten noch sonst irgend einer, neue Verfassungen oder neue Rechte machen möge, als nur wenn die Zustimmung der Beßten und Ersten des Landes erfolgt sey." Dieser gesunde Sinn ist den Teutschen in allen folgenden Zeiten geblieben. Wo irgend in den Ländern Verfassungen bestanden, beruhten sie auf Pakten, Compaktaten, Conventionen, Verabschiedungen rc. rc. und überall wurden sie als Verträge angesehen und beurtheilt. So hat auch in unsern Tagen Niemand nichts Arges darinn gefunden, man hat es im

Gegentheil als ein rühmliches Anerkenntniß der Forderungen der Vernunft gepriesen, daß einige teutsche Fürsten neue Grundgesetze für ihre Länder auf dem Wege der Verhandlung mit den Ständen errichteten; wo diese Gesetze aber von oben herab gegeben wurden, bewies man sich bereitwillig sie zu empfangen, weil man voraussetzte, daß durch die faktische Zustimmung des Volks das Band des Vertrages erwachse.*)

Die, welche behaupten, daß constitutionelle Institutionen nur von den Regenten ausgehen können, glauben dadurch die Macht und das Recht der letztern sicher zu stellen. Sie beweisen damit, daß sie das Interesse ihrer Partie nicht verstehen, das, so wie jedes andere, nur dadurch dauerhaft befestigt wird, daß es sich in den Schranken vernünftig begründeter Ansprüche hält, und den Verdacht ungerechter Anmaßung vermeidet. In der That enthält auch die Lehre vom Staatsvertrage nichts, was den Fürsten Gefahr bringen könnte. In Groß-Britannien ist sie allgemein anerkannt, und doch nahmen die hannöverischen Gesandten auf dem Wiener Congreß keinen Anstand, zu erklären, daß die Meynung, durch die Repräsentativverfassung werde der Thron gefährdet, ein Irrwahn sey. „Der König von Groß-Britannien sagten sie, ist unläugbar eben so souverän, als jeder andere Fürst in Europa; die Freyheiten seines Volks, weit entfernt seinen Thron zu untergraben, befestigen ihn vielmehr.“ Wollte man einwenden, es folge aus der Lehre von dem Staatsvertrage, daß ein Fürst an die Verfassung gebunden sey, und daß, wenn er sie breche, auch das Volk das Recht habe, den Vertrag umzustoßen, eine solche Folgerung aber bringe dem Fürsten Gefahr; so läßt sich darauf erwiedern, daß es Beleidigung für die Fürsten ist, sie der Nichtachtung der beschwornen Verfassung fähig

*) S. Seb. Brendels Geschichte, Wesen und Werth der Nationalrepräsentation S. 42. 43.

zu glauben; daß ein solcher Fall nicht für denkbar gehalten werden darf; und daß, wenn er es wäre, die Staatsrechtslehrer nicht die übeln Folgen zu verantworten hätten.*)

Indeß schickt Frankreich ein Heer über die Pyrenäen, um, der auf dem Throne ausgesprochenen Doktrin getreu, dem Könige von Spanien die Freyheit zu verschaffen, seinem Volke die politischen Institutionen zu geben, die es nur durch ihn erhalten kann. Dieses Unternehmen setzt voraus, daß Ferdinand VII. durch siegreiche Operationen der französischen Armee die volle Berechtigung erlange, seinen Eid auf die Constitution der Cortes zurück zu nehmen, diese Constitution zu modificiren, zu verwerfen, und eine andere oder auch gar keine an ihre Stelle zu setzen. Welch' eine Voraussetzung! Kann die Gewalt der Waffen moralische Verpflichtungen auflösen, und kann der Sieg rechtfertigen, was die Stimme des Gewissens verdammt? Es ist umsonst, daß Ferdinand sich auf einen erlittenen Zwang berufe, der ihm das gegebene Wort abgepreßt. Was that der König von Sardinien in seinem Falle? Er legte die Regierung nieder und er hat sich dadurch eines unsterblichen Ruhmes versichert. Was hinderte Ferdinanden dasselbe zu thun? — Der Glaube der Völker an die Heiligkeit des Königthums und ihre religiose Scheu vor denen, die Gott eingesetzt, um über sie zu herrschen, muß in dem Augenblicke in den Völkern erlöschen, in dem sie inne werden, daß sich die Könige nicht an ihr Wort und ihren Eid gebunden halten. Ein Beyspiel solcher Untreue, das wir in unsern Tagen erlebt haben, steht, mit seinen Wirkungen, warnend vor den Augen der Welt und der Nachwelt da. Es hat, in moralischer Beziehung, der guten Sache des monarchischen Systems

*) S. Ein Capitel aus dem Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie von Chr. v. Aretin in F. Murhards Allg. Pol. Annalen rc. IX. 2. S. 155.

mehr geschadet, als alle Umtriebe seiner Feinde.

Der spanische Krieg.

Seitdem Brougham dem Herrn Canning im Unterhause die Fragen vorgelegt hat, ob eine grosse russische Armee an der Weichsel stehe und ob die österreichischen Truppen in Italien auf ihrem Rückmarsche am Po Halt gemacht? — sind die Besorgnisse derjenigen gestiegen, die in dem spanischen Kriege den Anfang eines europäischen sehen, und verschiedene, mit grosser Zuversicht verbreitete Gerüchte haben die Ängstlichkeit vermehrt. Man hätte sehr unrecht, die Gefahren für gering zu halten, mit denen der Angriff auf die iberische Halbinsel die allgemeine Ruhe bedroht; aber es ist kein Grund vorhanden, sie für näher zu halten, als sie bisher gewesen sind. Die Großmächte des Continents haben ihr Mißfallen mit dem Zustande der Dinge in Spanien mit Nachdruck und faktisch ausgesprochen; sie haben die Maaßregeln, die von Frankreich genommen worden sind, gebilligt; und sie haben den Entschluß gefaßt, diese Macht, wenn es nöthig werden sollte, in der Behauptung ihrer Würde und Ruhe zu unterstützen. Der Fall, den die Ausführung dieses Entschlusses voraus setzt, ist noch nicht eingetreten. Wohl mögen die getäuschten Hoffnungen, mit denen man einem allgemeinen Abfalle der spanischen Nation von den Cortes, bey dem ersten Anblick der weissen Fahne, entgegen sah, nicht geringen Verdruß erregt haben. Indessen giengen die Ereignisse ihren Weg, ohne der einen oder der andern Partie ein bedeutendes Übergewicht zu geben, oder ein erhebliches Resultat darzustellen. Die Kräfte, womit man den Krieg begonnen hatte, blieben dieselben; alle Anwendung dieser Kräfte aber war nur einleitend und vorbereitend auf die Erfolge, die

noch im Schooße der Zukunft verborgen lagen. Es war kein Ereigniß eingetreten, das die besagten Mächte berechtigt oder verpflichtet hätte, sich in den Streit der kriegführenden Partien zu mischen.

Man muß voraussetzen, daß diese Mächte nur in dem Falle der Noth einen Aufruf finden werden, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, die sie gegen Frankreich übernommen haben. Daß das staatsrechtliche System, das in der iberischen Halbinsel zum Gesetze geworden, in Wien, Petersburg und Berlin für unzulässig und für verderblich erachtet werde und daß man in ihm ein gefährliches Beyspiel für die Völker sehe, ist in öffentlichen Erklärungen nachdrücklich genug gesagt worden; auch hat man Frankreich eine Art von Vollmacht zuerkannt, die Zerstörung dieses Systems zu versuchen, unter Zusicherung kräftiger Unterstützung in dem Falle, daß der Versuch zum Nachtheile Frankreichs umschlüge. Man hat es aber nicht für angemessen gefunden, zu diesem Versuche selbst mitzuwirken. Diese Ansicht beweist, daß die Mächte kein unmittelbares Interesse erkannt haben, das sie hätte bestimmen können, das Unternehmen Frankreichs, das sie durch dessen besondere Lage gerechtfertigt sahen, zu unterstützen. Ein solches Interesse war auch für sie nicht vorhanden. Denn wenn sie gleich die Grundsätze, auf denen die neue Ordnung der Dinge in Spanien beruht, mißbilligten, so hatten sie doch keine Ursache, einen nachtheiligen Einfluß derselben auf ihre Völker zu fürchten. Es war blos eine sociale Verbindlichkeit, die sie bestimmen konnte, die Kräfte Frankreichs durch die ihrigen zu verstärken.

Der bisherige Gang der Ereignisse beweist, daß die Mächte sich nicht hinzu bringen wollen, um diese Verbindlichkeit zu erfüllen. Wäre dazu die Lust in ihnen, so hätten sie ja schon in Verona sich zum Schutz und Trutz mit Frankreich vereinigen können. Aber es war unmög-

lich, daß ihnen das Bewußtseyn entgieng, daß es unter den itzigen Umständen keine grössere Angelegenheit für sie giebt, als die Erhaltung des allgemeinen Friedens, nicht nur wegen der Verlegenheiten, in die nach einer langen Zeit der Erschöpfung neue Anstrengungen sie versetzen mußten, sondern hauptsächlich wegen der Grösse der Interessen, die durch die Störung des Friedens auf das Spiel gesetzt würden. Denn es handelte sich hier nicht um Fragen, die am Ende zum Vortheile des Siegers durch Entschädigungen und Länderabtretungen erledigt werden könnten, sondern um den Bestand des politischen Systems, das sich seit der Zertrümmerung von Napoleons Macht unter den Staaten von Europa gebildet, und um eine Entscheidung des zwischen dem politischen Liberalismus und Servilismus obschwebenden Kampfes durch gänzliche Vernichtung des einen und des andern Theils. Man kann Gegenstände von diesem grossen, über Zeit und Nachwelt entscheidenden, und den Lauf der Geschichte der gesamten Menschheit bestimmenden Charakter nicht dem Ausschlage der Waffen anvertrauen, wenn man nicht des Erfolges gewiß ist. Diese Gewißheit findet sich nicht in der Lage der Umstände. Im Gegentheile bieten sich in derselben eine Menge Zweifel dar, deren Bedenklichkeit nur der Parteygeist übersehen könnte, der zu aller nüchternen und redlichen Erwägung der Verhältnisse untüchtig geworden ist.

Wenn die Zeichen nicht täuschen, so scheint es, daß die friedliche Stimmung immer mehr in den Cabinetten Eingang finde. Wir messen den Gerüchten keinen Glauben bey, die von angeknüpften Unterhandlungen zwischen dem französischen Hauptquartiere und der Regierung zu Sevilla sprechen, und wir lassen auf sich beruhen, was die öffentlichen Blätter von den Veränderungen melden, die in dem Personal und in den Ansichten den Ministerien bevorstehen oder schon statt gehabt haben sollen. Aber wenn man in Erwägung zieht, wie nun alle Welt zur Erkenntniß gekommen seyn muß, daß die Unternehmung gegen Spanien keine Gensd'armerie-Expedition sey, sondern alle Schwierigkeiten, Wechselfälle und unbestimmbaren Erfolge eines Angriffs auf ein grosses Reich darbiete; wenn man bedenkt, daß die grossen Continentalmächte Frankreich keine bewaffnete Unterstützung gewähren können, ohne daß England seine Flotten und seine Heere zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit von Spanien verwende; wenn man sich erinnert, daß die besagten Mächte für ihre besondern Interessen nichts zu besorgen haben, weil es auch die Normen seyen, nach denen die Verfassung und Verwaltung von Spanien gebildet seyn mag; wenn man überlegt, daß nur durch Vermittlung des zwischen Spanien und Frankreich schwebenden Streits, die Gefahr einer weitern Verbreitung des Kriegs, die auf der einen Seite England und auf der andern Österreich mit allem Ernst zu verhindern suchen, abzuwenden sey; — so könnte es nicht den Eindruck des Überraschenden machen, wenn die zwischen England auf der einen und Oesterreich, Rußland und Preussen auf der andern Seite in Verona eingetretene Meynungsverschiedenheit dahin ausgeglichen würde, daß auch die drey letztern Mächte sich für die Neutralität erklärten, und wenn dann alle vier die Herstellung der Ruhe jenseits der Pyrenäen betrieben. Ihre gemeinsame Vermittelung würde schwerlich des bezielten Erfolges verfehlen.

Die Rechtssache des Advokaten Dr. Dangelmaier, in Gmünd, im K. R. Wirtemberg.

(Aus dessen in dem vorigen Stücke dieser Blätter angezeigten Autobiographie abgedruckt.)

Als die Regierung des Landes im Jahr 1817 begann, das erstarrte öffentliche Volksleben, durch liberale Institutionen zu bewegen und zu erfrischen, als die ersten Grundlagen eines würdigen Bürgerthums hervortraten, da ward mein Gemüth tief und innigst ergriffen.

Ich bildete mir durch mein im Jahr 1817 herausgegebenes — „Politisches Journal" einen weitern Kreis zur Mittheilung und Fortbildung dessen, was mich für das Gemeinbeste bewegte. An diesem kleinen — nun längst erloschenen — Heerde des Erglühens für die Morgenröthe besserer Tage, sammelte und gewann ich Freunde, Klienten und — Feinde.

Unter Erstern fanden sich die Gemeinde-Deputirten der vormaligen Donau-Stadt Munderkingen. Diese kleine Stadt fand sich um jene Zeit innerlich gedrückt und beunruhigt; hier hauste Gram über verlorne Autonomie, krampfhaftes Streben sie zum Theil wieder zu gewinnen, Mißmuth über Wohlstandszerfall, Kummer über den öffentlichen Schuldenstand und Mißtrauen gegen

den — auf wenige Glieder zusammengeschmolzenen Magistrat.

Zu Ende November 1817 kam der Obmann der dortigen Bürger-Deputirten zu mir hierher und verweilte 4 volle Tage, bis ich mich von ihm bewegen ließ — in einer eben so schwierigen als dringenden Rechtssache mit ihm nach Munderkingen zu reisen.

Kaum hatte ich die Arbeiten, welche der Zweck meiner Reise waren, vollendet; so bestürmten die Gemeinde-Deputirten mich mit Jeremiaden und Rathschlägen gegen ihren Magistrat. Mein Gefühl für die Pflichten als Advokat und als Bürger, öffneten meine Ohren diesen Klagen und Hülfegesuchen. Hier geschah es daher, daß ich eine Bittschrift um Auflösung des bisherigen Magistrats, um Entschädigung wegen Entzug des Zehendpachts und (aus gutmüthiger Schwäche) noch eine dritte Bittschrift an Seine Majestät abfaßte, worin

1) für den Fall der Erektion eines Munderkinger Staabsamts eventuell um meine Ernennung für solches gebeten, sonst aber

2) die Geneigtheit der Bürgerschaft versichert wurde mich zu ihrem ersten Ortsvorsteher künftig zu erwählen.

Durch wiederholt zudringliche Bitten des Obmanns, durch seine Versicherung, daß er lediglich das Sprachrohr der Wünsche seiner Collegen sey, endlich durch die übereinstimmenden Äusserungen mehrerer Gemeinde-Deputirten (was sämtlich durch Urkunden und Ohrenzeugen bewiesen) ließ ich mir die Abfassung jener auf mich selbst gerichteten, — obgleich ausser dem Kreis sowohl meiner Wünsche als meiner Bedürfnisse liegenden Bitte abdringen.

Die beyden ersteren Eingaben wurden in Munderkingen durch den vormaligen Schultheissen Rothenacker mundirt, sofort von den Gemeindedeputirten unterzeichnet; das Concept der letztern Bittschrift aber, weil dieses erst nach der Unterfertigung der erstern verfaßt worden, übergab ich dem Obmann, um solches seinen Kollegen zur Einsicht mitzutheilen. Bald wurde jedoch dieses Concept mit der Versicherung allseitiger Billigung von dem Obmann zurückgebracht, und ich nahm nun sämtliche drei Eingaben zur weitern Besorgung mit fort, nachdem zuvor, nach einem (durch Zeugen bewiesenen) Wunsche des Obmanns verabredet worden war, die Bittschrift wegen des Ortsvorstehers, der Supplike um Magistrats-Auflösung anzuhängen, oder respec. einzuverleiben.

Indessen fand ich gleich bey meiner Heimkehr bey näherer Durchsicht die zwey seyn sollenden Suppliken um Magistrats-Auflösung und Ersatz wegen Zehent-Pachts-Entzug, so schlecht geschrieben und so Fehlerwimmelnd, daß ich gedrängt einerseits von Eifer die Wünsche der Deputirten nicht noch länger hinzuhalten — anderseits vom Gefühl der Ehrfurcht für Seine Majestät — weil der Abschreiber einigemal Statt — Euer Königlichen Majestät — Extrakt — geschrieben hat, auf den Entschluß fiel, beyde Bittschriften fehlerfrey kopiren zu lassen, und die Kopien statt der Orginale einzureichen.

Dieser wurde ausgeführt, und verabredetermassen, der Bittschrift um Magistrats-Auflößung auch das Gesuch wegen der Ortsvorsteher-Stelle einverleibt und angehängt.

Durch die Gedankenlosigkeit zweyer hiefür gebrauchten Personen geschah es aber,

1) daß statt des bloßen Abschreibens Einer Hand, die Unterschriften zwar den Original-Unterschriften nicht nachgemacht, jedoch von einer andern Hand als der des Contextes geschrieben wurden;

2) daß die Bezeichnung und Vidimirung der Abschriften unterlassen, und

3) beyde Schriften, ohne daß sie mir noch zuvor zu Gesicht kamen, spedirt wurden.

Doch geschah von mir sogleich eine Meldung nach Munderkingen, daß die Bittschrift um Auflösung des Magistrats mit Anhängung der Bitte wegen der Ortsvorstehers-Stelle abgelaufen sey. Auf dieses bey den Akten liegende Schreiben erfolgte weder eine Antwort, noch eine sonstige Eingabe der mit dessen Innhalt (zugestandenermassen) durch ihren Obmann bekannt gemachten — Gemeinde Deputirten.

Nach Verfluß eines halben Jahrs wurde Bericht über das fragliche Gesuch von dem Oberamt abgefordert. Da inzwischen sämtliche Gemeinde-Deputirten, mit alleiniger Ausnahme des Obmanns, in den Magistrat aufgenommen worden, der Obmann aber in eine solche Krankheit verfallen war, die seine Geistes Verrücktheit und den baldigen Tod zur Folge hatte, so wollten die zu Magistratsglieder gewählten Deputirte nichts davon wissen; daß sie die Verfassung des Gesuchs verlangt und das Concept der Obmann ihnen vorgelegt habe. —

Ehe und bevor man mich über diese Äusserung gehört hatte, wurde von der damaligen Retardaten-Commission in einem am 7. August 1818 an das Ministerium des Innern

erstatteten Bericht die Sache in einem sehr sträflichen Licht dargestellt, und von dieser auf Überweisung an die Kriminal-Behörden zur Untersuchung und Bestrafung um so mehr angetragen, als ich ein für den Staat gefährlicher Mensch sey, — indem ich durch Druckschriften und Herumreisen im Lande friedliche Bürger gegen die Obrigkeit aufzuwieglen suche ꝛc.

Diese giftige Insinuation war der Faden, an dem das so fort gegen mich begonnene gerichtliche Verfahren ablief, und nur an ihm kann ich mich aus dessen Irrsal herausfinden.

Denn obgleich die Aufträge zu allen meinen Arbeiten und Eingaben für jene Gemeinde-Vorsteher, ihre Genehmigung des Entwurfs derselben, die Ächtheit ihrer Unterschriften in den Originalien, die Ursachen ihrer Umfertigung, die Verfassung der Abschriften durch dritte Personen, obwohl der diesen zur bloßen Abschrift-Fertigung von mir ertheilte Auftrag, — obgleich alles dieß durch Zeugen, Urkunden, Geständniß bewiesen, und es hiedurch dargethan, daß meine nur der Wahrheit und dem Recht geweihte Feder das Verbrechen der Fälschung nicht befleckte; obgleich also ein vollständiger Entschuldigungs-Beweis geführt, somit der Verdacht jenes Vergehens nicht etwa blos erschüttert, sondern — vernichtet wurde; obschon — aber leider vergebens — ich um Untersuchung der gegen mich angebrachten falschen Anklage, daß ich stets in allen meinen öffentlichen Schriften die reinste Liebe zu König und Vaterlande ausgesprochen, daß in Folge meiner steten Kränklichkeit meine Reisen sich blos auf kleine Spazierfahrten beschränkt haben, und daß ich bey meinen hiesigen familien-ökonomischen, und Verdienst-Verhältnissen unmöglich die Erlangung eines nicht einmal 300 fl. Einkommen gewährenden Dienstes in Munderkingen wünschen konnte; — obgleich die Gesetzgebungen aller civilisirten Völker, einen vollständigen Beweis, und die Abwesenheit eines Gegenbeweises zur Verurtheilung fordern, und der Argwohn nirgends genügt — um zu verdammen, noch die Supposition um — zu tödten: So ergieng dennoch das Erkenntniß in zwey Instanzen auf das Vergehen der Fälschung! — — —

Durch das gegen mich ausgesprochene Urtheil von dem Kreise meines Wirkens, durch wachsendes Siechthum in Kurzem von der Welt geschieden, der Erde entsagend noch eh' sie mich verbirgt, eilt mein Auge hinaus über die verwilkten Lauben meiner Hoffnungen zu dem über ihnen strahlenden Morgenstern eines bessern Jenseits. Nur in Euch — ihr in Achtung und — Liebe mir angetrauten Seelen wünschte ich ein ungetrübtes Bild eures Freundes. —

Zwar den; der im Schooße der Ewigkeit ruht, erreichen weder Spott noch Lob. — Aber die Sehnsucht fortzuleben in verwandten Seelen, ist sie nicht ein Geisterwort höherer Bürgschaften? Und wenn die Welt Vertrauen und Liebe aus dem Herzen reißt, ist es nicht eine heilige Pflicht diese Himmels-Blumen zu schützen?

Ihr edlen-Freunde wisset — Glauben und Liebe bewegten mein Leben; ein Sehnen alles in der Sphäre meines Wirkens zu veredeln und weiter zu bringen, war die Seele meines Strebens. Daß ich den Compaß der Kinder dieser Welt vergaß, nicht verbrechen, sind die Ursachen meines Schiffbruchs. —

Mein ganzes Kapital sind meine Kenntniße, und die Interessen hieraus, die ich zu meinem und der Meinigen Lebensunterhalt bedarf, verschafft mir einzig ein Amt.

Nun hat man mich von einer Amtsbekleidung ausgeschlossen und zwar aus dem Grunde, weil mein Abschreiber die Namensunterschriften, die er (eingestandener Maßen) blos abzuschreiben von mir beauftragt war, nicht durchaus mit seinen gewöhnlichen Schriftzügen geschrieben, und weil, erwiesen — ich diese Abschriften blos darum fertigen ließ, um durch Einsendung der mit so groben Schriftfehlern befleckten Originalien die Sr. Majestät schuldige Ehrfurcht nicht zu verletzen. —

Was sagt die gesunde Vernunft und die Pflicht: was gegen mich zu thun sey? —

Der von den Beamten verfolgte Erasmus Schleicher wurde am Ende doch vom Fürsten zum — Landrath ernannt.

1.) Sammlung einiger kleinen Aufsätze katholischer und protestantischer Schriftsteller über Bibelgesellschaften, Bibellesen und biblische Predigten. Mit einer Vorrede und mit vielen Anmerkungen. Herausgegeben von einem katholischen Theologen, Rotweil 1823. In der Herderschen Buchhandlung.

2.) Uiber die allgemeine Kirchenzeitung des Herrn Hofpredigers Dr. Zimmermann in Darmstadt, wohlgemeinte Bemerkungen von einem katholischen Theologen. Augsburg in der J. Wolffschen Buchhandlung, Nürnberg bey Bauer und Raspe, Leipzig bey Fr. Fleischer, Frankfurt a. M. bey Herrn L. Brönner, Wien bey Franz Wimmer 1823.

Diese beyden Schriften sollen den Herrn Oberkirchenrath v. Werkmeister in Stuttgart zum Verfasser haben.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



21. Juny 25. 1823.

Die Eintracht ist's, die nimmer trennt,
Rein, ewig fest verbindet;
Die dort sich, wo der Azgol brennt,
Hier unter Blumen findet.
Ihr Staatsgebund zerbricht nicht Weh',
Gewalt noch Menschenscheue;
Ihr Altar ist Thermopilä,
Und ihre Losung Treue.

f. Winkler.

Teutschland.

Als Teutschland in unsern Tagen sich dem französischen Joche entwunden hatte, stand der Sinn der meisten Teutschen auf der Herstellung einer Verfassung, die der bisherigen aus dem landeshoheitlichen Verhältnisse hervor gehenden Zertrümmerung steuernd, die Bestandtheile des Reichs fest und innig an ihren Mittelpunkt anschloß und in ihnen ein System der Einheit des Willens und der Kräfte gründete. Gewiß gieng diese Idee aus der edeln patriotischen Gesinnung hervor, die, durch die bisherigen demüthigenden Erfahrungen gewarnt, das Vaterland für immer gesichert sehen wollte, vor fremdem Troß und Hohn, und die Nation veredelt und begeistert, durch das Bewußtseyn, daß sie auf sich selbst bestehe. Der Rückblick in unsre Geschichte konnte diese Hoffnungen des Patriotismus trüben. Denn gleich wie wir schon in unsern Urzeiten, in denen die Alten zuerst den Namen unsres Stammes nennen, Teutschland von mehrern von einander unabhängigen Völkern bewohnt sehen, so gelang es in der Folge nur einzelnen kräftigen Regenten die Zerstreuten auf kurze Zeit unter sich zu vereinigen; aber immer lösten sich die Bande wieder, und der Lauf unsrer Geschichte stellte einen fortdauernden siegreichen Widerstand der Optimaten gegen ihren Kaiser dar, in dem die Gesamtheit immer lockerer und bedeutungsloser wurde; das letzte Ergebniß aber war, wie Montesquieu es bezeichnet, eine kümmerliche „federative Republick, deren Oberhaupt auf der einen Seite einer hohen „Magistratsperson, auf der andern einem Monarchen gleich sah." — So hatte zwey tausend Jahre hindurch das Schicksal über uns gewaltet! Wie konnten wir glauben, daß es mit einemmale seinen Gang rückwärts machen werde? Ohnehin lag nichts in den Aspekten, was diesen Glauben hätte stärken können.

Durch die Macht siegreicher Waffen waren wir in den Stand gesetzt worden, die Anordnung unsres neuen bürgerlichen Haushalts vor-

zunehmen. Sie gab uns für den beabsichtigten Zweck organischer und kräftiger Einheit weniger als wir zuvor gehabt hatten, nämlich statt der federativen Republik mit einem Oberhaupte eine blosse Association. Dieser Erfolg befriedigte die Erwartungen nicht; aber er war ein nothwendiges Ergebniß der Umstände. Dasselbe Verhängniß, das so viele Jahrhunderte hindurch die Väter verhindert hatte, sich zu vereinigen, trieb auch die Kinder wieder auseinander, nachdem in der gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlandes der innigste Verein ihnen glücklich gelungen war. Sie konnten dieses Verhängnisses sich nicht erwehren. Die Macht, die seinen Willen vollzog, war unwiderstehlich.

Die Verträge, auf denen die Association beruht, geben ihr den Charakter einer organisch gebildeten und ewigen Eidgenossenschaft; aber nur unsicher bindet der in dem Gesetze ausgesprochene wandelbare menschliche Wille, wenn das Gebundene nicht durch seine Natur zusammen gehalten wird. Diesen Halt entbehren wir in unserm Verein; das Mißverhältniß seiner Bestandtheile muß ihn ewig in einem schwankenden Zustande erhalten, und die seinen Gliedern bewilligte Selbstständigkeit setzt ihr besonderes Interesse in einen nie zu vermittelnden Zwiespalt mit dem allgemeinen. Doch müssen wir uns Glück wünschen, daß nur so viel geschehen ist. Wäre der Souveränetätsschwindel so weit gegangen, daß er gar kein Band unter den verschiedenen teutschen Staaten geduldet und jeden isolirt hätte, so wäre dieß das Vorzeichen des baldigen Untergangs aller gewesen. Will nun ein Unterdrücker sich an dem Schwächern versuchen, so muß er neben der Unterdrückung auch noch die gehässigere Ungerechtigkeit der Verletzung völkerrechtlich sanctionirter Verträge begehen. Überdieß gewährt der Bund im Falle der Gefahr doch schon einen bereiten Punkt der Vereinigung, auf dem die Bedrohten sich sammlen können, um die Maaßregeln, die für sie schützend sind, zu ergreifen.

Ist dem besagten Souveränetätsschwindel nicht gerade das Ärgste gelungen, so hat er doch in der Bildung des Bundes selbst viel Gutes verhindert, was zu seinem Gedeihen hätte dienen können. Man mußte, was an materieller Kraft ihm fehlte, durch moralische Stärkung ersetzen. Es ist in dieser Art beynahe nichts geschehen; und wäre nicht die Hoffnung, daß das Versäumte noch nachgetragen werden dürfte, ein lächerlicher Traum? Die Teutschen können sich nicht darüber beschweren, daß es ihnen ihre Weisen je an guter Lehre haben fehlen lassen; aber immer ist der Cabinetsgeist und die Trägheit gegen die beßten Rathschläge und Mahnungen taub geblieben. So ist die treffliche Erinnerung bey der Errichtung des teutschen Bundes vergessen geblieben, die Johannes Müller in den Tagen des Rheinbundes seinem Volke gegeben hatte. „Alle einsichtsvollen Männer Teutschlands — so lauteten die Worte — wollen unter einer Confederation nicht eine Gesellschaft von Mitgliedern, die sich nur die Hand reichen, wenn sie äusserlich gedrängt werden, übrigens aber sich blos mit den Fingerspitzen berühren. Sie hoffen auf Einheit in rechtlichen und administrativen Einrichtungen, auf Anerkennung und möglichste Realisirung des Princips eines gemeinsamen innern Wohls; hoffen, daß der wichtige Vortheil, den Teutschland mit der geographischen Regelmässigkeit erreicht, für jenes Princip nicht unbenützt bleibe, damit das Vaterland nicht gleich werde den Wesen, die sich äusserlich in einem einzigen Körper darstellen, aber im Innern mit sich im Widerspruche stehen, und im Streit der eigenen Kräfte sich selbst zerstören. Mit der geographischen Coagulation ist es nicht ausgemacht, und man mag nur dahin sehen, daß in den geographischen Coagulis, dadurch, daß man den Proceß nicht vollständig mit ihnen beendigt, keine Säuerung entstehe, die oft in Abgeschmacktheit ausartet. Dazu kommt,

daß Teutschland, wenn der Geist des Bundes nicht auch im Innern realisirt wird, unmöglich glücklich seyn kann; am wenigsten in der gegenwärtigen Generation seiner Bewohner. Kann es mit dem Glücke einer Nation bestehen, wenn sie, Eins bisher durch Sprache und Sitten, durch so manche Einrichtungen in Verfassung und Regierung, durch eine gewisse Einheit der Rechte und Justizpflege, durch vielfache Verkettung des Familieninteresse's, des commerciellen Verkehrs und anderer Privatangelegenheiten, — wenn sie nun plötzlich in Portionen zerstückelt wird, wovon jede in völkerrechtlicher Strenge sich gegen die andere selbstgenügsam abzuschliessen trachtet? Teutschland hatte sich allmählich aus einem Ganzen in Theile gebildet, aber ohne Todtheilung, vielmehr unter rückwärts fortdauernder Verbindung der Zweige mit dem Stamme. Und nun sollte es mit einemmale, ohne allen Ersatz durch eine neue Vereinigung, von den rückwärts zusammen laufenden Fäden, und damit von sich selbst und seiner Geschichte abgeschnitten, nun sollte es, wie ein Gewürm, in Segmente zerhackt werden, in der Hoffnung und mit dem Troste, daß die Segmente sich nur eine Zeitlang krümmen, aber doch am Ende, durch die Kraft der Regeneration, zu eigenen Körpern wieder genesen würden? Und wenn nun Teutschland im Innern nicht glücklich wird, was hilft es dann, daß es äusserlich sicher steht, daß es gegen Europa, ja gegen Sonne, Mond und Sterne gedeckt ist? Was bedarf es einer Schildwache vor der Hütte des Armen?" — Alle diese einleuchtenden Wahrheiten hat man unbeherzigt gelassen; um so sicherer werden wir unserm natürlichen Siechthum erliegen, dessen Fortschritte durch die Anwendung jener Wahrheiten wenigstens gehemmt werden könnten.

Der Untergang des teutschen Reiches war eine Folge des Mißverhältnisses der Macht, in dem Österreich und Preussen zu den übrigen Ständen stand. So lang die Überlegenheit noch allein bey Österreich war, bildeten die durch gleiches Interesse vereinigten Stände ein Gegengewicht, das die Wage spielend erhielt. So bald aber Preussen eine Stelle in dem europäischen Staatensysteme einnahm, trennten sich die Stände in Parteyen, wovon die eine Österreich und die andere Preussen nachfolgte; der Unterschied zwischen Nord- und Südteutschland, der bisher nur ein geographischer gewesen war, wurde ein politischer; der Friede von Basel führte den offenen Bruch herbey; es gab von nun an kein teutsches Reich mehr. — Dasselbe Mißverhältniß, das diese Übel herbeyführte, besteht auch im teutschen Bunde. Gewiß bezweifelt kein Mensch die redlichen Absichten der großen Souveraine, die an seiner Spitze stehen. Aber die Macht der Zeiten ist oft stärker, als der Wille der Regenten. Ohnehin kann man Österreich und Preussen billiger Weise nicht zumuthen, daß sie unter schweren Conjunkturen das Interesse ihrer Gesamtstaaten dem des teutschen Bundes nachsetzen. Den schwächern Gliedern aber muß es im Dringen der Noth noch verzeiblicher dünken, die Gesamtheit, der sie angehören zu verlassen, als den ehemaligen Reichsständen. Denn die letztern, indem sie dem Reichsverband sich entzogen, verletzten nicht nur ihre sociale Pflicht; sie begiengen zugleich eine Felonie.

Bey diesem Widerstreben der Elemente ist keine Hoffnung vorhanden, daß der teutsche Bund auf dem Wege organischer Bildung die vollkommenere Struktur erhalte, die wir schmerzhaft an ihm vermissen. Um deßwillen dürfen wir aber nicht aufhören, darauf zu sinnen und zu streben, daß der unabhängige Bestand der Bundesstaaten vom zweyten und dritten Rang gesichert bleibe, und in ihnen der Heerd der teutschen Nationalität, Sitte und Cultur für die Nachwelt erhalten werde. Wie erreichen wir diesen grossen Zweck? — Es kann uns nicht verborgen seyn, was zur Beantwortung dieser Frage von unsern Patrioten bereits gerathen und vor-

geschlagen ist, und woran selbst die Erscheinungen der Zeit fortdauernd uns recht nachdrücklich erinnern. Vor allem aber ist nöthig, daß wir, nach der Mahnung eines geistvollen und edeln teutschen Staatsmanns das Princip im Auge behalten, daß allen Bestrebungen auf jenen Zweck zu Grunde liegen muß, das Princip der Vereinigung der Kräfte der Mindermächtigen. Werden dann folgerecht mit demselben „die zerstreuten Kräfte der mittlern und kleinern teutschen Staaten sich enge an einander schliessen, und so eine Masse bilden, die zwar nimmer ausreichen kann, um der Macht auch nur eines der mächtigen Bundesglieder gleich zu kommen, die aber doch bedeutend genug ist, um zwischen ihnen das Gleichgewicht zu halten, so kann Teutschlands Selbstständigkeit aus jedem Kampfe unter ihnen gerettet werden. Ohne eine solche Vereinigung der teutschen Staaten aber, die an der Politik der europäischen Mächte keinen aktiven Antheil nehmen, wird Teutschland nie im Stande seyn, Kriege zu verhindern, oder doch sich der Theilnahme an Kriegen zu entziehen, die seinem Interesse fremd sind. Es wird im Gegentheile beym Eintritte eines solchen Kampfes sich in Partheyen zersplittern, und theilweise auf die Seite der einen oder der andern der kriegführenden Mächte treten müssen, je nachdem es diesen gelingt, durch den Weg diplomatischer Unterhandlungen, oder vermöge ihrer geographisch-militärischen Lage die Einzelstaaten unter ihren besondern Einfluß zu stellen. Als nächste und unausbleibliche Folge dieser Zerrissenheit wird eine Spaltung in Nord- und Süd-teutschland sich ergeben. Wohin aber diese führen kann und muß, das haben uns die jüngsten Erfahrungen gelehrt.*)

*) S. Ueber des teutschen Bundes Befähigung zur Zweckmässigkeit im europäischen Staatensysteme in den Allgem. Polit. Annalen IX. 1. S. 15.

Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen.

Das konstitutionelle Leben, dessen Entwicklungsgang in den meisten teutschen Staaten keine üppig treibende innere Kraft anzeigt, hat im Großherzogthum Weimar einen bemerkenswerthen Fortschritt gemacht. Man weiß, daß die dortigen Stände mit einer Mehrheit von 23. gegen 4. die Eröffnung der Gallerieen für unzulässig erklärt und auch den Druck der Verhandlungen nur unter Einschränkungen zugegeben haben, bey denen nicht viel mehr als ihr Ergebniß zur Kunde des Publikums gelangen konnte.*) Auf dem Landtage, der im Frühling dieses Jahrs eröffnet wurde, ist dieser Gegenstand abermals zur Sprache gekommen. Zwar ist der Eröffnung der Gallerieen wieder nicht statt gegeben worden, was zu beklagen ist, weil, jeder der den Geist des Repräsentativsystems begreift, in ihr einen schönen, symbolischen Gebrauch von bedeutendem Sinne erkennt, der, wenn er auch die Wirksamkeit der ständischen Verhandlungen nicht sehr verstärkt, doch dazu beyträgt, ihre Würde zu erhöhen und ihren Ton zu veredeln. Dagegen ist ein Gesetz zu Stande gekommen, vermöge dessen die Protokolle der Sitzungen mit Nennung der Namen der anwesend stimmenden und discutirenden Abgeordneten gedruckt, dieser Abdruck mit der Correspondenz zwischen Regierung und Landtag auf die vollständigste Weise versehen, und dann durch Verbreitung der gedruckten Protokolle und ihrer Beylagen im Lande und dessen einzelnen Gemeinheiten alles zur Offenkunde gebracht werden soll, was seiner Natur nach und ohne Schaden für den Staat, ohne Veranlassung zu unnöthigen, durch Mißverständnisse erzeugten Reibungen dazu geeignet ist. — Dieß ist alles recht gut; man kann nicht mehr verlangen. So ist auch gegen die Bestimmungen des Gesetzes über das, was

*) S. Neue Nat. Chr. d. T. 1821 S. 133. ff. 344 ff.

von den Verhandlungen der Öffentlichkeit entzogen werden soll, in der Hauptsache nichts zu erinnern, da die Entscheidung der Frage bey vorkommenden Fällen, dem Landtage anheim gestellt bleibt. Ohnehin ist unbedingte Publicität in keinem repräsentativen Staate gesetzlich oder in Übung, und selbst Jeremias Bentam, ein eifriger Vertheidiger der Sache, giebt zu, daß die Öffentlichkeit der Verhandlungen wenigstens in den Fällen suspendirt werden müsse, wenn sie dem Staate in seinen Verhältnissen nach aussen nachtheilig werde, ohne Noth unschuldige Personen kränke, und schuldigen eine zu strenge Ahndung auflege.

Während in Weimar dieser löbliche Fortschritt gelungen ist, verharrte die Ständeversammlung des Königsreichs Hannovers in ihrer dießjährigen Sitzung in ihrer hergebrachten Scheu vor der Öffentlichkeit, so laut sich auch hierüber schon die Stimme des Tadels erhoben hat. Wie bisher blieben die Gallerieen geschlossen und nur Auszüge aus den Verhandlungen von Beamten der Regierung redigirt, werden gedruckt. Ein patriotischer Hannoveraner bemerkte über dieß Verharren bey dem Alten, *) „daß es nicht als für immer unumstößlich anzusehen sey. Wenn erst ein ganz allein auf die Sache zielender, gemässigter und von kleinlichten Leidenschaften freyer Geist in der Ständeversammlung sich gebildet und befestigt haben werde, so werde auch der König ohne Zweifel die Öffentlichkeit in weitester Bedeutung zu lassen, und der Nation ein Bildungsmittel, dem Patriotismus einen Hebel nicht länger entziehen, welche ihres gleichen nicht haben." Man sieht, daß diese Bemerkung für das itzige Personal der hannöverschen Ständeversammlung nicht schmeichelhaft ist. Wenn es aber demselben wirklich an dem rechten Geiste fehlt, so sollte man meynen, daß gerade die Öffentlichkeit ein nützliches Mittel wäre, ihn zu verbessern, weil sie die Achtsamkeit der Repräsentanten auf die Gegenstände schärft. Übrigens mag die hier erregte Hoffnung, wenn es Zeit ist, in Erfüllung gehen. Ist doch selbst in England erst unter Georg III. die unbedingte Bekanntmachung der Parlamentsverhandlungen zugelassen worden. Vorher kamen einzelne Reden nur verstohlener Weise ins Publikum.

*) Hesperus rc. 1823. Nr. 114.

Noch immer ist die Öffentlichkeit, von der wir reden, sie nehme nun ihren Weg durch die Gallerieen oder durch die Druckerpresse, den Leuten ein Dorn im Auge, die ihrem Interesse nur dadurch gedient sehen, wenn die Staatsgewalt in unbeschränkter Willkühr waltet und das Volk in gänzliche Passivität nieder gehalten wird. So groß aber auch der Einfluß dieser Leute ist, so haben wir doch nicht zu besorgen, daß diese Institution durch durch Bestrebungen der konstitutionellen Staaten Teutschlands, in denen sie nun verfassungsmässig besteht, werde entzogen werden; denn nicht nur ist sie durch diese Art von Bestand gesichert; sondern sie hat auch die Gewährleistung des teutschen Bundes, indem die Schlußakte der Wiener Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820. (§ 59.) die Öffentlichkeit der landständischen Verhandlungen, wo sie durch die Verfassung gestattet ist, ausdrücklich anerkennt, blos mit der an sich gewiß billigen Beschränkung, „daß durch „die Geschäftsordnung gesorgt werden soll, daß „die gesetzlichen Gränzen der freyen Äusserung, „weder bey den Verhandlungen selbst, noch bey „deren Bekanntmachung durch den Druck, auf „eine die Ruhe des einzelnen Bundesstaates oder „des gesammten Teutschlands gefährdende Weise „überschritten werden."

Man hat zur Zeit der besagten Ministerialconferenzen darüber gestritten, ob, wenn sie sich gegen die Öffentlichkeit erklärt hätten, daraus eine rechtliche Verbindlich-

keit für die Bundesglieder erwachsen wäre, sie aufzuheben, welcher Streit wieder auf die allgemeiner gefaßte Frage geführt hat, ob durch die Schlüsse des Bundestages verfassungsmässige Gesetze der einzelnen Länder ihre Rechtskraft verlieren können? — Es ist nicht uninteressant zu wissen, wie diese Frage im alten teutschen Reiche angesehen wurde. Der verstärkte landschaftliche Ausschuß in Wirtemberg ließ i. J. 1798 eine an den Herzog gerichtete Replik drucken, ehe noch die Resolution darauf erfolgt war. Darüber ergieng unter dem 29. Jun. eine landesherrliche Signatur, worinn dieß Verfahren höchlich gemißbilligt, und verordnet wurde: daß von Seiten der Landschaft künftig hin von solchen ohnehin gemeinschaftlichen Schriften und Aufsätzen keine andere, als zwischen Herrn und Land verabschiedete oder wenigstens von Sr. Durchlaucht finaliter resolvirte Sachen und zwar nur mit Höchstdero Vorwissen und Genehmigung dem Druck sollen übergeben werden. Der Ausschuß bewies in einer Erklärung vom 7. Jul. aus der Stellung der Landschaft gegen den Herzog und aus der Verfassung die Unstatthaftigkeit des landesherrlichen Anspruches, und beharrte auf dem Grundsatze, daß bey innern Verhältnissen, da wo Regent und Stände als Partieen einander gegen überstehen, wo jener seine und seines Hauses Rechte, diese die Befugnisse des Volks verfechten, es jedem Theile frey stehen müsse, zur Erreichung seiner Absichten gesetzmässige Mittel ohne Hinderung des andern zu gebrauchen, unter welche Mittel der Druck der Verhandlungen allerdings gehöre. „Es ist auch, fuhr „dann die Erklärung fort, weder ein Landes„grundgesetz noch ein allgemeines Reichs„gesetz vorhanden, das die Freyheit der Land„stände in diesem Punkte beschränkte. Ja was „das letztre betrift, so würde es höchst „zweifelhaft seyn, ob, ohne Verletzung „wohl erworbener landständischer Rech„te und der besondern Landesverfas„sung, mithin der Rechte der Einzel„nen, die kein Gegenstand einer allge„meinen Reichsgesetzgebung seyn können, „von dem Corps der Reichsstände, die „hier selbst als Partie gegen ihre Land„stände erschienen, in dieser Materie „ein die ständische Freyheit beschrän„kendes Reichsgesetz zu Stande kommen „könnte? Man sieht, daß hier von einem erheblichen Zweifel die Rede ist, und es scheint nicht, daß er, wenn er während der Reichsverfassung vorhanden war, durch die Bundesverfassung beseitigt worden sey.

Bemerkungen, das Tyrol betreffend.

(Fragment aus einer ungedruckten Schrift.)

Ich weiß nicht, ob die Behauptung wahr ist, daß die guten baierischen Patrioten noch immer die Zurückgabe des Tyrols an seinen alten Regentenstamm nicht verschmerzen können. Die Sache war durch die Stellung, die die öffentlichen Angelegenheiten durch die Katastrophe von 1813 genommen hatten, unvermeidlich geworden; die Unsicherheit des Besitzes hatte sich früher schon durch die Abtrettungen, die man dem Königreiche Italien machen mußte, erwiesen; man mußte auf das verzichten, was durch kein Mittel zu erhalten stand. In der That gab es aber keinen Ersatz für das Tyrol. In ihm lag die strategische Stärke von Baiern, die nun verloren ist. Dieser Staat hat Alles, was dazu gehört, um auf dem Schauplatze der öffentlichen Angelegenheiten, kräftig und imposant aufzutreten. Aber er hat kein festes Gränzsystem, keinen Anlehnungspunkt, keinen sichern Rücken, überhaupt keinen der Vortheile, die die Lage und die Gestalt der Länder zu ihrer Vertheidigung gewähren. Das Tyrol war ihm in diesen Beziehungen unaussprechlich nützlich. Doch ist ihm zur Behauptung seiner Selbstständigkeit noch das Edelste geblieben, der Geist und der Muth seiner Männer.

Dieses Land konnte aber nur dann das Bollwerk der baierischen Monarchie werden, wenn die Regierung die Treue seiner Innwohner gewann; indem man dieß versäumte, wurde es ein Heerd des Aufruhrs, der, bey veränderten Umständen, die Monarchie in die schrecklichsten Gefahren hätte stürzen können. Das war die Folge des in der rheinbündischen Zeit beliebten Centralisationssystems, das, alle Eigenthümlichkeiten und allen geistigen Gehalt der Völker verachtend, sie in eine Form preßte, und die Aufgabe der Staatsverwaltung durch materielle Macht und mechanische Bewegung vollständig zu lösen glaubte. Wie ward dieses System auf die Tyroler angewandt? Nachdem, nach dem Ausdrucke des Hr. v. Hormayr, das Land seit Jahrhunderten von Österreich mit weiser Milde, mehr wie ein unter seinem Schutze und unter seiner Hoheit stehender Freystaat, als um finanzielle oder militärische Mittel daraus zu ziehen, behandelt worden war, unterdrückte man im Widerspruche mit den feyerlichsten Zusagen, die Privilegien, die Verfassung, die Gesetzgebung, die Verwaltungsweise, ja selbst den Namen des Landes, und durch die Abtheilung in drey Kreise seine Integrität, ärgerte das Volk durch eine Menge rasch und ohne Vorbereitung ausgeführten kirchlichen Neuerungen, vermehrte die vorhin bestandenen Abgaben mit vielen neuen, die das Vermögen der Contribuenten verzehrten, führte die baierischen Rekrutirungsgesetze ein, und sandte ein Heer fremder Beamten in das Land, die dem grössern Theile nach, die Reformen, durch die dasselbe mit dem erobernden Staate identificirt werden sollte, mit Härte und ohne alle Schonung der Grundsätze und Meynungen des Volks vollzogen. Wie mochte man glauben, daß, bey einem solchen Verfahren, die Tyroler treue Unterthanen der neuen Regierung werden könnten?

Wir haben gesehen, daß dieselben Mißgriffe an andern Völkern gemacht und von ihnen doch ertragen worden sind, darauf stand aber hier keines Weges zu rechnen. Der kräftige Charakter der Bergvölker und ihre Armuth fügen sich nirgends in die einengenden und kostbaren Formen der unbeschränkten Herrschaft. Deßhalb fand unter ihnen die Freyheit immer ihre Zuflucht und der Despotismus seinen beharrlichsten Feind. Dieß war der Fall bey den Tyrolern. Seit den ältesten Zeiten die eigenthümlichen Vorrechte ihres Landes bewahrend, sahen sie dieselbe erweitert und befestigt durch die Bewilligungen, die ihnen Friedrich, mit der leeren Tasche, gewährte, als er vom Kaiser geächtet, unter ihnen Hülfe gegen Ernst, den Eisernen, suchte und fand. Seit dieser Zeit blieben sie im Besitze ihrer Freyheit; die Achtung, die das Regentenhaus der letztern angedeihen ließ, befestigte die Treue des Volkes. Von allen teutschen Landschaften war die tyrolische eine der wenigen, in denen der Bauernstand in seinen Vertretern auf den Landtagen erschien. Welche hohe Begriffe sie von der Unabhängigkeit des durch sie repräsentirten Volkes hatte, erhellt aus einem im Anfange des 16 Jahrhunderts von ihr erlassenen Schreiben, worinn sie zu erkennen giebt, daß sie sich für berechtigt halte, sich unter eine andere Obrigkeit zu thun, oder ihrem Gefallen nach selbst ein Regiment auszumachen. Diese Begriffe sind geblieben; aus ihnen gieng die rauhe, trotzige Sitte des Volks, sein Haß gegen das Herrenthum, sein kühnes Auftreten gegen jede seine Landesrechte bedrohende Zumuthung hervor; sie enthielten aber auch die Keime der Vaterlandsliebe und der Tapferkeit für Hütte und Heerd, wovon die tyrolische Geschichte so viele schöne Züge liefert.

Unsre Zeit hat es nicht vergessen, wie dieser edle Volkscharakter sich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erwies, als der Kurfürst Max Immanuel von Baiern das Land überzog; am Ende desselben Jahrhunderts aber ist sie selbst Zeuge davon gewesen, wie er sich erst gegen Joubert (1797) und dann gegen Lecourbe (1800,) bewährte. Jedesmal ward das Land, ohne bedeutende Hülfe schulgerechter Heere, durch die einheimischen Schützen von den Feinden gereinigt oder gegen ihre Angriffe bewahrt. In dem unglücklichen Feldzuge von 1805 aber erlag es, ringsum von aller Hülfe abgeschnitten und entmuthigt durch die überraschende Schläge, durch die der Feind Österreichs Macht zertrümmert hatte, dem Ungestümm der vereinten Franzosen und Baiern. Auch dieser Erfolg wurde unter den Wundern jenes Feldzugs bemerkt. Denn er war seit Jahrhunderten das erste Beyspiel, daß ganz Tyrol mit den Waffen in der Hand erobert und behauptet wurde. Die Schuld dieses Erfolges fiel aber nicht auf die Bewohner des Landes, sondern auf das Österreichische Gouvernement, welches das Tyrol seinem Schicksale überließ, während es Alles, was in seinen Kräften stand, hätte aufbie-

ten sollen, um es, — eine von der Natur gebaute selbstständige Festung, — auch im Rücken der vorwärts eilenden feindlichen Heere, zu erhalten. Derselbe Fehler wurde i. J. 1809, wieder begangen, und er war beydemal um so aufbürdlicher, da eine starke wehrhafte Macht in diesen Gebirgen gelagert, und aus ihnen zweckmässig operirend, die Resultate der Feldzüge hätte ändern können. Indessen wurde das Tyrol vier Jahre später an den Ufern der Pleisse erobert.

Dadurch erlangte das Land sein altes Regentenhaus, seine Integrität und seinen Namen wieder und manches was in den Gesetzen, der Verwaltung, den kirchlichen Einrichtungen und den Gebräuchen war abgethan worden, kehrte zurück. Nicht aber fand es die Regierung gerathen die alte Verfassung unversehrt wieder herzustellen. So wurde unter anderm die Vereinigung der Landeshauptmannsstelle mit jener eines jeweiligen Landesgouverneurs verordnet, welche Vereinigung unter Joseph II. eine Hauptbeschwerde der Stände ausmachte, so daß auf dem offenen Landtage unter Leopold II. die Hofentschliessung, welche die Trennung beyder Stellen aussprach, in der Sitzung vom 17. August 1790, unter Trompeten- und Paukenschall verkündigt und dem ständischen Deputirten, der sie bewirkt hatte, ein Geschenk von 100 Dukaten decretirt worden war. Ferner ward den Ständen das Bewilligungsrecht genommen, welches sie bis zu ihrer Aufhebung, rücksichtlich der direkten Steuern ausgeübt, rücksichtlich der indirekten aber (seit 1670, vergeblich) wenigstens angesprochen hatten. Überdieß erlosch jeder Antheil an der Gesetzgebung, den die Stände freylich seit der Zeit, als das Tyrol mit dem österreichischen Gesamtstaate vereinigt worden, nicht mehr zu behaupten vermochten; doch blieb ihnen das Petitionsrecht. Endlich wurde der engere Ausschuß, der sich von 1728 bis 1806 alljährlich unter dem Namen des Congresses versammelt hatte, aus der Reihe der ständischen Versammlungen ausgestrichen, und auch der offene d. h. allgemeine Landtag wird schwerlich mehr in der Wirklichkeit auftreten, da selbst zur feyerlichen Huldigung, die sonst zu seiner Competenz gehörte, lediglich der grosse Ausschuß zusammen berufen werden soll, der überhaupt als gewöhnliche und ordentliche Repräsentation, über alle Gegenstände, im Namen des Landes Beschlüsse zu fassen berechtigt ist.

Diese konstitutionellen Bestimmungen, so wie andere organische und administrative neue Einrichtungen beweisen, daß Österreich von der oben bemerkten frühern Maxime zurück gekommen ist, das Tyrol mehr wie einen unter seinem Schutze stehenden Freystaat zu behandeln, als finanzielle oder militärische Mittel daraus zu ziehen.

Literarische Bemerkung.

(Eingesandt.)

Das ist wohl einer der ersten und gerechtesten Ansprüche, die man an unsre kritischen Blätter machen kann, daß der Umfang der Recensionen mit dem Interesse der anzuzeigenden Schrift im Verhältniß stehe. Das Unbedeutende oder Schlechte, das ohnehin vermöge seiner innern Nichtigkeit dem nahen Tode entgegen geht, werde entweder mit Stillschweigen übergangen, oder mit wenigen Worten nach Gebühr verurtheilt; aber was die Wissenschaft weiter bringt, oder durch Kunst in der Bearbeitung sich auszeichnet, fordert, vermöge des Zweckes dieser Art von Kritik, eine umständliche, motivirte, das Werk übersichtlich darstellende und bestimmt charakterisirende Anzeige, und der Leser ist berechtigt eine solche zu erwarten. Nicht immer erfüllen unsre kritische Blätter diese Ansprüche, entweder weil Haß und Liebe zuviel Einfluß auf ihre Bearbeitung haben, oder weil ihren Bearbeitern die wissenschaftliche Tüchtigkeit fehlt, die die Geister und ihre Produkte gehörig zu prüfen im Stande ist; so oft sie aber diese Ansprüche unerfüllt lassen, werden sie durch grobe Verlezung ihrer Pflicht dem Publikum verantwortlich. Die Biographie Eberhards im Bart, ersten Herzogs von Wirtemberg von J. C. Pfister ist eine Bereicherung unserer historischen Literatur, und vermöge einer Fülle neuer, aus handschriftlichen Quellen geschöpfter Daten unentbehrlich für jeden Geschichts-Forscher und aufklärend für die allgemeine teutsche Historie; über dieß ausgezeichnet durch die Art der Bearbeitung. Ist nicht der Berichterstatter über ein solches Werk dem Publikum schuldig, es mit genauer Bezeichnung seiner Eigenthümlichkeiten zu charakterisiren, das Neue, das es enthält, auszuheben, und zu zeigen, in wie ferne durch dasselbe die Wissenschaft bereichert worden ist? — In der Jenaischen Allgem. Lit. Zeit. (Nr. 70. 1823.) wird aber Pfisters Eberhart im Bart mit einer Anzeige von 38 Zeilen abgefertigt. Kann dieses Verfahren eine Rechtfertigung finden, Zumal da es in einem Blatte zugegeben worden, in dem wir nicht selten den unbedeutendsten historischen Compilationen, die die blose mechanische, alles Geistes entblößte Thätigkeit, im gemeinen Streben nach Arbeitslohn hervor gebracht, ganze Numern eingeräumt sehen?

Berichtigung.

In dem vorletzten Stück S. 363. Z. 1. ist statt Rechtskonstitution — Reichskonstitution zu lesen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



28. Juny 26. 1823.

Schön glänzt der Stempel, welchen die Geburt
Aus grossen Ahnen auf den Enkel drückt,
Doch schöner glänzt er in dem Würdigen!

Euripides.

Der teutsche Adel.

Während der französischen Revolution galt es lange für ein Verbrechen, den bevorrechteten Ständen anzugehören, und man hielt jedes Unrecht und jede Kränkung, den Söhnen aus den alten Familien erwiesen, für erlaubt, und für Proben der ächten republikanischen Gesinnung. Wer möchte es läugnen, daß der französische Adel seine Vorrechte gemißbraucht, und durch Übermuth und Stolz, so wie durch Härte gegen seine Lehnsleute die Rache gegen sich aufgerufen habe? Aber wenn nun diese Rache in wilder Wuth gegen ihn losbrach, und wenn die rohe Gewalt, grausam und unersättlich, mit den unhaltbaren Vorrechten ihm auch die wohlerworbenen und haltbaren Rechte entriß, so erschien die siegende Volkspartie als die usurpirende und die besiegte als die unterdrückte, und man sah auch in diesem Kampfe die alte, unserm Geschlechte nicht zur Verherrlichung gereichende Lehre der Erfahrung bestätigt, daß der Mensch, wenn er auch mit wohlbegründeten Ansprüchen und löblichen Zwecken beginnt, sich selten in den Schranken der Gerechtigkeit halte, so bald das Übergewicht der Macht sein Beginnen begünstigt.

Der teutsche Adel war glücklicher als der französische. Denn wie laut auch unter uns die öffentliche Meynung sich gegen die Vorrechte erklärte, deren er in einer Zeit, die sich ihres Anerkenntnisses weigerte, genoß, und wie heftig auch durch die Bewegungen dieser Zeit alles Bestehende erschüttert ward, so blieb er doch, unter dem Schutze der Gesetze und der unverletzten bürgerlichen Ordnung, gegen die Antastungen der los gewordenen Volksgewalt im Besitze des Seinen sicher. Nicht aber gegen Antastungen anderer Art, die durch den stürmischen und zerstörenden Gang der Zeitereignisse aufgereizt und unterstützt, diejenige Politik an ihm verübte, die sich für erlaubt hielt, die ihr gestattete Willkühr zu ihrer Verstärkung auf Kosten der Schwächern zu benützen. Was das in der Geschichte des menschlichen Geschlechts waltende Schicksal, in dieser Zeit allgemeiner Umwälzung, dem Adel abdrang, gieng auf das Gebot einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit verloren; in ein solches aber hat der Mensch, bescheiden seine Abhängigkeit anerkennend, sich zu ergeben, und wenn er weise ist, wird er sich dasselbe nicht nur erträglich sondern sogar heilsam machen können. Gewiß ist aber, daß in diesem Falle die Ungerechtigkeit, der Neid und die Härte der Menschen

zu dem, was das Schicksal brachte, willkührlich des Drückenden und Verletzenden noch manches hinzu gethan, und dadurch erwarben die Verletzten gegründete Ursache sich zu beschweren, und Ansprüche auf Zurückgabe des widerrechtlich Abgedrungenen, die nie erlöschen können, indem jede Staatsoperation, vor dem Richterstuhle der Vernunft, ewig nichtig bleibt, so bald sie von der Regel der Gerechtigkeit abweicht.

Wenn in der Gewalt der Stürme, die seit dem Ausbruche der französischen Revolution über die Länder von Europa giengen, der Adel seine Stellung in der Gesellschaft gänzlich verändert sah, so wiederfuhr ihm etwas, wogegen keine menschliche Institution sich gesichert halten darf. Was die Zeit hervor bringt, bleibt ihr unterthan, und wird endlich durch sie wieder zerstört. Wie diese Zeit, unter den Völkern von germanischem Stamme den Adel hervor gebracht, befestigt und ausgebildet habe; wie er sich, im Gegensatze gegen das Volk, von selbst ergab aus dem Stande der öffentlichen Verhältnisse und der allgemeinen Cultur; wie ihm vermöge seiner Beziehungen zu den Regenten und zu seinen Hintersassen, so wie in Rücksicht auf seinen Besitzthum der volle Charakter der Rechtlichkeit anklebte; wie der in ihm lebende ritterliche Geist viel Edles, Grosses und Ruhmvolles vollbrachte und bald dem Despotismus der mächtigern Herrscher, bald den Anmassungen des Priesterthums, bald der Rohheit des Volkes ein hemmendes Wehr entgegen setzte, davon enthält die Geschichte die genügenden Zeugnisse. Aber mit dem Ablaufe des Mittelalters gieng auch seine Zeit zu Ende. Es erhub sich auf den Trümmern der untergegangenen alten Welt eine neue, in der die Grundlage, auf der bisher der Stand der bevorrechteten Kaste sicher geruhet hatte, berstete und versank. Der Krieg hörte auf, die ausschliessende Bestimmung einer Klasse zu seyn; der dritte Stand drang, durch Bildung und Reichthum ermächtigt, aus seiner bisherigen Herabwürdigung empor; die Strahlen der Civilisation verbreiteten sich über die Völker; das veränderte Bedürfniß rief das Verdienst, wo es sich auch fand, in die Lager, in die Cabinette und in die Hallen der Kirche; der angeborne Vorzug langte nicht mehr aus, den erworbenen entbehrlich zu machen; das Licht der Aufklärung zeigte ihn in seiner Richtigkeit; der alternde Rittergeist sank in Entkräftung und hielt es für überflüssig, die Vorrechte, in deren Besitz er war, noch weiter zu verdienen. Von nun an fügte sich der Adel nicht mehr, weder in die bestehende gesellschaftliche Ordnung, noch in das System der herrschenden Begriffe; und wenn er sich gleich in der erstern noch Jahrhunderte zu erhalten wußte, so gerieth er doch mit dem letztern, das sich immer mehr befestigte und ausbreitete, in einen fortdauernden, unversöhnlichen Zwiespalt, der, als es endlich der siegenden Idee gelang, ins Leben hindurch zu bringen, mit dem Untergange seiner Vorrechte endigte.

Man muß es der Mehrheit des teutschen Adels — auf welche einzelne Ausnahmen keinen Schatten werfen können, — zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie den Sinn ihrer Zeit begriffen, die Einbussen, die sie ihr zugemuthet, männlich ertragen, und in die neue Ordnung der Dinge, die diese Zeit geschaffen, sich mit Verstand und Ergebung gefügt habe. Deßhalb würde jeder Adeliche, der noch itzt die Wiederherstellung der alten Standesrechte beabsichtigen, oder die Vorurtheile, auf denen sie beruhen, vertheidigen wollte, selbst in dem Kreise seiner Genossen zum Gespötte werden, indem in diesem Kreise anerkannt ist, wie durch den Gang der Zeiten die Grundsätze zu festen und unverbrüchlichen Normen des Lebens geworden, daß die Geburt, weder in der sittlichen noch in der bürgerlichen Welt dem Menschen einen Vorzug gebe, daß die Pflichten und die Rechte für alle Staatsbürger gleich seyen, daß keine Persönlichkeit und kein Eigenthum sich der Concurrenz zu den öffentlichen Lasten entzie-

hen könne und daß die Laufbahn der Ehre und des Verdienstes jedem, der sich auf ihr versuchen will, auf gleiche Weise offen stehen müsse. Indem der Adel die gesetzliche Gültigkeit dieser Grundsätze einräumt, hebt er den Zwiespalt auf, den das eitle Verharren auf dem Hergebrachten zwischen ihm und der Gesellschaft verewigen würde; die Vortheile, die geschichtliche Namen und ausgebreiteter Güterbesitz ihm gewähren, erleichtern ihm das Streben nach Einfluß und Ansehen auf dem Wege des Verdienstes; gerechte Staatsverwaltungen werden ihn in den die Erhaltung seines Familieneigenthums bezielenden Einrichtungen schützen, in so ferne sie mit einer vernunftmässigen Gesetzgebung nicht in Widerspruch gerathen; der Bürgerstand aber wird in ihm nicht mehr eine Gegenpartie sehen, die er um angemaßter und drückender Vorrechte willen, Ursache hätte zu beneiden.

Indem das Verständniß der Zeit unter dem teutschen Adel diese Fortschritte gemacht hat, kann wohl selbst in seiner Mitte der Versuch nur die Wirkung des Lächerlichen hervor bringen, der vor Kurzem von den *Herrschafts Herren* im *Kanton Bern*, vermittelst einer der souveränen Stelle der Republik eingereichten *Denkschrift*, unternommen worden, um die in dem allgemeinen Schiffbruche untergegangene Privilegien zu bergen. Wenn die Reclamanten versichern, daß das Volk von *Bern* Jahrhunderte lang unter den *Zwingherrnrechten* seiner *Junker* glücklich gewesen, und es daher Gewissenssache sey, diese Rechte wieder ins Leben zu rufen, — wenn sie die alte *Gerichtsherrlichkeit* zurück fordernd, die Meynung äussern, daß ein *durch die Geburt zu solchem Amte Berufener*, die Sache wohl besser zu machen wissen müsse, als ein *Angestellter*, — wenn sie in dem Falle der Noth sich zur Annahme einer Geldentschädigung für ihre Rechte erbieten, jedoch nur unter dem Vorbehalt, daß ihnen die Führung der *steinalten, einheimischen Titel* „Oberherr," „Twingherr" ferner gestattet bleibe, — wenn sie weiter darauf antragen, daß man sie ungekränkt in der Befugniß lasse, Stock und Galgen aufzustellen, und Fähnlein mit ihren Geschlechtswappen, — — so kommt der Leser in die Alternative anzunehmen, daß diese Schrift entweder ein Überbleibsel aus einer andern längst vorübergegangenen Zeit sey, oder daß die Verfasser derselben seit einem halben Jahrhundert geschlafen haben.

Während das besagte Verständniß der Zeit den Ruhm des teutschen Adels erhöht, ist es noch nicht zu allen Regierungen hindurch gedrungen. In dem Oberappellationsgericht in *Celle* bestand bisher noch die alterthümliche, in ihrem Ursprunge verständliche, mit den itzigen Verhältnissen aber durchaus unverträgliche Abtheilung des Personals in eine *adeliche* und *gelehrte Bank*. Es ward selbst von den Mitgliedern der erstern gefühlt, daß da, wo nur die Wissenschaft und das strenge Princip des Rechts entscheide, eine Abtheilung nach dem Stande unpassend sey. So vereinigte sich das ehrwürdige Tribunal — dessen Ruhm und Werth der Stolz eines jeden Hannoveraners ist — dem Könige die Bitte vorzutragen, daß der besagte Unterschied aufgehoben werden möchte. Die Bitte wurde abgeschlagen. Indeß kann dieser Erfolg auf teutschen Geist und Sinn keinen Schatten werfen. Denn die Resolution, die ihn bestimmte, kam über das Meer.

Soll man denn nicht mehr über den Cölibat der Priester schreiben?

(Eingesandt.)

Muthlos, weil wahrnehmend, daß man trotz allem was bisher, und zwar mit so siegenden Gründen für die Aufhebung des Cölibats der katholischen Geistlichkeit gesprochen und geschrieben worden, doch noch keinen Schritt näher zum Ziele gerückt ist, sprechen sich nun viele dahin

aus, daß es endlich Zeit sey, über diesen **undankbaren Gegenstand** zu schweigen. Diese Art von Entsagung ist unwürdig und unbesonnen. Denn sie verzweifelt an dem Siege der guten Sache, weil der Kampf schwer ist, und überläßt ihren Gegnern den Schein der Überlegenheit, indem sie das Feld vor ihnen räumt; sie ist aber auch dieser guten Sache schädlich. Denn wenn ihre Feinde reden während ihre Freunde schweigen, kann das zu ihrem Gedeihen gereichen?

Jede Nation, auf der das Joch der willkührlichen Gewalt lastet, setzt dem Drucke einen Gegendruck entgegen, der endlich, in so ferne die Gewalt sich nicht mildert, das Joch und seine Bande bricht; die Gewalt aber, die sich selbst reformirt, stellt das Gleichgewicht auf dem Wege der Übereinkunft her, und sichert dadurch auf gleiche Weise ihre eigene Existenz und den Frieden der Gesellschaft. Wie in der **bürgerlichen**, so gilt dieß auch in der **kirchlichen** Gesellschaft. Es ziemt aber vorzugsweise der **Kirche**, in so ferne sie ein für geistige Zwecke bestehendes Institut ist, daß sie nicht durch Anstösse von aussen getrieben, sondern durch ihr eigenes Bewußtseyn und durch ihre innere Kraft zum Bessern fortschreite.

So ist zu hoffen, daß eine Zeit bevorstehe, in der die Vorsteher der **katholischen Kirche** sich unwiderstehlich werden aufgerufen sehen, dem gerechten, nicht mehr zurück zu weisenden Ansprüche der Geistlichkeit auf **Aufhebung des Cölibats** nachzugeben, und allen Umständen nach ist diese Zeit nahe.*) Ist nicht, wenigstens in

*) Woran zu zweifeln erlaubt seyn muß, sintemal die **Kirchengewalt** und die **Staatsgewalt**, jede im Eifer, nach den erlittenen Erschütterungen, sich wieder recht fest zu setzen, und diese alle Neuerungen, die die bestehenden Zwiespalte vermehren und die öffentlichen Kassen belästigen könnten scheuend, einmüthig streben, die Herbeykunft dieser Zeit zu hindern. **Wir glauben, daß es keine grössere Macht in der Welt giebt, als die Macht der Idee.** Aber wir wissen auch, daß die Kriege nicht kurz sind, welche diese Macht gegen die **Lige der Kirchen- und Staatsgwalt** zu führen hat.

A. d. R.

Teutschland, die jüngere Geistlichkeit größten Theils und aus der ältern eine achtungswürdige Zahl, selbst durch Stellung und Verdienste ausgezeichneter Männer von der Unhaltbarkeit alles dessen, was zu Gunsten des Cölibats gesagt werden kann, von der sittlichen Verderblichkeit desselben, und von dem grossen geistigen Gewinn, den seine Aufhebung der Kirche bringen müßte, lebendig überzeugt? Und ist nicht diese Überzeugung ein Gemeingut des denkenden und aufgeklärten Theils der Nation geworden? Was aber die Bessern wollen geschieht, während jede Meynung, die auf den Schutz der Schwachen und Beschränkten zurück gebracht ist, unvermeidlich untergeht. Überdiß muß die Sache eine besondere Unterstützung in dem der teutschen Nation eigenthümlichen **moralischen Zartsinn** finden, der sich bey keiner Aufgabe des Lebens mit der blosen **politischen Rücksicht** abfertigen läßt, sondern immer standhaft und muthig das ihm gebührende Recht mitzusprechen und in letzter Instanz zu entscheiden, behauptet.*)

*) Dieser Zartsinn ist in Ansehung der Frage von dem Cölibate nicht in den **Franzosen**. Als im Jahr 1816 in der Kammer der **Pairs** von der Einziehung der Pensionen der verehelichten Priester die Rede war, stand **Lanjuinais**, ein wahrhaft religiöser Mann auf, und bewies der Kammer, daß die Einziehung noch unmoralischer wäre, als das Verbrechen, das sie bestrafen sollte. Er theilte um seine Behauptung klar zu machen, folgende Unterredung mit, zwischen einem Priester, der seine Pension zu erheben käme, und dem **Commis**, der sie ihm bisher auf Befehl des Ministers auszahlte.

Der Priester. Ich komme um meine Pension zu erheben.

Der Commis. Sie haben mit einem Frauenzimmer, wie mit einer Gattin gelebt; ihre Pension ist folglich eingezogen.

Der Priester. Es ist wahr, ich habe mit einem Frauenzimmer gelebt, aber blos in einem ehrbaren Concubinat.

Der Commis. Sie haben mehrere Kinder mit ihr erzeugt.

Der Priester. Allerdings; aber das sind Bastarde.

Der Commis. Ha! verzeihen Sie mein Herr, ich verwechselte Sie mit einem der Elenden, welche die Niederträchtigkeit hatten, sich zu verheurathen, und

Die Vorsehung wird jener Überzeugung die Bahn ins Leben bereiten, und sie, wenn es Zeit ist, zu ihrem Ziele führen. Indem der religiöse Mann dessen gewiß ist, vermeidet er in Förderung der guten Sache alle Schritte, die als übereilt und vorgreifend erscheinen, oder den Schwachen Anstoß geben, oder den Frieden der Gemeinde stören könnten. Hierinn findet aber das Schweigen, von dem im Eingange dieses Aufsatzes die Rede war, keine Rechtfertigung; denn der Säemann, der berufen ist, Wahrheit zu säen, verrichtet sein Tagewerk unbekümmert um den Erfolg, den er, vertrauend und geduldig, einer höhern Pflege überläßt. Auch ziemt es der teutschen Geistlichkeit, wenn die in allen andern Ländern in jenes Schweigen versänke, dasselbe zu brechen, da ihr in vorzüglichem Grade Licht und Freyheit gegeben ist. Überdieß kann jede Nation in dieser Sache ihren Weg selbstständig gehen, da das Beyspiel der unirten Griechen beweist, daß das Joch des Cölibats nicht gerade auf aller Jünger Hälsen liegen müsse. So kann auch ein vereintes Streben auf ein durch Menschlichkeit und Religiosität vorgehaltenes Ziel, so fern es gewissenhaft sich auf der Bahn der Ordnung und Mässigung hält, nicht unerlaubt seyn.

Zum Schlusse dieser Worte hält der, der sie gesprochen, noch die Bemerkung nicht überflüssig, daß er mit dem seeligen Heggelin sagen kann: „Ich wünsche die Aufhebung des Cölibats „nicht um meinetwillen, — sondern um meiner Brüder, um der Kirche, um der Menschheit willen."

K. Guthsmuths.

Kinder zu zeugen. Was Sie betrift, der Sie blos Concubinen unterhielten und nur Bastarde zeugten, Sie können ruhig seyn. Ihre Pension wird ausbezahlt werden. Wenn wir das Laster bestrafen, wissen wir die guten Sitten zu belohnen.

A. d. R.

Rückblicke in die Geschichte von Polen.

Die Geschichte der Reiche, welche seit dem Untergange des Weströmischen Kaiserthums in Europa sich gebildet, stellt einen allgemeinen, oft lang und blutig geführten Kampf zwischen dem Königthum und der Aristokratie dar, in welchem jenes die Waffen für den Erwerb der selbstständigen Herrschaft, diese für Unabhängigkeit und freyen Besitz führte. Alle diese Reiche sind, wenn in ihnen die Aristokratie zum Siege gelangte, zerfallen und untergegangen; der Sieg des Königthums aber hat sie befestigt und erhalten. Woraus die Völker erkennen konnten, daß sie nur dann sicher im Besitze ihres Landes, ihrer Nationalität und ihrer Gesetze bleiben, wenn die Regierungen die vollziehende Macht ungetheilt, kräftig und selbstständig ausüben.

Die Fürsten aus dem Stamme der Piasten hatten Polen ein halbes Jahrtausend hindurch (840 — 1370.) mit dem Rechte der Erblichkeit, beherrscht und zu grosser Macht erhoben. Als aber mit Kasimir III. — der dem Lande Gesetze, Gerichte, Städte und Festungen und dem Volke Wohlstand und Schutz gegen die Bedrückungen des Adels gegeben, — das regierende Geschlecht erlosch, bestieg sein Schwestersohn, König Ludwig von Ungern, von den Ständen gewählt, den Thron, und als auch er ohne männliche Erben starb, kam auf demselben Wege, das Reich an den Großherzog Jagiel von Lithauen, dessen Nachkömmlinge es bis zu ihrem Erlöschen i. J. 1572 inne hatten. In dieser Periode wurden die Keime des künftigen Untergangs der polnischen Selbstständigkeit gelegt. Das die Thronfolge bestimmende Wahlgesetz machte den König zu einem Geschöpfe seiner Unterthanen; jede neue Wahl aber drang ihm Bewilligungen ab, die seine Macht und sein Ansehen

beschränkten. Dieß geschah nicht in Gemäßheit einer Stimmung, die in dem Geiste der Nation lag, sondern durch die Umtriebe einer Partie, die die königliche Macht schwächte, um die eigene zu verstärken. Das war der Adel, der diese Zeit benützte, um seine Stellung nicht wie es sich gebührte, in dem Verhältnisse der Unterordnung zu erhalten, sondern dem Könige gegen über zu nehmen. Er allein genoß des staatsbürgerlichen Rechts. Das Volk versank in gänzliche Nichtigkeit. Es gab keinen dritten Stand. Die Nationalrepräsentation war ausschliessend bey den Optimaten. Nichts konnte ohne ihre Einwilligung in der Gesetzgebung verändert werden. Alle ausgezeichneten geistlichen Pfründen und weltlichen Würden waren ihnen. Erschlug ein Edelmann seinen Bauern, so büßte er das Verbrechen mit einer Geldstrafe — daß damals nicht aus der Reihe der Jagellonen ein kräftiger Mann sich erhub, der den Muth hatte, für des Vaterlandes Ruhm und Erhaltung ein Despot zu werden, und der Schlange der Aristokratie den Kopf zu zertreten! Einem solchen Manne bot Polen einen herrlichen Spielraum dar. Denn es war in jener Zeit das mächtigste aller Slavenreiche, von der Natur bestimmt, wie es schien, sich weit über den Osten von Europa zu verbreiten, und der Christenheit als eine feste Schutzwehr gegen den Andrang der Osmanen zu dienen. Aber unter Jagiels Söhnen war auch nicht einem die Kraft verliehen, durch die er der Retter seines Vaterlandes hätte werden können; und als dann i. J. 1572 der letzte von ihnen starb, brach der Troß des Adels in seiner ganzen Roheit los, und trieb sich ungestümm auf der geöffneten Bahn fort, bis die Gewalt fremder Eroberer auf den Trümmern des Staats, dem tollen Spiele ein Ende machte.

Welch' ein trauriges, zurückstossendes Gemälde von Zerrüttung, Anarchie und rathloser Schwäche stellt die Geschichte von Polen, seit dem Ausgange der Jagellonen dar? — Könige ohne Macht und Ansehen, schmählich beschränkt durch die Bedingungen, unter denen ihnen die Krone dargeboten ward, und unaufhörlich bedroht von dem gesetzlich zugelassenen Aufruhre der Optimaten, — ein Thron, der für die auswärtigen Höfe zum Gegenstande der Speculation, für die Wähler zum Preise ihres Eigennutzes und ihrer Parteysucht geworden war, — Reichstage, deren einmüthige Beschlüsse das Nie Pozwalam *) eines einzigen Landboten vereiteln konnte, — Empörungen, die — unter dem Titel von Conföderationen den Charakter von Rechtmässigkeit erlangten, — ein aristokratisches, aus hundert tausend Souveränen bestehendes Corps, der Staatsgewalt trotzend und das Land tyrannisirend, — ein Volk, in Sklaverey, Trägheit und Sittenlosigkeit versunken, — stete tumultuarische Bewegung im Innern und schmähliche Abhängigkeit von den Nachbarn, — verwundende Anmassungen der letztern gegen einen Staat, der sich ihnen als eine gute Beute darbot, — und endlich, unter dem Mitwirken einheimischer Verräther und bey vergeblichem Widerstande einzelner Patrioten, die die allgemeine Fäulniß noch nicht ergriffen hatte, seine Auflösung — — das sind die Grundstoffe der Geschichte von Polen, ihr Ende aber ist ein schreckliches Strafgericht, ergangen nach dem ewigen Gesetze der moralischen Welt, das die, welche unstatthafte Gewalt durch Unterdrückung der Menge zu behaupten suchen, zur Vernichtung verdammt.

„An dem Schicksale von Polen, sagt Johannes Müller, habe Gott die Moralität der Grossen zeigen wollen." In ihm ist diesen Grossen aber zugleich geoffenbart, daß ihre Thronen nur dann feste stehen, wenn sie gegen die Anmassungen der Aristokratie durch das Gegen-

*) d. h. ich erlaube es nicht!

gewicht eines durch rechtliche Freyheit gekräftigten dritten Standes geschützt sind.

Bemerkungen.

1.

Die geistvolle Lady Morgan, die bald nach der Restauration Frankreich bereiste, versichert: „Die gefällige Maxime der französischen Urbanität, daß in dem Gesellschaftssaale alle Stände gleich sind, und der Grundsatz: L'esprit est une dignité, waren selbst in den Tagen der höchsten Aristokratie anerkannte Wahrheiten. Doch wenn es je in der Geschichte der Nation einen Zeitpunkt gab, wo persönliches Verdienst vor allen erkünstelten Verhältnissen einen Vorrang hat, so besteht diese Periode itzt in Frankreichs geselligen Kreisen. Die Nation läßt sich nicht länger durch leeren Schall täuschen, oder durch Tand unterhalten. Es hat sich, während der gegen einander streitenden Revolutionen, durch die Erfahrung bestätigt, wie wenig erkünstelte Auszeichnungen halfen, wenn sie gleich durch die Zeit geheiligt und durch das Vorurtheil unterstützt wurden. Der Mensch ist itzt allein der Gegenstand des Menschen, und das Talent ist der Stern, der die öffentliche Meynung beherrscht." — Das ist eine grosse Lobrede auf die Franzosen; aber wie lange wird es noch anstehen, bis die Teutschen sie ohne Erröthen werden lesen können?

2.

Wenn gleich der Familienstolz in Frankreich den Ton des geselligen Lebens nicht stört, so ist er doch vorhanden, und man stößt manchmal auf recht lächerliche Spuren desselben. Auf den Behängen eines Zimmers im Hotel des Grafen von Croy sah die besagte geistvolle Engländerinn eine Scene aus der Sündfluth, in der ein

Mann den Erzvater Noah mit dem ängstlichen Zurufe verfolgt: Mein Freund, retten Sie doch die Papiere der Croy's! — So war auch auf einer Tapete im Schlosse des itzigen Herzogs von Levis die Jungfrau Maria abgebildet, wie sie zu einem mit entblöstem Haupte vor ihr stehenden Mitgliede der Familie sagt: Mein Vetter, bedecken Sie sich! Der Vetter erwiedert: Ma cousine, c'est pour ma commodité! —

3.

Der Cardinal Richelieu hat in seinem Politischen Testament den Regenten und ihren Werkzeugen die Lehre hinterlassen: „Wenn es dem Volke zu wohl sey, so sey es nicht möglich es in den Schranken zu halten; es müsse wie die Maulesel behandelt werden, die sich durch lange Ruhe verderben." Man muß für Beobachtungen, die ein Mann, wie Richelieu macht, Respekt haben; aber die gegenwärtige hat sich nicht erprobt. Die Könige und Minister von Frankreich haben von seiner Zeit an seine Maxime unausgesetzt befolgt; und doch brach am Ende die Revolution aus.

4.

In einer i. J. 1736 von sämmtlichen Prokuratoren am Kammergerichte zu Wetzlar übergebenen Vorstellung beschwerten sich dieselben, daß die heilsame Justitz durch solche Personen, welche auf die Kammergerichtsordnung nicht verpflichtet seyen, gleichsam negocirt werde, und daß solche Leute allerley verbotene Mittel und Wege suchten. „Dergleichen thun, fuhren sie fort, der Jüdinn Bräunchen Sohn, Mardochai, nebst noch vielen andern, als hiesige Stiftscanonici, Jesuiten, Franziscaner, Medici Frauenzimmer von allerley Ständen, Christinnen und Jüdinnen." — So viele und so vielerley Leute waren damals in Wetzlar beschäftigt, den Gang der Gottgefälligen Justitz zu befördern. Übrigens giebt es in allen Ländern noch immer

zahlreiche Erben ihres löblichen Eifers für Recht und Gerechtigkeit.

5.

In den ersten Jahren nach Eröffnung des fortdauernden Reichstags in Regenspurg, ergaben sich bekanntlich viele mit Heftigkeit geführte Rangstreitigkeiten. Unter andern behaupteten die kurfürstlichen Gesandten, daß ihnen die Auszeichnung gebühre, auf rothen Sesseln zu sitzen, während die fürstlichen Gesandten sich mit grünen begnügen müßten. Es gelang den Letztern der Triumpf, daß man sich ohne Unterschied in grüne Sessel ergab. Diese Demüthigung gieng einem der kurfürstlichen Gesandten tief zu Herzen; es fehlte ihm aber auch nicht an Verstand, um sein Vorrecht zu retten. In der ersten Sitzung, die nach Einführung der verhaßten Neuerung statt hatte, ließ er seinen rothen Mantel auf den Sessel fallen, und so hatte sein Sitz die alte Farbe. Seine Collegen beneideten ihn um den glücklichen Einfall, und sein Hof ertheilte seiner patriotischen Klugheit die verdiente Belobung.

6.

Der König Ludwig XI. von Frankreich war einer der Herrscher, die Gott den Völkern gegeben, um an ihnen seine Strafgerichte zu vollziehen. Die Geschichte seiner Regierung ist ein scheußliches Gemälde von Grausamkeit, Willkühr, Raub und Tyranney; er selbst erscheint in ihm als ein sittliches Ungeheuer. Dessen ungeachtet ertheilte ihm der Papst Paulus II. i. J. 1469 den ausschliessenden Titel des allerchristlichsten Königs, den seine Nachfolger im Regimente von dieser Zeit an ununterbrochen geführt haben. Bekanntlich glückt es den Königen nicht immer Titel und Auszeichnungen nach Verdienst und Würde zu ertheilen. Das Beyspiel Ludwigs XI. beweist aber, daß auch die Päpste nicht sicher sind, in denselben Fehler zu fallen.

7.

Man sagt den Plantagenbesitzern in Amerika nach, daß sie ihren Negersklaven von welchen sie das Fortlaufen fürchten, einen Fuß entzwey schlagen, und sie dadurch zu Krüppeln machen. Es giebt große Plantagenbesitzer in Europa, die dieselbe Operation an dem Verstande ihrer Sklaven vornehmen. Nun scheint zwar die Sache nicht so grausam! aber gewiß ist die geistige Krüppelhaftigkeit ein weit größeres Übel als die leibliche.

Wöchentlich erscheint von dieser Zeitschrift ein Stück von einem Bogen. Am Schlusse des Jahrs werden Titelblatt, Vorrede und Register nachgeliefert, so, daß das Ganze — das etwas mehr als eine bloß ephemerische Existenz verdienen dürfte — gebunden werden kann. Der jährliche Preiß ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Bestellungen können bey allen Löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich obigen Preiß nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preiße zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen und Gmünd, im Königreich Würtemberg. Ritter'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



5. July 27. 1823.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!

Th. Körner.

Die Befreyung Spaniens von der Herrschaft der Araber.

Unter den nordischen Völkern, welche im Anfange des fünften Jahrhunderts aus Gallien über die Pyrenäen vordrangen, erlangten die Westgothen bald das Übergewicht. Den Grund ihres Reiches legte, nachdem er die Vandalen geschlagen und die Alanen aus Lusitanien vertrieben, ihr König Wallia; sein vierter Nachfolger Eurich aber herrschte bis an die Rhone und an die Loire; Toulouse war die Residenz. Während der zweyhundert Jahre, die auf Eurichen folgten (484 — 700) erschütterten innere Unruhen, Empörungen und Streitigkeiten über die Regierungsfolge die Macht der Westgothen, die Anmassungen der Geistlichkeit aber schwächten das königliche Ansehen; als nun Roderich und Witiza's Söhne um den Thron stritten, kam von den letztern gerufen, ein Heer von Arabern, Berbern und Mauren, gesandt von dem Statthalter Musa Ebn Nasir, und befehligt von dessen Feldherrn Tarif, von der afrikanischen Nordküste über die Meerenge hinüber und überschwemmte die südlichen Gegenden des wankenden Reichs. Am 26. des Heumonats des Jahrs 711 war die Macht beyder Theile an dem Fluß Guadelete, bey Xeres, in Andalusien versammelt. Es erfolgte ein harter Kampf, den die unerschütterliche Tapferkeit der Gothen verlängerte. Aber indem die Verräther, die die Fremdlinge herbey gerufen hatten, zu ihnen übergiengen, ward der Sieg für sie entschieden. Roderich fiel auf dem Schlachtfelde; mit ihm die Blüthe des Heers; der Rest floh in den Norden. Aber nicht was das Haus der Witiza's erwartet hatte, erfolgte, daß ihm das Reich und die Krone blieb. Im Gegentheile behaupteten sich die Araber, verstärkt durch ein zweytes Heer, mit dem Musa selbst herbey kam, im Besitze ihrer Eroberungen, breiteten sie von einem Meere bis zum andern aus, und überschwemmten sogar die gothischen Provinzen in Gallien, die ihnen jedoch Karl Martell bald wieder entriß. So war Spanien dem Geschlechte der Abassiden, welches das Khalifat von Bagdad inne hatte, unterthan geworden. Aber in der Mitte des achten Jahrhunderts kam Abdorrhaman, aus dem Geschlechte der Ommajaden herbey, unterwarf sich das Land

und stiftete das selbstständige Khalifat Corbua. Innere Unruhen, Bruderzwiste im fürstlichen Hause und endlich der Abfall der Statthalter erschütterten die glücklich gegründete Macht. Sargossa, Toledo, Valencia und Sevilla bildeten für sich bestehende Staaten. Am Ende des elften Jahrhunderts gelang den Morabethun, die das marokanische Reich gestiftet hatten, die Vereinigung der meisten derselben; aber als nach kurzer Dauer dieses Reich unter den Angriffen der Moahedun erlag, zerfiel das arabische Spanien in noch mehrere Trümmer. In der Vereinzlung seiner Kräfte erschien das Vorzeichen seines Untergangs.

Es war kein hartes Joch, das die Araber ihren Eroberten auflegten. Die Verfassungen blieben in ihrem Bestande, nur daß die höchste Gewalt bey dem Fürsten der Glaubigen war. So erhielten sie auch die Versammlungen, die Gerichtsordnungen und die Gesetze. Niemanden ward der Islam aufgedrungen; die kirchlichen Einrichtungen blieben unverletzt. Die Abgaben waren mässig. Diese Milde förderte die Vermischung der Eroberer und der alten Einwohner und die Annäherung der Sitten. An den Höfen der Ommiaden herrschte Pracht und Geschmack; sie waren die erste Schule der Galanterie; die Söhne christlicher Geschlechter verschmähten nicht sich an denselben als Edelknaben zu bilden. Die wissenschaftliche Bildung wurde mit Liebe befördert, und durch die Errichtung von hohen und niedern Schulen, Büchersammlungen und gelehrten Vereinen, so wie durch Reisen und Übersetzungen der Alten verbreitet. Das Land war mit reichen Städten und Dörfern übersät; die Bevölkerung überstieg die itzige um das Gedoppelte; Ackerbau, Kunstfleiß und Handel hatten den allgemeinen Wohlstand zur schönsten Blüthe gebracht. Aber diese Milde in der Verwaltung und diese herrlichen Erfolge derselben konnte die Herrschaft der Araber in Spanien nicht mehr halten, als sie, durch Zertrümmerung geschwächt, mit sich selbst in Entzweyung fiel, während die Kräfte ihrer Feinde durch Vereinigung sich stärkten.

Nach der Schlacht bey Xeres waren die Gothen, die es ihrer unwürdig hielten, fremder Herrschaft unterthan zu seyn, nach Asturien geflohen, in dessen Hölen und Gebürgen, an der Spitze einer tapfern Schaar, sich Pelayo, des Königes Chindasvent Enkel, sich niederließ und dem Feinde widerstand. Seine Macht befestigte sich durch tapfere Thaten und Eroberungen und nach zweyhundert jährigen Kampfe ward sie stark genug, daß Ordunho II. den Namen eines Königes von Leon annehmen konnte. So herrschten auch bald christliche Könige in Navarra, Castilien und Arragon und in andern Gegenden mächtige Grafen; alle aber waren eines Sinnes im Widerstande gegen die Emirs. Es begann die Heldenzeit der spanischen Nation. Hoher Sinn und Tapferkeit war auf beyden Seiten; aber die christlichen Ritter waren stärker durch Eintracht für die gemeine Sache. Ein glückliches Ereigniß für sie war es, als in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts Ferdinand I. die Reiche Castilien und Leon vereinigte, indem zugleich die Macht von Arragon sich verstärkte. Ferdinand eroberte Portugal bis an den Mondego und den größten Theil von Estremadura. Die Könige zu Toledo und Sevilla zahlten ihm Tribute.

Die Nachwelt hat ihm den Namen des Grossen beygelegt; aber er verdankte denselben nicht seiner eigenen Kraft, sondern den Thaten seines Feldherrn Don Rodrigo Diaz, Grafen von Vivar, den die Araber den Cid, (Said, Herr) sein König und sein Volk aber den „zur guten Stunde umgürteten Ritter" nannten. Er ist der Held dieser Zeit; wie der König Artus und Karl, der Grosse, lebt er fort in den poetischen Sagen des Südens; die Geschichte der Chevallerie hat kaum einen seines Gleichen. Mußte er nicht der Schrecken der Feinde werden, nach-

dem er, der Jüngling, seinen Ruhm damit gegründet hatte, daß er Ferdinanden fünf arabischen Könige gefangen sandte, die in Castilien eingefallen waren? Und wie auch in der Folge der Zeit die Zwiste unter Ferdinands Söhnen und Alfonso's wandelbare Fürstengunst seinen Gang hemmten und sein edles Gemüth verwundeten, immer blieb er für seines Glaubens Sieg und seines Vaterlandes Freyheit rüstig, unternehmend und tapfer. Nachdem Toledo, die alte Hauptstadt der Westgothen nach langer Belagerung gefallen, und das mit ihr verbundene neu-castilische Reich den Fremdlingen entrissen war, schloß der Cid die Reihe seiner Thaten durch die Eroberung von Sagunt, und starb dann, ein ruhmbekrönter Greis, im J. 1099 zu Valencia. Die edle Ximene seine Wittwe zog mit seinem Leichnam nach Castilien und beerdigte ihn in dem Kloster St. Peter von Cardena. Ihm zur Seite bereitete sie sich die eigene Grabesstätte. Unter den Bäumen vor dem Gotteshause ward sein treues Streitroß Babirca bestattet.

Es giengen hundert Jahre hin, ohne daß der lange Kampf zwischen dem Islam und dem Christenthum zu bedeutenden Erfolgen führte; aber das folgende Jahrhundert gab ihm die glänzendste Entscheidung. Diese schien der Anfang nicht zu versprechen. Denn der König Alfonso VIII. von Castilien erlitt zwo schwere Niederlagen durch die Macht des marokanischen Herrschers Abu Jakub; aber nicht gebeugt durch das Unglück bereitete er sich zur Rache; die Furcht vor dem steigenden Trotze des Feindes vereinigte die Gemüther; Arragon und Navarra schlossen einen Bund mit Castilien; der Papst mahnte zu einem Kreuzzuge auf; und so kam es am 16. July 1212 in den Gefilden von Tolosa zu einer blutigen Schlacht, in der die Völker der besagten christlichen Reiche, persönlich angeführt von ihren Königen, das unermeßliche Heer des Fürsten von Marokko, Mehemed al Nasr, vernichteten. Von diesem Tage an gieng die arabische Macht in Spanien, in eilendem Zuge ihrem Untergange entgegen. Alfonso's Enkel Ferdinand, indem er Leon mit Castilien vereinigte, war im Besitze einer grossen Macht, die er, thätig und klug, zu Wasser und zu Lande in Bewegung setzte, um die Halbinsel von den Feinden des christlichen Namens zu säubern. Die herrlichsten Siege begleiteten seine Waffen. Nachdem er Corduа erobert, (1243) den König von Murcia zu Unterwerfung gezwungen, und dem von Granada Jaen entrissen und ihn sich zinsbar gemacht, öffnete ihm, nach langer Belagerung, die prächtige Sevilla ihre Thore, (1248) wo er im Palaste der arabischen Fürsten seine Residenz nahm. Von hier zog er aus und bemächtigte sich der Stadt Cadiz. Sein Sohn Alfonso, der Weise, aber bezwang das kleine Königreich Niebla (1257) und vollendete mit dem Beystande des Königes Jakob von Arragon, der sich früher schon die balearischen Inseln und Valencia unterworfen hatte, die Eroberung von Murcia. Damit war der gesamte Besitz der Araber in Spanien auf Granada zurück gedrängt, so wie sechsthalb hundert Jahre früher der der West-Gothen auf Asturien.

Die Könige von Granada gaben nie die Absicht auf, die alte Macht ihres Volkes über Spanien wieder herzustellen, und verstärkten sich durch Hülfstruppen, die sie aus Afrika herüber zogen. Der Krieg mit Castilien dauerte ununterbrochen fort; manche schwere Niederlage traf die Christen, innere Unruhen und gewaltsame Thronveränderungen liessen aber Granada nicht mehr zur Überlegenheit gelangen. Doch erhielt es sich, bis die Vereinigung von Castilien und Arragon, die durch die Vermählung Ferdinands und Isabellens zu Stande kam, (1479) sein Schicksal entschieden ward. Zehen Jahre hindurch erwehrten sich die Araber der Anfälle dieser Macht. Sie behaupteten dadurch den alten Ruhm der Tapferkeit, nicht aber die

alten väterlichen Sitze. Am 2. Januar 1492, da die reiche Granada den Siegern ihre Thore öffnete, nahm die arabische Herrschaft in Spanien ein Ende. Abu Abdallah, der letzte König erhielt ein Leibgeding und gieng nach Afrika hinüber. Den Besiegten ward Sicherheit des Eigenthums und Freyheit des Glaubens verheissen. Bald aber bewies die Priesterschaft dem Könige, daß man den Unglaubigen Treue zu halten nicht schuldig sey. Kaum ward ihnen die klägliche Wohlthat der Auswanderung bewilligt.

Hundert und ein und siebenzig Jahre lang hatte Spanien die Waffen der Römer beschäftigt, bis ihnen seine völlige Unterwerfung gelang. Durch Überraschung und treulosen Gebrauch ihres Glücks bemächtigten sich die Araber des Landes. Ob sie nun gleich siebenhundert ein und achtzig Jahre lange sich darinn behaupteten, bezweifelte doch Niemand das Recht der alten Einwohner, sie wieder daraus zu vertreiben. Wer könnte dasselbe Recht den Griechen absprechen, die in unsern Tagen gegen die Gewalt der Fremdlinge aufgestanden sind, die sie unterjocht haben? — Zumal, da die Meynung, daß die Legitimität des Besitzes durch seine Dauer befestigt werde, ihnen mehr zu statten kommt, als den alten Spaniern.

Teutsche Rechtsgesetzgebung.

(Eingesandt.)

In Frankreich war die Justitzpflege vor der Revolution bekanntlich in einem sehr kläglichen Zustande. Die untere Gerichtsbarkeit übten im Namen der Lehnsgrundherrn Richter, welche von jenen beliebig ernannt und wieder abgesetzt werden konnten. Über diesen Richtern standen die Landvögte oder Amtleute, die in wichtigern Prozessen zugleich auch die unterste Instanz waren, und von denen der Appellationszug an die dreyzehn Parlamente gieng. Die Richterstellen waren in der Regel käuflich und giengen meistens von dem Vater auf den Sohn über. In die Parlamente wurde selten ein Bürgerlicher zugelassen, da der Adel, der in ihnen seßhaft geworden, das Recht hatte, die zu den erledigten Sitzen ernannten Candidaten zu verwerfen. Wer nicht reich war, erlag unter den Chicanen und Kosten der Prozesse. Ein unbedeutender Fehler in der Förmlichkeit konnte das klarste Recht verloren machen. — Das Prozeßführen war eine Art Labyrinth, aus welchem den Ausgang zu finden nur der Eingeweihte vermochte. Die Streitigkeiten erbten von einer Generation auf die andere fort, und derjenige blieb im Vortheil, der den Kampf vor den Tribunalen am längsten aushalten konnte. — Diese Übel waren zum Theil durch die Mangelhaftigkeit der bestehenden Rechtsgesetzgebung verschuldet, indem ihr der Charakter der Allgemeinheit fehlte. In einigen Provinzen galt das römische Recht, in andern ein auf teutsche Begriffe gebautes Landrecht, mit vielen unentschiedenen Fragen, die die veränderten Verhältnisse der Bewohner veranlaßten, und mit vielen Unbestimmtheiten und grellen Abweichungen von dem Rechtszustande der benachbarten Provinzen. Dabey hatte jeder Gerichtshof seine eigenthümlichen Ansichten, Präjudicien und Gebräuche. Deßhalb konnte man vor einem Tribunal seinen Prozeß verlieren, und dann Mittel finden, ihn an einem andern wieder anhängig zu machen und zu gewinnen. Es war zur sprichwörtlichen Rede geworden, daß in Frankreich ein Reisender mit jeder Poststation sein Recht verändere.

Man kann nicht sagen, daß in Teutschland in Rücksicht auf die Organisation und die Besetzung der Gerichtshöfe, so wie auf das Verfahren derselben, die bemerkten Mißbräuche herrschen; man muß im Gegentheile einräumen, daß, seitdem sich das alte Reich in grössere Staatenmassen aufgelöst, viele klägliche Ungebühren in unserm Justizwesen abgestellt und dagegen manche in löb-

lichem Sinne bezielte und für die Sache des Rechts schützend und umfassend wirkende Verbesserung zu Stande gekommen sey. Dagegen leiden wir noch immer an dem Hauptgebrechen, das unsern überrheinischen Nachbarn zum Vorwurfe gemacht worden und das für sie eine Quelle so grosser Übel war. Teutschland hat keine gemeinsame Rechtsgesetzgebung. Wie einst in Frankreich die Provinzen, so schroff sind bey uns die Länder verschieden; in jedem derselben sind die Gesetze und die Normen des Verfahrens anders; auch bey uns treffen die Reisenden auf hundert Punkte, wo mit der nächsten Poststation sich ihr Recht verändert.

Die Franzosen haben in unsern Tagen dieser Verwirrung gesteuert, und in dem ganzen Umfange ihres Gebietes die Idee von der Einheit der Rechtsgesetzgebung realisirt. Ist nun gleich von ihnen das Problem nicht bis zur vollen Befriedigung des öffentlichen Bedürfnißes und der Anforderungen der Kritik gelöst, so ist doch die Hauptsache geschehen, und sie haben durch die Art, wie die Aufgabe von ihnen behandelt und durch das, was in materieller Rücksicht von ihnen geleistet ward, der Zeit und der Nachwelt ein grosses Vorbild dargestellt, dessen Beachtung von den übrigen europäischen Völkern nur zu ihrer Unehre versäumt werden könnte.

Die Teutschen haben lange ehe dieses Beyspiel gegeben ward, die Unschicklichkeit und die Nachtheile der Vermischung und Verschiedenartigkeit der unter ihnen geltenden römischen, kanonischen, germanischen, provinziellen und lokalen Gesetze gefühlt und Vorschläge und Entwürfe gemacht, um das durch das dringende Bedürfniß dargestellte Ziel der Einheit, der Consequenz und der Festigkeit zu erreichen. Es haben auch die teutschen Regierungen auf die Stimmen der Weisen im Volke geachtet, und auf dem Wege der Gesetzgebung mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge die Forderungen derselben erfüllt, ohne jedoch die totale Reform oder den neuen Bau zu Stande zu bringen, den die Zeit erwartete. Was indeß in dieser Weise geschehen ist, beschränkte sich immer nur auf die einzelnen Staaten, die dem germanischen Bunde angehören. Damit blieben die alten Verschiedenheiten, Trennungen und Widersprüche, und auch das Recht ward eine der Scheidewände, aufgeführt von menschlicher Willkühr oder geduldet von menschlicher Trägheit, um den Teutschen feindselig von dem Teutschen abzusondern.

Ein Civil- Criminal- und Handelscoder und eine Gerichtsordnung für ganz Teutschland ist die grosse Aufgabe der Zeit; sie geht von selbst aus unsrer geographischen und nationellen Einheit hervor; daß sie gelöst werde, fordert aber unser politisches Interesse dringend, indem durch ihre Lösung ein neues einigendes Band um die Gesamtheit geschlungen wird, in der wir in bürgerlicher Beziehung leben. Es ist nicht möglich, daß alle Teutschen einer Kirche angehören; auch ist nicht zu erwarten und vielleicht eben so wenig zu wünschen, daß in allen Staaten ihres Vereins dieselben Verfassungen und Verwaltungsordnungen bestehen. Aber es ist möglich und wünschenswerth, so wie eines gebildeten und grossen Volkes würdig, daß es nur ein Recht anerkenne.

Wir haben gesehen und sehen noch täglich, mit welchen Hindernissen die Bestrebungen auf Verbesserung der Rechtsgesetzgebung in den einzelnen teutschen Staaten zu kämpfen haben; wie müßten diese Hindernisse sich häufen, wenn von einer allgemeinen Rechtseinheit die Rede wäre? Schon der Antrag auf sie würde dem puisançirenden Individualitätsgeist ein Ärgerniß, und der Politik, die ihren Vortheil in unsern Trennungen findet, eine Thorheit seyn; bey der Art aber in der die Teutschen

grosse Geschäfte zu behandeln pflegen, wäre zu besorgen, daß, wenn man auch in den Präliminarien ein Einverständniß gefunden hätte, die Sache noch in der Ausführung scheitern müßte.

So gehen unsre Hoffnungen für die Realisirung einer grossen, edeln und heilsamen Idee verloren. Um deßwillen ist aber ihre Erwähnung für keine leere Rede zu achten. Wenn das Leben sich gegen die Aufnahme einer nützlichen Wahrheit sträubt, so wird sie um deßwillen ihres Besitzstandes in dem Gebiete der Vernunft nicht verlustig, und wenn die Wirklichkeit unerbittlich das anerkannte Gute zurück stößt, so muß es den Freunden desselben doch noch gestattet bleiben, fromme Wünsche für seinen Sieg auszusprechen.

Erinnerung aus den Tagen des Herzogs Ulrich von Wirtemberg.

(Eingesandt.)

Die Wettrennen — die itzt in Wirtemberg eine sehr anziehende Partie der landwirthschaftlichen Feste ausmachen, — gehörten schon unter die öffentlichen Spiele, mit denen der Herzog Ulrich sich und seine Zeitgenossen zu unterhalten pflegte. In der Nähe seines grossen Rennhauses zu Marbach gab er im Mai 1512 ein sehr glänzendes Fest dieser Art. Ein förmliches Invitationsschreiben wegen eines angestellten Roßlaufs und Barchet-Rennens ward fünf Monate zuvor, am 21. Dec. 1511 von ihm erlassen, gedruckt und in das Land und an alle Stände des Reichs versandt. Es erhellt aus demselben, wie viel ihm daran lag, daß das Fest recht zahlreich besucht werde, worinn sich die Wettläufe jener Zeit von der itzigen unterscheiden, was für Preiße den Rennern zu Theil wurden, und wer den höchsten Preiß davon trug. Da dieser Einladung

unseres Wissens von keinem vaterländischen Geschichtschreiber erwähnt wird, so mag es als eine Denkwürdigkeit alter Sitte in diesen Blättern eine Stelle zur Aufbewahrung finden.

> Allen und jeglichen Kurfürsten, Fürsten, geistlich und weltlichen Herren, Grafen, Freyen, Rittern, Knechten, Amtleuten, Bürgermeistern und Gemeinden, denen dieser unser Brief fürkommt, entbieten wir Ulrich von Gottes Gnaden rc. unsre freundlich Dienst und günstlichen Gruß, jedem nach Gebühr seines Standes allzeit zuvor: Hochwürdige, Ehrwürdige, Hochgeborne, Wohlgeborne, Edle und Ehrsame, Liebe Herren Neffen, Oheime, Schwäger, Vetter, Getreue und Besondere! Wir geben euch hiermit zu erkennen, daß Wir ein Kurzweil und Gesellschaftrennen mit laufenden Rossen, eine Meile Wegs von Neckarweihingen bis gen Benningen, bey Unsrer Stadt Marbach am Neckar gelegen, zu halten fürgenommen haben, wie hiernach folgt. Als daß auf den elften Tag des Monats May nächstkommend allein diejenige, so laufende Roß haben, unter den Knaben um die achte Stunde Vormittag auf dem Anlaß zu Neckar-Weihingen seyn sollen, und dem ersten Roß, so mit dem Knaben über die Etröwin (?) kommt, wollen Wir geben dreissig und zween Gulden an einem silbernen Trinkgeschirr, dem andern eine Armbrust und dem dritten ein Schwert; und soll ein jeglich laufend Roß einen rheinischen Gulden legen an den Orten, wo Wir solches zu unserm Gefallen anzeigen, und an dem Abend des Rennens sollen die Rennmeister kommen, das Geld legen, und allein die Kleinod und Gewinn von solchem Leggeld, nach Rath der Rennmeister gebessert werden. Wir wollen auch angezeigten Tag zwey Freye Barchetstücke austhun, um das ein die Mannen oder Gesellen, um das andere die Weiber laufen lassen. Hierauf so ist unser freundlich Bitt Ansinnen und Begehr Uns zu Gefallen solch unser fürgenommen Kurzweil und Gesellschaft zu besuchen und die helfen zu vollbringen, als Wir Uns in sonderm Vertrauen freundlicher und gutwilliger Beweisung Uns keines Abschlags versehen, wollen Wir mit Willen freundlich und gern verdienen, beschulden und mit Gnaden haben zu erkennen. Geben in Unsrer Stadt Stuttgarten, mit unserm aufgedruckten Secret besiegelt, auf den 21. Tag des Monats Decembris nach Christi unsers lieben Herrn Geburt als man, zählt 1511 Jahr.

Der Verfassungsmässige Indifferentismus.

Der Drapeau blanc, indem er in seiner Weise sich darüber ausläßt, wie der Freyherr von Gemmingen, mit dem Pfarrer Henhöfer und einer grossen Zahl seiner Hintersas-

sen, zur evangelischen Kirche übergegangen, macht bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß in dem Großherzogthum Baden der Indifferentismus verfassungsmässig sey. Wenn diese Bemerkung ein Vorwurf seyn soll, so trifft sie alle Staaten des teutschen Bundes, indem in ihnen ohne Ausnahme die Gleichheit der bürgerlichen Rechte, unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse des Bürgers, gesetzlich anerkannt und geübt ist; leicht aber werden wir uns über den Tadel, der auf solche Weise uns treffen soll, zu trösten wissen, da wir in den Institutionen, durch welche der Glaube an die übersinnliche Welt gegen die Berührungen der Staatsgewalt gesichert ist, einen herrlichen Fortschritt der Vernunft und eine der schönsten Früchte aus den Saaten unsrer Zeit erkennen.

Noch bey unserm Denken war in einem grossen Theile der teutschen Staaten das kirchliche Bekenntniß eine absolute Bedingung des Bürger- oder Innsassenrechts. Es gab lutherische, katholische und paritätische Reichsstädte. In den geistlichen Gebieten mochten wohl Juden wohnen, aber keine Protestanten. In den grössern Fürstenländern wachten die Landstände, durch das sorgsame Auge der unter ihnen sitzenden Prälaten, eifersüchtig darob, daß ja kein Ketzer sich auf der heiligen Erde ansiedle. Mittlerweile läuterte das Beyspiel von Friedrich und Joseph die Begriffe, ohne jedoch die Gesetze zu mildern. Indeß liessen die Bedrückungen nach und man wurde gegenseitig schonender; in dieser Schonung aber sah man so was Ausserordentliches, daß alle Zeitungen davon sprachen, wenn z. B. einem Protestanten ein ehrliches Begräbniß auf einem katholischen Kirchhofe bewilligt ward. Das Höchste, was man denen, die nicht der herrschenden Kirche angehörten, einräumen zu dürfen glaubte, war Toleranz, gleich als ob der Mensch

befugt wäre, die zu verstossen, welche von Gott geduldet werden. So blieb der Stand der Dinge bis auf das Jahr 1802, da die Vollziehung des Friedens von Luneville Besitzveränderungen hervor brachte, bey denen auf das religiöse Bekenntniß keine Rücksicht genommen werden konnte. Das Licht der Zeit zerstreute die Bedenklichkeiten, die früher statt gehabt haben würden, und die Gesetzgebung folgte den Weisungen der hellern Erkenntniß; als aber durch die Stiftung des Rheinbundes das zertrennte sich in grössere Massen zusammen fügte, giengen überall im Staatsleben die frühern kirchlichen Unterschiede verloren. Von dieser Zeit datirt sich der verfassungsmässige Indifferentismus, den der angeführte französische Journalist den Teutschen zum Verbrechen macht, der aber in der That ein ruhmvolles Zeichen ihrer glücklich fortschreitenden Civilisation ist.

Es könnte über die Sache selbst gar kein Zweifel entstehen, wenn nicht dieser Journalist, gewandt in der Kunst durch Wahl und Stellung der Worte zu täuschen, sich eines Ausdrucks bedient hätte, mit dem wir immer den Begriff von etwas moralisch Verwerflichem zu verbinden pflegen, nämlich von einer Gleichgültigkeit gegen die Religion, ihre Lehren und ihre Übungen, die aus Geringschätzung entsteht, und deren sich der Mensch nicht schuldig machen kann, ohne daß das Edlere in seiner Natur und damit seine eigentliche menschliche Würde erstorben und untergegangen sey. Dieser Begriff fällt aber hinweg, so bald von einem Verfassungsmässigen Indifferentismus die Rede ist, der nicht als Gesinnung eines Einzelnen, sondern als Maxime der bürgerlichen Gesellschaft erscheint vermöge deren die religiöse Überzeugung des Bürgers für den Staat ein unverletzliches Heiligthum ist, das religiöse Leben aber nur in so ferne in die Beachtung des Staats fällt, als es

seine Zwecke berührt. Diese **Maxime** ist Vernunftgemäß, edel und wohlthätig, indem sie die geistige Selbstständigkeit des Menschen schützt, die freye Entwicklung derselben fördert, und der zerstörendsten aller Tyranneyen vorbeugt. Auch geht sie nicht aus Geringschätzung der Religion hervor, sondern aus dem entgegen gesetzten Streben, ihre Unabhängigkeit, ihre Würde und ihr Recht gegen die Antastungen der Gewalt zu verwahren.

Die Partie, welche der Welt ihre Meynung durch den **Drapeau blanc** kund thut, beabsichtigt für sich eine unbeschränkte Bevormundung und Beherrschung der Menschheit, die, wie leicht begreiflich ist, nur durch Unterdrückung ihrer geistigen Selbstständigkeit zu Stande kommen kann. Diesen Zweck zu bewerckstelligen ist das Pfaffenthum aus eigener Macht nicht vermögend, deßhalb sucht es sich durch eine Coalition mit dem Staate zu verstärken, indem es den Häuptern und Verwaltern desselben einbildet, sie seyen befugt und verpflichtet, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, in ihrem Kreise die eine, ausschliessend herrschende Kirche als solche zu erhalten. Indem das Pfaffenthum dem Staat diese Befugniß einräumt, bezielt es nicht die Macht des Staates, sondern seine eigene, die es zu einer allgemein unterdrückenden, selbst die weltliche Obrigkeit in seine Dienstbarkeit zwingenden Herrschaft auszudehnen strebt, und krönt der Erfolg seine Ränke und seine Anstrengungen, so verfällt mit der Freyheit, der Cultur und dem Wohlstande der Nation auch die Macht und das Ansehen der Regierung, und es wird der Welt das ärgerliche Schauspiel von gewaltsamen Bekehrungen, von Vertreibung ruhiger Bürger, von Dragonaden und Bartholomäusnächten gegeben.

Wie leicht können die **Teutschen** die Beschuldigung ertragen, daß der **Indifferentismus** unter ihnen **Verfassungsmässig** sey, wenn er ihnen eine Bürgschaft gegen alle diese Scandale gewährt.

Literatur.

Die Neckarseite der schwäbischen Alb mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen und andern Zugaben. Wegweiser und Reisebeschreibung von **Gustav Schwab.** Mit einer Specialkarte der Alb. 8. Stuttgart Mezler, 1823 VIII. und 318 Seiten. — Diese Schrift, die als eine wahrhafte Bereicherung der oberteutschen Landeskunde dankbar aufgenommen zu werden verdient, enthält keine ihren Gegenstand vollständig und in allen Rücksichten darstellende Beschreibung unseres herrlichen **Albgebürges**, sondern beschäftigt sich hauptsächlich mit der **nordwestlichen**, eine Länge von 30 — 36 Stunden hinstreichenden Abdachung deßelben, und theilt, zunächst die Bequemlichkeit der Wanderer, die durch den Anblick dieser so vielfach interessanten Gegenden sich belehren und ergötzen wollen, beabsichtigend, den Inntalt nach den Reisetagen ein. Da die besagte Abdachung des Gebirges, die **Neckarseite**, in geographischer und historischer Hinsicht weit anziehender ist, als die **Donauseite**, so genügt die Schrift ihrem angegebenem nächsten Zwecke vollkommen, so wie sie überhaupt jedem Freunde der Vaterlandskunde, der sich ihrer nicht gerade als eines Wegweisers bedienen will, eine unterhaltende und lehrreiche Lektüre gewährt. Der grosse Reichthum historischer Notizen und Schilderungen, die sie enthält, ist mit vielem Fleiße aus den vorhanden gedruckten Quellen geschöpft; zu demselben kommen aber viele durch Mittheilung und Handschriften erlangten Bemerkungen, die dem Kenner nicht entgehen werden. Die gegebenen Naturansichten sind von dem Verfasser selbst an Ort und Stelle aufgenommen und in einer angenehmen Manier dargestellt, neben ihnen erhöhen viele liebliche Dichtungen den Werth des Ganzen. Die in den unter Anhängen enthaltenen aus Urkunden erhobenen Nachrichten zur Geschichte der Stadt **Gmünd** im 16. Jahrhundert, die Betrachtungen über die **Alterthümer der Belsener Capelle**, und die **Geognostischen Mineralogischen und Botanischen Bemerkungen über die Alb** von dem um die wirtembergische Landeskunde vielseitig verdienten Herrn Professor **Schübler** in **Tübingen** sind besonders schätzbare Zugaben.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



12. July | 28. | 1823.

Das heitre Reich des Lichtes ist zerronnen,
Das Reich der finstern Nacht hat nun begonnen!

Zur Charakteristik des jesuitischen Missionswesens in Frankreich.

Das Missionswerk beginnt immer mit Processionen. Diese folgen dem Carneval. Aber wer es nicht wüßte, könnte leicht dafür halten, daß sie ihn beschliessen, und in den Irrthum jenes Kindes gerathen, das, auf den Armen seiner Wärterinn, einen solchen Zug in Montpellier sah, und in die kleinen Hände klatschend ihm fröhlich entgegen rief: „Ah! Carneval! Carneval!“ So sehr erinnern an den eben erlebten Fastnachtsspektakel diese bunten Gewänder, diese Fahnen und Bilder, diese Mummereyen der büssenden Brüderschaften, der weltliche Lerm der Janitscharenmusik, der Trommeln und Pfeifen, der Geschwindschritt, in dem das Ganze dahin fliegt, und die wohlbekannte, lustige Melodie des Gesangs. Erst der Anblick der unverlarvten obrigkeitlichen Personen erinnert wieder an den Ernst des grotesken Auftrits, und das Kreuz, dem sie folgen, an das Heiligthum, das dieser entweiht. *)

In den Predigten der Missionäre wird, mit der Form des Schauspiels jeder Kunstgriff des Schauspielers und gerade des schlechten zur Hülfe gerufen. Des schlechten, denn der gute würde dem Publikum, auf das zunächst gewirkt werden soll, viel zu natürlich vorkommen. So ist z. B. das Schnupftuch in einigen Missionsreden ein so unentbehrliches Stück, als es nur in einer rührenden Mutterrolle seyn kann. Es trocknet die Thränen des Missionärs, um die seiner Zuhörer fliessen zu machen. Es wird entfaltet, es wird zusammen gedrückt, es wird empor geschwungen, es wird weggeworfen, und das letztre besonders macht gewöhnlich einen grossen Effekt. Jeden Erfolg vollendet, jede Schwierigkeit bedeckt das — Schnupftuch. Es ist die Fahne, die ihre Beredsamkeit zum Siege führt; es ist die Nothflagge der scheiternden Kunst.

Mögen einige Thatsachen beweisen, welcher Theaterstreiche sich die Missionäre bedienen, um auf das glaubige Volk zu wirken. Diese Streiche sind, wie man sehen wird, zum Theil vorher überlegt und verabredet. — Bey Gelegenheit der Busse, zu welcher die Missionäre am 21. Jan. 1820, ihre Zuhörer in Marseille aufforderten, schleuderten sie alle, in allen Kirchen, in dem nämlichen Augenblicke und wie von der nämlichen Eingebung getrieben, ihre weissen Chorhemden weit hinweg, sich unwürdig bekennend, zu erscheinen in der Farbe der Unschuld. — An demselben Tage hob der Pater Guyon seine Hand auf der Kanzel empor, und schwur Ver-

*) S. Ueberlieferungen zur Gesch. unsrer Zeit, Jan. 823.

gebung seinen Feinden, und fünfzehnhundert Arme erhoben sich mit dem seinigen, und die Gewölbe des Tempels hallten den Eid zurück, den eben so viele Stimmen ihm nachsprachen. — Bey einer andern Gelegenheit predigte derselbe Pater Guyon über die Wunden des Heilandes. Er hatte ein ungeheures colorirtes Crucifix mit sich auf die Kanzel gebracht, und beschrieb und zeigte jedesmal mit anatomischer Genauigkeit die blutfarbigen Wundenmäler, von welchen eben die Rede war.

Die Predigten der Missionäre zeichnen sich durch Dreistigkeit und augenblickliche Anwendung auf die Umstände aus. Zu einem ihrer Gottesdienste in Marseille kamen mehrere Frauen zu spät, um noch auf der ihrem Geschlechte bestimmten Seite der Kirche Platz zu finden. Sie waren genöthiget, ihn auf der andern bey den Männern zu suchen. Der Missionär wiedersetzte sich aus allen Kräften dem ordnungswidrigen Beginnen; aber seine Mühe war vergebens; die Noth hatte kein Gebot. Glühend vor Zorn bestieg er die Kanzel und rief: „Meine Brüder! ich werde von dem Eigensinn der Weiber predigen." Und in der That dieser Stoff, der so wenig ein reicher zu nennen seyn möchte, als er ein evangelischer ist, war der seiner ganzen Rede.

Ein anderer, der eben daselbst in dem grossen Theils von Hafenarbeitern und Schiffleuten bewohnten Kirchenspiele St. Viktor vor einer zahllosen Versammlung von Weibern im provençalischen Dialekte predigte, hatte sich lange umsonst bemüht, dem störenden Geschwätze seiner redseligen Zuhörerinnen Einhalt zu thun. Endlich nimmt er zu dem letzten Mittel seine Zuflucht; er beugt sich auf das Pult nieder, stützt den Kopf in beyde Hände, und bleibt eine Zeit lang schweigend und unbeweglich in dieser Stellung. Plötzlich herrscht eine allgemeine Stille. Die Schläfer erwachen, die Schwätzerinnen verstummen, die Gevatterinnen sehen sich fragend an, man fürchtet eine Unmacht, und zuletzt erkundigen sich

mehrere der guten Frauen, ob sich der Herr Pater nicht wohl befinde. „Nein, — antwortet er mit einer Stentorsstimme, nein, ich war nur eingeschlafen, und ich habe bey dieser Gelegenheit einen Traum gehabt, den ich euch erzählen muß. In meiner kurzen Vision, liebe Schwestern, habe ich gesehen, was in der Hölle vorgeht. Ich habe sie gesehen, die Löwen, die Schlangen, die Vipern, die Tiger, von welchen die Verdammten zerfleischt werden, und die hinter her die zuckenden Glieder in die Flammen schleudern. Aber was mich mehr als alles mit Entsetzen erfüllte, das waren die Pforten der Hölle. Ja ich habe sie gesehen diese Pforten, ich habe sie gesehen, ganz bedeckt mit — Weiberzungen. Die nichts in dieser Welt aufhalten und zum Stillestehen bringen kann, diese Zungen werden in der andern Welt an eiserne Pforten genagelt, mit einer Gewalt, wie sie ungefähr eure Männer anwenden, wenn sie unsre Schiffe mit Kupfer beschlagen."

In einer ähnlichen Noth half sich ein Missionär in Montpellier durch die blose Heftigkeit seines Eifers. „Viperzungen!" fuhr er die unter der Kanzel schwatzenden Nachbarinnen an; und nachdem er in diesem Tone einige Zeit gedonnert, und seinen Zweck erreicht hatte, wandte er sich sehr freundlich auf die andere Seite. „Meine Brüder, versicherte er, ich habe so eben ein Mirakel gethan. Ein Mirakel, ja, ja! Ich habe Weiberzungen zum schweigen gebracht."

Von der Darstellungsart der Missionäre erzählt man sich in Paris Beyspiele, die in Gleichnissen und Wendungen an den Aberwitz der Gotteslästerung gränzen. — „Nicht wahr, meine „lieben Brüder, sprach einer von ihnen, wenn „eine fleischliche Liebe sich eurer bemeistert, so „wißt ihr jede Schwierigkeit zu überwinden, jedes „Hinderniß zu bekämpfen. Ihr verfolgt den Ge„genstand eurer verliebten Begierden, bis eure „Wünsche erfüllt sind. So soll nun auch eure

„Liebe zu unserm — — *) beschaffen seyn." — „Man will nicht, daß wir predigen, meynte ein „anderer, und doch ist das Verderbniß in allen „Ständen. Höret nur, wenn ein Frommer einen „seiner Verwandten oder Freunde zur Beichte zu „gehen, sich dem Richterstuhle der Busse zu nähern, „auffordert, wie man ihm gleich zur Antwort giebt: „geht, geht, ihr wollt mich zum Narren halten! „Aber wie wird es gehen, wenn diese Elenden „einmal vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen, „wenn sie diesen um Vergebung ihrer Sünden „bitten werden? Er wird ihnen auch antwor„ten: Geht, ihr wollt mich nur für Narren hal„ten!" (Vous voulez m'embêter!) — Einem teutschen Leser werden alle diese Dinge lächerlich vorkommen. In Frankreich aber sind sie noch etwas anderes und schlimmeres; sie sind gefährlich. Denn unter einem unwissenden Volke ist die Abgeschmackheit populär.

In Meun, an der Loire, nahm ein Missionär einen dasigen Einwohner beym Kragen, um ihn zur Beichte zu schleppen. Der Ergriffene hatte alle Mühe von der Welt, sich von dem hitzigen Beichtvater und dessen Zumuthungen los zu machen. Zwey Jahre später kam dieser wieder nach Meun, und erfuhr, sein Unbußfertiger Bekannter sey mittler Weile an einem Fieber gestorben. „Eine Strafe Gottes für jene Widerspännstigkeit!" erklärte er nun auf der Kanzel, und beschrieb dann, des verstorbenen Gebärden und Stimme nachäffend, die unbequeme Lage desselben im höllischen Feuer, und wie er itzt, aber zu spät, sich nach dem „armen, kleinen Missionär" sehne, um ihm seine Beicht herzusagen. — Ein anderer, in Paris, gedachte des Erfolgs, der seiner Beredsamkeit in einer Provincialstadt gelungen war. „Ich hatte vor „einigen alten Kriegern über das Sakrament der „Busse gepredigt. Am andern Tage, was er„blicke ich? Eine Abtheilung dieser Braven im

*) Die Blasphemie soll diese Blätter nicht beflecken. A. d. R.

„Sturmschritte (au pas de charge) auf den „Beichtstuhl anrückend. Ich, in der Freude mei„nes Herzens, eile ihnen entgegen im Geschwind„schritte." (au pas reduoblée.)

Der Pater Guyon erzählte seinen Zuhörern in einer Kirche von Marseille, was vor Kurzem erst einem jungen Menschen begegnet sey, dessen bisheriges Leben aus einer ununterbrochenen Reihe von Ausschweifungen bestanden hatte, und der, auf bessere Gedanken gebracht, seine Bekehrung mit einer Beichte begann. Der Priester, dem er sich anvertraute, entsetzt über die Abscheulichkeiten, welche er zu hören bekam, wagte es nicht, ihm sogleich die Absolution zu geben, sondern rieth ihm, sich an den lieben Gott selbst zu wenden, d. h. ein Crucifix zu nehmen, und diesem seinen Gewissensfall vorzutragen. Der junge Mensch, kein Arg vermuthend, befolgte den Rath. Er nahm ein Crucifix, das sich in seinem Zimmer befand, und fragte es, ob er ohne Schuld sey vor Gott? Da ertönte aus der Höhlung des Bildes ein klares und vernehmliches „Nein." Man denke sich den Schrecken des Sünders, dem so etwas wiederfuhr, und die Erbauung der Gemeinde, der es wieder erzählt wurde.

Der Missionär Forbin Janson schlug eines Tages in einer Predigt seinen Zuhörern die Verehrung des Kreuzes vor, eine Ceremonie, die darinn besteht, daß man die Füsse des Christusbildes an einem Crucifixe küßt, und die sonst nur am Charfreytage statt zu haben pflegt. Sein Vorschlag wurde bereitwillig aufgenommen, nachdem er gerufen hatte. „Mögen diejenigen, welche die Füsse des Hellands küssen wollen, aufstehen, diejenigen aber, welche es nicht wollen, sitzen bleiben; so werden wir doch die Feinde Christi kennen lernen." Man kann sich denken, daß Niemand sitzen blieb.

Die Geschichte des französischen Missionswerks bietet aber auch Scenen von ernsthafterm Inhalte dar. Demoiselle S — y, die Tochter eines Lein-

wandhändlers am Hafen zu Marseille, war bey einem Missionär zur Beichte gewesen, und kehrte sehr niedergeschlagen zurück. Die Gefahr einer ewigen Verdammniß, mit welcher sie, nach der Versicherung ihres Beichtigers, bedroht war, hatte einen tiefen, zerstörenden Eindruck auf ihre Seele gemacht. Mit jedem Tage nahm ihre Schwermuth zu. Der Vater bat sie, doch nicht mehr so eifrig den Missionären zu folgen. „Du bist der Satan — antworttete sie ihm — hebe dich weg von mir!" Sie gerieth in eine völlige Geistesabwesenheit. Man mußte sie in das Irrenhaus schicken. Hier aber fand sie nach einigen Tagen, in einem unbewachten Augenblicke, Gelegenheit, sich aus dem dritten Stockwerke hinab zu stürzen. Mit zerschmetterten Gliedern starb die Unglückliche, drey und zwanzig Jahre alt.

Schneller noch erlag eben daselbst eine junge Dame, der Stolz ihrer Angehörigen und das Glück ihres Mannes, der sie anbetete, dieser betäubenden Seelenangst. Fromm und häuslich, noch ehe man von Missionären wußte, glaubte sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit auch in den neuen Andachtsübungen Religionspflichten erkennen zu müssen. Sie hatte der Feyerlichkeit der Erneuerung der Taufgelübde in der Kirche de la Major beygewohnt; einer der ältesten in Marseille, in der Nähe des Meers, und sehr tief gelegen. Man hat zwanzig Stufen zu ihr hinab zu steigen. Fünf Stunden brachte die Unglückliche unter diesen dumpfen Gewölben, auf dem feuchten Boden, in einem Gedränge von Tausenden ihres Geschlechtes zu, welchen ein Bote des Himmels den allmächtigen Zorn eines Rachedürstenden Gottes verkündete. Geistig und körperlich erschöpft verläßt sie den glühenden Dunstkreis der Kirche, indem sie fünf Stunden lang nur kaum geathmet hatte, um dicht am Gestade des Meers und unter dem Wehen eines schneidenden Mistrals den Rückweg anzutreten. Kaum ist sie nach Hause gelangt, und kalter Schauer, die Vorboten des Grabes, fliegen durch ihre erstarrten Glieder und jede Redefigur des Missionärs ist in ihrer zerrütteten Seele zum Fieberbilde geworden. „Komm, nimm diese Ohrgehänge," ruft sie ihrem Kammermädchen zu; „Weg „mit diesem Schmuck! Er gebührt der Armen „nicht, die eben vor dem fürchterlichen Gott er„scheinen soll, der sie richten wird." Umgeben von den Geschöpfen einer fiebernden Einbildungskraft, erkennt sie schon keinen der ihrigen. Taub für Klagen und Bitten derselben, gefühllos für den Jammer eines verzweifelten Gatten, hält sie krampfhaft die Kerze, die sie von der letzten Missionsfeyerlichkeit zurück brachte, in ihren sinkenden Händen, und schickt noch selbst zur nahen Kirche, um das Todtengeläute für sich zu bestellen. Sie stirbt, die reiner war, als alle, welche der Hölle Schrecken über sie herbey riefen; sie vergeht in den Qualen der Todesangst und eines wahnsinnigen Gewissens.

Davoust.

Der Name des kürzlich verstorbenen Marschalls Davoust wird in den Annalen der teutschen Nation nicht erlöschen. Auf den Schlachtfeldern von Austerlitz, Auerstädt, Eckmühl und Wagram stehen die Denkmale seines militärischen Ruhms; aber man wird nicht versucht ihn um seine Unsterblichkeit zu beneiden, wenn man sich der Flecken erinnert, die er auf demselben Schauplatze seinem Namen angehängt hat. Wer möchte im Gedächtnisse der Nachwelt fortleben wollen, ohne sich ihrer Achtung würdig zu wissen?

Aber auch der militärische Ruhm, dessen Davoust theilhaftig geworden, war von ihm nicht durch die ausgezeichnete Geisteskraft erworben, in der wir die Züge des grossen Feldherrn vereinigt sehen. Es war in seiner Natur durchaus nichts Geniales und in seiner Praxis der Kriegskunst keine wissenschaftliche Begründung; von gros-

sen strategischen Planen hatte er kaum einen Begriff; Übersichten, die das Ganze umfassen, waren ihm fremd. Als ihn Napoleon während der hundert Tage zum Kriegsminister ernannte, gab er die auffallendsten Beweise von seiner Unfähigkeit zu grossen Geschäften. Dagegen war er sehr tauglich, um die Ideen anderer auszuführen, hatte einen schnellen und sichern Blick in dem Kreise, der ihn unmittelbar umgab, wurde bey immer fester Verfolgung des bezielten Zwecks, durch den Gang der Ereignisse nicht irre, und bewies bey jeder Veranlassung die größte persönliche Tapferkeit. So konnte er Schlachten gewinnen, ohne daß er an den Combinationen, durch welche dieselben eingeleitet waren, auch nur den mindesten Antheil hatte, ja ohne daß er den vollen Sinn derselben begriff. Davoust erlangte deßhalb nie eine Stelle in der Vorderreihe der Generale, die die französische Republik so mächtig und ruhmvoll gemacht haben und sein Name wurde von sehr vielen andern eclipsirt. Dessen ungeachtet ernannte ihn Napoleon, nach seiner Thronbesteigung, zum Marschall. Das Publikum sah in dieser Ernennung nicht die Belohnung ausgezeichneter Verdienste, sondern das Werk der kaiserlichen Gnade.

Diese Gnade hatte Davoust auf die unwürdigste Weise verdient. Er war, mit blindem Sklavensinne, der Person seines Kaisers ergeben, und mit unermüdetem Eifer und mit Hinwegweisung jeder Rücksicht auf Pflicht und Ehre, förderte er die Absichten und Plane seines Herrschers, wo und wie er konnte. Hievon gab er besonders die Beweise auf teutschem Boden, erst im Süden, wo er nach dem Frieden von Preßburg an der Spitze seines Armeecorps, mehrere Monate verweilte, und spater im Norden, wo er die Stelle eines Generalgouverneurs der hanseatischen Departements bekleidete. Das System von Spionerie, das damals, um sich zu sichern und zu befestigen, die fremde Gewalt in Teutschland hergestellt hat, hatte kein bereitwilligeres und thätigeres Werkzeug, als ihn; die Zahl seiner Gehülfen mehrte sich ins Unendliche; jedes Mittel, das dazu dienen konnte, um die Gedanken der Herzen zu erspähen, die Äusserung derselben zu hemmen, und die Sklaven in gänzliche Passivität nieder zu drücken, ward für erlaubt gehalten; die grausamsten Verfolgungen trafen die Opfer, welche die Bosheit oder der Argwohn bezeichnet hatten. Gewöhnlich treibt solche Diener der willkührlichen Gewalt ihr Eifer weiter, als diese Gewalt selbst will, oder als ihren Zwecken nützlich ist. Diese Schuld traf in hohem Maaße auch den Marschall, was besonders aus seinem Verfahren gegen den edeln Villers sichtbar ward, den er mit bitterm Hasse verfolgte, weil er sich der unglücklichen Lübecker angenommen und den er zu verfolgen nicht aufhörte, auch nachdem der Schuldlose Schutz bey dem Könige Jerome gesucht und gefunden hatte. Aber auch dieses Asyl sicherte ihn nicht gegen den Zorn des despotischen Prokurators. Er mußte nach Paris wandern, um durch Benutzung seiner dortigen Verbindungen die Gefahr, die täglich seine Freyheit bedrohte, zu beschwören. Villers war so glücklich seinen Zweck zu erreichen; von seinem Verfolger aber versicherten ihn wohl unterrichtete Männer: „Der Kaiser achte ihn nicht. Er „betrachte ihn als ein wildes Thier, dem er „manches nachsehen müsse, um ihn zu seiner Zeit „gehörig zu gebrauchen."

Am meisten hat Davoust durch sein Betragen vor und während der Einschliessung von Hamburg in der öffentlichen Meynung verloren, und was auch er selbst und andere zu seiner Rechtfertigung gesagt haben mochten, so reichte es doch bey weitem nicht zu, um diesen Verlust zu ersetzen oder auch nur zu mildern. Sein Name, sprach die Stimme des Volks, sey für Hamburg ein Name des Fluchs und des Entsetzens geworden, wie der Name Tilly für Magdeburg und der Name Melak für die

Pfalz; ja selbst die Journalisten seiner Nation nannten ihn den Alba des nördlichen Teutschlands. Bezeichnungen dieser Art sind gewöhnlich übertreibend; sie sind es auch in dem vorliegenden Falle; aber wenn gleich Davoust unter den Originalen blieb, denen er hier zur Seite gestellt wird, so bleibt doch noch immer die Schmach groß genug, die auf seinem Namen lastet. Zwar ist ihm über alle diejenigen Maaßregeln, die er dem Kriegsgebrauche gemäß und in Übereinstimmung mit den auch im Dringen der Noth nicht zu verläugnenden Grundsätzen der Menschheit, zur Vertheidigung der ihm anvertrauten Stadt nahm, kein Vorwurf zu machen, selbst wenn auch diese Maaßregeln für die Einwohner drükkend und verderblich waren. Aber wenn er die Übel, welche die Noth unvermeidlich machte, willkührlich steigerte oder mit neuen vermehrte, wenn er, ohne daß es in dem Zweck der Vertheidigung lag, zerstörende Verwüstungen anrichtete, wenn er Anstalten und Verfügungen traf, die das Eigenthum, die Gesundheit und das Leben der Einwohner in Gefahr setzten oder vernichteten, blos um seinem Hasse, seinem Übermuthe und seiner Habsucht zu genügen, wenn er gegen diese Einwohner mit einer alle Gefühle der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit verläugnenden Härte verfuhr, und des angerichteten Elends spottete, wenn er auf solche Weise der Urheber von Zerstörungen, Beraubungen, Mißhandlungen und Gräueln wurde, die zu unterlassen oder zu verhindern in seiner Macht stand, — so war das Klagegeschrey, das die Geopferten gegen ihn erhuben, gewiß gerecht, und es gebührt seinem Namen in der Geschichte Teutschlands keine andere Stelle, als diejenige, welche ihm die Zeitgenossenschaft bereits angewiesen hat.

Miscellen.

1.

In dem Städtchen Söder-Telje unweit Stockholm, begab es sich einst, daß sich in die Rathsversammlung, die in dem untersten Stockwerke des Rathhauses dicht an der Strasse gehalten wurde, ein Schöps verirrte. Der Bürgermeister, entrüstet über diesen ungebetenen Besuch, stieß in seinem Zorne den Tisch mit Federn, Dinte und Papier über den Haufen, und die Versammlung gerieth in heftige Bewegung, die allen Berathschlagungen ein Ende machte, und Stundenlang dauerte, weil der fatale Gast wohl den Weg in das Zimmer hinein, nicht aber wieder hinaus finden konnte. Diese Begebenheit scheint an sich von keinem Interesse zu seyn; aber der schwedische Dichter Bellmann, der sie zum Gegenstand einer Dichtung machte, knüpfte an sie eine pragmatische Bemerkung an, die nicht ohne Nutzen ist, nämlich „es sey seit der Schöpfung der Welt bis auf den heutigen Tag leichter gewesen, einen Schöps in eine Magistratsversammlung hinein zu bringen, als wieder heraus."

2.

Es ist interessant, itzt wieder an die Rede zu erinnern, die der Kaiser Maximilian I. im J. 1518 auf dem Reichstage, wegen eines vorzunehmenden Türkenzugs, gehalten hat, und deren Aufbewahrung wir Philipp Melanchthon verdanken. In derselben erklärt der Redner, wie er einen Krieg gegen die Türken für weit rühmlicher halte, als einen jeden andern. „Denn, sagt er, wenn auch die Erbfeinde des christlichen Namens, den Krieg gegen uns nicht anfiengen, — so erforderte doch die höchste Nothdurft, das menschliche Geschlecht von diesem grausamen und gottlosen Volk zu retten, und so viele Nationen, die von ihm unterdrückt worden, von der allerjämmerlichsten Dienstbarkeit zu befreyen. Wenn

auch die Türken sich itzt an ihren Gränzen begnügen liessen, so sollten wir dennoch den Krieg wieder sie anfangen, damit wir Griechenland und die nächstgelegenen Länder von ihrer grausamen Dienstbarkeit erretten möchten. Denn so jemand glaubt, es sey eine geringe Sache den Türken unterworfen und dienstbar zu seyn, der irrt gar sehr, indem es augenscheinlich ist, daß es nicht um die blose Herrschaft zu thun ist, sondern um Religion, um Zucht, Ehre, und Wohlfahrt unsrer Weiber und Kinder. Besonders aber sieht man die Türken wider die edeln Geschlechter ganz vorzüglich wüthen; man läßt denen, die von ihnen überwunden worden, nicht allein keine Güter und Einkünfte mehr, sondern man verstattet auch, daß jeder Kriegsknecht und Troßbube die edeln und ehrbaren Matronen, Jungfrauen und Kinder schänden und höhnen möge." — Nachdem dann der Redner erzählt hat, wie der türkische Tyrann Mahomet, bey der Einnahme von Konstantinopel, dem griechischen Kaiser Konstantin den Kopf abhauen lassen, ihn auf einen Spieß gesteckt, in der Stadt zum Spott umher tragen lassen, wie er des Kaisers Gemahlinn und Töchter zu seinen Banquetten gebracht und seinen Janitscharen übergeben habe, Unzucht und Muthwillen mit ihnen zu treiben, so setzt er hinzu: „Ich halte dafür, daß kein „männlicher Blutstropfen in einem sol„chen seyn müßte, der durch dergleichen Beyspiele „nicht zu dem Wunsche entflammt werden sollte, „daß gegen solche Feinde recht bald die „Heertrommete geblasen werde möchte." — Nach diesen Äusserungen des trefflichen Kaisers Maximilian können wir nicht im Zweifel darüber seyn, wie er sich über eine grosse publicistische Frage, über die in unsern Tagen die Cabinette und die öffentliche Meynung mit einander in Streit gerathen sind, erklärt haben würde.

3.

Bailleul findet eines der wichtigsten Ergebnisse der französischen Revolution in der Lehre. „Daß in Zeiten, wo die hellen Köpfe die „Politik und die Verwaltung zum Gegenstande ihrer „Forschungen machen, es im Interesse der Regierun„gen liege, alles was die Untersuchungen Verstän„diges darbieten aufzufassen, und zum Glücke des „Volks zu verwirklichen; nicht aber es zurück zu „stoßen, und eine Zuflucht in dem alten Schlen„drian zu suchen." „Hätten, fährt Bailleul fort, alle einflußreichen und mächtigen Männer gleich in den ersten Zeiten der Revolution sich beeilt, die von der constituirenden Versammlung anerkannten Grundsätze sich eigen zu machen, so hätten sie die Gemüther nicht im Schwanken erhalten, zwischen den vernünftigen Systemen und den gefährlichen Lehren; sie hätten sie nicht mit Gewalt in die grausamen Übertreibungen hinein gestossen, durch unbesonnenen und verbrecherischen Widerstand. Indem sie wieder erobern wollten, was im alten Regimente das Abgeschmackteste, Erniedrigendste und Tyranischste war, führten sie uns zu einer durch ihre Gewaltthätigkeiten allein möglichen Tyranney, die keinen Namen hatte, weil, genau genommen, sie weder Macht noch Reichthum beabsichtigte, und man als ihre Grundlage die Vervollkommnung der Gesellschaft in der Aussicht zeigte, während sie in der Wirklichkeit die Zerstörung der Gesellschaft und der Menschen hervor brachte. Wer waren die ersten Urheber aller dieser Übel? Die Urheber des Widerstandes." — — Und doch kamen im Jahr 1815. dieselben Menschen, mit denselben Ideen und Forderungen wieder zum Vorschein, und verkündigten, durch keine Geschichte belehrt und durch kein Interesse der Menschheit gerührt, die alten Grundsätze wieder, aus denen so viele Gräuel und Verderbnisse hervor gegangen waren. „Wir wollen hoffen, sagt Bailleul, dieß „seyen die letzten Seufzer der verscheidenden Be„gierde und des hinsterbenden Stolzes gewesen." Diese Hoffnung ist in einer schrecklichen Täuschung untergegangen.

Die Guerilla's in Spanien.

Indem in Spanien das Heer des Herzogs von Angouleme einen Faden bildet, der in ungeheurer Länge von Bayonne bis nach Sevilla sich erstreckt, und einzelne Corps desselben in den östlichen Provinzen zerstreut sind, beginnt auf mehrern Punkten der Krieg der Guerilla's, der, eine in der neuern Militärgeschichte ungewöhnliche Erscheinung, in Napoleons spanischen Feldzügen die Aufmersamkeit von Europa erregt hat, und seinen Heeren sehr verderblich geworden ist.

Die Spanier schritten damals zu dieser Art von Kriegsführung, weil die Erfahrungen der

beyden ersten Feldzüge sie überzeugt hatten, daß der Widerstand, den sie in grossen Massen leisteten, immer zum Vortheile des Feindes endige. Wo sie in offener Schlacht den Franzosen entgegen getreten waren, blieb diesen der Sieg. Dieß war eine Folge Theils der Überlegenheit des Feindes an Talent für grosse militärische Combinationen und an Tüchtigkeit für ihre Ausführung, Theils der nationellen Eigenthümlichkeit der Spanier, vermöge deren nur der kleine Krieg ihrer Neigung, ihren Anlagen, ihrer Lebensweise und der Natur ihres Landes zu sagt. Die Junta von Sevilla hatte, in richtiger Erwägung dieser Umstände, schon im Anfange der Unruhen, darauf angetragen, daß entscheidende Schlachten zu vermeiden und dagegen mit weniger zahlreichen und leicht beweglichen Parteyen zu operiren sey. Erst aber als dieser Antrag die Unterstützung der Erfahrung erhalten hatte, kam er zur Ausführung, und es war vorzüglich der Marquis de la Romana, der die Guerilla's ins Leben rief, und die Art ihrer Bildung und Anwendung ordnete. Zuerst erschienen sie in den bergigten Gegenden von Gallicien und Asturien, dann in Catalonien und Arrgonien, endlich verbreiteten sie sich über das ganze Reich, so daß sich sämtliche französische Abtheilungen, die den Weg von Irun bis nach Cadix deckten, oder auf ihm hinzogen, in einem fortwährenden Belagerungszustande befanden. Ihre Schaaren waren sehr verschieden an Zahl. Sie erstreckten sich manchmal auf mehrere tausend Mann. Täglich änderte sich nach den Umständen ihr Bestand. Kein Gebrauch und keine Ordnung des geregelten Kriegs ward von ihnen geachtet. Die Namen ihrer kühnere und glücklichern Anführer waren bald in dem Munde des Volks, dessen Bewunderung weit mehr erregt wird durch das Abentheuer, als durch die Heldenthat.

Diese Art von Kriegführung, ist für ein Heer, dessen Massen, unmittelbar an einander angeschlossen, überall einen kräftigen Widerstand zu leisten im Stande sind, und keinen Schritt vorwärts thut, ohne seines Rückens sicher zu seyn, nicht furchtbar. Aber sie ist es desto mehr bey Invasionen, die, um schnelle Erfolge hervor zu bringen, unter unvermeidlicher Vereinzelung der Kräfte, in das Innere der Länder gemacht werden. In diesem Falle werden die Verbindungen des Angreifers unterbrochen; er sieht sich von seinen Hülfsquellen abgeschnitten; seine Be-

satzungen sind in ihre Mauern eingezwingt, seine beweglichen Corps sind unaufhörlichen Anfällen ausgesetzt; er ist überall auf die Defensive zurück gebracht; jeder Tag bringt ihm neue Verluste an Menschen und Material; die Kriegsordnung löst sich auf, und seine zersplitterten Streitkräfte erliegen in dem fortdauernden ungleichen Kampfe. Dieß war das Schicksal der Heere Napoleons in Spanien. Sie, die auf allen Schlachfeldern von Europa ihre Siegeszeichen aufgepflanzt hatten, fanden ihren Untergang in Überfällen und Scharmützeln.

Wie gering auch die Meynung seyn mag, die man von dem Geiste und der Kraft derjenigen hat, die itzt an der Spitze der spanischen Angelegenheiten stehen, so muß man doch voraussetzen, daß von ihnen ein Defensionssystem festgestellt worden sey, um sich des Angriffes der Franzosen zu erwehren. Daß es nicht in diesem Systeme lag, den Feind auf der Gränze zu erwarten, oder seinem ersten Anstosse den Damm einer schlachtfertigen Armee entgegen zu setzen, beweisen die genommenen Maaßregeln. Die Festungen wurden in Vertheidigungsstand gesetzt und in Catalonien hinreichende Streitkräfte aufgestellt, um dies Bollwerk des Südens zu behaupten. Dagegen wurde, so bald die Franzosen die Gränze überschritten hatten, die Hauptstadt preis gegeben; die Corps, welche sie gedeckt hatten, zogen ohne Gegenwehr zurück; die feindliche Armee drang unaufhaltsam bis nach Andalusien vor. Dadurch aber erhielt sie gerade diejenige Stellung, in welcher der Guerilla's-krieg mit dem größten Vortheile gegen sie geführt werden kann. Bereits hat er, wie die Berichte melden, auf vielen Punkten begonnen. Ob er dieselben Erfolge bewirken wird, wie in den Feldzügen Napoleons, darüber können die entfernten Beobachter nur rathen und meynen. Doch ist so viel gewiß, daß diese Weise des Krieges zweckmässig und wirksam nur unter der Voraussetzung seyn kann, daß das Volk, das ihn führt, einmüthig von derselben Meynung und demselben Interesse ergriffen ist, und daß sich in seiner Mitte kein Verräther findet. Wenn diese Voraussetzung bey den Spaniern statt hat, so ist das Vordringen der Franzosen der Anfang ihres Verderbens; findet aber die konstitutionelle Partie keine Unterstützung in dem Geiste des Volks, so werden alle ihre militärischen Plane, so verständig sie auch angelegt seyn mögen, an der widerstrebenden Wirklichkeit scheitern.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



19. July 29. 1823.

Nach ewigen, ehernen,
Grossen Gesetzen
Müssen wir alle
Unsres Daseyns
Kreise vollenden.

Göthe.

Napoleons Plane.

„War ich glücklich in Rußland — versicherte Napoleon, nach der Erzählung des Grafen Las Cases — so endete der Friede in Moskau meine kriegerischen Unternehmungen. Da hörten für die grosse Sache die Zufälle auf, und die Sicherheit begann. Ein neuer Gesichtskreis stieg auf, neue Arbeiten zeigten sich, alle auf das Wohlseyn und das Glück der Völker gerichtet. Das europäische System war begründet; es galt itzt nur dasselbe zu organisiren. In Beziehung auf diese grossen Punkte zufrieden gestellt und allenthalben ruhig, hätte ich auch meinen Congreß und meine heilige Allianz gehabt. Das sind Ideen, die man mir hinweg genommen hat. In dieser Vereinigung aller Monarchen hätten wir unsre Angelegenheiten, wie die einer Familie behandelt, und die Ausgabe und Einnahme mit den Völkern berechnet. Die Sache des Jahrhunderts war gewonnen, die Revolution vollendet; es war nur noch darum zu thun, sie mit dem, was sie nicht zerstört hatte, in Einklang zu bringen. Das aber war mein Werk. Ich hatte es lange schon, vielleicht auf Kosten meiner Popularität, vorbereitet. Gleichviel! Ich war die Arche des alten und des neuen Bundes, der natürliche Vermittler zwischen der alten und der neuen Ordnung der Dinge. Ich hatte die Grundsätze und das Vertrauen der einen; mit den andern hatte ich mich identificirt; ich gehörte beyden an; nach beßtem Wissen und Gewissen hätte ich jeder ihren Theil gegeben. Meinen Ruhm hätte ich in der Billigkeit gefunden. Bey der Stärke, die wir besassen, wäre alles, was wir zugestanden, groß erschienen. Wir hätten den Dank der Völker damit gewonnen. Itzt wird ihnen alles, was sie entreissen, nie genug scheinen, und sie werden nicht aufhören, zu mißtrauen und mißvergnügt zu seyn. Allenthalben hätte ich dieselben Grundsätze, dasselbe System gewünscht. Ein europäisches Gesetzbuch, ein europäisches Cassationsgericht, das für alle die Irrthümer wieder gut machte, wie das unsrige die unsrer Gerichtshöfe verbessert und wieder gut macht. Dieselbe Münze, mit verschiedenem Gepräge, dasselbe Maaß und Gewicht, dieselbe Gesetze. So hätte Europa wirklich und wahrhaft nur ein Volk gebildet, und jeder würde sich, wenn er es durchreiste, immer in dem gemeinschaft-

lichen Vaterlande befunden haben. Ich hätte alle schifbaren Flüsse für Alle, die Gemeinschaft der Meere verlangt, und wäre auf der Reduktion der stehenden Armeen bestanden, die in Zukunft zur Wache der Monarchen zusammen geschmolzen wären. Nach Frankreich zurück gekehrt, in dem Schooße des Vaterlandes, das groß, stark, herrlich, ruhig und glorreich war, hätte ich seine Gränzen für unveränderlich erklärt. Jeder künftige Krieg wäre ein Vertheidigungskrieg, jede neue Vergrösserung antinational gewesen. Meinen Sohn hätte ich mir in der Herrschaft beygegeben, meine Diktatur war zu Ende und die constitutionelle Regierung begann." —

Welch' eine Reihe kühner Gedanken und glänzender Bilder! Aber wer könnte in ihr das Räthsel gelöst finden, das Napoleon der Welt in seiner Geschichte vorgelegt hat? — Sie ist in der That nichts anders als die Dichtung eines grossen Geistes, der, nachdem ihn das Schicksal aus der Wirklichkeit hinaus gestossen, seine noch immer vorhandene Kraft in idealischen Schöpfungen verwendet.

Als Napoleon im Besitze seiner ungeheuern Macht und umstrahlt von dem Nimbus seiner Thaten, noch auf seiner Siegesbahn durch Europa schritt, drang sich das Publikum unaufhörlich die Frage auf, wo er wohl enden und in welcher That er die Aufgabe seines Lebens gelöst sehen werde? Das Schicksal gestattete ihm nicht zu vollziehen, was als eine Beantwortung jener Frage hätte gelten können, indem es ihn mitten auf seiner Laufbahn dahin riß. Deßhalb ist in manchen der Zweifel übrig geblieben, ob er sich überhaupt ein letztes, die allgemeinen Interessen der Menschheit umfassendes Ziel gedacht habe, auf das seine ganze Thätigkeit planmässig und unverrückt gestrebt, und in dem er das grosse, Epos seines Lebens geschlossen gesehen hätte. Dieser Zweifel war um so schwerer hinweg zu weisen, da in seinem Erobern und Ordnen, in seinem Zerstören und Bauen, nirgends ein allgemeiner Grundsatz, der ihm als feste Norm gedient, und eben so wenig ein letzter Zweck, auf den sich all sein Bestreben gerichtet hätte, ersichtlich geworden ist. Indem wir dieß in seiner Geschichte vermissen, entbehrt er gerade den Zug, durch den seinem Charakter erst die Vollendung zu Theil geworden wäre, und den er, bey dieser Abwesenheit sprechender Thatsachen, nur durch Andichtung erhalten könnte.

Gewiß war Napoleon eine der ausserordentlichen Produktionen, die der schaffenden Natur irgend in der menschlichen Art gelungen sind, und was auch die gekränkte Eitelkeit, der Haß und die Verläumdung, als sie ihn im Unglücke sahen, ihm zum Hohne gesagt haben mochten, so wird doch das Andenken an die Dienste unauslöschlich bleiben, die er der Menschheit für ihre höchsten Interessen geleistet hat. Um deßwillen soll und darf aber auch nicht an ihm übersehen, oder durch eine Art von Vergötterung absichtlich verdeckt werden, wo er durch Rede und That die Schwäche der menschlichen Natur geoffenbart hat. Wer die Berichte, die O—meara und Las Cases über ihn aus seiner Verbannung mitgetheilt haben, mit Aufmerksamkeit liest, wird sich unmöglich der Bemerkung erwehren können, wie auch ihm das Menschliche begegnet sey, daß er die Fehler und Mißgriffe seines Lebens erst in ihrem Mißlingen und in ihren verderblichen Folgen eingesehen, daß er gar vieles anders gethan und gerichtet hätte, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, wieder in den verlornen Wirkungskreis zurück zu kehren, und daß er sich über das Versäumte und Verfehlte durch die Täuschung getröstet habe, die dem Schicksale zur Last legt, was der menschliche Wille zu verantworten hat. Die Akten, die aus der glücklichen und glänzenden Periode von Napoleons Leben vor dem Richterstuhle der Welt und Nachwelt liegen, geben uns keinen andern Zweck seines Wirkens zu erkennen, als persönliche Grösse und Macht und unbegränzte Herrschaft, und es findet sich

in ihnen kaum eine Spur, daß er sich über diesem Zwecke noch einen höhern gedacht hätte, der auf die Begründung einer festen, kosmopolitischen, die reinen Interessen der Menschheit beabsichtigenden Staatenordnung berechnet gewesen wäre. Als er nun alle seine Entwürfe gescheitert und sich selbst auf die jämmerlichen Trümmer seines unermeßlichen Glücks zurück gebracht sah, so konnte er die nach einer solchen Katastrophe natürliche Sehnsucht, sein Streben und Wirken zu rechtfertigen und die Welt mit sich zu versöhnen, nicht besser befriedigen, als dadurch, daß er einen grossen und edeln Lebensplan für den seinigen erklärte, den zum Wohle der Menschheit auszuführen, das grausame Schicksal ihn gehindert hätte.

Was er, nach dem Berichte des Grafen Las Cases, den Genossen seiner Verbannung über die Entwürfe mitgetheilt hat, deren Ausführung das Werk seines Lebens krönen und vollenden sollten, enthält, wie gesagt, einige in einem grossen Geiste gedachte, das Wohl der Völker in edelm Sinne ergreifende Ideen, die, wenn Napoleon sie, als er noch auf dem Throne saß, standhaft verfolgt hätte, die herrlichste Verklärung über sein Leben verbreitet haben würden. Gewiß konnte auch die in dem Rufe des Schicksals klar ausgesprochene Aufgabe dieses Lebens nicht treffender bezeichnet werden, als mit den Worten, daß durch dasselbe „die Revolution mit „dem, was sie nicht zerstört hätte, in Einklang „gebracht, und die alte und neue Ordnung der „Dinge vermittelt werden sollte." Aber auch in dem neuen Europa, das Napoleon als seine Schöpfung idealisirt, giebt er die Stelle nicht auf, die zu erstreben sein ganzes Leben verwandt war; er bildet sämtliche Staaten des Erdtheils in einen Verein, in dem er das Primat, befestigt auf der Überlegenheit der Macht, sich vorbehält. In der Vereinigung aller Monarchen werden, unter seinem Vorsitze, die Angelegenheiten der Völker behandelt. Er hält Congresse. Er

sucht seinen Ruhm in der Billigkeit. Überall werden dieselben Grundsätze und dasselbe System geltend gemacht. Sogar erhält Europa ein gemeinsames Gesetzbuch und Cassationsgericht. Alle Völker schmelzen in eins zusammen. Der ganze Erdtheil wird das gemeinschaftliche Vaterland. In der Mitte desselben aber steht Frankreich durch Grösse, Herrlichkeit, Ruhe und Ruhm alles um sich her überglänzend. — Was ist dieß anders, als die Universal-Monarchie, deren beabsichtigte Usurpation ihm seine Zeitgenossen zum Vorwurfe gemacht haben, umgeben mit dem täuschenden Schimmer der Humanität und des Kosmopolitismus, deren Idealisirung den Beweis enthält, daß auch die schreckliche Lehre, die das Schicksal Napoleon gegeben, nicht kräftig genug war, um die Nichtigkeit seines Lieblingsgedankens vor ihm zu enthüllen.

Wenn nichts anders, als das, der letzte Zweck Napoleons war, so muß Europa sich Glück wünschen, daß er ihn nicht erreicht hat. Denn es giebt kein grösseres Unglück für die Völker, als das von ihm bezielte System einer alles vereinigenden, bevormundenden und leitenden Präponderanz, und es ist gleichgültig, ob dasselbe nur durch eine Macht oder durch einen Verein von Mächten realisirt wird. Die Natur will, daß jeder der grossen Stämme, in die sie die Menschen mit so scharfen Unterschieden eingetheilt hat, sich nach seiner Art und nach seiner Bestimmung entwickle und bilde, und dadurch seine eigene Geschichte erhalte; und sie will dieß, weil nur bey solcher Mannigfaltigkeit alle Kräfte, die in jenen Stämmen liegen, sich entfalten, und die Früchte zur Zeitigung gelangen, die dann die gesamte Menschheit als Gewinn für sich einsammeln und geniessen kann. Es hat mächtige Regenten gegeben, die es versucht haben, durch gränzenlose Ausdehnung ihrer Herrschaft diese Ordnung zu stören. Aber sie haben dadurch nur Zwietracht und Unglück ausgesät, und mit der Erfahrung geendigt, daß der Mensch sich vergebens

lich bemühe, wenn er sich unterwindet, der Natur Gewalt anzuthun.

Der teutsche Bauer.

Es steht nun der Sinn aller teutschen Regierungen darauf, dem Landmanne Freyheit und Eigenthum zu geben, und die Einschränkungen zu brechen, die ihn seit Jahrhunderten an der Benützung seines Bodens und an dem Gebrauche seiner Kräfte gehindert haben. Wir sehen in dieser Erscheinung ein schönes Zeichen der fortschreitenden Humanität des Zeitalters; ob wohl mehr als die edlern Gefühle der Menschlichkeit zu ihrer Hervorbringung das Bewußtseyn beygetragen haben mochte, daß ein freyer und begüterter Bauerstand der Kern der Nation und der Träger aller politischer Bedeutsamkeit des Staats sey. Doch auch dieses Bewußtseyn hätte nicht erwachen, oder wenigstens nicht wirksam ins Leben treten können, wenn ihm nicht in jenen Gefühlen Förderung und Unterstützung zu Theil geworden wäre. Nachdem nun erkannt worden war, daß der Mensch ungerechter Weise zu dem Inventarienstücke eines Landgutes herab gewürdigt worden sey, und daß die Arbeit ohne Freyheit und Eigenthum ewig des wahrhaften Segens ermangle, so wurden die Bande der Leibeigenschaft gelöst, die Lehen in unbedingten Besitzthum verwandelt, die Frohnen aufgehoben oder gemildert und die auf den Grundstücken ruhenden Lasten für ablösbar erklärt; und wo man auch noch nicht bis zum wirklichen Vollzuge dieser Maaßregeln kam, wurden sie doch vorbereitet, weil die Überzeugung allgemein geworden war, daß sie sich auf dem moralischen und staatswirthschaftlichen Standpunkte auf gleiche Art als unabweislich darbieten.

Die Sache ist aber in unsern Tagen auch oft aus dem rechtlichen Standpunkte erwogen worden,

gewöhnlich in der Absicht, um den Beweis herzustellen, daß dem Bauerstand die Lasten, die seine Person und seine Güter drücken, ohne Gebühr auferlegt worden, und daß folglich die Befreyung von denselben ein Akt der Gerechtigkeit sey, den die Regierungen auszuüben bisher pflichtwidrig versäumt haben. Gewiß ist der Vorwurf dieser Versäumniß gegründet, wo Einschränkungen und Lasten geduldet worden sind, die die Würde und das natürliche Recht des Menschen verletzen, oder mit den klaren Anforderungen der Vernunft im Widerspruche stehen. Denn ein Verhältniß, das dem höchsten Gesetze der Menschheit nicht gemäß ist, kann weder auf dem Wege des Vertrags, noch auf dem der Verjährung ein rechtliches werden. Dagegen können Verbindlichkeiten, die, bey rechtskräftigem Bestande, nach diesem Gesetze nicht als unstatthaft erscheinen, selbst wenn sie auch drückend sind, von der Staatsgewalt keines Weges ohne Zustimmung oder volle Entschädigung desjenigen, an den die Verbindlichkeiten zu erfüllen sind, aufgehoben werden, weil dadurch aus Gunst für den einen eine Verletzung der Eigenthumsrechte an dem andern verübt würde. Der Eifer für die bürgerliche und sittliche Verbesserung des Bauerstandes hat in unsern Tagen diese Unterschiede nicht immer scharf genug aufgefaßt, indem er dem einen Theile freygebig zuwandte, was er dem andern willkührlich entriß, oder gar sich Äusserungen und Verfügungen erlaubte, aus denen hervor zu gehen schien, daß er alle hergebrachten Nutzungen der Lehnherrn von dem Besitze ihrer Lehnleute für unrechtlich halte. Man sprach dabey von dem Siege der Humanität über Usurpation und Bedrückung, den aber der unbefangene Sinn in offenbaren Handlungen der Ungerechtigkeit nicht erkennen konnte.

Die Geschichte weißt es uns klärlich nach, wie der Bauer in Teutschland zur Leibeigenschaft und Hörigkeit gekommen, und wie die Lasten, die mehr und weniger noch auf seiner Person

und seinen Gütern liegen, allmählich entstanden seyen; und dieser Nachweis bestätigt die Behauptung nicht, die oft wiederholt worden, daß die Bauerngüter den Vorfahren der itzigen Besitzer derselben von den Gutsherrn, Stiftern und Klöstern, welche die Prästationen zu fordern haben, als ein bloses nutzbares Eigenthum oder erbpachtweise, als Emphytevse &c. überlassen worden, und die Bauern früher ihre Sklaven gewesen. Zwar wird damit nicht geläugnet, daß auf einer Menge Güter das beschränkte Eigenthum, so wie die persönlichen und Naturalleistungen durch Vorbehalte bey der Übergabe oder auf andere Weise vertragsmässig entstanden seyen. Nur ist diese Entstehungsart nicht als Regel zu betrachten, und dem ersten Ursprunge des itzigen gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisses fremde. Dieser findet sich im Gegentheile in der Unterdrückung, die das Stammhaupt des freyen Gemeindewesens an seinen Genossen, oder der Eroberer an den Landesbewohnern ausübte, und die dann durch das von den Franken in Teutschland geltend gemachte Ministerial- und Lehnsystem gesetzlich wurde, und im Fortlaufe der Zeit sich immer mehr befestigte und erweiterte. So wurde der Ritter und der Priester der Erb- und Leibherr des Bauren, der Bauer aber sein Leibeigener und Eigenbehöriger, oder — wo die Unterordnung sich milder bildete, — wenigstens sein Erbunterthan, sein Grundhold und sein dienst- und zinspflichtiger, oder auch mit seinem Gute leibfälliger Hintersasse. Am schwersten lag bisher das Joch der Leibeigenschaft auf den Bewohnern der ehemaligen slavischen Lande im teutschen Norden. Das erklärt die Geschichte Heinrichs, des Löwen. Der Eroberer fand die Ureinwohner jener Lande frey, blos zu einem mässigen Zins gegen ihre Häuptlinge gehalten. Aber an die Stelle derer, die er ausgerottet hatte, setzte er teutsche Colonisten, denen man auflegen konnte, was man wollte, da sie das ledige Land

als Geschenk erhalten hatten; die Slaven dagegen, die man noch in ihren Ursitzen duldete, durften sich über keine ihnen aufgebürdete Last beschweren, ohne als undankbar gegen diejenige zu erscheinen, die sie hätten vertreiben oder gar tödten können. — Wo irgend in Teutschland ein solches Verhältniß gewurzelt hatte, blieben die, denen es zum Nutzen gereichte, nicht unthätig, um es zu befestigen, der Bauernstand aber hatte nirgends einen gesetzlichen Vertreter und nirgends gegen die überlegene Macht der Zwingherrschaft einen Helfer. Sogar haben wir ein Beyspiel von Leibeigenthum, das sich erst aus dem sechszehnten Jahrhundert datirt, da nämlich der König Friedrich I. von Dänemark, den eine Adelsinsurrektion auf den Thron erhoben hatte, von dem Christian II. verdrungen worden war, dem Adel in Schleswig und Holstein die Patrimonialgerichtsbarkeit verlieh, welches Geschenk die Geschenknehmer so zu benützen wußten, daß später ihre Hintersassen zu ihren eigenen Leuten wurden, bedrückt von allen Bürden schonungsloser Herrschaft.

Wenn aber auch das Zeugniß der Geschichte erhärtet, daß die ursprüngliche Entstehung der bäuerlichen Leistungen durch Gewalt und Furcht vor Bedrückungen veranlaßt sey, und daß Gewalt und Mißbrauch das Joch immer härter gebunden haben, so ist damit doch die Meynung derjenigen bey weitem noch nicht gerechtfertigt, die, im revolutionären Sinne, darauf bestehen, daß der Bauer und sein Gut ohne weiters aller ihrer Bürden entlastet werden müssen, ohne die Widersprüche der Eigenthümer zu achten, die dadurch in ihren bisherigen Nutzungen verkürzt werden. Wenn diese Entlastung der Staat zum Besten solcher Bauern verfügt, die ihm selbst zu Zinnsen und Frohnen gesessen sind, so thut er etwas an sich gewiß sehr Edles und Dankenswerthes, und es bleibt seiner Weisheit überlassen, ob er diese Gunst einer Klasse der Staatsbürger ohne den Vorbehalt einer Entschädigung

für die Gesamtheit angedeihen lassen will. Auch ist er nicht nur befugt, sondern sogar verpflichtet alle diejenigen persönlichen und dinglichen Dienstbarkeiten, die den Stempel rechtlicher und moralischer Richtigkeit an sich tragen, unbedingt aufzuheben, an wem auch der Bauer vermöge des Herkommens dieselben zu leisten haben mag. Dagegen können gesetzmässige Nutzungen von dem bäuerlichen Besitze, die von Privaten in guter Treue erworben und ohne Mißbrauch genossen worden sind, den Erwerbern nicht durch Aussprüche der landesherrlichen Machtvollkommenheit entrissen, sondern blos auf dem Wege des freywilligen Vertrags und bey einer dem cedirenden Theil genügenden Entschädigung modificirt oder aufgehoben werden. Dieß fordert die Maxime der Gerechtigkeit, die die unverbrüchliche Regel aller die Verhältnisse des Staatslebens ordnenden Anstalten seyn muß, und deren Verletzung in der Humanität oder Wohlthätigkeit der beabsichtigten Zwecke nur eine scheinbare Entschuldigung finden könnte.

An diese Maxime wird nicht ohne Veranlassung in der gegenwärtigen Zeit erinnert, indem die beyden politischen Partieen, die durch ihre Kämpfe diese Zeit bewegen, so oft faktisch sich zu dem jedes System zerstörenden Grundsatze bekannt haben, daß es erlaubt sey, das Gute und das Zweckmässige auf Kosten des Rechten zu thun. Aber es soll diese Erinnerung den erwachten Eifer für die Erleichterung des Bauerstands und für eine ihm selbst und der Gesamtheit heilsame Bildung seiner Eigenthums- und Wirthschaftsverhältniße keines Weges aufhalten. Im Gegentheile wünschen wir, daß er immer thätiger sich erweise, und in seinen Erfolgen immer mehr gedeihe, weil das kräftige Leben des Staates seine Wurzel und seine Erhaltungsquellen in dem Stande hat, der durch seine Zahl und durch die Dienste, die er den andern Ständen leistet, der Stamm und die Grundlage des Ganzen ist. Derselbe kann aber diese seine Bestimmung nur dann erfüllen, wenn die Bande seiner Dienstbarkeit gelöst, die Beschränkungen seines Besitzes aufgehoben, die Hemmnisse seines Fleisses beseitigt, seine Bürden erleichtert, und in allen diesen Bestrebungen mit der Umsicht und Billigkeit verfahren wird, die das wahre Interesse des Bauern, so wie der national- und staatswirthschaftliche Zweck fordern. Würde aber, nachdem die Erleichterung wirklich zu Stande gebracht worden, dem Landmanne das, was ihm auf diesem Wege zu Gute gekommen, durch die erhöhten Abgaben an den Staat wieder entzogen, so endigte sich die Sache auf eine leere Täuschung, und man müßte es dem Getäuschten verzeihen, wenn er sich wieder in die alte bessere Zeit der Hörigkeit und Erbunterthänigkeit zurück sehnte

---

Amtliche Ansicht des politischen Verhältnisses, in dem der teutsche Bund zu den grossen Mächten steht.

(Aus dem Berichte des Ausschusses zur Ansicht über die Preßgesetze, der in Betreff des teutschen Beobachters am 30. März d. J. der Bundesversammlung vorgelegt worden.)

Der teutsche Bund besteht aus Staaten, die verschieden sind an Größe und Macht, verschieden durch ihre Verfassungen und Partikularinteressen. Hierdurch wurde der Charakter des Bundes bestimmt. Er mußte ein friedlicher seyn, nur dazu gegründet, um den Bundesstaaten jenen Schutz nach Aussen und Innen zu gewähren, den sie sich als Einzelstaaten nicht zu verschaffen im Stande waren. So kam es, daß, nach Art. 2 der Bundesakte, der Zweck des Bundes in die Erhaltung der äussern und innern Sicherheit Teutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen teutschen Staaten gesetzt wurde. Der Bund kann deshalb, ohne von seinem Grundcharakter abzuweichen, niemals ein offen-

swer werden. Der Artikel 35 der Wiener Schlußakte sagt in dieser Beziehung ausdrücklich: „Der Bund hat als Gesamtmacht das Recht, Krieg, Frieden, Bündnisse und andere Verträge zu beschliessen. Nach dem im 2 Artikel der Bundesakte ausgesprochenen Zwecke des Bundes, übt derselbe aber diese Rechte nur zu seiner Selbstvertheidigung, zur Erhaltung der Selbstständigkeit und äußern Sicherheit Teutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Bundesstaaten aus." Hierdurch wurde dem Bunde, als Gesamtmacht, seine Stellung im europäischen Staatenverein auf das bestimmteste angewiesen. Im Mittelpunkte Europa's gelegen, sollte er als allgemeiner Friedenswächter dienen. Den Damm soll er bilden, an dem sich jeder Strom brechen müßte, von dem Europa bedroht würde. Keinem Nachbarstaate Besorgnisse einflößend, sollte er dennoch groß und stark seyn, um jeden Angriff auf seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zurückzuweisen. Im Innern aber sollte er ein Bild der Ruhe und des Friedens darbieten, an dem sich das Auge laben könnte, das nur allzuhäufig durch den Anblick der Gräuelscenen ermüdet, welche die Annalen anderer Staaten beflecken. Dadurch aber, daß Teutschland gegen das Ausland, wie im Innland, in Ruhe und Frieden bliebe, sollte es der gesamten Welt Bürgschaft leisten für die Erhaltung der Civilisation, die nur allzuleicht im Kampfe untergeht. Damit aber der Bund seinem hohen Berufe genügen könne, ist die Eintracht unter sämmtlichen Bundesgliedern die unerläßliche Bedingung. Nur alsdann kann er hoffen, die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der im Bunde begriffenen Staaten zu bewahren und die innere und äußere Sicherheit Teutschlands zu erhalten. — Damit aber diese Eintracht niemals aus dem Bunde weichen möge, deshalb gerade haben die Bundesglieder sich einer gemeinsamen Gesetzgebung, der des Bundes, unterworfen. Die Gesetzgebung darf mithin niemals dazu benutzt werden, um Zwietracht im Bunde zu nähren, und wohl gar mit den Formen des Gesetzes zu bekleiden. Die Eintracht der Bundesglieder muß in der That, wie in der Gesinnung, bestehen. Nur wenn dieses der Fall ist, läßt sich ein positives Zusammenwirken zu Erreichung der Bundeszwecke gedenken. Im entgegengesetzten Falle würde der Bund nur dem Namen nach bestehen; zusammenstürzen aber müßte er, sobald er durch die Zeitereignisse zum Handeln aufgefordert würde. Je höher aber der Zweck des Bundes, und je grösser das von allen Bundesstaaten gefühlte Bedürfniß der Eintracht ist, desto sorgfältiger muß Alles vermieden werden, was Störungen zwischen den einzelnen Bundesstaaten veranlassen könnte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß durch diese Betrachtungen vorzüglich der Bundesbeschluß vom 20. September 1819 veranlaßt wurde. Es war Augenscheinlich geworden, daß die Eintracht unter den Bundesgliedern nicht bestehen könne, wenn jeder Bundesstaat fortwährend der Gefahr blosgestellt bliebe, sich durch die in den übrigen Bundesstaaten gedruckten Schriften auf jede Weise verunglimpft und angegriffen zu sehen, ohne dagegen die erforderliche Abhülfe zu erhalten. Es mußte sogar dem Gedanken Raum gegeben werden, daß durch so lang fortgesetzte Angriffe gegen andere Staaten zuletzt ein Nationalhaß zwischen den verschiedenen teutschen Völkerstämmen erzeugt werden könnte, durch welchen das innerste Wesen des Bundes zerstört werden müßte. Das Hauptmotiv des Beschlusses vom 20. September 1819 wird deshalb auch alsdann noch bestehen, wenn die Zeit abgelaufen ist, für welche er gefaßt wurde. Wenn gleich aber der Bund nur ein friedlicher ist, wenn er nach nichts strebt, als nach Erhaltung der Selbständigkeit und Unverletzbarkeit seiner Glieder, wenn er demnach nicht das nämliche Interesse an den großen Welthändeln hat, als jene Mächte, die gleich geeignet sind, offensiv wie defensiv aufzutreten, so kann er dennoch von dem politischen

Systeme nicht unberührt bleiben, das von den ihn umgebenden Staaten aufgestellt und festgehalten wird. — Er kann dies um so weniger, als er unter seinen Mitgliedern Mehrere zählt, die zugleich als europäische Mächte unmittelbaren Antheil an den großen Weltbegebenheiten nehmen. Dermalen aber umschlingt ein gemeinsames Band die meisten Staaten Europa's. Vereinigt sind sie zu dem grossen Zwecke, das Bestehende zu erhalten, jeder Revolution in ihrem Innern zu steuern, der Anarchie überall Schranken zu sezzen, und auf diese Weise den wahren Frieden, unter dessen Schutz allein die Wohlfahrt der Völker gedeihen kann, zu erhalten. Diesem in der Deklaration von Verona vom 14. December 1822 neuerdings ausgesprochenen Zwecke der Monarchen von Österreich, Preussen und Rußland konnte der Bund seine Bewilligung nicht versagen; und noch in der vierten dießjährigen Sitzung sprach diese hohe Versamlung die Übereinstimmung des Bundes mit den weisen und erhaltenden Grundsätzen der Mächte aus. Selbst aber, wenn keine solche ausdrückliche Anerkennung vorläge, so müßte der Bund sich zu dem nämlichen Systeme bekennen, das von den vorhin genannten Mächten seine Entwiklung erhalten hat. Es wird hier wohl kaum einer Andeutung bedürfen, daß jenem Systeme das Princip der Legitimität zum Grunde liegt, und daß es gegen das Princip der Volkssouverainität gerichtet ist, in dessen Gefolge sich übrall die Anarchie zeigt. Das Princip der Legitimität hat nun aber durch den Bund eine grundgesetzliche Sanction erhalten. — Der Artikel 57. der Wiener Schlußakte sagt: „Da der teutsche Bund, mit Ausnahme der freyen Städte aus souverainen Fürsten besteht, so muß, dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zufolge, die gesamte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben, und der Souverain kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden.“ Hierdurch ist dem Bunde der Weg vorgezeichnet, den er in dem grossen Kampfe, der gegenwärtig Europa in Bewegung sezt, zu verfolgen hat. — Sein System kann kein anders seyn, als das der Mächte, und wenn demnach einzelne Bundesglieder sich mit dem Systeme des letzteren in Opposition setzen könnten, würden sie sich eben dadurch einer Abweichung von den Grundgesetzen des Bundes schuldig machen. — Alle Angriffe, welche in dieser Beziehung gegen die Mächte gerichtet werden, treffen somit in ihren mittelbaren Folgen gleichfalls den Bund: denn es handelt sich hier um Prinzipien, die in ihrer Anwendung auf den einen Staat nicht angegriffen werden können, ohne es auch in Beziehung auf den andern Staat zu werden, der sich zu eben diesen Prinzipien bekennt.

Literatur.

Beschreibung von Wirtemberg, nebst einer Uebersicht seiner Geschichte. Von J. D. G. Memminger. Zweyte Auflage 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1823. XX. und 703 Seiten — Der verdiente Beyfall, der diesem Werk bey dem würtembergischen und ausländischen Publikum zu Theil geworden, hat schon im dritten Jahre nach seiner ersten Erscheinung*) eine neue Ausgabe desselben nothwendig gemacht, die aber durch den unermüdet forschenden und nachbessernden Fleiß des Verfassers sich an Umfang und Innhalt so vortheilhaft unterscheidet, — ut poene novum opus videri possit. Die geschichtliche Abtheilung hat zwar in der Hauptsache wenige Veränderungen erlitten, desto mehr aber in den einzelnen Theilen, und einen ganz neuen Abschnitt hat sie in dem Rückblick auf den bürgerlichen und Culturzustand während der Zeit des Herzogthums erhalten. Eine gänzliche Umarbeitung wurde mit der statistischen Abtheilung vorgenomen, die Volkskunde von der Staatskunde getrennt, und jedes Verhältniß mit möglichster Genauigkeit dargestellt, die Berechnung des reinen Nationaleinkommens aber, nach Lieferung der dazu erforderlichen Grundlagen, dem prüfenden Leser überlassen. Bey der topographischen Abtheilung, da sie in der ersten Ausgabe fast allgemein zu kurz gefunden wurde, ist vorzüglich auf ihre Erweiterung Bedacht genommen, und sie erscheint daher izt um mehr, als das Gedoppelte vergrössert. Eine neue sehr schäzbare Zugabe sind die beygeschlossenen topographisch-statistischen Tabellen, in denen von jedem Oberamt der Flächenraum, die Zahl der Einwohner, der Wohnstätte, der Gebäude mit ihrem Brandversicherungs- und Katasteranschlage, dann das Grundeigenthum in seinen verschiedenen Abtheilungen und der Viehstand angegeben ist. Auf solche Weise hat der würdige Verfasser dieß in der teutschen statistischen Literatur so ausgezeichnete Werk auf einen hohen Grad von Vollkommenheit erhoben. Dabey ist er aber so gerecht auch den Antheil dankbar zu anerkennen, der an dem Verdienstlichen seiner Arbeit der Regierung zukommt, „die überall selbst „Licht verbreitend, das Licht der Welt nicht zu scheuen braucht.“

*) s. Nat. Chr. d. T. 1820 Nr. 12.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



26. July 30. 1823.

— — Hoffnung!
Umstrahl mit heil'gen Zeichen
Die stolzen Vatereichen,
Verlaß, verlaß die Teutschen nicht!

Steuber.

Teutsches Handelswesen.

(Eingesandt.)

Der Gegenstand des dermaligen allgemeinen Gesprächs ist der in der 14ten Sitzung am 30. März d. J. von der hohen teutschen Bundesversammlung in Bezug auf den teutschen Beobachter gefaßte Beschluß, noch mehr aber der bey diesem Anlasse von dem Großherzoglich-Badischen Herrn Bundstagsgesandten Freyherrn von Blittersdorf Namens des Ausschusses erstattete Bericht.

So verschieden auch die Meinungen hierüber sind, so stimmt man doch allgemein darin überein: es werde, verfolge man die in diesem Vortrage aufgestellten Grundsätze konsequent, bald Manches zur Sprache und Ausführung kommen müssen, wofür sich der allgemeine Wunsch schon lange wiederholt ausgesprochen, und worüber die Zeit, hinsichtlich des Nutzens und der Zweckmäßigkeit der Sache, jeden Zweifel schon lange gehoben habe.

Dazu rechnet man hauptsächlich die Berathung und den wirklichen Vollzug des 19ten Artikels der Bundesakte.

Diese Meinung ist um so natürlicher, als man bisher wegen dieses Nichtvollzugs überall ungemein leidet.

Die Gründe für solchen Glauben und Hoffnung schöpft man aus dem erwähnten Vortrage selbst, und zwar aus folgenden darin enthaltenen Sätzen:

„Der teutsche Bund besteht aus Staa„ten verschieden an Größe und Macht, „verschieden durch ihre Verfassungen „und Partikularinteresse. Hierdurch „wurde der Charakter des Bundes be„stimmt. Er mußte ein friedlicher „seyn, nur dazu gegründet, um den „Bundesstaaten jenen Schutz nach „Außen und Innen zu gewähren, den „sie sich als einzelne Staaten nicht „zu verschaffen im Stande waren ꝛc.

„Im Mittelpunkte Europa's gele„gen, sollte er als allgemeiner Frie„denswächter dienen. Den Damm „sollte er bilden, an dem sich jeder „Strom brechen müßte, von dem Eu„ropa bedroht wird. Keinem Nach„barstaate Besorgnisse einflößend,

„sollte er dennoch groß und stark „seyn, um jeden Angriff auf seine „Unabhängigkeit und Selbstständig„keit zurückzuweisen.

„Im Innern aber sollte er das „Bild der Ruhe und des Friedens „darbieten, an dem sich das Auge la„ben könnte, das nur allzuhäufig „durch den Anblick der Greuelsscenen „ermüdet, welche die Annalen ande„rer Staaten beflecken.

„Dadurch aber, daß Teutschland „gegen das Ausland wie im Inn„land, in Ruhe und Frieden bleibe, „sollte es der gesammten Welt Bürg„schaft leisten, für die Erhaltung der „Civilisation, die nur allzuleicht im „Kampfe der Partheien untergeht.

„Damit aber der Bund seinem ho„hen Berufe genügen könne, ist Ein„tracht unter sämmtlichen Bundes„gliedern die unerläßliche Bedin„gung ꝛc.

„Im entgegengesetzten Falle würde „der Bund nur dem Namen nach be„stehen; zusammenstürzen aber müßte „er, sobald er durch die Zeitereig„nisse zum Handeln aufgefordert „würde.

„Je höher aber der Zweck des Bun„des, und je größer das von allen „Bundesstaaten gefühlte Bedürfniß „der Eintracht ist, desto sorgfältiger „muß alles vermieden werden, was „Störungen zwischen den einzelnen „Bundesstaaten veranlassen könnte ꝛc.

Eines Commentars bedürfen diese Sätze nicht, auch kann es weder Täuschung noch Vermessenheit seyn, daraus für den Vollzug des 19ten Artikels der teutschen Bundesakte sichere gegründete Hoffnungen zu schöpfen.

Schutz nach Innen und Aussen soll der Bund dem Gesamten, wie dem Einzelnen, der sich selbst gegen den unbilligen Nachbarn des Schadens und der Unbild nicht erwehren kann, verschaffen.

Er solle den Damm bilden, an dem sich jeder Sturm brechen müßte, von dem Europa bedroht würde.

Die Urgrundlagen eines solchen Dammes sind aber der Landbauer, der Gewerbsmann, der Handelsstand, sohin mehr als Dreyviertheile des gesamten Volks. Werden diese in der größtmöglichsten Entwicklung ihrer Kraft und ihrer Thätigkeit nicht gehemmt, sondern durch weise Gesetze von den Regierungen darin geleitet, geschützt; dann ist der Damm unerschütterlich, und unwirksam werden alle Doktrinen, die nur theoretische Spekulationen, und keine Realität zum Grund haben, an ihm scheitern.

Im Innern solle der Bund das Bild der Ruhe und des Friedens darbieten, an dem sich das Auge laben könnte; also nicht an, im Herzen Teutschlands zwischen Schmuglern, Zollwächtern und Gensd'armen wiederholt vorfallenden Scharmützeln. Nicht auf unzählige Schlagbäume, nicht auf die Leichen erschlagener Grenzwächter und Zolldefraudanten, solle das Auge stoßen, sondern sich laben an einem freyen, durch Gesetze geregelten Austausch und Verkehr.

Teutschland solle der Welt Bürgschaft leisten für die Erhaltung der Civilisation. — Diese Bürgschaft liegt aber einzig in der höchsten Blüthe des Ackerbaues, des Gewerbfleißes, des Handels; das einzige Mittel diese zu erreichen ist: eine ungehinderte lebhafte freie Circulation aller Produkte

im größtmöglichsten Raume: die Entfernung alles dessen, was die niedern Volksklassen zum Betruge reizt, und die Unsittlichkeit befördert ꝛc.

Sehr leicht liesen sich diese Folgerungen, gestützt auf den Vortrag des Großh. Badischen Herrn Bundestagsgesandten noch weiter fortführen; allein das Angeführte genügt, es begründet vollkommen, bleibt man anders folgerecht, die Hoffnung auf die endliche Erfüllung so lange gehegter Wünsche, und läßt mit gutem Grunde annehmen, es seye

1) die bisher allgemein obwaltende Vermuthung, als stehen die beyden großen teutschen Mächte einer kommerziellen Vereinigung der Staaten zweyten und dritten Rangs entgegen, unwahr, indem es denselben erwünscht seyn müsse; dadurch die aus der Isolirung entstandenen allgemeine große Unzufriedenheit zu beseitigen; größere Berührungspunkte, mit denen er sich, falls ihnen diese oder jene Verhältnisse ein so gleiches Anschließen nicht gestatten sollten, zu heben, um sich damit nach und nach in Verbindung zu setzen. Auf daß

2) der 19te Artikel (der ebenfalls kein todter Buchstabe bleiben darf) endlich ins wirkliche Leben trete und in vollen Vollzug gebracht werde; ganz nach den eigenen Worten und dem Sinne der heiligen Bundesakte, in welcher die Monarchen im Angesichte der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß zu erkennen geben, „sowohl in „der Verwaltung ihrer Staaten, als „in den politischen Verhältnissen mit „jeder andern Regierung zur Richt„schnur zu nehmen, nämlich die Vor„schriften der Gerechtigkeit, der christ„lichen Liebe und des Friedens, die, „weit entfernt, blos auf das Privat„leben anwendbar zu seyn, vielmehr auf „die Entschlüsse der Fürsten unmittel„baren Einfluß haben, und alle ihre „Schritte leiten müssen, da sie das „einzige Mittel sind, die menschlichen „Einrichtungen fest zu begründen und „deren Unvollkommenheiten abzuhel„fen."

Der Philosoph und der Politiker.

Eines der geachtetsten teutschen literarischen Journale hat uns kürzlich kritische Betrachtungen über Bignon's berühmtes Werk Les Cabinets et les Peuples gegeben, die zum Beweise dienen können, daß, wie im bürgerlichen auch im wissenschaftlichen Leben, das Richteramt nicht immer von solchen verwaltet werde, die in ihrer geistigen Tüchtigkeit den Beruf dazu erhalten haben. Gewiß hat jeder teutsche Leser dieses Werks, dem das Organ für die Auffassung seines Innhalts nicht fehlte, viele Ansichten, Räsonnements und Behauptungen in ihm gefunden, die ihm als unbegründet, einseitig und gehaltlos erschienen sind, und es in seiner Weise mit einem fortlaufenden Commentar begleitet, der oft die Gestalt einer Widerlegung erhalten mußte. Unmöglich aber konnten Leser von der besagten competenten Classe den selbstständigen, klaren, und tiefen politischen Geist verkennen, durch den dieses Werk seinen eigenthümlichen Charakter erhält und seine ausgezeichnete Stelle in der Literatur des Tages einnimmt. Daß jedoch nicht jedermann den Sinn habe, um das Wehen dieses politischen Geistes zu empfinden, bewährt durch sein Beyspiel der Verfasser der besagten kritischen Betrachtungen.

Daß der Recensent höher stehen müsse, als sein Autor, ist eine Regel, die alle Welt anerkennt

kannt; aber wir finden sie bey weitem nicht in allen Recensionen bestätigt. Der Kritiker von dem hier die Rede ist, sucht jeden Zweifel, der in dieser Beziehung gegen ihn entstehen möchte, dadurch niederzuschlagen, daß er seine Superiorität über Hrn. Bignon selbst ankündigt. Es mag allerdings gutmüthige Leute geben, die diese Ankündigung für baare Münze aufnehmen; aber andere die minder gutmüthig sind, werden die Probe derselben in der Arbeit des Recensenten suchen, und wir besorgen sehr, daß diese Probe nicht zu seinem Vortheile ausfallen dürfte.

„Niemand, versichert er, werde in Abrede „seyn, daß ein philosophischer Geist den „politischen Schriftsteller leiten müsse, um vor„gegangene Dinge nach ihren Ursachen und Fol„gen, nach ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem „Zusammenhange zu erwägen und zu beurtheilen; „und es sey die beste Philosophie die beste Füh„rerinn auf dem Wege der Zeitgeschichte." Das sind gewiß sehr verständige Worte, die jeder einsichtsvolle und nüchterne Mann unterschreiben wird, aber nur nicht in dem Sinne, in dem unser Kritiker sie nimmt. „Die tiefere Kathe„derspeculation in Teutschland, fährt er „fort, habe keinen Eingang bey den Franzosen „gefunden, die seit langem Durchweg nur mit „einem seichten Materialismus sich behol„fen, und nicht einmal Kant verdauen können, „viel weniger die spätern Naturphilosophen. „Eine solche Entfernung, fährt er dann fort, von „tief ergründender Speculation, welche Hr. Big„non mit seinen Landsleuten theile, müsse ihm „vor dem Blicke des weiter schauenden wis„senschaftlichen Kenners grosse Blössen ge„ben, ja eigentlich seine Ansichten zur Parodie „der absoluten höhern Wahrheit machen."

Der arme Bignon! Er ist wohl ein recht geistvoller Mann; er überschaut die Verhältnisse der Staaten auf einem hohen Standpunkte; ein Erfahrung reiches Leben hat seinen Blick geschärft; die Geschichte aller Jahrhunderte hat ihm ihre Lehren gegeben; er ist in die Weisheit der größten Schriftsteller aller Nationen eingeweiht. Dessen ungeachtet gebührt ihm keine Stimme auf dem Markte der Politik. Denn die tiefern Kathederspeculationen der teutschen sind ihm fremd geblieben; er hat weder Kant, noch Fichte, noch Schelling gelesen; er ist ein seichter Materialist, ganz entblößt des Geistes, der die Empfänglichen aus der Schulphilosophie anweht, und der der einzige sichere Spiritus rector für alle diejenigen ist, die über das Recht und die Ordnungen der Völker urtheilen und rathen wollen.

Indessen kann auch ein teutscher Katheder-spekulant und Schulphilosoph einem solchen französischen Materialisten gegen über unrecht haben, ein Fall, der, wie wir sogleich klärlich darthun werden, unserm Kritiker in der That begegnet ist. Als ein muthiger Kämpfer greift er den Stier bey den Hörnern an, d. h. er führt den Beweis für die unphilosophische Erbärmlichkeit des Hrn. Bignon schon aus dem Titel seines Buches. „Dieser Titel, bemerkt er, könne den Gedanken veranlassen, als wären die Cabinette etwas für sich und die Völker desgleichen, als wollten die Cabinette etwas für sich und die Völker desgleichen, als bildeten beyde überhaupt einen Dualismus, während nach der höhern Alleinheit, in der die Widersprüche des Seyns sich auflösen, die Cabinette nichts wollen und denken, ohne die Völker und umgekehrt, auch ein Cabinet nichts anderes ist, als der zusammengezogene Geist des Volks und das Volk nichts anders als der ausgedehnte Geist des Kabinets." Hier hat unser Philosoph neben das Ziel geschossen, und sich eines Fehlers schuldig gemacht, den man keinem Anfänger der Logik verzeiht, indem er das Reale mit dem Idealen, und das Historische mit dem Sittlichen verwechselt. Allerdings will die Vernunft, daß zwischen den Cabinetten und den Völkern die reinste Harmonie bestehen soll, und das Problem des Staates findet nur in dieser Harmonie seine vernunftmäßige Auflösung. Wenn sich nun aber zwischen beyden eine Entzweyung findet, die sich durch Verschiedenheit der Meynungen und durch offenes Widerstreben ankündigt, ist es dann nicht erlaubt, die Meinungen zu berichtigen, die Partheyen zu berathen, und Versöhnungsversuche zu machen? Was thut Bignon anders? — Indem übrigens unser Kritiker den Dualismus nicht wahrnimmt, den in unsern Tagen in so manchen Ländern die Cabinette und die Völker gebildet haben, so ist dieß nur daraus erklärbar, daß sich der Schulstaub um ihn her zu einem undurchsichtigen Nebel empor getrieben, und da ihm derselbe die Wirklichkeit gänzlich verdeckt, so construirt er sie a priori aus Ideen, bey welchem Verfahren bekanntlich der Mensch immer eine weit vollkommenere Welt hervorbringt, als diejenige ist, die der liebe Gott in seiner Weisheit erschaffen hat.

Daß aber der besagte undurchdringliche Nebel, oder die Lorgnette der Kathederspeculation,

mit der unser Philosoph aus seiner Studierstube in das Leben hinaus schaut, ihm die Wirklichkeit jämmerlich entstelle, davon findet sich in seinem Raisonnement ein noch augenscheinlicherer Beweis. Er macht dem armen Bignon die bittersten Vorwürfe darüber, daß er die Meynung so oft wiederholt, das System der Stabilität wirke hemmend gegen die Wünsche der Völker, welcher Meynung er sich bey einer auch nur geringen Bekanntschaft mit den Resultaten teutscher Speculation entschlagen haben würde. „Alles was ist — wird dann versichert — „sey vernünftig, — jedes Volk habe denjenigen Zustand, der für dasselbe tauge, — das „unruhige Streben und die Veränderungsliebe „seyen deßhalb unvernünftig, und eigentlich die „Erbsünde, welche die Menschen aus dem stabilen Paradiese vertrieben. Die Stabilität „sey das einzig Vernünftige.“ — Wenn das die Resultate der teutschen Speculation wären, so gehörten alle teutschen Speculanten samt und sonders in das Narrenhaus, und zwar nicht nur wegen der Geistesverwirrung, von der sie ergriffen sind, sondern hauptsächlich wegen des höchstgefährlichen, alle gesellschaftlichen Verhältnisse auflösenden und revolutionären Charakters ihrer Lehren. Denn wenn nur das, was besteht, vernünftig ist, und die Stabilität als der Urgrund des Rechts gilt, so war die Pflanzung des Christenthums ein Aufruhr gegen das Judenthum und Heidenthum, die Reformation Luthers war eine Empörung gegen die römische Kirche, die Entthronung Napoleons war ein Act frevelhafter Gewalt, die meisten Regenten von Europa tragen ihre Kronen illegitimer Weise, und jede Regierung, wenn sie in der Verwaltung oder Gesetzgebung etwas Neues anordnet, ja wenn sie nur die Uniformen der Polizeydiener ändert, giebt dadurch ihren Unterthanen das Recht zur Rebellion.

Der Professor Gratz und der Pastor Binterim.

(Eingesandt).

Hr. Anton Joseph Binterim, Pfarrer in der Vorstadt von Düsseldorf, nachdem er durch mehrere Schriften von polemischer Richtung und durch rüstige Theilnahme an der Mastiaurischen Literatur Zeitung und an dem Mayntzer Katholiken sich als einen eifrigen Kämpfer für das Systemdes Ultramontanismus erwiesen, hat in dem Kreise, in dem solches Beginnen Lob und Beyfall, und wohl auch Belohnung findet, seinen Ruhm durch einen Angriff auf den würdigen und vielseitig verdienten Herrn Professor Gratz in Bonn vermehrt.*) Es sind Katholische Bemerkungen, mit denen er gegen den Commentar des letztern über das Evangelium Matthäi zu Felde zieht, und er scheint derselben seinen Köcher recht voll zu haben, da er sie als die erste Decharge ankündigt, der also noch mehrere nachfolgen werden. Die Art aber wie er seine Waffen bezeichnet, erregt den Verdacht gegen ihn, daß es hier auf keinen offenen, dem Kriegsgebrauch gemässen Kampf abgesehen sey. Denn der Gratzische Commentar ist ein sehr gelehrtes, auf dem selbstständigen Grunde der Wissenschaft beruhendes Werk, das also nur wieder mit gelehrten Waffen, d. h. mit solchen, welche Philologie, Kritik und Geschichte gewähren, angegriffen werden darf. Überdieß ist Hr. Binterim, wie derjenige, dem er den Handschuh zu den Füssen geworfen, Doctor der Theologie, weßwegen er sich verpflichtet achten muß, in seiner Rüstung so wohl als in der Art seiner Kriegführung alles zu verschmähen, was das reine literarische Interesse nicht gestattet. Aber indem er die Position seines Gegners mit einem Strome Katholischer Bemerkungen abzuschneiden und zu überschwemmen sucht, trägt er darauf an, ihn durch Verketzerung zu Grunde zu richten. Diese Manier ist nicht neu; sie ist im Gegentheile sehr verbraucht. Aber wie verderblich sie auch dem Gegner werden mag, so entehrt sie doch in jedem Falle den Angreifer, weil sie immer das Geständniß enthält, daß man verzweifelt sey, den Sieg im redlichen Kampfe und mit gleichen Waffen zu erfechten.

Unterdessen hat dieses Stratagem dem Herrn Binterim bey weitem nicht den beabsichtigten Dienst geleistet; es ist ihm im Gegentheile gänzlich mißlungen. Hätte er das Terain gekannt, auf dem er seine Operationen begann, so würde er einen solchen mißlichen Erfolg voraus gesehen haben. Denn Hr. Gratz ist ein gelehrter und consequenter Mann, und den Grundsätzen treu,

*) S. Katholische Bemerkungen zu dem kritisch-historischen Commentare über das Evangelium des Matthäus des Dr. Gratz, von A. J. Binterim rc. rc. I. Lieferung. 8. Maynz 1823.

auf denen das System der katholischen Kirche beruht. Aber er scheidet sorgfältig und furchtlos die Bestimmungen, die menschliche Willkühr, scholastischer Wahn, mönchischer Aberglauben und priesterliche Herrschsucht jenen Grundsätzen angesetzt, von ihnen los, um so den reinen Sinn der Kirche herzustellen und ihre hohe Würde zu erhalten. Dieser Scheidungsproceß war von jeher die Lebensaufgabe aller der apostolischen Männer, die den Beruf des Priesterthums nicht im Buchstaben sondern im Geiste erkannt haben; durch denselben haben sie aber auch von jeher die Seufzer der „heiligen Einfalt" und den Haß des Pfaffenthums auf sich gezogen, und immer erleichterte sich der letztre sein polemisches Streben gegen sie dadurch daß er sie nicht widerlegte, sondern verketzerte. Die Thorheit beredete sich, daß man am leichtesten mit einer mißfälligen Lehre fertig werde, wenn man über die Bekenner derselben das Anathema ausspricht.

Hr. Binterim, um auch auf diesem Wege seinen Gegner extra statum nocendi zu setzen, hat gewiß nichts versäumet, was dazu dienen könnte, um ihm das Siegel der Ketzerey auf die Stirne zu drücken. Aber alle seine Bemühungen sind vergeblich gewesen. Er hat die klarsten Aussprüche des Hrn. Gratz entstellt und gemißdeutet; er hat seinen Worten Gewalt angethan, um einen fremden Sinn in sie einzuschwärzen; er hat Consequenzen erfunden, die mit den Prämissen nicht in dem mindesten Zusammenhange stehen; er hat ihm ein Verbrechen daraus gemacht, daß er in seinen exegetischen Studien protestantische Theologen benützte; er hat ihn für einen Gesellen der lutherischen Häresiarchen Paulus und Thieß erklärt; er hat Sätze bestritten, die nicht in dem Commentar stehen, um dadurch die Meynung zu erregen, als ob sie wirklich darinn stünden. Man muß gestehen, daß er durch alle diese Kreuz- und Querzüge den Beweis vollständig hergestellt hat, daß er in der jesuitischen Art von Kriegführung kein Fremdling sey. Indessen hat er in der Hauptsache doch einen vergeblichen Feldzug gethan; er hat in dem Commentar auch nicht eine einzige Ketzerey nachzuweisen vermocht; Hr. Gratz dagegen hat ihm, unter Begleitung der erforderlichen Belege, vor dem Angesichte des gesammten Publicums, Brief und Siegel darüber ausgestellt, daß er ein Verläumder sey. *)

*) S. Ein Wort an das Publikum über Pastor Binterim als Verläumder 8. Maynz 1823.

Alle Unbefangenen erkennen hieraus, daß sich dieser Krieg zum Nachtheile des Angreifers geendigt habe, in so ferne nämlich der Sieg dem jenigen zugeschrieben werden muß, dem die Rettung der guten Sache und der Ehre gelungen ist. Schwerlich wird aber dieser Ausgang den Hrn. Binterim beunruhigen, oder einen Zweifel gegen das Verdienstliche und Rühmliche seines Angriffs in ihm aufkommen lassen.

Es wird Niemand ihm den Wahn nehmen, daß er durch denselben Gott einen Dienst geleistet habe; auch ist er, nach seiner eigenen Erklärung, stolz auf die Wunden, die man ihm, als er den Kampf begann, voraus gesagt; über dieß hat er diesen Kampf nicht auf eigene Faust, sondern gehorsam den Winken, die ein treuer Oberhirte der Kirche ihm gegeben, unternommen; endlich hat er, wenn ihm gleich die förmliche Verketzerung seines Gegners nicht gelang, ihn doch in den Geruch der Ketzerey gebracht, und dadurch zur Erregung des Mißtrauens beygetragen, durch das die Wirksamkeit eines öffentlichen immer mehr oder weniger beschränkt wird. Wenn auch ein solcher Erfolg dem blinden Glaubenseifer nicht genügt, so ist er doch erheblich genug, um von denen beklagt zu werden, die sich zum Glauben im Lichte bekennen. Um deßwillen geben aber die letztern ihr Vertrauen auf die siegende Kraft des Lichtes nicht auf. Dasselbe scheint zu hell in den Hallen der teutschen katholischen Kirche, als daß Beschränkung Wahn und der nicht das Heilige, sondern egoistisch nur sich selbst suchende Geist der Verfinsterung es wieder von seiner Stätte stossen könnten, und zu kräftig steht diesem scheußlichen Gespenste der Geist der Wissenschaft entgegen, der den würdigen katholischen Theologen des Vaterlands inne wohnet, und mit dem sie den Bund nicht brechen dürfen, ohne den wirksamsten Mitteln zu entsagen, die von ihnen pflichtmässig angewandt werden, um die Lehre in ihrer Reinheit und Fruchtbarkeit zu erhalten, und die Kirche gegen die Anläufe der Frivolität, des Fanatismus und des Ultramontanismus zu vertheidigen. Die verstockten und böswilligen Zeloten aber mögen die ersten Worte Sailers bedenken, mit denen Gratz seine Apologie beschlossen hat: „Wehe dem Priester, der in dem mißverstandenen Buchstaben seines Nachbars, oder eines öffentlichen Lehrers, oder eines ungekannten Schriftstellers Ketzereyen wittert, und was er nicht darinn finden kann, hinein trägt, und

bey Bischöfen, oder dem Papst oder den weltlichen Fürsten verketzert, den Mann, der nichts will, als an die Stelle des Todes das Leben des Geistes in christliche Gemeinden pflanzen."

Die angeblichen und die wahren Feinde des Königthums.

Daß die Völker die Freyheiten und Rechte, die die Vernunft im bürgerlichen Verbande ihnen vorbehält, durch repräsentative Verfassungen zu sichern suchen, ist nichts Neues. Die Sache kommt in allen Jahrhunderten vor, nur in mannigfaltiger Gestalt, je nachdem der Grad der herrschenden Cultur, das Bedürfniß und die Umstände sie bildeten. Denn wenn auch irgend die Treuherzigkeit sich einem Regenten auf Gnade und Ungnade ergab, so mußte doch bald die Erfahrung sie lehren, daß es nur wenigen Sterblichen verliehen sey, die schrankenlose Gewalt ohne Mißbrauch zu üben. Auf jenes Herkommen, und auf diese Erfahrung gestützt hat unser Zeitalter sich bemüht, das repräsentative System vernunftmässig auszubilden, und es hat dasselbe als absolute Bedingung der bürgerlichen Unterordnung reclamirt. Gewiß ist in der Art dieser Reclamation und in ihrem Innhalte nicht immer Maaß und Ziel gehalten worden; aber konnten sich dadurch diejenigen, denen sie unbequem schien, berechtigt finden, sie überhaupt zurück zu weisen? — Indessen haben die letztern noch mehr gethan. Sie haben die Lehre von der absoluten Gewalt zu einem Fundamentalartikel in dem orthodoxen System des Staatsrechts erhoben; sie haben diejenigen, die es für nützlich halten, daß die regierende Macht durch gesetzliche Schranken gegen die Gefahr der Ausartung gesichert werde, für Feinde der Thronen erklärt; und sie haben das Eine und das Andere so stark ausgesprochen, daß man nun Bedenken tragen muß, das Gegentheil zu behaupten.

Wer unbefangen und mit Mässigung das Entgegenstreben beyder Partieen erwägt, muß, er gehöre auch an, welcher er wolle, einsehen daß jede die andere dadurch zu überwiegen trachtet, daß sie sich auf das Extrem stellt, und daß besonders die Verfechter der absoluten Gewalt, indem sie ihre Gegner feindseliger Gesinnungen gegen das Königthum anklagen, eine nichtswürdige Maxime der Gemeinheit befolgen, die sich unter den Mitteln des Widerstands auch die Verläumdung erlaubt. Jene Anklage hat so wenig innere Begründung, daß sie in der That keiner Widerlegung werth ist. Aber sie schadet der Sache, die sie unterstützen soll, um so mehr, da sie das Verdammungsurtheil über Männer ausspricht, die notorischer Massen die entschiedensten und eifrigsten Vertheidiger des monarchischen Systems gewesen sind, und die man nicht für Widersacher desselben erklären kann, ohne daß man sich den Vorwurf zuziehe, etwas Unsinniges oder etwas Lächerliches gesagt zu haben.

Pütter, indem er sich über die Repräsentativ-Verfassung, wie sie in den Staaten des alten teutschen Reichs sich entwickelt hat, erklärt, macht dabey die Bemerkungen: „Es fehle zwar in Ländern, wo Landtage üblich seyen, nicht an Beyspielen, daß übelgesinnte Minister grosses Unheil gestiftet haben. Es sey aber eine Frage, ob das Übel nicht noch grösser geworden seyn würde, wenn keine Landstände da gewesen wären? Und wenn es auf den Credit eines Landes ankomme, oder wenn einem unter zweyen Ländern, wo Landstände sind oder wo keine sind, die Wahl gelassen würde, wo man sich niederlassen wollte, so würde es nicht schwer fallen, sich darüber zu bestimmen, welchen von beyden man den Vorzug geben möchte." *) — War der ehrenfeste Publicist, der diese Worte gesprochen, auch ein Feind des monarchischen Systems? Oder waren es unsre alten Reichsgerichte, welche nie versäumten strenge Justiz zu üben, wenn die Landstände über Verletzung der Verfassungen und der Verträge klagten? Oder waren es unsere Kaiser, die selbst nur eine beschränkte Regierungsgewalt übten, und den Reichsunterthanen nie ihre Hülfe gegen despotische Fürsten und Minister versagten? —

„Nicht meynen wir — wird vielleicht hier entgegnet — indem wir von der Gefahr eines Sturms auf die Thronen sprechen, dessen Avantgarde wir in den Liberalen unsrer Zeit erblicken, das constitutionelle System wie es bey unsern Alten bestand, und wie es in den Gränzen sich schließt, die es nicht überschreiten darf; sondern wir meynen die Steigerung, die eine in selbstverschuldetem Irrthume befangene Generation

*) s. Pütters hist. Entwickl. der Staatsverf. d. teutsch. Reichs II. S. 171.

ihm gegeben, und in der es das **Princip der Monarchie** vernichtet." Es mag dieser Einwand auch aus dem Munde der Redlichen kommen, und in diesem Falle verdient die falsche Ansicht, die ihm zu Grunde liegt, die Berichtigung, die sie leicht durch das Zeugniß der Geschichte erhält, daß die Verfassungen der Alten weit verletzender für die selbstständige Regierungsgewalt der Fürsten waren, als diejenigen, die die Vernunft in unsern Tagen reclamirt. Von dem Unterschiede, den diese Redlichen machen, findet sich aber keine Spur in den Declamationen der anticonstitutionellen Schreyer, die in allen Ländern von Europa ihre Stimme erheben, indem sie das repräsentative System, in welcher Form sich es auch bilden mag, unbedingt verwerfen, und die Herstellung der absoluten, über jedes Gesetz erhabenen, in unbeschränkter Willkühr waltenden und von jeder Verantwortlichkeit befreyten Herrschermacht als den offenen Zweck aller ihrer Bestrebungen voranstellen. — Könnet ihr die für die Freunde der Könige und für die Stützen des monarchischen Princips halten, die das **Königthum** in eine **unversöhnlich feindselige Stellung** gegen die **Menschheit** setzen, und während sie die Pfeiler der Überzeugung, des Vertrauens und der Liebe, auf denen es allein sicher ruht, niederreissen, es durch die wankende Unterlage der Gewalt zu befestigen wähnen? In der That aber ist es nicht das Interesse der Thronen, für das sie so eifrig zeugen und handeln. Sie bauen nur dem Despotismus eine Burg, um selbst in ihr zu wohnen, und auf ihren Zinnen stehend, das Land umher ihrem Eigennutz dienstbar zu machen.*)

So leicht aber das Geheimniß dieser Partie zu durchschauen ist, und so jämmerlich im Lichte des Verstandes seine ostensibeln Punkte in Nichtigkeit zerfallen, so können wir uns doch nicht verbergen, mit welcher Macht und mit welchen Erfolgen sie auf das Zeitalter wirkt. Um deßwillen ist aber ihr Sieg nicht zu fürchten. Wohl wird sie, wie bisher, Mißtrauen und Zwietracht säen, die Ruhe und das Glück der Länder stören und dem Gange der Völker zu höherer Freyheit hemmend in den Weg treten. Aber je mehr ihr gelingt, je unvorsichtiger wird sie die Hülle fallen lassen, mit der sie ihr Werk bedeckt; und es ist unmöglich, daß ein gebildetes Zeitalter allgemein den Grundsatz verkenne, den die Vernunft ausspricht, die Bibel (Spruch. Sal. 16, 12. 25, 5.) verkündigt und die ganze Geschichte bestätigt, daß die Thronen nur feste stehen auf dem **Fundamente der Gerechtigkeit.**

*) Von denjenigen ihrer Genossen, welche auf dem Wege der **bürgerlichen** Unterdrückung, die **kirchliche** die sie im Hintergrunde haben, vorzubereiten suchen, hat schon vor vierhundert Jahren **Nikolaus de Clemangis** — freylich auch ein **Liberaler** in seiner Zeit, der mit seiner Gesinnung jetzt schwerlich **Rektor der Universität** zu **Paris** wäre, — gesagt: „Non enim salutem ovium, sed sanguinem sitiunt; non doctrinam, sed ruinam; non sanare „vitia, sed auferre spolia; non foetus fovere, „sed lac mulgere, lanamque removere."

Patriotisches Appel.

(Eingesandt.)

In der in Nr. 27. dieser Blätter angezeigten Schrift: **Die Neckarseite der schwäbischen Alp** von **Gustav Schwab**, findet sich S. 246. die Bemerkung, daß die ehmalige Reichsstadt **Aalen**, **ausser ihrem seit dem Revolutionskriege unsterblich gewordenen Spion keine Merkwürdigkeit darbiete.** Da der leztre Begriff sehr relativer Art ist, so mag dieser Satz selbst auf sich beruhen bleiben. Dagegen fordert die Wahrheit die Bemerkung, daß der Schwank von dem **Spion von Aalen** viel älter ist, als der **Revolutionskrieg**, wie denn schon **Geßner** in seinen von **Niklas** herausgegebenen Vorlesungen über seine **ISagoge in eruditionem universam.** II. S. 611 erzählt, wo aber die Scene nicht in die besagte ehemalige Reichsstadt, sondern nach — **Erfurt** verlegt wird.*) Dieser Ortsunterschied macht die Anekdote etwas zweifelhaft; wenigstens vermindert er ihren Effekt, indem er denselben theilt. Dieß ist nicht der Fall bey einem andern Schwank, der in dem **geographischen Lexikon von Schwaben** Bd. I S. 4. erzählt wird. „Einst heißt es daselbst, kam ein Abgeordneter nach **Aalen** mit einem wichtigen Auftrage. Er sann auf eine der Würde der Stadt gemässe Anrede. Der damalige Bürgermeister, der **Enerlen** hieß lud eben Mist auf den Wagen, als der Abgeordnete in seinen Hof trat. Der Consul lehnte sich an seine Mistgabel, wie Neptun an seinen Dreyzack. Stotternd begann der Abgeordnete. Aber, **Euerlen** sprach: Herr, schwätzet teutsch! Der Abgeordnete sprach derb teutsch und erreichte seine Absicht." — Diese Erzählung hat kein inneres Zeichen von Unwahrscheinlichkeit. Aber die von **Aalen** können sich die Ehre, die ihnen durch ihre Mittheilung zugedacht worden, nicht anmassen. Denn der besagte **Euerlen** war ursprünglich nicht ihr Landsmann, sondern ein **Wirtemberger**, aus dem benachbarten Städtchen **Heubach** gebürtig.

*) Die Worte sind folgende: „Als im dreissigjährigen Kriege **Bernhard von Weimar Erfurt** belagerte, schikten die **Erfurter** einen Spion, um das feindliche Lager zu erkunden. Da nun dieser an die Vorposten kam, und die Wache ihn anrief: Wer da? erwiederte er leise, „**Bst! Bst! Ich bin ja der Spion von Erfurt!**"

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



2. August **31.** 1823.

Nicht des Schmeichlers Gesicht, nein Friedrichs strahlendes Leben,
Ist der hellste Spiegel für Dich.
Und die Liebe des Volks ist in der funkelnden Krone
Dir auf ewig der köstlichste Stein,
Dir das wachsende Glück des Volks, der festeste Pfeiler,
Deines nimmer erschütterten Throns.

Fr. Gedike.

Preussen.

Man hat seit Kurzem nähere Nachrichten über die Arbeiten der in Berlin mit der künftigen Verfassung beschäftigten Commission erhalten, obgleich die amtliche Publication ihrer Resultate, die man nach ihrer Auflösung erwartete, noch nicht erfolgt ist. *) Vermöge dieser Nachrichten war die Hauptsache eine Sammlung der verschiedenen Stoffe, die sich in jeder einzelnen Provinz für die Bildung einer besondern Provincialverfassung vorfanden. Nachdem nämlich in jeder Provinz eine Anzahl mit den Eigenthümlichkeiten und Localitäten derselben bekannter Personen von der Regierung ausersehen worden war, um die erforderlichen Auskünfte über die Provincialverhältnisse zu geben, und bey der Bildung der Provincialverfassungen zu Rathe gezogen zu werden, und diese Personen sich der Reihe nach in Berlin versammelt hatten, um ihre Ansichten und Bemerkungen der Commission mitzutheilen; ist diese in den Stand gesetzt worden, in einem umfassenden Bericht an den König Rechenschaft von ihrer bisherigen Thätigkeit abzulegen, und in einer klaren Übersicht zusammen zu stellen, was den einzelnen Provinzen eigenthümlich ist, und worinn sie von einander abweichen. Ob und wann die Commission von Neuem in Thätigkeit tritt, ist von der Allerhöchsten Entschliessung zu erwarten.

Ein öffentliches Blatt, indem es diese Nachricht mittheilt, giebt dabey, unter Hinweisung auf den retrograden Gang, den das constitutionelle System auf der iberischen Halbinsel genommen, zu verstehen, daß die itzigen Umstände die Hoffnung nicht stärken, das preussische Verfassungswesen bald erledigt zu sehen. So wenig wir nun aber auch uns dieser Hoffnung überlassen, so glauben wir doch, daß jene Hinweisung keinen Grund enthalte, durch den sie geschwächt oder gar vernichtet werden könnte. Denn die Verfassungen, welche in Teutschland bereits bestehen oder noch hergestellt werden sollen, sind in Hinsicht auf ihren Geist, ihre Formen und ihre Entstehungsart so wesentlich von den Constitutionen von Spanien und Portugal

*) S. oben S. 247.

unterschieden, daß nicht abzusehen ist, wie ihr Schicksal von dem der letztern abhängen soll, und noch viel weniger, wie eine Regierung gerechtfertigt werden könnte, die ihrem Volke eine als rechtlich und weise anerkannte Institution verweigern wollte, weil sie einem andern Volke mißlungen ist. Überdieß müßte man die Politik unsrer Zeit als in einen unheilbaren Zustand von Verstockung versunken präsumiren, wenn man annehmen wollte, daß der Sieg, der im Süden von Europa der Reaction gegen die Verfassung der Cortes gelungen ist, seinen Preis in der Unterdrückung aller gesetzmässigen und sichernden Rechte des Volks, zum Vortheile der unbeschränkten Regierungsgewalt, finden werde. Denn ein solcher Mißbrauch des Glücks würde den Zunder der Zwietracht nicht ersticken, sondern blos verhüllen, und an die Stelle der vorhandenen Übel noch grössere setzen, die dem Geiste des Mißvergnügens und des Widerstands mit jedem Tage neue Reizungen gewährten. Die Partieen unsrer Zeit werden nur dadurch versöhnt werden, daß sie die Extreme verlassen, auf die sie sich gestellt haben, und daß sie es sich abgewinnen können, diejenigen Ansprüche aufzugeben, die vor dem Richterstuhl der Mässigung und der Gerechtigkeit nicht bestehen können.

Wer irgend zu einem Urtheile über die schwere Frage von der Bildung der bürgerlichen Vereine befugt ist, hat es zustimmend anerkannt, daß man in Preussen, in Behandlung dieses Geschäftes, mit den Provinzialständen anfieng, und dann erst, nachdem in diesen die Elemente und die Grundlage gefunden worden, zu den Reichsständen fortzuschreiten beabsichtigte. „Denn in der Gemeinde- und Provincialordnung steht die Kindheit und Jugend des Staatslebens, die Vorschule der Staatskunst, das Wurzelwerk, durch welches der Baum des politischen Vereins Kraft und Nahrung einsaugt. Bey dem in der neuern Zeit vorherrschenden Centralisirungs- und Generalisirungssysteme ist aber fast allenthalben das Besondere in dem Allgemeinen untergegangen, während doch dieses nur auf jenes sich gründen, und durch es gedeihen kann, und dem Scheine huldigend, hat man alles auf die Gipfel und Zweige, die in die Augen fallen, verwendet," und den Grund und Boden dagegen versäumt. Diese Fehler suchte die preussische Regierung zu vermeiden, indem sie von dem Besondern zum Allgemeinen aufstieg, die Rücksichten erforschte, die die Natur der Grundstoffe und das Historische in ihrem Verfahren sie nehmen hieß, und die Warnungen beachtete, die aus den Ländern, wo der umgekehrte Weg eingeschlagen wurde, an sie ergiengen. Das war gewiß alles sehr löblich und zweckmässig. Zwar beschleunigte es nicht den Gang zum Ziele; aber es sicherte denselben gegen die Gefahren der Verirrung, und gegen die oft nicht mehr zu verbessernden Fehler unvorsichtiger Eile; und wenn man in andern teutschen Ländern bälder zum Ziele gelangte und dadurch der allgemein erregten Sehnsucht ihre Befriedigung verschaffte, so konnte aus diesen Beyspielen billiger Weise gegen Preussen kein Vorwurf formirt werden, weil sich hier in den Verschiedenheiten und Gegensätzen der Grundstoffe eigenthümliche Schwierigkeiten darboten, die nur sehr schwer zu überwinden waren.

Unterdessen läßt sich nicht läugnen, daß die Zwiste und Widerstrebungen, welche die Herstellung des Repräsentativen-Systems, seit dem Wiener Congreß, in den meisten europäischen Ländern veranlaßt hat, Eindrücke auf alle Höfe, und also auch auf den preussischen gemacht haben, die nicht dazu diehten, die Beschleunigung der Sache zu förden, die im Gegentheile Abneigung gegen sie und in ihrer Behandlung Bedenklichkeit, Mißtrauen und Schwanken erregen konnten. Besonders hatten die Ereignisse im Westen und Süden von Europa den Verdacht erregt, daß das Treiben der Völker überall auf Verletzung

des monarchischen Princips und auf die Herstellung solcher constitutionellen Gesetze losgehe, in denen die den Monarchen gebührenden Regierungsrechte erlöschen, oder zu einem leeren Schattenwerke werden müßten. Dieser Verdacht war auch nicht aus der Luft gegriffen, bey denjenigen Verfassungen, welche den Regenten von den Völkern aufgedrungen, oder gar mit gewaffter Hand abgetrozt worden sind. Aber gewiß war für das monarchische Princip dann nicht das Mindeste zu besorgen, wenn die Änderung der Verfassung in Gemäßheit eines Beschlusses der monarchischen Regierung erfolgte, und das neue Gesetz von ihr entworfen und dem Volke als die künftige Norm seines bürgerlichen Lebens vorgelegt ward, durch das Anerkenntniß des Volkes aber den Charakter eines Vertrages erhielt. Nie haben die Völker der preussischen Monarchie von dem Könige eine Verfassung gefordert, sondern er hat sie ihnen freywillig verheissen; nie haben sie den Anspruch erhoben, daß die constitutionellen Gesetze von ihnen ausgehen müssen, sie haben im Gegentheile die Bestimmung derselben vertrauend der Weisheit und Gerechtigkeit des Regenten überlassen; es ist sogar nie die Rede davon gewesen, daß die Verfassung erst durch Verabschiedung mit den Ständen ihre Sanction erhalten soll, man hat vielmehr den ersten Zusammentritt der Stände erst nach der Promulgation der Verfassung erwartet. Wer konnte, da die Sache sich einmal auf diesem Wege fand, und wo das Volk der Regierung mit so herzlichem Vertrauen entgegen kam, sich noch der Besorgniß überlassen, daß man auf dem eingeschlagenen Pfade nicht weiter fortschreiten könnte, ohne das monarchische Interesse dem demokratischen auf eine für das erstere bedenkliche Weise entgegen zu setzen?

An der Bereitwilligkeit der preussischen Regierung ihren Unterthanen diejenigen Rechte zu verleihen, die wir in dem Begriffe der bürgerlichen Freiheit umfassen, konnte um so weniger gezweifelt werden, da die Preussen derselben längst schon in der That theilhaftig gewesen waren. Es konnte nur noch davon die Rede seyn, den Besitz derselben durch die Garantie constitutioneller Gesetze zu sichern, daß auch diese Garantie als rechtlich und zweckmässig erkannt ward, beweisen die verschiedenen Entwürfe zu dem teutschen Bundesvertrage, welche während des Wiener Congresses, von Preussen übergeben, und worinn wiederholt darauf angetragen wurde, daß alle Mitglieder des Bundes sich verbindlich machen möchten, ihren Unterthanen die ungehinderte und kostenfreye Auswanderung, das Recht in die Dienste anderer Bundesstaaten zu treten und sich auf jeder teutschen Lehranstalt zu bilden, gesetzmässige Behandlung und Verantwortung vor dem ordentlichen Richter, Sicherheit des Eigenthums, Beschwerdeführung gegen Jedermann nach den Gesetzen, selbst bey dem Bunde, Preßfreiheit und gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft zu bewilligen. Diese Anträge, die zum Theil durch die Bundesacte wirklich erfüllt worden, enthalten ein lautes Zeugniß für den liberalen Sinn der preussischen Regierung; und es ist nicht zu glauben, daß durch die spätern Ereignisse dieser Sinn geirrt worden seyn dürfte, da die Völker von ganz Teutschland, und so auch die der preussischen Monarchie, nie aufgehört haben, die Treue und die Ergebung zu bewähren, durch die sie der frühern Verheissungen würdig geworden sind.

Erinnerungen aus der neuern Geschichte von Spanien.

Nachdem die Cortes in den ersten Tagen des Jahrs 1814 ihren Sitz wieder in der Haupt-

stadt des Reichs genommen hatten, ward von ihnen der Beschluß gefaßt, daß Ferdinand VII. nicht für frey angesehen, noch ihm als König Gehorsam geleistet werden sollte, bis er in ihrer Versammlung den feyerlichen Eid auf die Verfassung geleistet haben würde. Als nun derselbe, nach seiner Rückkehr aus Napoleons Kerker zu Valencia verweilte, erschien eine Deputation der Cortes vor ihm, um seine Rückkehr nach Madrid zu beschleunigen, und das Anerkenntniß der Constitutionsurkunde von ihm zu empfangen; der Cardinal von Bourbon aber, der Oheim des Königs, der an der Spitze dieser Deputation stand, sprach zu ihm: „Die spanische Nation, die mitten unter ihren Trümmern noch aufrecht blieb, konnte sich zu ihrem Oberhaupte entweder denjenigen ihrer Krieger wählen, der die Freyheit am tapfersten verfochten, oder die Magistratsperson, die des Vaterlandes Rechte am muthvollsten beschützt hatte. Die Erkenntlichkeit machte ihr dieß zur Pflicht und der Wunsch ihrer Erhaltung vielleicht zur Nothwendigkeit. Indessen getreuer ihren Eiden, als daß sie der Stimme des Interesse's gehorchen könnte, setzt sie die Ihnen entfallene Krone, welche sie, ohne Ihr Zuthun, für Sie erkämpft hat, wieder auf Ihr Haupt. Verlieren Sie nie aus dem Auge, daß Sie diese Krone nur der Nationalgroßmuth verdanken, und daß Ihr ganzes Leben, so wie jenes Ihrer Nachfolger, nicht hinreicht, um Ihre Schuld gegen diese abzutragen." — Diese Worte in vertraulicher Rede von dem Oheim an das Herz des Neffen gesprochen, konnten einen tiefen und heilsamen Eindruck machen; aber wenn der Abgeordnete des Volks sie dem Könige gegenüber aussprach; mußten sie kränken und verwunden, und zum Widerstande auffordern. — Der König erklärte (4. May 1814) die ihm zur unbedingten Annahme vorgelegte Verfassungsurkunde für nichtig, erließ Verhaftbefehle gegen diejenigen Personen, die für die ersten Urheber und Vertheidiger derselben galten, und hielt am 14. May unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Madrid.

Es war unmöglich, daß Ferdinand die Treue verkannte, die ihm sein Volk so standhaft und aufopfernd bewährt hatte; so konnte auch in seinem Gefühle nicht erloschen seyn, was er für solche Treue seinem Volke schuldig war. Die Verfassung der Cortes ward deßhalb nicht von ihm aufgehoben, um den Grundsatz zu umgehen, auf dem sie beruhte, sondern weil er in ihr diesen Grundsatz unrichtig angewendet sah; nicht mit dem Schwerte des Despotismus wollte er seinem Volke vergelten, sondern mit dem Hirtenstabe des väterlichen und gesetzlichen Regiments. Das sprach er in dem am 24. May erlassenen Manifeste auf die feyerlichste und verbindlichste Weise in den Worten aus: „Ich schwöre es euch, treue und ergebene Spanier, ich schwöre es bey den vielen Leiden, die ihr erduldet habt, euere edeln Hoffnungen sollen nicht getäuscht werden. Ich setze meinen Ruhm darein, König einer Heldennation zu seyn, welche die Bewunderung der Welt durch ihre grossen Thaten erregt, und ihre Ehre und ihre Freyheit bewahrt hat. Ich verabscheue den Despotismus; der Stand der Aufklärung und der Civilisation der Völker von Europa gestattet sein Daseyn nicht mehr. Die Könige von Spanien waren nie unbeschränkt. Unsre Constitutionen und unsre guten Gesetze haben die Willkühr nie geduldet, obgleich unglücklicher Weise von Zeit zu Zeit, wie überall in menschlichen Dingen, Mißbrauch der Gewalt Statt fand, den keine Constitution ganz zu verhindern vermag. Aber diese Mißbräuche hatten ihren Ursprung nicht in den Fehlern der Nation; sie waren die Wirkungen trauriger und seltener Umstände. So bald die öffentliche Ordnung wieder hergestellt seyn wird,

will ich mit den Abgeordneten von Spanien und Indien, mit den ehrwürdigen versammelten Cortes die Rechte der Krone und des Volks abwägen und bestimmen. Im Einverständnisse mit ihnen sollen alle Angelegenheiten weise und gesetzlich, im Interesse meiner Unterthanen geordnet werden, auf daß sie, durch unauflösliche Bande, die das Glück der Könige und Königreiche sichern, an uns geknüpft, unter unsrer Regierung glücklich leben. Dem zu Folge werden ohne Aufschub Maaßregeln ergriffen werden, um die Versammlung der Cortes, die, wie ich hoffe, die Wohlfahrt meiner Unterthanen in den beyden Hemisphären auf feste Grundlagen gründen werden, zu bestimmen und vorzubereiten."

Die Erfüllung dieser königlichen Zusage leistete Ferdinanden die Gewährschaft für ein ruhmvolles und gesegnetes Regiment, und seinem Volke für ein friedliches, glückliches und gesetzliches Leben. Aber es drang sich ein Heer geistlicher und weltlicher Obscuranten zwischen ihn und sein Volk, und erlöschte in ihm die hellen Ansichten und die edeln Gefühle, die er in jener Zusage geoffenbart hatte. Das königliche Wort blieb unerfüllt. — Was war der Erfolg davon?

Vier Jahre später faßte ein patriotischer Spanier Alvaro Florez Estrada den Muth, dem Könige ein Gemälde von dem Zustande des Reiches vorzulegen. „Geruhen Eur Majestät — sprach er — das Spanien der Cortes und das gegenwärtige Spanien zu vergleichen. Jenes vertheidigte sein europäisches Gebiet, bewahrte Indien, bedeckte sich mit Ruhm, begründete den öffentlichen Credit, die Gleichheit der Steuern und alle weisen und nothwendigen Freyheiten: dieses hat die Florida's, die Insel Amelia, Buenos-Ayres verloren; und wird noch ganz Amerika verlieren; es hat vernichtet, was unsre Einsichten, unsre Standhaftigkeit und unser Heldenmuth gebaut haben; als

erste Opfer hat es die Männer erkoren, die das Vaterland gerettet und die Fesseln des Monarchen zerbrochen hatten; es hat den Regenten unter die Herrschaft einiger unvorsichtigen und verderbten Räthe gebracht, die die Nation in Ankläger und Angeklagte, in Häscher und Gefangene, in Henker und in Schlachtopfer zertrennt, die die Folter und die Confiscation des Eigenthums wieder eingeführt, und jenen abscheulichen und blutigen Richterstuhl wieder aufgerichtet haben, der zugleich religiös und politisch ist, und dessen unerbittliche Diener, im Namen Gottes, die Angebereyen zwischen Vater und Sohn, zwischen Gatten und Gattinn gebieten, verurtheilen ohne Vertheidigung, und Handlungen, die das Gesetz zur Zeit als sie begangen wurden, nicht für verbrecherisch hielt, als Verbrechen geltend machen, die endlich die Druckerpresse auf eine Weise dienstbar gemacht haben, daß nichts mehr geschrieben werden darf, als was zur Rechtfertigung des Betragens der Minister dient. Aber, Sire, die öffentliche Meynung wirkt auch dann, wenn sie schweigt. Während vier Jahren hat man unter einer Nation, die seit so vielen Jahrhunderten ihre Fürsten angebetet hatte, die Verschwörung Mina's, die Verschwörung Porliers, die Verschwörung von Valencia und die Verschwörung Lacy's gesehen. Amerika ist verloren, Spanien auf dem Wege zum Abgrund. Traurige Wechselwahl meines Vaterlandes! Führt es Krieg, so gewinnt es nichts; hat es Frieden, so verliert es alles. Wenn indeß das Volk murrt, so geschieht es nicht gegen die Männer, die sein Unglück verursachen, sondern gegen das politische System, das solches bewirkt hat. Wollen Sie, Sire! Spanien wieder erwecken, und Amerika wieder erobern, so möge das Gesetz allein Ihre Gewalt leiten. Nicht ein Joch ist die Regierung, sie ist eine Richtschnur. Der Mißbrauch der Gewalt entnervt anfänglich und zerstört dann bald. Geben Sie Spanien eine Constitution.

Stürzen Sie jenes Werk der Verfolgungen und der Rache um. Ersetzen Sie den Schaden, den so viele unschuldige Opfer erlitten haben. Rufen Sie die Cortes und die Repräsentanten der Nation zusammen. Lassen Sie von den Ständen ernannte Commissarien die Regierungen und Congresse des südlichen Amerika's ersuchen, sich mit dem frey gewordenen Spanien zu vereinigen, und Eure Majestät anerkennen. Verkündigen Sie die Freyheit der Presse. Schaffen Sie das Inquisitionsgericht ab. Öffnen Sie alle Häfen und alle Märkte Spaniens und Indiens dem Handel. Vergessen Sie das Vergangene, ertheilen Sie allgemeine Amnestie und schaffen Sie die Confiscationen ab. Das sind die Mittel, welche die öffentliche Ruhe wieder herbey führen und sichern, die Unzufriedenheit stillen, Amerika vereinigen und alle Interessen aussöhnen können. Das sind die Mittel, welche die Liebe zu den Königen, die den Ruhm der Throne ausmacht, und den Patriotismus, der ihnen Sicherheit gewährt, wieder aufzuwecken vermögen. Vergessen Sie, Sire! die Lehre nicht, welche Bonaparte bey seinem Falle allen Monarchen gab: „ich habe die Ideen des Jahrhunderts vor den Kopf gestossen, und ich habe dadurch alles verloren!"

Dem edeln Florez Estrada ward sein freymüthiger Rath mit der Märtyrerkrone vergolten. Aber seit dem 1. Januar 1820 konnte Ferdinand es sich gewiß nicht länger verbergen, wie wohl es von ihm gethan gewesen wäre, wenn er ihn befolgt hätte.

Die Ereignisse, die in diesen Tagen zu Sevilla statt gehabt, haben die letzten Fäden abgerissen, an denen Spanien noch mit dem politischen Systeme von Europa zusammen hieng. Damit ist das grosse Drama, das auf der Halbinsel spielt, zwar nicht geendigt, es ist eher verwickelter geworden. Aber in dieser Verwicklung tritt unter den möglichen Ausgängen der hervor, daß die Regierungsgewalt, in ihrer vollen Unumschränktheit, wieder an Ferdinanden zurück falle.

Wohin ihn die Übung dieser Gewalt geführt, das bezeugt ihm die Geschichte seines Lebens. Schon einmal stand das Beyspiel Ludwigs XVIII. vor ihm, der, als ihm die Constitution des Senats mißfiel, seinem Volke die Charte gab. Dasselbe Beyspiel steht er nun in dem Könige von Portugal, der die gestürzte Verfassung durch eine vollkommnere zu ersetzen verheißt. Wie könnte er, nachdem das Leben ihm diese Erfahrungen gegeben, im Sinne derjenigen regieren wollen, die schon einmal ihn und sein Volk in das Verderben gestürzt, durch die heillose Lehre, daß es für die Könige kein Gesetz gebe, als ihren Willen? —

Miscellen.

1.

Die Gerichtsbehörden in Teutschland erlassen Warnungen an das Publikum vor Dieben, Betrügern, Falschhändlern, leichtsinnigen Schuldenmachern, und andern Leuten dieses Gelichters, die sich einbilden, daß sie vom siebenten Gebot dispensirt seyen, und dieses ihr angemaßtes Privilegium auf Kosten der Redlichen und Arglosen benützen. Die besagten Gerichtsbehörden beweisen durch diese Warnungen eine Sorgfalt für das Eigenthum der Bürger, die alles Dankes werth ist. Aber giebt es denn ausser diesem Eigenthum kein Gut, das dieselbe Sorgfalt verdiente? Der Verführer, der seiner Begierde die Unschuld aufopfert, und der thierische Lüstling, der um seinen wilden Trieb zu befriedigen, jede Zerstörung wagt, verletzen die Menschheit gewiß tiefer und stiften weit grösse-

res und unersetzlicheres Unheil als alle oben genannten Beutelschneider mit einander; aber wo ist eine obrigkeitliche Behörde thätig, um die Unschuld gegen sie zu schützen und die arglose Unbefangenheit gegen sie zu warnen? — Diesen Vorwurf verdienen indeß die helvetischen Regierungen nicht. Sie erlassen in öffentlichen Blättern Warnungsbriefe gegen die Verführer, wie wir gegen die Diebe. Als Beyspiele diene folgende Bekanntmachung der Standeskanzley Ury, die man in der Neuen Züricher Zeitung, Beyl. 2. 1821 liest: „Da ein wohl„weiser Rath gegen den Joseph Anton Bu„mann, Lämmliwirth im Steg, wegen Er„zeugung mehrerer unehelicher Kinder und gegen „den Johann Dietlin von Altdorf wegen „ähnlichem unsittlichen Wandel den Warnungs„verruf zu erkennen sich veranlaßt gefunden; „so werden alle Weibspersonen gewarnt, mit den„selben in keinerley Umgang sich einzulassen, in„dem sie die Folgen davon an sich selbst haben „müßten, und ihnen hierfür kein Recht gehalten „würde." — So verschieden sind in den Ländern die Sitten! Der Lämmliwirth im Steg, den die Urner von Amtswegen verrufen, könnte in Teutschland noch immer Bürgermeister in seiner Gemeinde werden.

2

Wer unter uns sein halbes Jahrhundert auf dem Rücken hat, der erinnert sich noch, wie es bey den teutschen Behörden, von den Ministerien an bis zu den Landämtern herunter, zum unverbrüchlichen Herkommen und zum Handwerksbrauch gehörte, eine barbarische Sprache, versetzt mit einer Menge lateinischer und französischer Phrasen und Ausdrücke, zu schreiben. Wir hatten, wie denn überall die Völker in geistiger Bildung den Regierungen voraus zu schreiten pflegen, längst classische Schriftsteller in beyderley Rede, während noch immer die Erkenntnisse der Reichsgerichte zur Hälfte lateinisch waren, sämtliche Kanzleyen und Amtsstellen aber vom Bodensee bis an den Belt ein seltsames Kanderwelsch sprachen, das für alle die, die nicht zur gelehrten Zunft und ihrem Schweife gehörten, also für den bey weitem größten Theil der Regierten, unverständlich war. Diese Erscheinung war ein Ergebniß der Umstände. Da wir unsre Gesetze den Römern, unsre gesellschaftlichen Sitten aber den Franzosen abgeborgt hatten, so trugen wir mit den fremden Begriffen auch die fremden Bezeichnungen derselben in unsre Sprache über, und so wurde unser Geschäftsstyl ein jämmerlicher Mischmasch oder eine Art sprachthümlicher Harlequinsjacke. Als nun aber das Licht der Aufklärung, das seit der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts über Teutschland aufgieng, aus den Schulen hervor brechend, anfieng in die Gerichtssäle, die Kanzleyen und die Amtsstuben einzudringen, verlauteten einzelne teutsche Töne aus diesen Heiligthümern des Rechts und der Verwaltung, wo man sonst nur lateinische zu hören gewohnt war, und die Geschäftssprache begann einen fremden Lappen nach dem andern abzuwerfen. Es gab eine Menge vornehmer Herrn und Handlanger, welche in dieser Erscheinung eine schreckliche Verletzung des beliebten Systems der Stabilität erblickten, und die Herankunft des jüngsten Tags weissagten. Aber die Sache des gesunden Verstandes und der Nationalität siegte, und es ist nun allgemein zum Grundsatze und zur Übung geworden, daß Correktheit, Reinheit, und Würde in der Sprache der Geschäfte eben so unerläßlich seyen, als in jeder andern. Die Teutschen haben, während einer vergleichungsweise kurzen Reihe von Jahren, in dieser Beziehung einen grossen, ausgezeichneten und ehrenvollen Fortschritt gemacht. Sie haben in demselben Zeitraum den Schatz ihrer Kenntnisse mit einer Menge neuer lichter und furchtbarer Ideen vermehrt. Die Partie der

Finsterlinge bestrebt sich, ihnen diesen Erwerb wieder zu entreissen. Dieß Beginnen wird vergeblich seyn; wenn aber auch möglich wäre, daß es gelänge, so werden wir doch immer unsre Eroberungen im Gebiete der Sprache behaupten und ihr Besitz wird uns auch die Eroberungen sichern, die wir im Gebiete des Geistes gemacht haben.

3.

Das göttliche Recht der Könige beruht auf der Erfüllung des göttlichen Gesetzes, daß sie die Hirten der Völker seyen, um sittliche Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlstand unter ihren Heerden zu pflanzen und zu erhalten. Dadurch wird das Königthum ein göttliches Institut und jede Antastung desselben ein Auflehnen gegen Gottes Ordnung; das lebendige Anerkenntniß jenes Gesetzes aber ist die sicherste Bürgschaft für den Bestand und den Glanz der Thronen. Man muß diesen Grundsätzen beypflichten können, ohne daß man um deßwillen feindselig gegen das monarchische System gesinnt wäre, da sie selbst von gekrönten Häuptern anerkannt und ausgesprochen worden sind. So schrieb der Kaiser Joseph II. im J. 1783: „Der Monarch müsse keine andere Absicht haben, als den Nutzen und das Beßte der grössern Zahl;" die Kaiserinn Katharina erklärte: „wir halten dafür und schätzen es uns zum Ruhme zu sagen, daß wir unsres Volkes wegen erschaffen sind und nicht das Volk wegen uns;" und Friedrich II. behauptete: „Aus keinem andern Grunde haben die Bürger einem ihres Gleichen den Vorrang über sich eingeräumt, als weil sie ihn zu dem wichtigen Berufe bestimmten, die Gesetze aufrecht zu erhalten und die Gerechtigkeit zu handhaben. Man kann diese Grundsätze aber auch für kein Zeichen irreligiöser Gesinnung halten, indem selbst Fenelon — der doch gewiß frommer war, als alle tonsurirten Ultra's unsrer Zeit — sich zu ihnen bekannte. „Gott — sprach der edle Bischof — will, daß ein einziger Mensch viele Menschen durch seine Tugend glücklich mache, nicht aber, daß viele Menschen einen einzigen durch ihr Elend erheben."

Literatur.

Das erste Heft des vierten Bandes von J. E. Brambers kritischem Journal für das katholische Teutschland, das vor Kurzem erschienen ist, gewährt ein besonderes Interesse durch einige von Seite 1 — 104 gehende Aufsätze katholischer und protestantischer Schriftsteller über Bibelgesellschaften, Bibellesen und biblische Predigten, die von einem berühmten katholischen Theologen mit vielen Anmerkungen begleitet worden sind. Es kommt hier ein Thema der Zeit zur Sprache, das durch Einseitigkeit der Ansichten und durch einen gewiß wohlgemeynten, aber nicht immer nüchternen Eifer für die Sache des Christenthums, mannigfaltig entstellt worden ist, und deßhalb einer wiederholten Revision bedurfte. Zu dieser wird hier Veranlassung gegeben, und wer die Aufsätze sowohl, als auch die geistvollen Anmerkungen, die sie begleiten, mit Aufmerksamkeit liest, wird dieser Lektüre manche schätzbare Berichtigung und nähere Bestimmung seiner Begriffe verdanken: weßwegen der Redakteur sehr wohl daran gethan hat, daß er diese Zusammenstellung dem Publikum auch noch in einem besondern Abdrucke (der in Nr. 24. dieser Blätter angekündigt worden) durch die Verlagshandlung mittheilen ließ. — Den Lebensabriß des seeligen Pfarrers D. Karl Wachter zu Sulmingen S. 128 — 137 werden die Freunde und Verehrer dieses gelehrten und verdienten Mannes mit Theilnahme lesen. Die Bemerkung S. 136. „daß die Ostentation des literarischen Mannes nur zu oft „der Maaßstab sey, wornach die Protestanten seine „Grösse messen," wird aber den meisten Lesern befremdend seyn. Denn wenn bornirte Köpfe das literarische Verdienst nach dem äussern Schein beurtheilen, so hat doch gewiß das kirchliche Bekenntniß keinen Antheil daran. Auch vernimmt man ja notorischermassen solche Urtheile auf gleiche Weise intra et extra Iliacos muros.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



9. August 32. 1823.

Ein marmorner Koloß begann
„Dir Piedestal, mein Unterthan!
Bey meinem höchsten Zorn! vergleiche
Dich niemals mir, dem Wundermann,
Mir der ich dich zermalmen kann!“
O, rief das Piedestal, entsage deinem Wahn;
Ich trage dich, du fällst in Trümmer, wenn ich weiche!

Haug.

Die Volkssouveränetät.

Als der König Ferdinand von Sicilien, nach Murats Fall, im Begriffe war, seine Länder auf dem Continent von Italien wieder in Besitz zu nehmen, sandte er eine Proclamation vor sich voraus, worinn er den Völkern von Neapel zurief: „Eine feste, kluge und religiöse „Regierung ist euch gesichert, das Volk wird „souverän seyn und der König Beschützer „der Gesetze von der kraftvollsten und dauer„haftesten Constitution dictirt.“ Diese Proclamation ist damals in allen teutschen Zeitungen abgedruckt worden; aber in allen haben die Redacteurs oder die Censuranstalten die angeführte Stelle hinwegzulassen für gut befunden, ohne Zweifel weil sie das, was dieselbe über die Stellung des Volks und des Regenten im Staate aussagt, für bedenklich hielten. Diese Bedenklichkeit war übertrieben. Zwar enthalten die Worte „il popolo Sarà il Sovrano“ eine arge Ketzerey. Aber es war unmöglich, daß ein König sie, indem er sie aussprach, in ihrem ketzerischen Sinne verstanden haben konnte; auch hat sich gegen einen solchen Verdacht der König Ferdinand durch seine frühere und spätere Regierungsgeschichte vollkommen gerechtfertigt. Überdieß erklangen in jener Zeit in den Manifesten und Proclamationen der Höfe viele ähnliche demokratische Phrasen, die lediglich auf den Effect berechnet waren, und ihn auch, wie der Erfolg bewiesen hat, wirklich hervor brachten, während gescheute Leute wohl wußten, wie sie mit ihnen daran waren.

Ein Privatschriftsteller, der itzt, auch ohne irgend ein Arg und blos in doctrineller Richtung, jene Rede wiederholen würde, dürfte in manchen Ländern dadurch sich die Strafen zuziehen, die auf Volksverführung und Majestätsverbrechen gesetzt sind. Wir glauben, daß die, welche diese Strafen verfügten, geschähe es nun aus einem Gerichtshofe oder aus einem Cabinette, eine große Ungerechtigkeit begiengen, und daß jede irrthümliche Meynung, folglich auch diese, selbst in dem Falle, daß sie gefährlich wäre,

nicht anders rechtmäßig bestraft werden könne, als entweder durch eine gründliche Widerlegung, oder durch das Schweigen des guten Gewissens, dessen Stelle die Stimme der Thatsachen vertritt. Wir glauben aber auch, daß die Lehre von der Souveränetät des Volks von dem Concipisten des Königs beyder Sicilien in einer Schroffheit und Mißverständlichkeit ausgesprochen sey, worinn ihm schwerlich ein Mensch von gesundem Verstande nachahmen wird, so wie, daß diese Lehre einen vernünftigen und klaren Sinn hat, in welchem sie zu behaupten nicht nur unbedenklich, sondern einer unabweislichen Forderung der Gesetze unsrer Vernunft gemäß ist.

Wenn in der angeführten Proclamation dem Volke von Neapel die Zusage ertheilt wird, daß es nach Wiederherstellung der alten Dynastie souverän seyn werde, was nach dem Wortverstande nichts anders heissen konnte, als daß es das Recht und die Ausübung der höchsten Staatsgewalt zu erwarten habe, so ist ihm damit etwas in sich Widersprechendes und etwas Unmögliches verheissen worden. Denn wenn dem Volke die Souverânetät blieb, so war die Wiederherstellung der alten Dynastie eine zwecklose Maaßregel, weil dann diese Dynastie in der neuen Ordnung der Dinge keine Bedeutung mehr hatte; nicht einmal die in der Proclamation ihr zugedachte Function, die Beschützerinn der Gesetze zu seyn, konnte von ihr erfüllt werden, weil es ihr an der erforderlichen Macht fehlte, um ihrem Schutze Kraft zu geben. Überhaupt aber würde ein Volk, das die Souveränetät als ein Geschenk seines Herrschers annähme, oder durch Empörung ihm abtrotzte, etwas Widersinnisches begehen, das plötzlich in sich selbst zerfallen müßte. Die große Masse kann als solche nichts berathen, nichts beschliessen, nichts verwalten, und nichts vollziehen; um ihre gesellschaftlichen Interessen zu sichern, muß sie das

Recht und die Pflicht ihrer Wahrung übertragen; durch diese Übertragung verzichtet sie, als Masse, auf die politische Selbstthätigkeit und ihr Charakter wird wesentlich gehorchend; in dem Augenblicke, in dem sie die Regierungsgewalt sich anmaßte, mußte der Staat sich auflösen; eine Wiedervereinigung der Trümmer aber wäre nur durch neue Übertragung möglich, und die gemachten Erfahrungen müßten zu der Erkenntniß geführt haben, daß der mit der Übertragung verbundene Verzicht an keine das in der Gesellschaft unvermeidliche Verhältniß der Unterordnung störende Vorbehalte geknüpft seyn dürfe.

Gewiß hat noch Niemand, dem die Gabe des gesunden Verstandes zu Theil geworden, den Ausdruck Volkssouveränetät in diesem Sinne genommen, und wenn die Ultra's unsrer Zeit diesen albernen Irrthum ihren Gegnern auf den Hals zu schieben suchen, so thun sie es nur in der Absicht, das System, in dem sie den Untergang ihrer Vorurtheile und ihrer Anmassungen sehen, in ein böses Geschrey zu bringen. Um deßwillen ist aber jener Ausdruck nicht überhaupt sinnlos; er spricht im Gegentheile einen richtigen, aus jeder vernünftigen Untersuchung über das Wesen der gesellschaftlichen Ordnung sich von selbst ergebenden Begriff aus; und wenn wir gleich für diesen Begriff in den Worten der neapolitanischen Proclamation keine bequeme Bezeichnung finden, so liegt er ihr doch zu Grunde und ist in seiner tiefern und bestimmtern Auffassung nothwendig und wahr, so wie in seiner Anwendung auf das Leben ganz unverfänglich.

„Die Souveränetät," sagt die spanische Constitution, „ruhe wesentlich in der Nation." Man hat über diesen Satz ein grosses Geschrey erhoben, und vorzüglich ihn benützt, um die Anfeindungen gegen die Verfassungsacte der Cortes zu erregen, in denen sich die meisten Cabinette von Europa vereinigt haben. Aber entweder hat man diesen Satz mißverstanden, oder man

hat ihm absichtlich eine falsche Deutung gegeben. Denn es liegt schon in dem Wortlaute seine richtige Auslegung, vermöge deren er nichts anders aussagt, als die Wahrheit, die die ganze Welt anerkennen muß, es sey denn, daß sie vorsätzlich ihre Augen dem Lichte verschliesse, daß es nämlich keine *Regentensouveränetät* geben könne, es habe denn zuvor eine *Volkssouveränetät* bestanden, so wie keine *Regentenmacht*, die nicht auf der *Gesammtheit der Staatsmacht* beruhte.

Es kann die *Regierungsgewalt* durch Wahl, oder durch Erbschaft oder durch Eroberung erworben werden. Wie verschieden aber auch der rechtliche Charakter dieser Erwerbungsarten seyn möge, so setzen sie doch ein *Object* voraus, das früher seyn muß, als das erwerbende *Subject*, und man kann die besagte Gewalt nicht als bestehend denken, ohne daß erst jenes *Object* gedacht werde. Die Wähler sind früher als der Gewählte, das Erbgut früher als der Erbe und das unterjochte Volk früher als der Unterdrücker. Die Machtvollkommenheit des Regenten aber, sey sie nun vertragsmässig oder durch Usurpation erlangt worden, erlöscht in dem Augenblicke thätsichlich, in dem die Regierten von ihm abfallen, oder von einem andern Anmasser ihm entrissen werden, und wo es kein Volk giebt, giebt es auch keinen Herrscher.

Diese Erfahrungssätze erhalten ihre Bestimmung durch das Urtheil der Vernunft. Nach demselben beruht das Daseyn der Regierungen auf dem Interesse der Völker, indem die letztern auf ihre natürliche Freyheit verzichten, um durch die Einsetzung der erstern sich einen rechtlichen Zustand, der ihr äusseres Glück und die Fortschritte ihrer geistigen Cultur schützt, zu sichern. Geschieht jener Verzicht unbedingt, so entsteht eine *absolute*, geschieht er *bedingt*, eine *constitutionelle* Regierung, in beyden Fällen aber geht das der Regierung bewilligte Maaß der Gewalt

von dem Volke auf die Regierung über. Sie ist deßhalb ursprünglich in dem Volke; das Volk aber überträgt sie, weil es unmöglich ist, daß es dieselbe unmittelbar ausübe und weil es in der Übertragung seine Interessen am vollkommensten gesichert sieht. Erlöscht aber die Regierungsgewalt in dem Subjecte oder der Dynastie, die in ihrem Besitze gewesen, so fällt sie und mit ihr das Bedürfniß und das Recht einer neuen Übertragung an das Volk zurück.

Diese Grundsätze sind nicht die Früchte einer leeren, theoretischen Speculation; sie sind von jeher von allen Nationen befolgt worden, bey denen sich eine Veranlassung zu ihrer Anwendung ergab. Als der Thron von *Großbritannien* durch die Flucht *Jakobs* II. erledigt worden, erhuben die beyden Kammern des Parlaments den Prinzen *Wilhelm von Oranien* auf denselben und aus der nämlichen repräsentativen Behörde gieng die Akte hervor, die dem Hause *Hannover* die Succession zuerkannte; und als die *Schweden* Gustav IV. des Thrones entsetzt hatten, so waren es die Reichsstände, die erst den Prinzen *Christian August von Holstein* und dann den Fürsten von *Pontecorvo* zum Nachfolger vorschlugen. Die *Portugiesen*, nachdem sie der spanischen Tyranney sich erledigt, riefen den Herzog *Johann von Braganza*, die *Holländer* aber, nachdem das auf ihren Hälsen liegende Joch *Napoleons* gebrochen war, den Prinzen *Wilhelm Friedrich von Oranien* auf ihren Thron. So ist auch die *unumschränkte Gewalt* mit der *Erblichkeit*, die das in *Dänemark* regierende Königshaus genießt, demselben durch eine förmliche Akte der Reichsstände zuerkannt worden. Beweisen nicht diese Fälle — und es finden sich ähnliche in der Geschichte *aller* Nationen, — daß die Souveränetät, wenn sie in der Regierung erlischt, wieder auf das Volk zurückgeht, aus dem sie durch die Einsetzung der Regierung

hervorgegangen ist? — Wo war die Souveränetät als Ferdinand VII. sich in dem Kerker von Valencey befand? Hat nicht ganz Europa die Rechtmäßigkeit der Thronentsetzung anerkannt, welche die das französische Volk repräsentirenden Körper gegen Napoleon ausgesprochen? Und wem würde es, in dem Falle, daß das Haus Hannover oder das Haus Bourbon ausstürbe, gebühren, die Thronfolge zu ordnen?

Diese Thatsachen zeigen, wie im Leben der Grundsatz der Vernunft immer gültig gewesen, daß das Wesen des Staates und die ihn leitende Machtvollkommenheit ursprünglich in der Gesamtheit der Gesellschaft liege; so bald aber eine Regierung sich bildet, geht die besagte Machtvollkommenheit, bedingt oder unbedingt, an die Regierung über, und dasselbe Gesetz, das diese zur vertragsmässigen Verwaltung verpflichtet, verpflichtet die Gesellschaft zum vertragsmässigen Gehorsam und begründet das Recht des Regenten unerschütterlich, während es auf dem Boden der Gewalt ewig den Launen des Zufalls preis gegeben wäre. Statt die Thronen zu gefährden, gewährt ihnen deshalb diese Lehre eine Bürgschaft, die sie mit gleicher Stärke auf keine andere Weise erlangen; der Satz aber, daß das Volk souverän sey, ist zu absurd, als daß man ihn für gefährlich halten könnte.

Portugal.

Alle Revolutionen, welche in der Geschichte von Portugal vorkommen, sind schnell und ohne Blutvergiessen vorübergegangen. Die Erhebung des Hauses Braganza auf den Thron (i. J. 1640) war das Werk eines Tages und kostete nur drey Personen das Leben. Eben so fiel kein Opfer, als i. J. 1820 der Ruf der

Freyheit sich in Oporto erhub, und im Fluge durch das ganze Reich sich verbreitend, die Herstellung des constitutionellen Systems auf den Trümmern der absoluten Gewalt bewirkte. Als aber in den letzten Tagen diese Gewalt einen zehnten August versuchte und auch so glücklich war ihn siegreich zu vollenden, fiel der grossen Sache nur ein einziges Menschenleben. Das war ein Gefangener, der die Gelegenheit benützen wollte, um zu entfliehen und von der Schildwache erschossen wurde. Diese Erscheinungen ergaben sich aus den Umständen. Denn es ward aller Widerstand in der Revolution und in der Gegenrevolution gelähmt, da die eine und die andere durch die bewaffnete Macht bewirkt wurde.

Es war, wie man weiß, der Infant Don Miguel, der die Losung zur Gegenrevolution gab, indem er den väterlichen Palast verließ, sich an die Spitze des 23sten Linienregiments stellte, und die Abschaffung der Verfassung proclamirte. In den ersten Augenblicken der Bewegung mußte der Sohn, als ein Rebelle gegen den Vater erscheinen, und das Abentheuer, das er wagte, als ein auf seine Faust unternommenes Werk. Wer hätte sich auch nur dem leisesten Zweifel gegen die aufrichtige Anhänglichkeit des Königs an das bestehende System überlassen können? Als er von Rio Janeiro nach Lissabon abreiste, wußte er auf welche Bedingungen er in Zukunft regieren sollte. Seine Ankunft war ein lautes Zeugniß für seine freye Einwilligung, in alles was geschehen war. Er schwur feyerlich, die Constitution zu beobachten und über ihre Vollziehung zu wachen. Er fügte seinem Eide Worte aus der Fülle seines Herzens bey, die Niemand gefordert und Niemand erwartet hatte. Fortdauernd bestätigte er durch sein Benehmen, die Treue seines Wortes. Es hieße sich einer Injurie gegen ein gekröntes Haupt schuldig machen, wenn man auch nur das mindeste Bedenken trug, dieß

alles als Ausdruck der innigsten Überzeugung zu anerkennen.

Und als denn der Infant die Fahne des Aufstandes erhub, fuhr der König fort in der so wohl bewährten Treue zu verharren. „Don Miguel, erklärte er am 31. Mai in einer Procla„mation, ist nicht mehr mein Sohn, und ich „werde ihn als König zu bestrafen wissen. Den „der Constitution geschwornen Eid werde ich un„ter allen Umständen halten. Nie ist meine Frey„heit beschränkt, nie meine verfassungsmässige „Autorität verkannt worden. Ich fordere das „Volk auf, den Cortes zu vertrauen und seinem „Schwure treu zu bleiben." — Auf die erste Nachricht vom Aufstande der Truppen und der Flucht seines Sohnes hatte er den Eid auf die Constitution wiederholt, und gegen den beabsichtigten Umsturz derselben eine feyerliche Verwahrung eingelegt. Ja in dem Augenblicke, indem die Soldaten kamen, um ihn aus dem Schlosse zu entführen, trat er noch auf den Balkon hinaus, und rief mit lauter Stimme zu dem Volke herab: „Es lebe der verfassungsmässige König!" Drey Tage später aber erließ er von Villa Franca aus eine Proclamation an sein Volk, worinn er erklärte: „er löse die Cor„tes von Rechtswegen auf, wie sie sich bereits „faktisch aufgelöst, und entschlossen seine königliche „Würde zu retten, richte er die Monarchie wie„der auf, welche die Grundlage, nicht das Spielzeug einer Verfassung seyn müsse." — Diese Reihe von Thatsachen müßte einen dichten Schatten auf den Charakter des Königes werfen, wenn er nicht seine Rechtfertigung in der Voraussezzung fände, daß er, indem er sich in die Revolution ergab, frey und selbstständig gehandelt, in der Gegenrevolution aber einem unüberwindlichen Zwang unterlegen sey.

Die Geschichte dieser Gegenrevolution ist noch zu neu, als daß das Publikum itzt schon eine Aufklärung über das geheime Maschinenwerk erwarten könnte, durch das sie bewegt worden ist. Die öffentliche Blätter wissen viel von dem Einflusse zu reden, den französische Ränke und englische Politik auf diesen Umschwung der Dinge gehabt haben sollen; doch ermangeln sie gehörig bescheinigter Thatsachen, um den an sich sehr wahrscheinlichen Verdacht, den sie erregen, zur Überzeugung zu erheben. Vor der Hand sind aber Triebfedern dieser Bewegung, im Innern des portugiesischen Reiches wirkend, bemerkt worden, an sich stark genug, um aus ihnen alle Erfolge erklären zu können. Es scheint, daß die Königinn den Faden der ganzen Intrique gesponnen, und mit gewandter Hand geleitet habe. Man kennt das Schreiben, in dem sie ihren Sohn, den Infanten Miguel aufgefordert, zur That zu schreiten. „Nimm deinen Degen, ruft sie ihm „darinn zu, und zeige, daß königliches Blut in „deinen Adern fließt. Ich habe Alles vorbereitet; „man erwartet dich; verliere keine Minute; Du „wirst siegen." Dieses Schreiben scheint absichtlich bekannt gemacht worden zu seyn, damit das Publikum wisse, wem der Ruhm der ersten Erregung dieses Umschwungs gebühre. Ohne Zweifel hatten auch die Infantinnen, als sie nach erlangtem Siege, in Amazonenkleidern und Generals-Epauletten in Lissabon einzogen, die Absicht, durch dieß heroische Costüme, die Rolle anzudeuten, die von ihnen in der Wiederherstellung der absoluten Regentengewalt übernommen worden war.

Der König hat sich feyerlich und unwiderruflich gegen sein Volk verbindlich gemacht, daß er eine solche Gewalt nicht wolle. „Ich verlange, erklärte er in der Proclamation an die Bürger von Lissabon keine unumschränkte Gewalt und ich werde sie nicht verlangen. Die Gesinnungen meines Herzens wid rstreben dem Despotismus und der Unterdrückung. Die Rechte der Bürger sollen eine so sichere Gewährleistung

erhalten, als die der Krone." — So äusserte er auch in dem Dekrete vom 18. Juny worinn die Junta zur Ausarbeitung einer Verfassungsakte ernannt wurde, „er erwarte, daß das neue Grundgesetz, nach rechtlichen Principien bearbeitet, die Ausübung der obersten Gewalt und die gesetzmässige Sicherheit des Volks in Einklang bringe, und den Weg bahne, auf welchem, durch allmählich fortschreitende Verbesserungen, die Staatsverwaltung einen Grad der Vollkommenheit erreiche, wie er bey menschlichen Einrichtungen nur immer möglich sey."

Gewiß giengen diese Zusagen aus der innigsten Überzeugung und aus dem redlichsten Willen hervor. Dessen ungeachtet ist ihre Erfüllung nicht zu erwarten. So wenig der König bey dem Umsturze der Verfassung von fremdem Einflusse unabhängig war, so wenig wird er es bey der Bildung des neuen Grundgesetzes seyn; und so wenig bleiben die Könige, wenn sie ihre Interessen dem Strome einer Revolution anvertrauen, Meister der Ereignisse, als in demselben Falle die Völker. Was in den ersten Tagen des Brachmonats in **Portugal** geschehen, war das Werk einer Partey. Der König schlug sich auf ihre Seite, weil er sie für unwiderstehlich hielt. Wird aber diese Partey minder mächtig im Bauen seyn, als sie es im Zerstören gewesen ist? Wird sie den König in den Besitz der Machtvollkommenheit eingesetzt haben, um sich schweigend seinem Willen zu entwerfen? Wird sie ihn Anordnungen vollziehen lassen, die die höchsten Zwecke ihres Aufstands zerstören würden? Wird sie mit Mässigung einen Sieg benützen können, den sie auf dem Wege der Rebellion erfochten hat? Wird ruhige Erwägung und Billigkeit endigen, was Vorurtheil, Selbstsucht und Leidenschaft begonnen haben?

Die Antwort auf diese Fragen finden wir in den ersten Maaßregeln, in denen die Regierung die Wiederherstellung ihrer Selbstständigkeit angekündigt hat. Der Nationalgarde wurden die Waffen abgenommen und die aktive Miliz erhielt Befehl sich aufzulösen. Der Graf **Amarante**, kurz zuvor des Hochverraths schuldig erklärt, empfieng alle seine Titel, Ehren und Einkünfte wieder; Don **Miguel**, kurz zuvor desselben Verbrechens angeklagt, ward Generalissimus des Reichs. Es ergieng die Verordnung, daß die aufgehobenen Klöster wieder hergestellt werden sollten. Dieselben Menschen, die früher am Ruder der Geschäfte gewesen sind, traten wieder an dasselbe; die aber, welche während der constitutionellen Zeit eine Rolle gespielt, werden entfernt und verfolgt; andere wählten die freywillige Verbannung. Was durch die Cortes gebaut wurde, ist der Zerstörung geweiht; Alles hat seine Richtung zum Rückgang auf das Alte und zur Wiederherstellung und Befestigung des Zustands, der vor der Revolution vorhanden gewesen, mit unbedingter Ächtung und Verwerfung aller Einrichtungen, die die letztere hervor gebracht und aller Lehren, die sie gegeben hat. — Wer könnte in diesen Erscheinungen die Vorzeichen eines „**nach rechtlichen Prinzipien bearbeiteten, die Ausübung der obersten Gewalt und die gesetzmässige Sicherheit des Volks in Einklang bringenden Grundgesetzes**" erkennen?

Der Graf von **Palmela** ist Präsident der Junta, die zur Entwerfung dieses Grundgesetzes berufen worden. Man glaubt, daß dieser Umstand von ungünstiger Vorbedeutung sey. Denn der besagte Minister hatte schon vor ein paar Jahren einen Verfassungsentwurf in der Tasche, den er der Nation aufdringen wollte, und auch aufgedrungen hätte, wenn seinen Bestrebungen nicht durch die Revolution ein Ende gemacht worden wäre. Ohne Zweifel wird er nun mit seinem Werke hervor treten; schwerlich aber wird es die Erwartungen erfüllen. Wie indessen die Sachen sich gestalten mögen, so ist man noch

immer weit vom Ziele, und man muß ein Volk beklagen, dem man seine Gesetze an der Spitze von Bajonetten bringt.

Politisches Allerley.

1.

Im teutschen Bauernkriege im sechszehnten Jahrhundert sah man bewaffnete Priester an der Spitze der Aufrührer, die in der einen Hand das Evangelium trugen, und in der andern das Schwert. Dasselbe Schauspiel ist unserer Zeit jenseits der Pyrenäen zu Theil geworden. Die teutschen Prädikanten ergriffen die Waffen, um die geistliche und weltliche Aristokratie zu stürzen, die spanischen Priester führen sie, um diese Aristokratie wieder herzustellen. Werden durch diese Verschiedenheit der Zwecke die letztern achtungswürdiger, als die erstern? —

2.

Die Ultra's unsrer Zeit behaupten, daß die Beschränkung der Regentengewalt durch constitutionelle Gesetze das monarchische Prinzip zerstöre; dagegen geben sie, wie die Erfahrung beweist, zu, daß der Wille der Regenten durch den Einfluß von Rathgebern, Hofleuten und Günstlingen beschränkt werden dürfe. Wohl möge es, sagen sie Schattenkönige geben, aber in keinem Falle constitutionelle. Sie verrathen durch diesen Widerspruch die geheime Partie ihres Systems. Auch ist ihre Berechnung sehr richtig, daß die Herrschaft der Günstlinge weit gewaltiger sey in dem Kreise der Willkühr, als in dem der Gesetze. Nur fährt bey solcher Herrschaft das Volk nicht wohl, und es ist zu glauben, daß die Constitution der Cortes nie so verderblich für die spanische Nation hätte werden können, als es notorischermassen die Gunst des Herzogs von Alcudia geworden ist.

3.

Von den alten Teutschen wird erzählt: „Sie faßten die Rathschläge zur Beschliessung eines Kriegs beym Trunke, damit sie nicht ohne Nachdruck wären, und überlegten sie nüchtern, damit sie nicht ohne Verstande wären.“ Auch wir waren in unsern Tagen Zeugen mancher Kriege, die beym Trunke beschlossen zu seyn schienen. Aber nicht immer folgten den Beschlüssen die nüchterne Überlegung nach.

4.

Die ursprüngliche Gestalt der Regierungsformen ist nie das Werk einer Berathung, sondern der Umstände. Der Eroberer macht den Staat, der seinen Waffen unterliegt zur Monarchie, das siegende Volk zur Republik, der vorherrschende Adel zur Aristokratie, der religiöse Schwärmer zur Theokratie. Es kann in allen diesen Formen ein erträglicher und rechtlicher öffentlicher Zustand statt finden, aber nur unter der Voraussetzung, daß die historisch begründete Ordnung der Dinge, vernunftmässig constituirt, oder das zufällig Bestehende nach der ewig und allgemein geltenden idealen Norm gebildet werde. Diese Bildung halten die Finsterlinge unsrer Zeit für unnöthig und gefährlich, und die geschriebenen Constitutionen, versichern sie, seyen das Unglück der Völker. Die Thoren! — Als ob der Topf, nachdem er aus der Töpferscheibe hervorgegangen fertig wäre, ohne daß er erst der Härtung im Feuer und der Glasur bedürfte! Und eure Rescripte, Ordonnanzen, Cabinetsbefehle, Organisationsedikte — sind denn das nicht auch geschriebene Constitutionen? —

5.

Ihr sprecht von einem das gegenwärtige Zeitalter zerrüttenden Zwiespalt zwischen den Königen und den Völkern, den Thronen und den

hätten, dem monarchischen und dem republikanischen Prinzip. Dieser Zwiespalt besteht nur in eurer Einbildung. Seitdem die civilisirten Völker den Grundsatz anerkannt und in ihren Gesetzen geltend gemacht haben, daß die erbliche Monarchie, bey voller Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit der Regenten, die sicherste Bürgschaft ihrer Unabhänigkeit, ihrer Cultur und ihres Wohlstands sey, kann unter ihnen keine Reaktion mehr gegen das monarchische System entstehen. Eine solche ist auch in unsrer Zeit nicht vorhanden, wohl aber ein heftiger Kampf zwischen den Patriciern und den Plebeiern, der Aristokratie und der Demokratie, den Vorrechten und den Rechten, der beharrenden und der progressiven Kraft.

6.

Der Teutsche, sagt Kant, füge sich unter allen civilisirten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten der Regierung, unter der er lebe, und sey am meisten von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Charakter sey ein mit Verstand verbundenes Phlegma, vermöge dessen er weder über die schon eingeführte Regierungsform vernünftle, noch sich selbst eine ausdenke. Eher lasse er sich, nach seinem Hange zur Ordnung und Regel despotisiren, als daß er sich auf Neuerungen, zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung einlassen werde." — Es sind schon mehrere Decennien hingegangen, seitdem Kant dem Charakter seines Volkes dieses Zeugniß gegeben hat; in den Ereignissen der letzten Jahre ist es aufs Neue bestätigt worden. Und doch giebt es noch immer Menschen, die dieses Volk als unruhig, und aufrührisch verläumden und verdächtigen. Das muß uns, wo Geschichte und Erfahrung so laut für das Gegentheil sprechen, seltsam vorkommen; aber es ist noch weit seltsamer, daß es Menschen giebt, die jenen Verläumdern glauben.

Rückblick auf den Feldzug von 1812.

(Eingesandt.)

Es sind dem Publikum viele Berechnungen über das Menschenkapital mitgetheilt worden, welches Napoleon sein Zug nach Rußland gekostet; aber allen fehlte Genauigkeit und aktenmässige Bescheinigung. Diese Lücke in einer der schrecklichsten, aber auch interessantesten Partieen der neuern Kriegsgeschichte, ist durch die vor Kurzem in Paris erschienene Histoire de l'expedition de Russie par M**, befriedigend ausgefüllt worden, indem der Verfasser derselben nicht nur im Gefolge Napoleons ein mithandelnder Augenzeuge aller Ereignisse war, sondern auch sämtliche Zahlbestände aus den Akten des Generalstaabs erhoben hat. Nach seiner Aufzählung bestand Napoleons Macht beym Eindringen in Rußland aus 401,9[illegible] Mann Infanterie, 96,573 Mann Cavallerie, 21,526 Mann von der Artillerie und Genie, nachgekommenen Truppen 57,100 Mann, in allem also aus 647,158 Mann und 187,111 Pferden, wozu noch 1372 Feldstücke und ein sehr zahlreicher Troß kamen. Ein Heer von dieser Stärke ist auf den Kriegsschauplätzen der neuern Zeit nie aufgetreten. Aber es gieng, wie man weiß, einem schrecklichen Schicksale entgegen. Ehe es noch Moskau erreicht hatte, war es schon um mehr als die Hälfte aufgerieben. Am 10. December aber bestand es noch aus — 3300 Mann zu Fuß und 1000 Pferden. Welch ein schauderhaftes Resultat! Zwey Umstände bewirkten seine Vernichtung; einmal die unbesonnene Verwegenheit, mit der Napoleon mit dieser ungeheuern Menschenmasse, in das Innere eines sehr sparsam bevölkerten, armen und ihm alle Schwierigkeiten der nördlichen Zone entgegen setzenden Landes einfiel, ohne eine Anstalt zur Verpflegung seiner Truppen getroffen zu haben; und dann die Kälte der Jahrszeit, die was der erste Umstand begonnen hatte, vollendete. Wohl verminderte der Brand von Moskau Napoleons Hülfsmittel sehr; aber sein Heer war auch ohne dieses Ereigniß verloren; wenn die russischen Generale nicht gar zu grosse Fehler begiengen. Solche Fehler wurden wirklich häufig gemacht, und sie waren Napoleon zufällig nützlicher, als die Maaßregeln die er selbst angeordnet hatte. Wenn Thätigkeit und Uebereinstimmung im russischen Kriegsrathe herrschte, so mußte das französische an der Beresina — oder wohl noch früher — unfehlbar in Masse das Gewehr strecken. Uebrigens belief sich der summarische Etat der russischen Macht zu Anfang des Krieges auf 181,000 Mann Infanterie und 60,600 Reiterey, welche Zahlen aber im Laufe des Feldzugs sich sehr vergrösserten.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



16. August 33. 1823.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
Freyheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Schiller.

Die Politik der grossen Mächte.

Der Artikel, den der Londner Courier unter dem 12. Juni aus Petersburg gegeben, und der unterdessen von den meisten Blättern des Continents vollständig oder auszugsweise wiederholt worden ist, gehört, vermöge seines unverkennbaren officiellen Charakters und der in ihm dargestellten Ansichten unter die interessantesten Aktenstücke zu der Geschichte unsrer Zeit, indem er einige neue Aufklärungen über die Standpunkte giebt, aus denen in Verona die dort behandelten Fragen betrachtet worden sind, zugleich aber auch die Erwartungen andeutet, welche die Cabinette an die itzige Stellung der öffenlichen Angelegenheiten knüpfen.

Wenn dieser Artikel versichert, daß England revolutionäre Bewegungen in Europa so gut hasse, als jede andere Regierung, so sagt er uns damit nichts Neues; nur dient diese Versicherung nicht zum Beweise der mit ihr in Verbindung gesetzten Behauptung, daß über die Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel zwischen den englischen und den Ministern der andern Mächte in Verona keine Verschiedenheit der Meynungen statt gefunden habe. Wir wissen im Gegentheil, daß sich die beyden hier genannten Partieen gerade in der Hauptsache auf eine schneidende und unversöhnliche Weise trennten, die Continentalmächte, indem sie sich für berechtigt und verpflichtet erklärten, durch bewaffnete Einschreitung die Constitution der Cortes zu modificiren, England aber indem es auf seinem immer behaupteten Grundsatze bestand, daß kein Staat befugt sey dem andern über seine innern Angelegenheiten Gesetze zu geben. Jede Partie verharrte auf ihrer Meynung, und während die eine durch Zurückrufung der Gesandten und bald durch wirkliche Eröffnung der Feindseligkeiten ihre Beschlüsse in Vollziehung setzte, beschränkte sich England auf die Rolle der Neutralität und suchte seinen Vortheil zu wahren, indem es sehr thätig war, den Brand, den der Faktionsgeist von beyden Seiten mit grosser Geschäftigkeit anschürte, durch Vermittlung vor seinem Ausbruche zu ersticken. Bey der bekannten Stimmung der Geister war voraus zu sehen, was erfolgte, daß nämlich alle diese Bemühungen mißlungen sind; denen sich übrigens England nicht unterzogen hat, weil es die politischen Veränderungen in der Halbinsel mit dem gegenwärtig bestehenden europäischen Systeme

für unverträglich hielt, sondern weil es in der Erhaltung des Friedens eine Bürgschaft für seine Interessen sah, die durch einen Angriff auf Spanien mannigfaltige Störungen erleiden konnten. Es war auch derselbe Gesichtspunkt, von dem es bey seinen Anträgen auf Abänderungen in der spanischen Verfassung ausgieng, indem der Zweck der Vermittlung in den meisten Fällen nur dadurch erreichbar ist, daß beyde zwistige Parteyen ihre Ansprüche mildern.

„England — sagt der Petersburger Artikel, — habe nur darum seine Beystimmung zum Kriege verweigert, weil es befürchtete, daß die neue Politik, welche so uneigennützig die Ruhe von Europa verlange, nicht in die alte Politik ausarten möchte, wo das Interesse vorherrschte; die Weisheit und die Mässigung der verbündeten Monarchen habe aber zu solchen Besorgnissen keinen Anlaß gegeben.“ — Es muß erlaubt seyn, den Argwohn, der dem englischen Cabinette hier zur Last gelegt wird, zu bezweifeln, da er in den Thatsachen keine Bestätigung findet. Allerdings haben einzelne Stimmen sich erlaubt, den verbündeten Mächten eigennützige, auf Eroberungen zielende Absichten bey dem Einschreiten in die spanischen Angelegenheiten zu unterlegen, und man hat solche Stimmen sogar von den Tribunen repräsentativer Versammlungen vernommen; aber sie konnten keinen Eindruck machen, da die Erhaltung des Bestehenden der wesentliche und nothwendige Zweck des grossen Bundes ist, und dieser Bund vermöge seiner Natur in dem Augenblicke sich auflösen müßte, in dem seine Mitglieder sich bewaffneten, um Eroberungen zu machen. Plane dieser Art hat England bey den in Verona verabredeten Maaßregeln nie vorausgesetzt, und auch noch itzt, nachdem die französischen Heere so grosse Fortschritte gemacht haben, fürchtet es dieselben nicht. Denn wenn ein solcher Argwohn in dem englischen Cabinette vorhanden war, so mußte es sich, so bald der Krieg zum Ausbruch kam, für den schwächern Theil erklären; zauderte es aber mit dieser Erklärung, so mußte es die Waffen ergreifen, wenn es den schwächern Theil unterliegen sah. Es ist weder das Eine noch das Andere geschehen, zum klaren Beweise, daß man überzeugt war, daß die Verbündeten den Sieg nicht zum Nachtheile der Integrität und der Unabhängigkeit von Spanien mißbrauchen werden. Gewiß war es also nicht die Furcht vor dem Zurücksinken der neuen Politik in den Charakter der alten, was England vermochte seine Beystimmung zum Kriege zu verweigern; es fand die Gründe dieser Weigerung in seinen Begriffen von der Selbstständigkeit der Staaten in Bestimmung ihrer innern Angelegenheiten, in seinem Wunsche, die Ruhe von Europa aufrecht zu erhalten und in seinen mit jenem Begriffe und diesem Wunsche zusammen hängenden merkantilischen Interesse.

Durch die bisher bekannt gewordenen Aktenstücke hat sich in dem Publikum die Meynung befestigt, daß in Betreff der spanischen Sache, in Verona die Initiative von Frankreich ausgegangen und daß die andern Höfe dem Entschlusse dieser Macht, bewaffnet einzuschreiten, nur durch die Anerkenntniß der Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit desselben beygetreten seyen. Diese Meynung wird in dem Petersburger Artikel berichtigt. „Nicht nur, heißt es, haben die verbündeten Monarchen die Einmischung gebilligt, sondern den König von Frankreich sogar dazu aufgefordert,“ und die Maaßregel „durch Hülfe einer noch nicht völlig beruhigten Nation (der französischen) eine andere (die „spanische) und mit ihr ganz Europa zu einer „dauerhaften Ruhe zurück zu führen,“ wird als das Resultat der gemeinsamen Berathung des Congresses dargestellt. Diese Umstände enthalten einen neuen Grund der Rechtfertigung für die von dem englischen Ministerium ergriffene, und ihm von einigen Mitgliedern der Opposition mit Bitterkeit zum Vorwurfe gemachte Neutralität. Denn unter denselben konnte es sich

dem Angriffe Frankreichs auf Spanien nicht durch eine Verbindung mit der letztern Macht widersetzen, ohne mit ganz Europa in ein feindseliges Verhältniß zu treten, und dadurch seinem Handel, der die Basis seiner Existenz ist, eine höchst verderbliche Hemmung entgegen zu setzen; auch konnte sich ja der Gang der Ereignisse auf eine für England günstige Weise wenden, ohne daß es sich den gehässigen Vorwurf zuzog, das Zeichen zu einem allgemeinen Kriege gegeben zu haben. Übrigens müßte sich die englische Politik in nicht geringe Verlegenheit versetzt sehen, wenn es Frankreich gelänge, durch seine Einschreitung, das constitutionelle System in Spanien zu zertrümmern, und durch Wiederherstellung des unbeschränkten Königthums diesem die Macht zur beliebigen Anordnung der Staatsverwaltung zu verschaffen. Denn die restaurirte Regierung würde und könnte einen solchen Dienst nicht vergessen, und Frankreich gewänne durch denselben von Rechtswegen auf sie einen Einfluß, der den, den England bisher auf Spanien behauptet hat, größten Theils ausschliessen müßte.

Die Fortschritte, welche die französische Armee in Spanien gemacht, und die Unterstützungen, die sie selbst von Seiten der Nation gefunden, haben die Wünsche derjenigen, die den Sieg des constitutionellen Systems in ganz Europa von den Erfolgen dieses Krieges erwarteten, sehr vereitelt, und wenn gleich noch viel fehlt, um von der endlichen Entscheidung des grossen Stückes sprechen zu können, so ist doch unverkennbar, auf welcher Seite das höhere Maaß der Wahrscheinlichkeit des Gelingens liegt. Wird aber der Sieg derjenigen Partie zu Theil, die denselben bereits in Händen zu haben glaubt, so müßte es sehr zu beklagen seyn, wenn sie ihn dazu benützen wollte, um ihre Gegenpartie zu vernichten, und — mit Hinwegweisung alles dessen, was Mässigung, Besonnenheit und Gerechtigkeit fordern — ein System von Gewalt, Unterdrückung und allgemeiner Verfinsterung herzustellen. Nachdem die Mächte sich verpflichtet gehalten haben, den Ausartungen des demokratischen Princips zu widerstehen, so müssen sie es auch ihrer Weisheit würdig halten, die Ansprüche der Aristokratie in vernünftige und gesetzliche Schranken zurück zu weisen. Nur dadurch können sie ihren so oft und so feyerlich erklärten Zweck, die Erhaltung der Ruhe von Europa erreichen, der ewig verfehlt bleiben müßte, wenn sie, nachdem durch ihre Mitwirkung das Recht der Gesetzgebung in die legitimen Hände gekommen, nicht auch darob wachen wollten, wie dasselbe geübt werde. Denn der Mißbrauch dieses Rechtes würde die unterdrückte Gluth immer wieder anblasen, und die Pflicht der Einschreitung endlich zu einer unerträglichen Last machen. Bewegungen, wie sie in Spanien erfolgt sind, erhalten ihren ersten Anstoß nicht durch die Umtriebe einer Faktion; sie sind Fiebererscheinungen, durch die der Staatskörper sich eines in ihm liegenden krankhaften Stoffs zu entladen sucht. Es ist umsonst, daß ihr das Fieber stillt, wenn ihr nicht die Ursache desselben aufhebet. Dieß ist aber nur dadurch möglich, daß das Gleichgewicht der Kräfte in dem leidenden Körper hergestellt, die materia peccans hinweg geschafft, und eine neue, planmässige Lebensordnung angefangen wird. Nur durch ein Heilverfahren dieser Art kann den Staaten auf der iberischen Halbinsel geholfen werden; da aber nicht anzunehmen ist, daß es von einer der Partieen, nach Besiegung der andern, werde eingeschlagen werden, so ergeht an die Mächte der edle Ruf, was sie durch das Drohen der Waffen begonnen haben, vermittelnd und versöhnend zu enden, und so dem Frieden, den sie beabsichtigten, seine Grundlage dazu geben, wo sie allein sicher und fest ruht, nämlich in der Überzeugung der Völker und in dem Bedürfnisse der Zeit.

Wirtemberg. Vereinfachung der Verwaltungsgeschäfte.

Ein Hauptübel, an dem die meisten teutschen Regierungen leiden, besteht darinn, daß sie zu viel regieren. Der Staatsgenosse, wenn er sich auch gleich den Begriff dieses Übels nicht verdeutlicht, fühlt seinen Druck und seufzt oder zürnt darüber; der wissenschaftliche gebildete Bürger und der nachdenkende Geschäftsmann weisen seine Inconsequenz und seine Verderblichkeit nach; die neuern constitutionellen Institutionen beruhen auf Grundsätzen, neben denen es nicht mehr bestehen sollte. Und doch dauert es fort, die alte Lehre bestätigend, daß auch die klarste und allgemeinste Erkenntniß der Wahrheit noch nicht zureiche, einen tiefgewurzelten, durch Zeit und Gewogenheit befestigten, mit den stehenden Verhältnissen des Lebens verschlungenen Irrthum auszurotten.

Es liegt in der nothwendigen organischen Natur des bürgerlichen Vereins, daß die Staatsregierung gesetzgebend, beaufsichtigend, leitend und berichtigend, verwaltend aber nur in Beziehung auf das Ganze oder auf die ihrer unmittelbaren Behandlung vorbehaltenen Gegenstände wirke; die Verwaltung in den Gemeinden und Distrikten dagegen steht den Behörden derselben zu, deren Wirksamkeit durch die Gesetze und Instruktionen der Staatsregierung ihre Norm erhält. Die Local- und Distriktsverwaltungen erledigen alle in ihren Ressort gehörigen Geschäfte; sie kommen in den Fall der Anfrage, wenn das Gesetz einer Interpretation bedarf; sie geben der Staatsregierung Rechenschaft über ihre Administration; sie sind ihr für jede Pflichtvernachlässigung und gegen jede Beschwerde verantwortlich.

Diese natürliche Ordnung der Dinge ist Jahrhunderte hindurch in den teutschen Ländern bestanden; aber die neuere Zeit, in der das schulgerechte Regieren aufgekommen, und die Kunst erfunden worden ist, Himmel und Erde mit einem Federkiele zu bewegen, hat dieselbe gänzlich umgekehrt. Die Local- und Distriktsbehörden verwandelten sich, bey immer enger beschränkten Kreisen der selbstständigen Wirksamkeit, in blos expedirende Stellen, alle Zeit und alle Kraft in Berichterstattungen und in Vollziehung der erhaltenen Befehle verlierend; die Bureau's der Ministerien und die Centralstellen wurden schreibende Hauptquartiere, aus denen der Hall, der in tausend seltsamen Schlangen- und Zickzacklinien aus dem Lande in sie hinein fiel, wieder heraus tönte; die Ströme, die Heerstrassen und die Fußsteige waren mit schiffenden, fahrenden, reutenden und wandelnden Boten bedeckt, unter der Last von Papieren seufzend; zur Seite aber standen geduldig harrend die Partieen, um aus der viele Meilen entfernten Hauptstadt zu vernehmen, was man recht und gründlich nur in ihrer Heimat wissen konnte.

Was waren die Erzeugnisse und die Folgen eines solchen verkehrten Zustands der Dinge? Wir dürfen sie nicht mühsam aufsuchen, sie treten uns überall störend und verderbend entgegen, nämlich ein schwerfälliges, lahmes und kraftloses Leben in der Verwaltung, zahllose Heere von Beamten, drückender Dicasterialdespotismus, bald empörende bald lächerliche Mißgriffe in den Entscheidungen, Geistlossigkeit und Pedanterie in der Behandlung der Geschäfte, erbärmliche Langsamkeit ihres Ganges, Vernichtung der Sachen durch den Druck der Formen, ungeheurer nutzloser Verbrauch von Zeit und Kräften, Ertödtung des bürgerlichen Sinnes, Lähmung der Talente durch die überwiegende Bedeutung des Mechanismus, unnöthiger Kostenaufwand für den Staat und für die Partieen, und allgemeines Mißvergnügen, das hier in bitterm Unmuth und dort in beissenden Sarkasmen sich äussert.

Wer sich erlaubt ein tadelndes Wort über herrschende Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung zu sagen, wird gewöhnlich von den Rittern der Stabilität mit der vornehmen Bemerkung zurück gewiesen, sie, die das Leben auf dem Wege der Erfahrung kennen gelernt, müssen besser wissen, was demselben fromme, als die Pedanten, die es aus ihren Dachstuben mit Teleskopen beobachten, und es gebe viele Dinge, die in der Theorie wahr und consequent, in der Praxis aber eitle Träume seyen. Auf dieselbe Weise vertheidigen sie auch den Verwaltungsorganismus, der in sich so folgewidrig und in seinen Wirkungen so verderblich ist, unter besonderer Beziehung auf den Erfahrungssatz, daß es zu sehr an tüchtigen und rechtlichen Männern für die Local- und Distriktsämter fehle, als daß man aufhören könnte, sie an dem Leitseil zu führen, und ihre Wirksamkeit in den Schranken des Mechanismus zu erhalten. Dieser Erfahrungssatz ist eine Lüge. Sucht nur die tüchtigen Leute mit redlichem Sinne, und ihr werdet sie im Überflusse finden; entbindet die Angestellten von dem Joche der Bureaukratie, und ihr werdet sehen, was das Bewußtseyn der Selbstständigkeit vermag; strafet unerbittlich den Mißbrauch der Gewalt, selbst wenn die Strafe auch euere Vetter treffen sollte, und ihr werdet die Trägen ermuntern und die Schlechten schrecken. Überdieß hängt ja auch in dem itzigen Zustande doch alles von der Rechtlichkeit der Beamten ab. Durch sie erhaltet ihr die Darstellung der Thatsache. Dadurch werden sie Meister über euer Urtheil. Warum wollt ihr nicht auch dem das Urtheil überlassen, der euch die Prämissen dazu giebt? — Aber ihr wollt, — und das ist das Geheimniß, — alle Details umfassen, um überall zu herrschen, und das Bedürfniß eines zahllosen Heers mittelmässiger Leute erhalten, damit ihr in demselben die eurigen versorgen könnt.

Die Regierung von Wirtemberg, immer sorgsam und bereit jede heilsame, zeitgemässe Idee in ihrem Kreise zu realisiren, und unaufhaltsam fortschreitend auf dem schönen Wege planmässiger Verbesserung, hat in der Verordnung vom 28. Juny d. J., die Vereinfachung des Geschäftsgangs im Departement des Innern betreffend, einen rühmlichen Beweis davon abgelegt, wie unter so vielen edeln Bestrebungen, auch die in ihrer Thätigkeit liege, den Weitläufigkeiten des Bericht- und Anfragesystems ein Ende zu machen, und die Ressorts der untergeordneten Stellen, zum Besten der Regierten, zu erweitern. Durch jene Verordnung ist nicht nur das Verfügungsrecht der Kreisregierungen dem Ministerium des Innern gegenüber, sondern auch das der Oberämter ausgedehnt, und zugleich bey den letztern die Fertigung mehrerer periodischen Berichte abgestellt und bey andern Ausfertigungen Verkürzung und Vereinfachung angeordnet worden. Es ist hier der Ort nicht die Zweckmässigkeit dieser Verfügungen im Einzelnen nachzuweisen, zumal schon die flüchtige Durchsicht derselben beweist, wie viel unnöthige, blos formelle Arbeiten sie abschneide, wie sie den Gang der Geschäfte verkürze und beschleunige, und wie viel bisher verlorne Zeit sie den Stellen zurück gebe, um sie durch zweckmässige Thätigkeit auszufüllen. Indeß sind in diesem Zweige der Verwaltungsordnung durch das besagte Rescript bey weitem noch nicht alle gerechte und fromme Wünsche erfüllt; aber wir sehen in ihm eine Bahn eröffnet, auf der eine weise und liberale Regierung, durch den ihr inne wohnenden Geist weiter getrieben, endlich den Grundsatz zur allgemeinen Gültigkeit erheben wird, daß die höhern Behörden dazu berufen seyen, darob zu wachen, daß die niedern die Gesetze erfüllen, nicht aber daß sie den letztern in der Anwendung der Gesetze die Hand führen.

Worte zum Andenken an Benedikt Maria von Werkmeister.

(Eingesandt.)

An dem seeligen Oberkirchenrath v. Werkmeister, der am 16. July d. J. in einem ehrwürdigen Alter von 78 Jahren in Stuttgart gestorben ist, hat das Vaterland, die Kirche und die Wissenschaft einen grossen Verlust erlitten, und wer irgend im Stande ist, den Werth des Verdienstes zu schätzen, das seine Kronen nicht auf dem Schauplatze des geräuschvollen und glänzenden Weltlebens, sondern in den stillern Kreisen der geistigen Thätigkeit empfängt, wird seinem Andenken eine dankbare Thräne oder ein Wort des Segens weihen. Eine rühmliche Unsterblichkeit aber hat er seinem Namen durch die mannigfaltigen Erzeugnisse seines Geistes und durch eine vermittelst derselben geübte, weit verbreitete Wirksamkeit für vernünftiges Denken und fruchtbare Erkenntniß verbürgt.

v. Werkmeisters frühere Bildung fiel in die Zeit, in der die ersten Strahlen der Aufklärung die Hallen der teutschen katholischen Kirche zu durchbrechen begannen, die zu empfangen seine Stellung in Neresheim, in der Mitte mehrerer ihm gleichgestimmter junger Männer, und bey dem in diesem alten Gotteshause hergebrachten wissenschaftlichen Eifer eine sehr günstige war. Die größte Gunst für sein Streben nach Licht und begründeter Einsicht hatte ihm aber die Natur in seinem hellen Geiste und in seinem regen Sinne für Wissenschaft und Wahrheit verliehen, welche Ausstattung dann die trefflichste Pflege erhielt, als er, durch sein ausgezeichnetes Predigertalent bemerkt, an den Hof des Herzogs Karl von Wirtemberg berufen wurde, und nun in den Besitz aller der reichen Hülfsmittel gelangte, die die literarischen und Kunstanstalten von Stuttgart und das gesellschaftliche Leben einem emporstrebenden Geiste darboten. Die wirtembergische katholische Hofkapelle stellte damals in Beziehung auf die Form und das Wesen des öffentlichen Gottesdienstes ein allgemein gepriesenes Muster dar; die Glieder aller Kirchen aber, denen es um ächt christliche und geistvolle Belehrung zu thun war, drängten sich um Werkmeisters und seiner gleichgesinnten Collegen Rednerstuhl. Eine Sammlung in dieser schönen Zeit von ihm gehaltener Predigten, die er im Jahr 1812 in drey Bänden heraus gab, ist ein herrliches Denkmal seiner Geistesfülle, seiner erleuchteten Religiosität, seiner Freymüthigkeit, und seiner glänzenden Rednergabe, und sie gehört unter die Zierden der teutschen homiletischen Literatur. Als aber der Nachfolger des Herzogs Karl das Licht, das dieser gepflegt hatte, unerträglich fand, zog sich Werkmeister in das Privatleben zurück; doch berief ihn der Herzog Friedrich wieder auf seine Hofkanzel, die er aber bald mit einer Landpfarre vertauschte. Ein grösserer Wirkungskreis öffnete sich ihm, als die ansehnlichen Ländererwerbungen, welche Wirtemberg unter der Regierung des Königs Friedrich gemacht hatte, die Nothwendigkeit der Errichtung einer Staatsbehörde zur Verwaltung des katholischen Kirchen- und Schulwesens herbey führte. Wie viel er in diesem Kreise zur Bildung des neuen Baues, zu dem er blos die Materialien vorgefunden, beygetragen, wie thätig und kräftig er zur Förderung so vieler der Kirche und der Schule gedeihlicher Gesetze und Einrichtungen gewirkt, wie er, unermüdet im Widerstande gegen Hindernisse und Schwierigkeiten, zu realisiren strebte, was sein lichter Geist als das Rechte und Wahre erkannt hatte, und wie er unter allen Umständen immer treu, redlich, mannhaft und freymüthig blieb, und sich's nicht irren ließ, wenn er sich auch verkannt sah, — dafür sprechen die Stimmen aller Unbefangenen, welche Zeugen seines Wirkens waren oder durch dasselbe in ihrem bürgerlichen und amtlichen Leben berührt wurden.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch galt *Werkmeister* als einer der *Antesignanen* oder als der *Repräsentant* der teutschen katholischen Theologen, die, auf der einen Seite im Gegensatze gegen *starren Ultramontanismus* und auf der andern gegen *finstere Mystik*, auch im religiösen und kirchlichen Leben das Recht der aufklärenden und fortschreitenden Vernunft verfochten und geltend zu machen suchten. In diesem Geiste wirkend erhub er sich muthig über die Schranken, die menschliche Willkühr im Gebiete des Denkens zu setzen sich angemaßt, erklärte sich mit Kraft und Eifer auf gleiche Weise gegen Aberglauben und Schwärmerey, Scholastik und Geisteszwang, erörterte und verklärte die Lehren der Kirche, so wie ihre Gesetze und ihre Rechte im Lichte der auf dem Boden selbstständiger Prüfung ruhenden Wissenschaft, bestritt die Vorurtheile und Mißbräuche, die in finstern Jahrhunderten erzeugt, in den Zeiten der Aufklärung sich noch immer zu halten suchten, empfahl und vollzog viele zweckmässige liturgische Reformen, zeugte furchtlos gegen die rohern Begriffe von den Vorrechten des Pontifikats, die Unauslöschlichkeit des priesterlichen Charakters, den Cölibat, die Unauflöslichkeit der Ehe, und fuhr bis an den späten Abend seines Lebens fort in seiner *Jahresschrift von Theologie und Kirchenrecht* die zahlreichen Verirrungen und Thorheiten zu sichten, zu widerlegen und abzufertigen, welche die dem Geiste der Verfinsterung günstigere Zeit hervor getrieben. Diese Bestrebungen beschränkten sich aber nicht auf den Kreis der Wissenschaft; der würdige Mann wollte, daß das Licht, das in diesem aufgegangen, seine Strahlen auch in den Hütten des Volkes verbreite; deßwegen arbeitete er mit rüstigem Fleisse, als Schriftsteller und Geschäftsmann, an der Verbesserung der Elementarschulen, förderte die Bildung der Geistlichen und der Jugendlehrer, indem er ihnen seine Beobachtungen und Erfahrungen mittheilte, sprach in mehrern trefflichen Erbauungsschriften die Herzen an, um sie für das lebendige Christenthum zu erregen, und gab durch seine zur Veredlung des öffentlichen Gottesdienstes getroffenen Einrichtungen, besonders durch die Einführung des Gesanges ein weitwirkendes, die köstlichsten Früchte tragendes Beyspiel. Während *Werkmeister* mit dem Pfunde, das ihm Gott verliehen, so edel und so unermüdet wucherte, hat er des Guten unaussprechlich viel gestiftet, und wo irgend Wahrheit und Dankbarkeit von dem sprechen werden, was seit einem halben Jahrhundert in der teutschen katholischen Kirche geschehen ist, werden sie nicht versäumen auch zu bezeugen, was er gethan hat.

In den letzten Jahren seines Lebens war es ihm vorbehalten, wahrzunehmen, wie der Lauf der politischen Ereignissen, der zurück gedrängten Partie der Verfinsterer, die allenthalben das angebrochene Licht auslöschen und in der Kirche und im Vaterlande das Mittelalter repristiniren wollen, neuen Muth gab, sich wieder hervor zu bringen, und ihr Werk mit verjüngtem Trotz und nicht ohne Erfolg zu treiben. Es ist in der Weise dieser Menschen der Gehaltlosigkeit ihrer Behauptungen durch Angriffe auf die Persönlichkeit ihrer Gegner zu Hülfe zu kommen, und dieser Taktik bedienten sie sich gegen *Werkmeister* mit desto mehr Ungestümm und Erbitterung, je mehr sie seine Überlegenheit und seinen Einfluß auf das Zeitalter fühlten. Aber er setzte ihren Angriffen die gebührende Verachtung entgegen, und fuhr fort mit immer gleicher Ruhe und Emsigkeit das Tagewerk zu treiben, zu dem er sich von der Vorsehung berufen wußte, und nie entmuthigt durch die Besorgnisse, daß die Macht der Finsterniß den Leuchter der Wahrheit von seiner Stätte stossen werde. So vertraute und so wirkte er bis an seines Lebens spaten Abend; seine Freunde aber schreiben die Worte,

die Niemeyer einem der seinigen nachgerufen, auf sein Grab:

Es war
Ohne Falsch sein Herz wie seine Rede,
Fromm sein Sinn, die Brust voll Liebe und Treue,
Ungebeugt für Furcht, ein Eiferer Gottes,
Heiß erglühend für Recht und Wahrheit;
Fest sich haltend an den ew'gen Gott,
Nie sich fürchtend vor der Macht der Menschen.
Selig, wer wie er sein Tagwerk endet!
Selig wem, wie ihm die vollen Aernten
Reicher Saat auf Himmelsfluren sprossen!

Resultate aus den Finanzbudgets mehrerer teutscher Bundesstaaten.

(Von J. D. A. Höck, k. baier. Reg. Rathe.)

A. Einnahme.

a. Domainen. Sämtliche Domainengefälle verhalten sich zur gesamten Staatseinnahme in
aa. dem Königr. Baiern wie 1 zu 41/8
bb. — — Würtemberg — 1 — 33/4
cc. dem Großhrzgth. Baden. — 1 — 31/3
dd. — — — Hessen. — 1 — 3
} im Durchschnitt wie 1 zu 3 1/2

b. Regalien. Die Einnahmen aus Regalien verhalten sich zu sämtlichen Staatseinkünften in
aa. Baiern wie 1 zu 10
bb. Würtemberg — 1 — 17
cc Baden — 1 — 113/4
dd Hessen — 1 — 234/5
} im Durchschnitt wie 1 zu 15 1/2

c. Steuern.
aa. Direkte Steuern. Von diesen fallen auf die Quadratmeile in
Baiern 6373 fl.
Würtemberg 6349 —
Baden 9764 —
Hessen 16312 —
} im Durchschnitte 9449 fl. auf die Quadratmeile

Und das Verhältniß der direkten Steuern zu der Summe der sämtlichen Staatseinkünfte ist in
Baiern wie 251/3 zu 100.
Würtemberg — 41 — 100.
Baden — 262/3 — 100.
Hessen — 40 — 100

bb. Indirekte Steuern. Von diesen kommen auf den Kopf in
Baiern 3 fl. 13 kr.
Würtemberg 2 — 27 —
Baden 2 — 40 —
Hessen 2 — 3 —
} im Durchschnitt 2 fl. 36 kr.

Und das Verhältniß der indirekten Steuern zu der Summe der sämtlichen Staatseinkünfte ist in
Baiern wie 3 2/3 zu 100.
Würtemberg — 39 — 100.
Baden wie 272/3 zu 100.
Hessen — 21 5/6 — 100.

B. Ausgaben.

a. Ausgaben für den Hofstaat (Civilliste). Diese verhalten sich zu der ganzen Staatseinnahme in
Baiern wie 74/5 zu 100.
Würtemberg — 10 1/3 — 100.
Baden — 11 1/2 — 100.
Hessen — 14 1/2 — 100.

b. Ausgaben für den Civilstaat:

aa. Staatsschulden. Deren Verzinsung verhält sich zu den Staatseinkünften in
Baiern wie 13 zu 100.
Würtemberg — 12 1/3 — 100.
Baden — 25 2/3 — 100.
Hessen — 8 1/7 — 100.

bb. Pensionen. Deren Verhältniß zu sämtlichen Staatseinkünften ist in
Baiern wie 12 zu 100.
Würtemberg — 53/4 — 100.
Baden — 91/3 — 100.
Hessen — 57/8 — 100.

cc. Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Die Kosten dafür verhalten sich zu den sämtlichen Staatseinkünften in
Baiern wie 16/7 zu 100.
Würtemberg — 22/5 — 100.
Baden — 12/3 — 100.
Hessen — 61/11 — 100.

dd. Für das Justiz Departement. Diese Ausgaben verhalten sich zur ganzen Staatseinnahme in
Baiern wie 51/9 zu 100.
Würtemberg — 37/10 — 100.
Baden — 56/10 — 100.
Hessen — 45/10 — 100.

ee. Für das Departement des Innern (ohne Kultus und Unterricht) stehen die Verhältnisse der Ausgaben zur ganzen Staatseinnahme in
Baiern wie 7 /11 zu 100.
Würtemberg — 82/3 — 100.
Baden — 82/5 — 100.
Hessen — 75/7 — 100.

ff. Für Kultus, Unterricht und Bildung verhalten sich die Ausgaben in.
Baiern wie 51/5 zu 100.
Würtemberg — 73/5 — 100.
Baden — 51/7 — 100.
Hessen — 53/10 — 100.

gg. Für das Finanz-Departement. Bey diesem stehen die Verhältnisse der Ausgaben zu sämtlichen Staatseinkünften in
Baiern wie 55/6 zu 100.
Würtemberg — 6 — 100.
Baden — 51/2 — 100.
Hessen — 273/10 — 100.

c. Ausgaben für den Militär-Etat. Diese verhalten sich zu der ganzen Staatseinnahme in
Baiern wie 22 zu 100.
Würtemberg — 192/3 — 100.
Baden — 183/4 — 100.
Hessen — 174/7 — 100.

Verfaßt von J. G. Puhl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



23. August 34. 1823.

O seliges Gemüth, in deß' Empfinden
Religion der Gottheit Fülle goß;
Dem kein Gedank', im Wahn sie auszufinden,
Mit Dämmerung den Weg zum Himmel schloß.
Es gleicht des Baches silberhellen Gründen,
In die der Wiederschein des Himmels floß;
In dessen Raum, wie eng auch seine Gränzen,
Der Sonne Licht, der Sterne Heere glänzen.

Chr. Schreiber.

Aloys Hennhöfer.

Der katholische Pfarrer Hennhöfer zu Mühlhausen, im Großherzogthum Baden, der, nachdem er, durch den Inhalt und die Manier seiner Religionsvorträge, in einer weiten Gegend umher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, durch ein Erkenntniß des Generalvicariats in Bruchsal für unbefähigt erklärt worden, länger ein Mitglied und ein Priester der katholischen Kirche zu seyn, dann mit einem Theile seiner Gemeinde zur evangelischen Kirche übertrat, und nachher von der Badenschen Regierung die Ernennung auf eine Landpfarre dieser Confession erhielt, hat die Augen aller derjenigen auf sich gerichtet, welche auf die in dieser Zeit an dem religiösen Himmel aufgehenden Zeichen achten, und ist — wie es nach diesem allem nicht anders erfolgen konnte — durch viele gute und böse Gerüchte gegangen. Diese Gerüchte waren meistens entweder erfunden oder doch gestaltet durch das Interesse der Parteien, während der Geist und die Weise seines Wirkens und dann sein Übergang von der einen Kirche zu der andern nur auf dem Grunde hinreichend bewährter Thatsachen ein sicheres und richtiges Urtheil empfangen können. Immer aber muß diesem Urtheile die Voraussetzung der redlichen Absicht vorangestellt werden, von der wir, wenn wir über das innere Leben des Menschen richten, ohne ungerecht zu werden, nicht ablassen dürfen, es sey denn daß die Erscheinungen seines äussern Lebens sie als unstatthaft darstellen oder vernichten. — Es ist in der That weder in den Lehren noch in den Handlungen des Hrn. Hennhöfer etwas ersichtlich geworden, was ihm den Anspruch auf jene Voraussetzung hätte entziehen können. So mag sich auch Niemand unterwenden, ihm — so wenig als einem, der von der evangelischen zur katholischen Kirche übergeht — das Recht der selbstständigen Überzeugung, so wie die Pflicht, dieser Überzeugung zu folgen, streitig zu machen. Überdieß ist er für seinen Glauben, so wie jeder andere, keinem menschlichen Richter verantwort-

lich, sondern allein dem, der das Innere der Herzen kennt. Dagegen ziemt es jedem, seines Glaubens Grund zu prüfen, die Weise seines Wirkens mit dem Gesetze zu vergleichen, das für den Menschen die Norm seines geistigen Lebens ist, und hiernach ihm die Stelle anzuweisen, die das im Sinne der Liebe gefällte Urtheil ihm zuerkennt.

Welcher Confession man aber auch angehöre, so wird man doch — insoferne man sich von dem Geiste des Lichtes und der vernünftig erkannten Wahrheit getrieben fühlt, der das Wort der christlichen Offenbarung belebt — nicht anders als mißbilligend bemerken können, daß sich Hennhöfer als ein Haupt und Meister der Schule ankündigt, die auf der einen Seite den Unglauben und die Leichtfertigkeit dieser Zeit, auf der andern das trotzig aufstrebende Pfaffenthum durch einen Mysticismus zu bekämpfen und zu besiegen strebt, der im Grunde ein noch grösseres Übel ist, als seine Gegensätze, weil er die gänzliche und radicale Vernichtung dessen, was gerade den Charakter der Menschheit ausmacht, nämlich der Vernunft und der sittlichen Freyheit, unmittelbar bezielt, an deren Stelle er ein Spiel mit leeren Worten und ein schwärmerisches Brüten über dunkeln Gefühlen setzt, in denen das Heilige sich in ein fantastisches Gedicht verwandelt, das, je nachdem die schwelgende Einbildungskraft sich mehr oder weniger verwirrt, Scenen alberner Träumerey oder rasenden Wahnsinnes darstellt. Es ist begreiflich, daß zumal bey einer hervorstechenden Gabe äusserer Beredtsamkeit, und bey der in Haltung und Geberde sichtbaren Exaltation des Redners, solche Steigerung des Natürlichen ins Wundersame, solche körperliche Gestaltung des Geistigen, solches Versetzen der Begriffe in ein schimmerndes Helldunkel, solches Schweben in einer idealen Welt, die jeder nach seinem Belieben sich schafft, und solches Treiben auf ein inneres Himmelreich, das der Eitelkeit schmeichelt und der Mühe der moralischen Besserung überhebt, — dem Volke gefällt, und durch seine Beystimmung, so wie durch seinen Zulauf belohnt wird; und um so mehr wird dieser Zulauf sich häufen, wenn der Redner durch Derbheit des Ausdrucks, durch grelle Bilder und durch einen Ton à la Abraham von St. Clara sich der Empfänglichkeit des Volks anschmiegt, oder mit Hennhöfern das Ave Maria einem Spatzengeschrey vergleicht, wo der eine Zwilch! Zwilch! und der andere Schütt! Schütt! schreit, oder im Eifer gegen das Latein bey der Messe bemerkt, der Priester könne ja statt Dominus vobiscum eben so gut sagen: hole euch der Teufel! Die Wirkung einer solchen Lehre und Manier muß aber noch sehr verstärkt werden, wenn der Lehrer auffallende Einrichtungen im Äussern des Cultus damit in Verbindung setzt, was auch in Mühlhausen der Fall war. Vor dem Hochamte wurde z. B. eine Bürgerwache mit blosen Säbeln vor die Kirchenthüren gestellt, die nur Katholiken einlassen durfte; war aber das Amt beendigt, so giengen die Thüren für alles Volk auf, das dann, besonders aus den benachbarten protestantischen Gemeinden, strömend herbeydrang; auch wohl auf Leitern zu den Fenstern der Kirche hinauf stieg. So hielt auch der Pfarrer die Kinderlehren auf der Kanzel, wo dann jeder Anwesende darein sprechen konnte, was oft ein seltsames, den Spöttern zum Gelächter dienendes Schauspiel gab.

Die Mystiker, indem sie die Erkenntniß unmittelbar durch den Geist empfangen, und nur wenn sie auf diesem Wege zu ihnen gekommen ist, sie für fruchtbar halten, erweisen sich als folgerecht, wenn sie alle menschliche Wissenschaft und alles vernünftige Forschen als unnütz verachten, oder als gefährlich scheuen. Auch in diesem Punkte bleibt Hennhöfer seiner Schule treu. Er habe, erklärte er seinem Generalvicariate, die äusserliche Kirche noch nie zu einem Gegenstande seines Nachdenkens gemacht, und bey einer andern Veranlassung äus-

ferte er, die Prüfung derjenigen, die in der Kirche als Lehrer angestellt werden, soll nur darinn bestehen, ob sie Christum im Herzen kennen und erfahren haben; ein solcher brauche auch kein griechisch, Hebräisch und Lateinisch und keine Begriffe der Theologie. Dieser feindselige Sinn gegen die Wissenschaft erwies sich auch klar genug in seinen Vorträgen, in denen dem Kundigen die Roheit der Form, der Mangel aller logischen Ordnung, die schwersten Versündigungen gegen Würde und Correktheit und alle Fehler des leichtsinnigen Extemporirens oft recht widerlich auffielen. Das Generalvicariat hat bestimmt erklärt, daß dieser Obscurantismus der Mystik mit den Grundsätzen der katholischen Kirche im Widerspruch stehe. Wie könnte die protestantische Kirche ihn ihren Mitgliedern gestatten können, während sie ihr Daseyn dem selbstständigen Vernunftgebrauch verdankt, und keine andere als nur eine vernünftig begründete und deutlich gedachte Überzeugung zugiebt? Und die Reformatoren dieser Kirche Luther, Melanchthon, Calvin, Brenz, — deßgleichen die frommen Eiferer für das lebendige Christenthum Spener, Franke, Bengel — waren sie nicht Grundgelehrte Männer? —

Wir haben bereits gesagt, daß wir uns keinen Zweifel an der redlichen Absicht erlauben, mit der Henhöfer als Lehrer und Prediger wirkte; so wird auch jeder Unbefangene anerkennen, daß er oft im gerechten Kampfe mit Irrthümern und Mißbräuchen begriffen war, die keine Duldung verdienen. Aber schwerlich dürfte er gegen den Vorwurf zu rechtfertigen seyn, der ihm selbst von solchen Menschen gemacht wurde, die seine Zwecke billigen, daß es ihm nämlich in seinem reformatorischen Wirken an Mässigung, Nüchternheit und Berücksichtigung der Umstände, so wie an der Klugheit fehle, die da weiß, daß in der moralischen Welt das Gute nicht durch stürmendes Ungestümm, sondern allein auf dem Wege des allmähligen Baues zu erzielen sey, und die lieber dem Unkraut einige Schonung angedeihen läßt, als daß es den Waizen der Gefahr aussetze, mit ihm ausgerauft zu werden. Am wenigsten aber ist es geziemend zu finden, daß er, in einer katholischen Kirche, und während er noch die Verpflichtung, den Namen und den Charakter eines katholischen Geistlichen trug, sich gegen die Lehren und die Gebräuche der Katholiken bald entscheidend, bald spottend erklärte, und oft das Unhaltbare, was in diesen Lehren und Gebräuchen ist, auf eine Weise angriff, die die Achtung verletzte, welche er dem Ganzen schuldig war. Weßwegen auch das Generalvicariat in Bruchsal nicht nur nicht darüber zu tadeln, sondern als verharrend auf dem Wege seiner Pflicht zu betrachten ist, wenn es ihm, zumal auf den Grund der von ihm unter dem 25. Juli 1822, eingereichten Erklärung, zu erkennen gab: „er habe sich durch seine ausgesprochene Über„zeugung von der katholischen Kirche selbst aus„geschlossen; mit solcher Überzeugung könne man „nicht Mitglied dieser Kirche, noch weniger Leh„rer, Seelsorger und Priester derselben seyn; „seine Pfarrcommende werde deßhalb für zurück„genommen, und die Pfarre Mühlhausen für „erledigt erklärt." In diesem Sinne hätte jede kirchliche Oberbehörde, in jeder andern Confession, unter den vorliegenden Umständen sich äussern müssen, weil das Recht des religiösen Lehramts seiner Natur nach in dem Augenblicke erlöscht, in dem der Lehrer wörtlich oder faktisch die Verpflichtung für nichtig erklärt, die er bey seiner Übernahme beschworen hat. Übrigens verdient auch das noch zur Ehre des Generalvikariats bemerkt zu werden, daß es die Ausschliessung des Hrn. Henhöfer nicht als unwiderruflich ausgesprochen und alles vermieden hat, was den Schein einer Anathematizirung erregen könnte. Es wurde ihm vielmehr erboten, daß man bereit sey, ihm Gelegenheit zu besserer Belehrung zu verschaffen, und die Versicherung hinzu gefügt, daß ihn, nachdem er eine andere

Überzeugung gewonnen, das Ordinariat mit offenen Armen aufnehmen, und wieder für ein Mitglied der katholischen Kirche erkennen werde. Was konnte man weiter verlangen?

Denjenigen, welche sich für die hier besprochene Angelegenheit interessiren, verdient die so eben im Verlage dieser Blätter erschienene Schrift, betittelt: Alois Hennhöfers religiöse Schwärmereyen und Schicksale, 8. 128 Seiten empfolen zu werden, in der die historischen Momente, auf die es in dieser Sache ankommt, genau dargestellt, und sie, wenn gleich nicht ohne Einfluß der Einseitigkeit, die auf dem kirchlichen Standpunkte selten aussen bleibet, doch mit unterrichtetem und aufgeklärtem Geiste beurtheilt wird.

Regierungsveränderung in Oldenburg.

Nachdem der Herzog von Oldenburg Peter Friedrich Wilhelm am 2. Juli dieses Jahrs verstorben war, so verkündigte der Herzog Peter Friedrich Ludwig durch ein Patent vom 5. Juli den Bewohnern der oldenburgischen Lande, daß die Regierung nun auf ihn als den nächsten Agnaten, übergegangen und von ihm bereits angetreten sey. Eine Regierungsveränderung im eigentlichen Sinne hat hierdurch nicht statt gehabt; indem das Herzogthum bereits seit 38 Jahren von dem itzigen Regenten, in stellvertretender Weise, administrirt worden ist. Als nämlich am 6. Juli 1785 dem verstorbenen Herzoge der väterliche Besitzthum anfiel, so konnte er sich, wegen seines zerrütteten Gemüthszustandes der Verwaltung desselben nicht unterziehen, weßwegen die leztre von seinem Vetter, dem nunmehrigen Herzoge, damaligen Fürstbischofe zu Lübeck, übernommen ward. Er lebte in der Stille zu Plön, ohne daß er von seiner Geisteskrankheit genoß, und so dauerte die Administration fort, bis durch seinen Tod das Regierungsrecht auf die Person des Administrators übergieng.

Die Zeit der stellvertretenden Verwaltung macht in der Geschichte des Landes und Hauses von Oldenburg, durch die bald günstigen, bald ungünstigen Wechsel des Schicksals, die das eine und das andere trafen, eine denkwürdige Periode, die sich jedoch mit ansehnlichem Gewinn an Territorialumfang und mit neuer Befestigung des ältern Bestandes endete. Zweymal war das Herzogthum, unter förmlicher Entsetzung des regierenden Stammes aus seinem Besitzthum, durch fremde Macht überzogen; aber das erstemal stellte der Beytritt zum Rheinischen Bunde, das anderemal die Befreyung Teutschlands von dem französischen Joche das alte Recht wieder her. Dagegen giengen die reichen Zollgefälle von Elsfleth unwiederbringlich verloren; der erbliche Besitz des Hochstifts Lübeck aber, der Erwerb von Vechte, Kloppenburg und Wildeshausen, und dann später die weitere Vergrösserung durch 5000 Seelen von Hannover, durch Birkenfeld, Jever, Varel und Kniphausen — gewährten einen reichlichen Ersatz. Diese glücklichen Ergebnisse einer stürmischen, zerstörenden Zeit waren eine Folge der verwandtschaftlichen Verhältnisse mit dem russischen Kaiserhause. Nachdem dasselbe, durch die Abtretung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst die jüngere Linie des Hauses Holstein-Gottorp mit Land und Leuten ausgestattet hatte, hielt es sich für geziemend, bey gegebener Gelegenheit, die Ausstattung zu mehren und zu befestigen.*)

Seit acht und dreissig Jahren hat der Herzog von Oldenburg als Regierungsverweser, in der Mitte seines Volkes, das ihn anbetet, die edelsten Fürstentugenden bewährt, und dadurch seinem Lande ein Glück erhalten, um das es von allen seinen Nachbarn beneidet wird. Mit den Worten, die schon vor zwanzig Jahren ein Beobachter über sein Land und ihn gesprochen hat,

*) S. N. Nat. d. T. 1820 S. 499. ff.

möge in diesen Blättern seine Thronbesteigung gefeyert werden! *)

„Ich habe nie ein Land gesehen, wo die Bewohner im Ganzen so glücklich waren, als im Herzogthum Oldenburg. Ackerbau und Viehzucht, Handel und Schiffahrt sind die Erwerbzweige des Landes. Leinwand ist das einzige Fabrikat, das es erzeugt. Nie sah ich schöneres Getraide, als an den Ufern der Nordsee, und nur auf den Alpen schöneres Rindvieh. Der Bauer ist ein beneidenswerther Mann, das heißt nicht der Taglöhner, nicht der kleine Köther, wie man den hier nennt, welcher Haus und Garten und etwas Land besitzt, sondern der Meyer und der Halbmeyer. Mancher führt ein ächt patriarchalisches Leben. Da steht sein Wohnhaus von ansehnlicher Länge, zur Seite die Scheune und Ställe, vorn ein grosser Hofplatz, hinten ein geräumiger Garten, mit einem kleinen Gebüsch umgeben, und rund umher liegen 50 — 100 und oft 200 Morgen der schönsten Weiden und der reichsten Fruchtfelder. Sehr viele dieser Hausleute, wie sie sich am liebsten nennen, sind gebildet, Mitglieder von Lesegesellschaften, oder haben selbst eine Bibliothek. Wahres Freyheitsgefühl herrscht überall, besonders in den Marschländern, wo allgemeiner Wohlstand ist. Man bemerkt kein sklavisches Kriechen vor den Obern; auch wird der Landmann von diesen als freyer Staatsbürger behandelt. Denn der Fürst selbst ist der leutseligste Vater seiner Unterthanen. Jeder, auch der Niedrigste kann sich ihm täglich nahen. Keiner darf abgewiesen werden, wie ärmlich er auch gekleidet sey. Er kennt einen sehr grossen Theil seiner Unterthanen persönlich und gewinnt ihre Herzen durch sein humanes Betragen. Daß seine Güte oft gemißbraucht wird, und mancher mit ungegründeten Beschwerden ihn belästigt, ist leicht zu denken. Das hält ihn aber nicht ab, sein Ohr jeder neuen Klage zu leihen.

*) S. Archenholz's Minerva, 1803 August.

Der Gebildete bewundert seine ausgebreiteten Kenntnisse und seinen feinen Geschmack, in allem was die Kunst betrifft. Überall ertönt nur **eine** Stimme des Lobs für den beßten Fürsten. Kein Fürst besitzt die Regententugend der Sparsamkeit vollkommener, als er. Klein ist sein Hofstaat, aber alles auserlesen, was ihn umgiebt. Er selbst lebt wie ein Weiser, durchaus ohne allen Prunk. Dagegen giebt er allen seinen Dienern mehr Gehalt, als mancher grosse Staat; dagegen hat er den **Oldenburgern** eine Kirche verschönern lassen, in einem so edeln Geschmack, wie ich noch wenige sah; dagegen verwendet er jährlich tausende, um Stadt und Land zu beglükken, ohne daß die Unterthanen auch nur einen Pfenning mehr Steuern entrichten, als seit unerdenklichen Zeiten. Der Oldenburger ist frey; jeder Handelszweig, jedes Gewerbe, jede Fabrike ist ohne Abgabe. Licent, Consumtion, und wie die tausend ähnlichen Namen heissen, kennt man hier nicht. Es giebt durchaus keine andere Abgaben, als womit vor hundert und mehr Jahren die Ländereyen belastet waren. Weil nun aber der Werth der Grundstücke blos nach Abzug der darauf haftenden Lasten bestimmt wird, so könnte man behaupten, alle Besitzer der Ländereyen, die seit hundert Jahren verkauft sind, geben keine Abgaben, weil dieselben bey dem Kaufe sogleich als Capital angeschlagen werden. Eine mässige Accise liegt auf dem Getränke. Die vielen Domänen des Herzogs und der Elsflether Zoll sind die Hauptquellen seiner Einkünfte. Seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, sich ein Denkmal zu errichten, das dauernder als Pyramiden und Obelisken seinen Namen auf die späteste Nachwelt bringen wird. **Er hat nämlich in dem letzten Reichskriege (1793 — 1801) die Kosten des Contingents sowohl, als die der Demarkationslinie, die mehrere Tonnen Goldes betrugen, ganz allein aus seiner Kasse bezahlt,** ohne seinen

Unterthanen auch nur einen Heller zu berechnen. In der gegenwärtigen allgemeinen Ländertausch- oder Arrondissements-Periode hielt es der Herzog unter seiner Würde, zu huldigen und zu schmeicheln. Die verwittibte Kaiserinn von Rußland war eine Lieblingsschwester der verstorbenen Herzogin von Oldenburg. Der Kaiser Alexander nennt ihn Oheim. Um so mehr, da er ihn persönlich liebt, hätte es vielleicht nur eines Wortes bedurft, um sich durch dessen Fürsprache, so viel ihm beliebt hätte, im Münsterlande zu arrondiren. Allein er schwieg, und das malt die Grösse seiner Seele. In den Regierungsgeschäften unterstützt ihn sein Minister, der Graf v. Holmer, ein Mann von der feinsten Bildung, dem edelsten Charakter und der größten Gewandtheit in Geschäften. Er ist ein zärtlicher Vater seiner beyden hoffnungsvollen Prinzen. Sie sind ihm die süssen Pfänder einer Liebe, welche unter einem Fürstenpaare einzig genannt zu werden verdient. Leider trennte schon vor 17 Jahren der Tod diesen Bund.*) Man hat geglaubt, er würde diesen Verlust nicht überleben, so sehr hatte er gelitten. Aber die Vorsicht erhielt ihn zum Heile von hundert tausend Kindern. Dabey ist er ein Verehrer des grossen Lehrers der Menschheit, und findet es nicht unter seiner Würde, im Tempel anzubeten, und dadurch die Herzen anderer zur Andacht zu entflammen."

Regierungsveränderung im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Auch das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel steht noch in diesem Jahre einer Regierungsveränderung entgegen, indem der König von England, als Vormund des minderjährigen Herzogs, dessen Mündigkeitserklärung auf seinen zwanzigsten Geburtstag angekündigt hat.

Der Vater des bisherigen fürstlichen Mündels, der Herzog Wilhelm Friedrich, hatte drey ältere Brüder, und deßhalb nur eine entfernte Aussicht auf die Nachfolge in die Stammlande seines Hauses; weßwegen man seine Versorgung dadurch zu sichern suchte, daß ihm der preussische Hof die Anwartschaft auf die schlesischen Fürstenthümer Öls und Bernstadt verlieh, die auch im J. 1805 nach dem Tode des Herzogs Friedrich August von Braunschweig-Öls ihm anfielen. Im September des folgenden Jahrs starb der Erbprinz Karl Georg; durch einen Vertrag traten die beyden andern ältern Brüder ihre Successionsrechte an ihn ab; schnell und schrecklich erfolgte der Fall, der ihm den Thron eröffnete, da sein Vater, der edle und tapfre Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, in der Schlacht bey Jena schwer verwundet, am 10. Nov. desselben Jahrs; zu Ottensen starb. Aber es gelang dem Sohne nicht, das väterliche Erbe in Besitz zu nehmen. Der unerbittliche Sieger fügte es dem Königreiche Westphalen an, indem er seinem Bruder Jerome eine Ausstattung bereitete. Umsonst giengen auch dem Vertriebenen die Hoffnungen des Jahrs 1809, auf; wohl brachte ihm dasselbe neuen Heldenruhm; aber das Unglück trieb ihn, wie seinen grossen Ahnen Heinrich, den Löwen, über das Meer, um an den britannischen Küsten eine Freystätte zu suchen. Die Schlacht bey Leipzig vergalt ihm das erlittene Unrecht; er kehrte wieder an den väterlichen Heerd und in die Arme des angestammten liebenden Volkes zurück; und als die Gefahr aufs Neue heran drang, zog er an der Spitze eines schönen Heers ihr entgegen; aber kaum dem Feinde ins Gesichte getreten, traf auf

*) Seine Gemahlin, Friederike Elisabete Amalie (geboren am 27. July 1765 gestorben am 24. November 1785) war eine Tochter des Herzogs Friedrich von Wirtemberg. Sein zweyter Prinz Peter Friedrich Georg, der am 27. December 1812 gestorben ist, war der erste Gemahl der unvergeßlichen Königin Katharina von Wirtemberg.

den Feldern von Quatre Bras (15. Juni 1815.) eine Kugel sein Herz. So ward auch ihm wie so vielen Fürsten seines edeln Stammes, das von heroischen Gemüthern ersehnte und beneidete Loos, auf dem Felde der Ehre zu sterben. —

Der Herzog hinterließ von seiner Gemahlinn Maria, eine Princessinn von Baden, die ihm schon am 20. April 1808, im Tode vorangegangen war, zwey Söhne, von denen der ältere Karl, am 30. Octbr. 1804 geboren, ihm in der Minderjährigkeit succedirte; die Vormundschaft aber und die Verwaltung des Landes übernahm den Hausgesetzen gemäß, der König von England. So sehr der verewigte Herzog als Mensch von seinen Unterthanen geliebt wurde, und so schmerzhaft sein tragischer Tod ihre Herzen ergrieff, so gab er ihnen doch als Regent durch sein rasches Verfahren, durch die Wahl seiner Rathgeber, durch sein starkes Militär, durch drückende Abgaben und durch mannigfaltige Mißgriffe in der Verwaltung, Stoff zu vielen und gerechten Klagen. Diese Klagen hat die Vormundschaftliche Regierung, durch ein planmässiges, das Volk in allen Beziehungen erleichterndes, überall auf die Herstellung von Recht und Ordnung strebendes Verfahren meistens gestillt. Ihre Verdienste um das Land sind sehr groß, und werden von demselben dankbar anerkannt. Nach einer von dem erhabenen Vormunde am 6. Jun. d. J. erlassenen Kundmachung wird sie aber am künftigen 30. Octbr. ihre Wirksamkeit beschliessen, und dann, an seinem zwanzigsten Geburtstage, der Herzog Karl den Thron seiner Väter besteigen.

Man vergleiche den Aufsatz „Braunschweig-Wolfenbüttel" in Nro. 37. 1820 dieser Blätter.

England.

Hr. Charles Dupin hat in der vor Kurzem in Paris erschienenen Schrift Systeme de

l'administration britannique en 1822, dem Publikum sehr genaue und umständliche Nachrichten über den neuesten Zustand der öffentlichen Verwaltung in England gegeben, die, da sie aus dem Berichte des Ministeriums und andern amtlichen Quellen geschöpft sind, den Charakter der vollkommensten Authenticität haben, und ein besonderes Interesse dadurch gewinnen, daß sie uns Resultate gewähren, durch welche die herrschenden Begriffe von der seichten Begründung der englischen Macht wesentlich berichtigt werden.

Allerdings befand sich England unmittelbar nach dem letzten Kriege in einem sehr erschöpften Zustande. Die ungeheuren militärischen Anstrengungen und die Ausrüstungen der zahlreichen Flotten, die alle Meere bedeckten, hatten einen grossen Theil der National-Industrie auf die Erzeugung von Gegenständen gerichtet, nach denen bey wieder hergestelltem Frieden keine Nachfrage mehr war. Dadurch geriethen hundert tausende von Menschen in Erwerblosigkeit; ganze Flotten von Kauffartheyschiffen, die früher zum Transport von Kriegsbedürfnissen gebraucht wurden, lagen unbeschäftigt in den Häfen; die Noth und das Mißvergnügen erzeugten Meutereyen und Empörungen; man hörte Propheten, welche den bevorstehenden Untergang des Staats verkündigten. In der That erregte diese im Handel und Fabrikwesen eingetretene Stockung, in Verbindung mit der ungeheuren Staatsschuld, gegründete Besorgnisse. Aber, unter dem wohlthätigen Einfluß einer freyen Verfassung, fanden die müssig liegenden Kräfte bald einen neuen Wirkungskreis. Der englische Handel erweiterte sein Gebiet. In Ost- und Westindien und im Süden von Amerika verdrängten die Engländer fast alle Nationen aus den dortigen Häfen. Auch in den europäischen Handelsplätzen wurden überall die frühern Stellen wieder eingenommen. In kurzem erschien der engliche Handel blühender und bedeutender, als er zuvor nie gewesen war.

In den Jahren 1786 — 88, belief sich der Werth der in den drey vereinigten Königreichen eingeführten Waaren im Durchschnitte jährlich auf 13 Millionen Pf. St. in den Jahren 1818 — 21 hingegen auf 40 Millionen. Seit 1793 bis 1802 wurden jährlich für 30,760,000

von 1802 bis 1812 für 42,145,000 und seit 1815 — 22 für 53,932,000 Pf. St. an Waaren ausgeführt. Im J. 1820 betrug, nach der Angabe der Douanenregister, welche etwa ¼ weniger an Waaren enthalten, als wirklich verführt wird, 32,932,000 Pf. St. im J. 1821 37,818,000 und im J. 1822. 40,194,000 Pf. St. — Bedarf es mehr als dieser Zahlen, um zu beweisen, in welchem blühenden Zustande der englische Handel sey, und wie rasch sich seine Blüthe entfalte?

Die von England nach Teutschland ausgeführten Handelsartikel beliefen sich im J. 1820 auf 6.957 490 und im J. 1821 auf 9,144.563 Pf. St. Die Einfuhr der teutschen Waaren betrug aber nur in dem letzten Jahre 2 015 000 Pf. St. Dieses Verhältniß und das schnelle Steigen des Vortheils den England gegen uns behauptet, bestätigt auf eine furchtbare Weise die Klagen; die nun allenthalben über den Zustand unsres gewerbschaftlichen Verkehrs laut sind, der mit jedem Tage um so jämmerlicher verfallen muß, da wir, zugleich von den Gränzen der benachbarten Staaten durch Prohibitiv-Gesetze zurückgewiesen, und in dem eigenen Vaterland durch Mauthlinien gehemmt, selbst von den innländischen Märkten durch den Gewerbfleiß der Fremden verdrängt werden.

In demselben Verhältnisse, indem der englische Handel zunahm, erweiterte sich auch die Schiffahrt. Die Anzahl der neuerbauten Schiffe, welche sich in den letzten drey Kriegsjahren jährlich auf 760 belief, ist in den Jahren 1820—22 im Durchschnitte auf 900 gestiegen. Die Tonnenzahl, die früher in der blühendsten Periode des Handels 2,400,000 betrug, belief sich in den Jahren 1819 — 21 jährlich auf 2,600,000. obschon die Einfuhr der Früchte, die früher sehr bedeutend war, in Folge neuer Verordnungen, in den letzten Jahren fast gänzlich aufgehört hat.

Mit der zunehmenden Ausfuhr und dem vermehrten Wohlstande aber werden die Einkünfte der Regierung, die größten Theils in Zollgefällen und im Ertrage der Consumtionssteuern bestehen, im gleichen Maaße vermehrt und dadurch das Ministerium in den Stand gesetzt, die Abgaben in demselben Verhältnisse zu vermindern. In dem Jahr 1821 betrug diese Verminderung 40 und 1822. 51 Millionen Francs, während in den Staaten des Continents, seit dem allgemeinen Frieden, die Steuern fast nirgends herab gesetzt, wohl aber an einigen Orten erhöht wurden.

Zur Tilgung der Staatsschuld wurde jährlich ein Fonds von 5 Millionen Pf. St. bestimmt; im Jahr 1822 konnten 5,260,228 Pf. St. zu diesem Zweck verwendet werden. Diese Tilgungskasse, welche sehr bedeutende Summen enthält, über die das Ministerium im Laufe des Jahrs verfügen kann, giebt der Regierung die Mittel an die Hand, auf den Staatscredit und den Werth der öffentlichen Pappiere sehr wohlthätig einzuwirken; so bald diese anfangen zu sinken, wird eine bedeutende Quantität aufgekauft und ihr Preis dadurch erhöht. Der Credit, den die Regierung genießt, ist so groß, daß es ihr möglich ward, die Zinnsen für den Betrag von 3952 Millionen Francs an Staatsschulden, von 5 auf 4 Procent herab zu setzen, und zwar mit Einwilligung der Staatsgläubiger, welche sich diese Verminderung gern gefallen liessen, um ihre Forderungen zu behalten, welche die Regierung zu tilgen sich bereit erklärte. Diese Finanzoperation hat den Betrag der jährlich zu bezahlenden Interessen um 37 Mill. Fr. vermindert: die öffentlichen Fonds, die zu 3 Proc. verzinnset werden, sind in den Jahren 1816, 1817, und 1822 zu 62, 74, und 81, verkauft worden, und bald wird es dahin kommen, daß die englische Regierung ein Anlehn unter vortheilhaftern Bedingungen, als irgend ein Privatmann, wird eröffnen können. Um sogleich die Regierung in den Stand zu setzen, über 5 Mill. Pf. St. verfügen zu können, braucht nur das Parlament die Minister zu ermächtigen, die in der Tilgungskasse befindlichen Fonds zu benützen, die erst zu Ende des Jahrs, bey Einlösung der Schuldscheine, wieder vorhanden seyn müssen.

So groß nun auch die über 19 Milliarden Francs sich belaufende brittische Staatsschuld ist, so erhellt doch aus diesen Bemerkungen, daß es nicht der Zustand der Finanzen war, der die Regierung bisher bestimmte, an dem spanischen Kriege keinen Antheil zu nehmen. Man muß deßhalb das Motif ihrer Neutralität in dem Bewußtseyn suchen, daß die Blüthe ihrer Industrie und ihres Handels, an die ihre höchsten Interessen gebunden sind, eine sichere Gewährschaft nur in dem Frieden finde, und daß folglich die Theilnahme an dem Kriege erst dann gerechtfertigt werden könnte, wenn der Gang desselben jene Interessen bedrohte.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



30. August | 35. | 1823.

An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Schiller.

Wirtemberg.

Das neueste Heft der Wirtembergischen Jahrbücher*) enthält bey mancher in wissenschaftlicher Hinsicht schätzbaren Spende, mehrere Nachweisungen aus der Tagsgeschichte des Vaterlands, bey denen der patriotische Leser mit Theilnahme und Vergnügen verweilt. Unter ihnen erneuert ihm aber die Erzählung von der Geburt des Kronprinzen und von den rührenden Äusserungen der Volksliebe und der das Land erfüllenden Freude, die dieses ersehnte Ereigniß erregt hat, die theuerste Erinnerung. Wohl vernahm man sonst solchen Jubel in Ländern, wo durch eine neue Geburt die Furcht des treuen Volkes vor dem Erlöschen des Regentenstamms zerstreut ward; aber unter uns, die durch die Sorge der Vorsehung vor dieser Gefahr gesichert sind, erhub sich die Stimme der Freude und des Dankes so laut und in so rührenden Tönen, weil das Volk in dem Glücke dessen der König theilhaftig geworden war, sein eigenes erkannte, und weil es nur darinn eine feste Bürgschaft für die Dauer des edeln und gerechten Willens sah, der es leitet und schützt, wenn er in dem Sohne fortlebt. — „So freut sich „ein Volk, das, frey und selbstständig, durch das „Band der innigsten Eintracht, der Liebe und „der Verehrung an seinen Regenten geknüpft ist. „Glückliches Volk, das sich so freuen kann! Aber „auch glücklicher Regent, wo Liebe und Verehrung die Stützen der Ordnung, wo Freyheit „und Bürgersinn die Stützen des Thrones sind! „Glücklicher Fürst, dessen Volk in der Geburt „seines Thronerben die innigsten Wünsche erfüllt, „das Unterpfand des dauernden Glückes sieht! „Und dreymal glücklicher Vater, dessen häusliche „Freude die Freude des ganzen Königreichs ist! „dreymal glückliche Mutter, die, indem sie ihren „ersten Sohn gebiert, ein ganzes Volk jauchzen „sieht!"

Wie solche Liebe und Ergebung in den Herzen der Wirtemberger gepflanzt und genähret werde, erkennen wir aus der Regierungsgeschichte des Königs und aus dem Geiste, der in seinem Wirken lebt; manche recht anziehende und überzeugende Auskunft darüber geben aber auch diese

*) Wirtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistick und Topographie: herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. Erstes Heft. Mit einer Höhenkarte. 8. Stuttg. Cotta, 1823. 199 S.

Jahrbücher, indem sie uns nachweisen, wie überall in den Gesetzen und in den Anstalten, in der allgemeinen Verwaltung und in dem Leben der besondern Vereine alles im Zuge zum Bessern begriffen ist, wie den mannigfaltigen Hemmnissen, die diesem Zuge sich widersetzen, entgegen gekämpft wird, und wie die Regierung in diesem Kampfe, wenn er gleich nicht immer zu schnellen und glänzenden Siegen führt, doch nicht ermüdet. Was ihr aber, wenn sie bey den bisher behaupteten Maximen verharrt, den endlichen Sieg unfehlbar sichern muß, ist ihre Stellung im Lichte der Öffentlichkeit und Wahrheit, vermöge deren sie, ihre Bestimmung im Interesse des Volks erkennend, und durch dieß Bewußtseyn aller stolzen Abgeschlossenheit und Geheimthuerey ledig, was irgend die Gesamtheit betrift vor den Augen derselben verhandelt und ausführt, und ihr in offenem Buche den Bestand ihrer Mittel, ihre Zwecke und die Ergebnisse ihrer Wirksamkeit darlegt. Dadurch ist sie längst des allgemeinen Vertrauens theilhaftig geworden, das die höchste Stärke der Regierungen ist, und freudig und mit Eifer thut in ihren Kreisen die Überzeugung und die Liebe, was in andern, lahm und kümmerlich, der Zwang.

Einen schönen Beweis von diesem Verharren bey der Maxime der Publicität giebt die in diesem Hefte der Jahrbücher enthaltende Darstellung der wirtembergischen Handelsbilanz; und es mag uns um so mehr gestattet seyn, das Hauptsächliche ihres Inhalts hier zu wiederholen, da sie auf Resultate führt, welche die über diesen Gegenstand gemein herrschenden Begriffe auf eine für den Vaterlandsfreund erfreuliche Weise berichtigen. Es liegt dieser Darstellung eine hier gleichfalls mitgetheilte specielle Übersicht der Aus- und Einfuhr nach 10 jährigen Durchschnittssummen von 1811 bis 1821. zu Grunde, welche von dem Statistisch-Topographischen Bureau aus den vorhandenen amtlichen Quellen erhoben worden ist.

Das Gesamtcapital, welches in der genannten Periode, jährlich im Waarenhandel mit dem Auslande umgesetzt wurde, kann auf 33 Millionen Gulden geschätzt werden, wovon auf Naturerzeugnisse 15,902,000 fl. und auf Industrieerzeugnisse 16,910,000 fl. kommen. Der Werth der Ausfuhr betrug 16,552,000 fl. der Einfuhr 16,269,000 fl. (wobey aber billiger Weise auf das in den Theuerungsjahren $18\frac{16}{17}$ von Staatswegen eingeführte Getraide keine Rücksicht genommen worden.) Die Ausfuhr gewährt einen Überschuß von 283,000 fl. Dazu kommt noch der Gewinn von dem Zwischenhandel mit 800,000 fl. der Durchfuhrhandel mit 687,000 fl. die Speditions- und Wechselgeschäfte mit 100,000 fl. und der Zoll, so weit er dem Ausländer zur Last fällt, mit 250,000 fl. so daß die Gesamtsumme, welche Wirtemberg von $18\frac{11}{21}$ im Verkehr mit dem Auslande jährlich gewann, 2,120,000 fl. betrug. — Der Einwurf, daß das Land unmöglich jährlich über 2 Millionen im Handel gewinnen könne, weil sich sonst nur in den zehn letzten Jahren das circulirende Geld um mehr als 20 Millionen vermehrt haben müßte, was gegen alle Erfahrung sey, kann für sich allein die Richtigkeit dieser Bilanz nicht umstoßen. Abgerechnet, daß sich ein Theil des Handelsgewinns im Credit anlegt, kann eine auf Zollregister gegründete Handelsbilanz die mannigfachen Canäle nicht nachweisen, durch welche das im Handel gewonnene baare Geld auf andere Art wieder in das Ausland zurück fließt, und sich aus der innern Cirkulation verliert. Wie viel Baarschaft hat nur der französische Krieg aus dem Lande geführt? Wie viel der Getraidemangel von $18\frac{16}{17}$?

An Natur- und landwirthschaftlichen Produkten über die Einfuhr die Ausfuhr um 30,000 fl. an industriellen Produkten aber die Ausfuhr die Einfuhr um 313,000 fl. Hiernach erscheint der Verkehr mit den Erzeugnissen der Industrie sehr vortheilhaft. Wenn es nun aber gleich mehr als wahrscheinlich ist, daß die

Zollregister die ausgeführten Quantitäten einheimischer landwirthschaftlichen Gegenstände minder richtig enthalten, als die strenger controlirten Versendungen der Handels- und Gewerbsleute, so bleibt es doch immer eine sehr beruhigende Erscheinung, daß in einem Staate, den man zu den ackerbauenden zählt, und zu einer Zeit, wo man ganz Teutschland mit Klagen über den Verfall des Handels und der Gewerbe füllt, Wirtembergs Gewerbsfleiß die Zufuhren in Fabrikaten mit Ausfuhren gleicher Art zu decken vermag.

Es sind besonders zwey Umstände, welche unserm Handel einen eigenthümlichen Vorzug geben, nämlich seine Sicherheit für die Dauer und seine mögliche Vervollkommung. In erster Beziehung kommt in Betracht, daß wir an das Ausland Gegenstände abgeben, die grossen Theils nothwendige Bedürfnisse für dasselbe sind, und deren Hervorbringung in unsrer Gewalt steht, die überdieß im Absatze der Veränderlichkeit des Geschmacks und einer früher oder später eintretenden Concurrenz eben so wenig unterworfen sind, als in der Erwerbung feindseligen Belästigungen anderer Staaten; wir gebieten über unsre Hülfsmittel selbst. In der Erzeugung unsrer Feldfrüchte, unsres Holzes, unsrer Wolle und unsres Viehstandes und aller damit verbundenen Nebennutzungen sind wir unabhängig von fremdem Einflusse, und den größten Theil werden auch künftig unsre bisherigen Abnehmer nicht entbehren können. Vervollkommt sich unsre Pferdezucht, so wird sich in ihr ein neuer Ausfuhrartikel bilden, und die auf 413,700 fl. berechnete Einfuhr grossen Theils entbehrt werden können. Eine verbesserte Schweinzucht wird eine Summe von 335,808 fl. dem Lande erhalten, die bisher ins Ausland gieng. Und wenn durch den verminderten Absatz des Rindviehs die Fleischpreise sinken sollten, so wird dieß wohlthätig auf Fabrikunternehmungen zurück wirken, und wir werden weniger Häute und Felle, Fettwaren, Horn und Bein, was zusammen uns jährlich 675,665 fl. kostet, einführen dürfen. Überhaupt ist für die Vervollkommung unsrer Landwirthschaft und die Verbesserung unsrer Handelsverhältnisse in landwirthschaftlichen Produkten noch ein weites Feld offen. Noch führen wir für 165,000 fl. Schafwolle von meistens geringer Qualität ein; was wir an Hopfen, Hanf und Flachs Sämereyen, Tabaksblätter, Krapp, Weid, Kaffeesurrogate 2c. vom Auslande beziehen, belauft sich auf 953,610 fl. Die Weineinfuhr berechnet sich auf 462,750 fl. die von Obst auf 37,768 fl. von Honig und Wachs auf 140,000, von Federn auf 67,000 fl.; — lauter Artikel, die uns der vaterländische Boden liefern kann, und unter dem Schutze einer weisen Regierung nach und nach um so gewisser liefern wird, als selbst in den dermaligen Verhältnissen des Getraide- und Viehhandels eine mächtige Veränderung der gewohnten Wirthschaftsweise vorbereitet wird.

Billig erstaunt man über die Fortschritte, welche der Kunst- und Gewerbfleiß in den letzten dreissig Jahren in Wirtemberg gemacht hat. Wie kamen wir dahin, daß wir jährlich für 8,615 280 fl. an Fabrikaten aller Art in das Ausland abzusetzen im Stande sind? Bey jedem Volke tritt zwar im natürlichen Laufe der Dinge die Periode ein, wo die Landwirthschaft allein den erhöhten Bedürfnissen nicht mehr genügt, wo die Cultur nicht mehr gleichen Schritt mit der Zunahme der Bevölkerung hält, wo das in Bildung und Wohlstand vorgerückte Volk, den Reizungen feinerer Lebensgenüsse nachgebend, die Vortheile des Kunstfleisses und des Handels selbst zu verfolgen suchen muß. Aber so wie der einzelne Landmann langsam und ungern zu der beschwerlichen Selbstthätigkeit des Gewerbsmanns und den ungewissen Spekulationen des Handels übergeht, so auch ein ganzes Volk, und der Übertritt von der einen in die andere Periode erfordert gewöhnlich lange Zeiträume, und führt gefährliche Krisen mit sich. Nicht so in Wirtem-

berg. Der regere Geist seiner Einwohner und eine weise Gesetzgebung haben ihm einen kürzern und sicherern Weg vorbereitet. Jener bildete früh eine freye Municipalverfassung, die selbst Dörfer und Weiler umfaßte, diese zeichnet sich vornehmlich durch die unbedingt gestattete Vertheilung des Grundeigenthums aus. Auf dem kärglich zugemessenen Eigenthum blüht der Fleiß, die Sparsamkeit, das Raffinement des Besitzers auf; er nähert sich im Charakter dem Gewerbsmann; er wird, sollte er es auch nur für die von der Feldarbeit freyen Wintertage seyn, selbst Gewerbsmann. So waren viele tausende von den Feldbauern Wirtembergs Handwerker, viele tausend Handwerker kluge, rüstige Feldbauer, als der Anfang der französischen Revolutionskriege ungewohnte Capitalien in die Hände des Landmanns führte, und ungewohnte Veranlassung zu neuen Arbeiten dem Gewerb- und Handelsmann darbot. Aber während dem durch unmässiges Steigen und eben so schnelles Zurücksinken der Nominalpreise des Grundeigenthums und durch fortdauernde ungemessene Kriegslasten der Landmann das Ende seines Wohlstands fand, reichten dem Gewerbsfleisse noch immer die fortwährende Bedürfnisse der Aermern und der mit ihnen eingedrungene Luxus vielfach Gelegenheit zu Gewinnsten dar, und wenn gleich bald da bald dort ein Handelsweg gesperrt wurde; so wirkten dagegen doch andere politische Maaßregeln, und namentlich die Continentalsperre mächtig auf den inländischen Gewerbsfleiß zurück, und schufen neue, zuvor nie gekannte Fabrikationszweige. Der Industrie wurden ihre Capitalien erhalten, und konnten sie auch nach zurückgekehrtem Frieden nicht überall wieder in merkantilischen Geschäften angelegt werden, so kam dieß grossen Theils nur dem geldbedürftigen Landmann zu gut. Unter einer liberalen Regierung beginnt er sich schnell wieder zu erholen, und seine Wirthschaft vervollkommt sich. Industrie und Handel erhielten sich, Freyheit im Innern und nach aussen, erweiterte Kenntnisse, verbesserter Geschmack, in Verbindung mit kluger Wahl der Gegenstände, verbürgen ihren Bestand. Wirtemberg glänzt nicht durch einzelne grosse Fabrikinstitute; aber ganz Wirtemberg ist eine Fabrik, eine Manufaktur. Wo wir hinblicken, in die Hütte des Landmanns oder in die volkreichen Strassen der Städte, überall finden wir fleissige Handwerker, kunstgeübte Manufakturisten, sinnende Kaufleute. Das ist der Charakter unsrer Landesindustrie. Das Wohl oder Wehe von Tausenden ist nicht abhängig von dem Glücke oder den Launen eines einzigen Fabrikherrn; nicht eine einzelne Mode, nicht eine einzige Maaßregel des Auslands macht unsre Arbeiter brodlos; unterstützt durch eine kleine Landwirthschaft retten sie wenigstens ein kärgliches Auskommen, bis Glück oder Genie wieder bessere Zeiten herbey geführt. Unsre Fabrikanten werden eben so wenig Bettler als Aufrührer seyn.

Um so mehr muß man sich unter diesen Verhältnissen aufgefordert sehen, nicht durch Sorglosigkeit zu zerstören, wozu eine so schöne Grundlage gegeben ist.

Rußland.

Seitdem, sagt Görres, die stehenden Heere in Europa mächtig geworden, ist Rußland in die Geschichte eingetreten; und mit Teutschland in nähere Verbindung gekommen. Wie die scythische Schlangenjungfrau im Hyläerlande, die dem Herkules die Rosse entführt, und mit der er dann in der Bergeshöhle die drey Stammväter des Volkes erzeugt, so vereinigt das Reich in sich zwey Naturen. Sein Schlangenleib dehnt sich weit über den Norden Asiens bis nach Amerika hinüber, wohl zwanzig Nationen, verschieden in Sprache, Religion, Sitten und Gesinnung, in seinen Ringen fassend;

am Gürtel des Urals aber ist dem Drachenkörper die menschliche Hälfte angesetzt, und die zieht sich in Europa fort gegen den Pruth, die Karpathen und die Oder. Und wie jene ägyptischen Thiere, nach alter Sage im Nilschlamm ausgeboren, als sie, vom ersten Blitzlicht getroffen, aus dumpfem Schlaf erwacht, mit der hintern Hälfte formlos noch in der bergenden Mutter sich gefunden, während die vordere schon vollendet über der Erde sich erhub; so ist auch dieß Reich nach einer Seite in europäischer Cultur nach seiner Art ausgebildet, ja überbildet; in der asiatischen Hälfte aber fötusartig, noch gleichsam befangen in der Völkerscheide und dem Schooße der Natur noch nicht entwunden, und wächst und reift und zeitigt fortdauernd, wie kein anderes, indem es stets neue Barbarenstämme sich aneignet, und in den Kreis der Cultur hinüber zieht."

Dieses Wachsthum hat sich in unsern Tagen, mit wundersamer Schnelligkeit und Pracht entwickelt, und durch dasselbe ist die Regierungsgeschichte Alexanders die glänzendste Partie in den russischen Annalen geworden. Wir sahen ihn zu gleicher Zeit im Kampfe mit dem Schach von Iran, dem Kaiser der Franzosen und dem Sultan der Osmanen, indem sein unermeßliches Reich, das von den nordamerikanischen Küsten bis an die Gränze Teutschlands reicht, die mittelbaren und unmittelbaren Gebiete dieser Herrscher berührte. Und was war das Resultat dieser Kämpfe? — Daß nun die äussersten russischen Besatzungen 40 Stunden zu marschiren haben, um nach Berlin, 50 um nach Wien und einige Meilen, um nach Stockholm zu gelangen.

Während die Zare aus den Häusern Rurik und Romanow den Thron von Moskwa inne hatten, gieng der Zug ihrer Eroberungen gegen Norden und Osten. Man kannte sie in Europa kaum dem Namen nach. Aber nachdem der Friede von Nystädt Petern I. in den Besitz der Ostseeprovinzen gesetzt hatte, nahm Rußland seine Stelle in der Reihe der europäischen Mächte ein. An allen Höfen erschienen seine Gesandten. Das teutsche Reich sah Moskowiter, ihm zu Hülfe gesandt, mit Staunen ihre Lager am Rhein aufschlagen. In Petersburg empfiengen die Königen von Polen ihre Ernennung. In allen europäischen Staatsverhandlungen führte das dortige Cabinet seine Stimme. Die Höfe bemühten sich um seine Bundsgenossenschaft. Es mischte sich bewaffnet oder vermittelnd, in alle Zwiste. Es nahm eine Haltung an, als dürfte gegen seinen Willen in ganz Europa keine Kanone losgeschossen werden. Dieß rasche und glänzende Emporkommen war Rußland nur dadurch gelungen, daß es Regenten und Minister hatte, die den Umfang und die Unerschöpflichkeit seiner Mittel kannten, und sie mit Klugheit und Energie zu gebrauchen verstanden. Es ward darinn der Welt der Segen der Civilisation offenbar. Wäre die russische Regierung barbarisch geblieben, wie ihre Nachbarinn, die türkische, sie hätte mit dieser gleiches Schicksal getheilt; aber indem sie die Bahn der geistigen Bildung betrat, stieg sie empor, während diese immer tiefer versank. Zugleich setzte sie die Stärke und der Reichthum ihrer Kräfte in den Stand, ihre schwunghafte Bewegung ununterbrochen fortzusetzen, und sich immer auf den Punkten zu erhalten, die sie auf ihrem Wege erreicht hatte.

Als im J. 1779 unter Vermittlung der Kaiserinn Katharina der Friede zu Teschen zu Stande kam, wurde in der europäischen Diplomatie zuerst die Phrase vernommen, Rußland sey von nun an einer der Garanten des Westphälischen Friedens. Diese Phrase enthielt keine Absurdidät. Denn da der Teschner Friede den Westphälischen ausdrücklich bestätigte, so konnte die Gewährschaft für den ersten auch als eine Garantie für den zweyten gelten. Aber diese Interpretation überraschte

durch die Neuheit ihres Inhalts und erregte Besorgnisse bey dem Hinblicke auf die Macht und den hochstrebenden Sinn der Kaiserinn Katharina. Die teutschen Publicisten prophezeyten, die russischen Gesandten werden nun bald in Regensburg in demselben Tone sprechen, in dem sie früher auf dem Reichstage zu Grodno gesprochen hatten. Mochte die Ängstlichkeit zuviel gefürchtet haben, so diente doch der Friede von Teschen dazu, Rußland inniger mit dem Systeme von Europa zu verflechten; als aber wenige Jahre später die französische Revolution die Bestandtheile dieses Systems in eine allgemeine, heftige und lange anhaltende Agitation brachte, benützte Rußland die Zeit, sich, in dem Verhältnisse, das in der Grösse seiner Macht war, geltend zu machen; wie auch die Ereignisse sich wenden mochten, immer behauptete es in den Verhandlungen und in den militärischen Operationen die Stellung, die nicht ein particulares, sondern das allgemeine europäische Interesse ihm anwies; und die Publicisten prophezeyten abermal, es werde in Kurzem auf dem politischen Schauplatze von Europa, in so ferne er über das Continent sich verbreitet, nur noch zwey Nationen geben, Franzosen und Russen.

Diese Prophezeyung ist nicht in Erfüllung gegangen. Es scheiterte die französische Macht an dem russischen Koloß; die Völker von Europa vereinigten sich mit den Heeren, die, den gemeinsamen Feind verfolgend, aus dem Norden hervorströmten; die gemißbrauchte Gewalt erlag unter den Schlägen, welche Eintracht und Treue gegen sie führten; auf ihren Trümmern erhub sich eine neue politische Welt. Die Kraft, mit der Rußland zur Zertrümmerung des französischen Übergewichts mitgewirkt hatte, gab ihm die Berechtigung in der Bildung der neuen Ordnung der Dinge eine entscheidende Stimme zu führen. Und wie hätte ihm eine der Oberstellen in dem europäischen Systeme fehlen können, in dem so viele Völker ihm ihre Befreyung, so viele

Regenten ihre Wiederherstellung, das Ganze aber seiner Mitwirkung sein Daseyn verdankte? Und als nun die grossen Mächte sich vereinigten, um die Gewähr für die Erhaltung des öffentlichen Zustandes, der durch sie geschaffen wurde, zu übernehmen, erhielt Rußland für seinen Rang und sein Gewicht in der europäischen Republick auch die vertragsmässige Garantie; es trat in die Reihe der Protectoren von Europa; sein Kaiser erschien auf den Congressen von Aachen, Troppau, Laibach und Verona; man sah' ihn mit seinen Verbündeten über die innern Angelegenheiten von Neapel und Piemont, von Spanien und Portugal zu Rathe sitzen; es gab kein politisches Interesse mehr, das nicht in seinem Cabinette verhandelt wurde, und kein Cabinet nahm eine Entschliessung, ohne erst den Eindruck zu berechnen, den sie in dem Seinigen machen konnte. So herrlich gelang, im Laufe eines Jahrhunderts, Rußland das Bestreben, aus einer asiatischen Macht eine europäische zu werden!

Der Kaiser Alexander hat den Ruhm, einer der Amphyktionen von Europa zu seyn, dem eiteln Schimmer vorgezogen, der die Eroberer umgiebt. Er hat dadurch einen edeln Charakter bewährt. Seine Macht ist groß genug, um durch sie, alle seine Nachbarn zu schrecken, um jede fremde Hülfe zu entbehren, und um kein Gesetz zu erkennen, als das, was sein ausschliessendes Staatsinteresse berechnend, sein eigener Wille ihm giebt. Aber indem er einem bestehenden Föderativsystem beytrat, dessen Genossen, auf seinen Ruf, die Grundsätze der Religion und der Gerechtigkeit für die ihrigen erklärten, anerkannte er ein höheres Gesetz, und verzichtete auf alle die Ansprüche, die so lange die Welt steht, die überwiegende Macht unaufhörlich, zum Nachtheile der Schwächern, für ihre eigene Befestigung und Vergrösserung, erhoben hat. Wenn Alexander die Lust hatte, Eroberungen zu machen, so war die Zeit nie günstiger dazu. Die Stimme der ganzen Christenheit rief ihn auf, den Griechen zu Hülfe zu kommen, und zugleich erkannte sie ihm die Länder als Entschädigung zu, die in diesem edeln Unternehmen sein Fuß betrat. Alle Umstände

schienen sich vereinigt zu haben, um Katharinens Lieblingsidee von der Wiederherstellung des Throns der Konstantine zu realisiren. Aber Alexander hatte nur seine sociale Verbindlichkeit im Auge und er beharrte unerschütterlich in ihrer Übung. Er erkannte wohl, was sein Vortheil und das alte System seines Hauses forderte; aber er hielt sich verpflichtet vor allem auf dem zu bestehen, was er der politischen Ordnung und der Ruhe von Europa, und der Aufrechthaltung der Verträge schuldig war, die als Tafeln unwiederuflicher und unter allen Umständen unverletzbarer Gesetze vor ihm lagen. Es ist nicht ohne Grund bezweifelt worden, daß dieser Handlungsweise immer eine richtige Berechnung der Umstände und der Zukunft zu Grunde gelegen sey; aber gewiß konnte nur ein edles Gemüth, das das eigene Interesse dem allgemeinen unterordnet, in die Gefahr kommen, in dieser Berechnung zu irren. Indessen ist es in unsern Tagen in der Politik zu einer Art von orthodoxer Lehre geworden, daß die nächste Überschwemmung von Europa und der damit verbundene Untergang der Freyheit der Völker aus Rußland kommen werde; und diese Lehre hat neuen Glauben gefunden, seitdem Napoleon sie so kräftig in der Wüste von St. Helena gepredigt und der geistvolle Amerikaner Everett sie mit gleicher Kraft bestätigt hat. Wir müßten sehr ungerecht seyn, wenn wir die Beruhigung, die uns Alexanders so standhaft erprobter Charakter gegen die hieraus entstehenden Besorgnisse gewährt, nicht anerkennen wollten. Aber Alexander ist nicht unsterblich und das System, in dessen Erhaltung er seine Pflicht und seine Ehre setzt, ist, da es blos auf der Grundlage menschlicher Meynung und Gesinnung beruht, nicht ewig. Überdieß hat die Macht von Rußland einen Umfang, eine Stärke und eine Sicherheit, durch die sie, gehandhabt von einem kühnen Geiste, in der That die Selbstständigkeit aller andern in Gefahr setzen könnte. Aber diese Gefahr würde nur dann verderblich über die südlichen Mächte ausbrechen, wenn sie sich — wie wir in der Zeit Napoleons gleicher Verblendung Zeugen gewesen sind — verleiten liessen, particulare Kriege gegen Rußland zu führen, was die Folge haben müßte, daß sie, indem sie vereinzelt stritten, endlich alle unterjocht würden. In einem engen, durch das gemeinsame Interesse befestigten Bunde, sind sie unüberwindlich. Haben wir nicht gesehen, wie die Macht der Russen in den Alpen und in den Feldern von Austerlitz und Fridland gebrochen ist? Erst als sie mit uns im Bunde waren, gelangten ihre Vorposten bis an die Loire. Jeder Versuch, den Rußland machen könnte, sich weiter gegen Süden auszudehnen, und jeder Angriff desselben auf eine seiner europäischen Nachbarmächte, wäre deßhalb eine Aufforderung zum Widerstande an alle übrigen. Bleibt uns dieß klare Verständniß des allgemeinen Besten, so haben wir für unsre Freyheit nichts zu fürchten. Gelangt aber einst Rußland, durch das Steigen seiner Bevölkerung und der Civilisation seiner Inwohner zu einer so grossen Macht, daß es allein ganz Europa überlegen wäre, so wird sein eigenes Schicksal uns von unsern Besorgnissen befreyen. Denn ein Reich von diesem Umfange, wenn es von dem regen Leben der geistigen Cultur, der Kunst, des Handels und der feinern Sitte durchdrungen ist, kann nicht mehr durch Einen Mittelpunkt angezogen und in seiner Bewegung erhalten werden. Es löst sich auf, und die getrennten Massen bilden sich in selbstständige, organische Körper.

Die alten Spanier.

Wie viel Zeit und Blut die Eroberung der iberischen Halbinsel die Römer gekostet habe, erzählt Velleius Paterculus *) in seiner gedrängten Manier mit folgenden Worten: „In dieses Land wurden zuerst römische Kriegsheere geschickt unter dem Consulate des Scipio und Sempronius Longus, im ersten Jahre des zweyten punischen Kriegs, unter dem Oberbefehle des Cnejus Scipio, eines Oheims des Afrikaners von mütterlicher Seite. Der Krieg in diesen Provinzen dauerte zweyhundert Jahre hindurch, mit so grossem Menschenverluste von beyden Seiten, daß, nach Aufreibung mehrerer Feldherrn und Heere, nicht selten Schimpf, ja bisweilen drohende Gefahr über das römische Reich gebracht wurde. Dieß Land verschlang unsre Scipione; es hielt unsre Väter in einen schimpflichen, zwanzig Jahre dauernden Krieg, unter dem berüchtigten Viriathus hin; es erschütterte das römische Volk durch das Schrecknis des numantischen Krieges; in ihm sah sich der Senat gezwungen den schmachvollen Frieden des Quintus Pompejus, und den noch

*) Histor. L. II. C. 90.

schmachvollern des Mancinus, in der Schande des Feldherrn auszulöschen, welcher den Feinden ausgeliefert werden mußte. Es vernichtete so manches consularische, so manches prätorische Heer, und erhob noch in den Tagen unsrer Väter den Sertorius auf solche Höhe von Ruhm und kriegerischer Macht, daß man fünf Jahre hindurch nicht wußte, ob die Spanier oder Römer mächtiger in Waffen wären, und welches Volk dem andern gehorchen müßte. Endlich vor 15. Jahren brachte der Cäsar Augustus diese so ausgebreiteten, so volkreichen und so barbarischen Provinzen in einen solchen Ruhestand zurück, daß man in dem Lande, das sonstnie von grossen Kriegen frey war, nicht einmal von Raub und Plünderung hörte."

Oft haben die römischen Feldherrn Beynamen von den Völkern erhalten, die sie unterjocht hatten. Keiner aber erhielt den Namen Hispanicus oder Ibericus, selbst nicht August, der ihn doch vor allen verdient zu haben schien. Den Grund davon weist uns Florus nach, indem er bemerkt: „Die Siege der Römer über die Spanier seyen jenen oft so hoch zu stehen gekommen, daß sie nichts weniger als diesen Namen verdient hätten, und daß mancher über sie gefeyerte Triumph, wegen der vielen gefallenen Römer, eigentlich in eine Trauerprocession hätte verwandelt werden sollen."

Man muß grosse Begriffe von dem militärischen Charakter eines Volkes erlangen, welches so standhaft und mit solchen Erfolgen gegen dasjenige kämpfte, das alle andere Völker unterjocht hat. Was bezeugen hievon die Alten? Justinus sagt: „Die Körper der Spanier seyen geschickt Hunger und Arbeit zu ertragen, ihre Seelen bereit dem Tode zu trotzen. Von Kindheit an üben sie sich in harter und strenger Entbehrung. Der Krieg sey ihnen lieber, als Ruhe, und wenn kein auswärtiger Feind sich finde, so suchen sie einen zu Hause." — „Die Lusitanier, versichert Strabo, seyen stark und beherzt, und von so kriegerischer Natur, daß sie von den Römern nur unter grossen Schwierigkeiten und Zeitaufwand, und nicht sowohl durch Tapferkeit, als durch List besiegt werden konnten."

Das Zeugniß des Livius, daß die spanischen Völker einen freywilligen Tod der Sklaverey vorziehen, bestätigten sie noch in den letzten Kämpfen für ihre Unabhängigkeit. Nachdem Antistius, der Feldherr des August, die Cantabrier, lange eingeschlossen hatte, ergaben sich ihm die, welche noch nicht durch Hunger aufgerieben waren, auf Gnade und Ungnade. Zehentausende von ihnen vertheilten die Römer unter ihr eigenes Heer; die übrigen sollten als Sklaven verkauft werden. Aber die meisten von diesen kamen ihrem Schicksale zuvor. Sie tödteten sich selbst, „weil sie ein Leben ohne Waffen und Freyheit unerträglich fanden."

Man sieht hieraus, daß die Spanier grosse Erinnerungen in ihrer Geschichte haben.

Patriotische Reflexion.

(Eingesandt.)

Es sind Seite 495 dieser Blätter einige Aussprüche von Joseph II. Katharina und Friedrich II. angeführt worden, in welchen diese drey, das achtzehnte Jahrhundert in einem ihm eigenthümlichen Glanze verklärenden gekrönten Häupter sich zu der Ueberzeugung bekennen, daß die Bestimmung des Regenten in dem Interesse des Volks liege, und daß seine Würde und sein Verdienst lediglich von der pflichtmässigen Thätigkeit abhänge, mit der er diese seine Bestimmung erfülle. Das Leben dessen, der diese Zeilen schreibt, reicht noch in die Zeit der besagten drey gekrönten Philosophen zurück, und er erinnert sich noch des Eindruckes, den ihre Aeusserungen über Regentenpflicht und Regentenwürde auf ihre Zeitgenossen gemacht haben; nicht als ob man in diesen Aeusserungen etwas Neues gefunden hätte, denn der Sinn derselben war längst von aller Welt anerkannt; man fand es aber edel und rühmlich, daß Regenten die Grundsätze der reinen und humanen Staatsphilosophie für die ihrigen erklärten, weil diese Erklärung einen ausdrücklichen Verzicht auf alle willkührlich geübte Eigenmacht enthielt. Seit der Zeit, in der diese Regenten gelebt, haben die wissenschaftlichen Begriffe von der Natur und dem Zwecke des Staats an Begründung und Licht viel gewonnen: auch hat es uns das Schicksaal nicht an Erfahrungen fehlen lassen, um jene Begriffe zu beleben. Und doch finden wir für nöthig, die Lehre, daß die Völker nicht um der Regenten, sondern die Regenten um der Völker willen da seyen, durch die Berufung auf das eigene Zeugniß der Könige zu unterstützen. Sollte man nicht meynen, daß es zur Bestättigung dieser Lehre nichts weiter bedürfe, als der Gründe auf denen sie beruht? Allerdings; aber wir bedürfen jener Autorität, um durch sie den Vorwurf abzuweisen, der ohne sie der besagten Lehre gemacht würde, sie verletze das Heiligthum der Legitimität und führe zum Aufruhr. — So weit ist es mit uns gekommen, und solche Bewandniß hat es mit den gerühmten Fortschritten unsrer Zeit!!

In Nro. 32. dieser Blätter Seite 497 ist Zeile 5. statt Dir — Du zu lesen, und Seite 512 Zeile 45. nach französische — Heer beyzusetzen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.

6. Septbr. 36. 1823.



Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweyen,
Und blinde Wuth die Kriegesfackel schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteyen,
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreyen,
Wenn freche Willkühr an das Heilige rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen. —
Das ist kein Stof zu freudigen Gesängen.

Schiller.

Spanien.

(Geschrieben in der Mitte des August.)

Die französische Armee, unter dem Herzog von Angouleme, ist in Spanien eingerückt, um wie sie verkündigte, den König den Händen der Faktion zu entreissen, die ihn gefangen hielt, und ihn dadurch in den Stand zu setzen, seinem Volke diejenigen politischen Institutionen zu geben, die er demselben für zuträglich achtete. Sie hat in drey Monaten Spanien von einer Gränze zur andern durchzogen, die Hauptstadt in Besitz genommen, eine Regentschaft aufgestellt, ihre Partieen in allen Provinzen des Reichs ausgesandt, die Gewalten, die sie zu stürzen unternommen, bis nach Cadix zurück gedrängt, und überall wo sie erschien, die lautesten Bezeugungen von Ergebung, Zustimmung und Freude empfangen. Die Macht von Frankreich ist durch diese Erfolge in einem glänzenden Lichte hervor getreten, und war die Frage, um die es sich handelte, durch das Schwert zu lösen, so konnte man über ihre endlichen Entscheidung nicht mehr zweifelhaft seyn. Noch ist man dieser Entscheidung nicht viel näher, als im Anfange des Unternehmens; man ist auf dem Wege, der zu ihr führt, auf einem grossen Schauplatze wilder Gesetzlosigkeit und erbitterter Bürgerzwiste angekommen. Das war voraus zu sehen. Denn wohl kann man durch überlegene Waffen Städte und Länder erobern, nicht aber reichen sie hin, die Leidenschaften zu bändigen, die durch den Kampf parteysüchtig ergriffener Meynungen aufgereizt worden sind.

Die Spanier haben die meisten Vortheile verloren, die sie in ihrer edeln Ergebung gegen Napoleon zu so glänzenden Resultaten führten. Damals war die ganze Nation im Widerstande gegen den Feind vereinigt; itzt zerreißt ein grausamer Bürgerkrieg ihre Eingeweide. Damals wirkte die Geistlichkeit für die Sache des Vaterlands; itzt ist sie der Bundsgenosse des Angreifers. Damals sahen sich die Spanier durch englische Hülfe ermuthigt und unterstützt; itzt stehen sie allein. Damals gewährte ihnen Portugal

einen sichern Rücken; itzt ist es ihr Feind. Damals gab es in ihrer Mitte keinen Verräther; itzt sieht man die Abisbal's, die Morillo's, die Ballestero's ꝛc. ihre Waffen in den feindlichen Lagern niederlegen. — Zwar haben in diesem Kampfe für ihre Unabhängigkeit die Spanier den frühern Ruhm behauptet; sie haben in Catalonien, Gallicien und Andalusien den Krieg standhaft und tapfer geführt; sie haben die Festungen des Reichs treu und beharrlich vertheidigt; ihre Guerilla's haben die alte Thätigkeit und Kühnheit erwiesen; sie haben den Plan des Feindes durch rasche und durchgreifende Schläge grosse Wirkungen hervor zu bringen vereitelt, indem sie den Krieg verlängerten. Aber, wie lange sie denselben auch fortsetzen, so werden sie, bei diesem Mißverhältnisse der Kräfte, doch schwerlich mehr retten können, als was für den Menschen im Drange unglücklicher Umstände allein zu retten ist, die Ehre der Standhaftigkeit und der Consequenz.

Frankreich hat seine Heere über die Pyrenäen geschickt, um die Partie, die dort das Staatsruder lenkte, zu entwaffnen und zu unterdrücken. Da es sich nicht für befugt hielt, die Ordnung der Dinge, die diese Partie angerichtet hatte, durch eine andere zu ersetzen, so mußte es seine Wirksamkeit auf die Zerstörung derselben beschränken; die Verwaltung des Landes aber und die neuen Bildungen überließ es der Regentschaft, die aus den Widersachern des zertrümmerten Systems sich erhub. Dieselbe begann ihre Operationen damit, daß sie, der Revolution eine Contrerevolution entgegen setzend, alles Alte, nicht weil es gut war, sondern weil die Revolution es zerstört hatte, in seinem Wesen und in seiner Gestalt wieder herstellte. Alle ihre Kräfte und Bestrebungen richteten sich auf eine vollkommene restitutio status pristini; zugleich wurde dieser status nicht als ein einstweiliger, sondern als ein bleibender angekündigt. Darinn lag ein grosser Irrthum. Frankreich konnte den Krieg nicht für das Interesse einer Partey führen. Sein Ziel war die Ruhe der spanischen Nation und die Begründung einer sie beglückenden gesetzlichen Ordnung der Dinge. Dasselbe konnte es aber nur erreichen, wenn es sich vermittelnd zwischen beyde Parteyen stellte, und seiner Vermittlung durch die Gewalt der Waffen Nachdruck gab.

Was thut die Regentschaft, um den Zweck zu fördern, den die französische Regierung als den Berechtigungsgrund ihrer bewaffneten Intervention bezeichnet hat? — Sie hat Unduldsamkeit, Rache, Verfolgung und Mißverständnisse zur Tagesordnung gebracht; sie hat den Meynungszwist der Parteyen zur Unversöhnlichkeit gesteigert; sie hält in ihren Kerkern 44000, Gefangene inne; sie giebt die Constitutionellen, oder die, die dieser Gesinnung verdächtig sind, allen Plackereyen der Habsucht, des Hasses und des Muthwillens, ja selbst der Wuth des Pöbels preis; sie führt laute Klagen über den Moderantismus der Franzosen; sie verhöhnt durch ihre Handlungen alles, was der französische Feldherr, bey seinem Eintritte in das Land, verheissen hat. Was aber von ihr bey vermittelnden Vorschlägen in Beziehung auf die künftige Staatseinrichtung zu erwarten ist, giebt sie in ihrem Amtsblatte zu erkennen, durch die Erklärung: „Spa„nien werde sich nie die französische Charte „aufbringen lassen. Ein Volk, das so eben über „seine gottlosen Unterdrücker gesiegt, könne keine „Lust haben, Freyheit des Gottesdien„stes, Kammern, und ähnliche Dinge anzu„nehmen. Ganz Spanien verlange die Inqui„sition und stelle die Regierungsform in Fer„dinands Belieben." Wie kann Friede und Vereinigung gedeihen und Mässigung und Billigkeit zum Siege gelangen, während eine Staatsbehörde von diesem Sinne sich für den Repräsentanten des Königs erklärt, und auch als solcher anerkannt wird? In der That ist die Regentschaft nichts weiter, als der Ausschuß einer Partey, der den Sieg, der ihr durch fremde

Hülfe zu Theil geworden, dazu benützt, um sich an ihren Gegnern zu rächen, und ihre Ansprüche durch deren Vernichtung zu sichern. Mit welchem Erfolge sie durch ein solches Betragen ihrer eigenen Sache diene, erhellt aus dem Vorwurfe, den sie sich, wie versichert wird, selbst von dem Herzoge von Angouleme zugezogen: „Sie habe in dreyen Monaten mehr constitutionelle gemacht, als die Constitution in drey Jahren."

Seit Kurzem stimmen die französischen und englischen Blätter von allen Partieen in den Berichten überein, daß der Prinz Generalissimus mit dem Benehmen der Regentschaft höchst unzufrieden sey, daß er ihre Grundsätze als unverträglich mit dem gemässigten System des französischen Cabinets erkenne, und daß er die Reise nach Andalusien angetreten habe, um die mit der Regierung in Cadix bereits begonnenen Unterhandlungen zu ihrem Ende zu bringen. Londner Journale setzen, unter Berufung auf genau unterrichtete Autoritäten hinzu, daß die Neigung zum Frieden bey beyden kriegführenden Mächten gleich vorherrschend sey, und daß England das Anerbieten gemacht worden, vermittelnd einzutreten. Wir wissen nicht, wie weit die Glaubwürdigkeit dieser Berichte geht; aber wir halten es für sehr wünschenswerth, daß die Zukunft sie bestätigen möchte, weil wir überzeugt sind, daß die Beruhigung von Spanien und ein die Rechte der Krone und der Nation auf gleiche Weise sichernder gesellschaftlicher Zustand in diesem unglücklichen Lande nur durch einen Vertrag zu Stande kommen könne, bey dessen Schliessung keine Partie zugelassen wird, die auf einem Status quo verharren wollte. Die Regentschaft, indem sie sich entschlossen zeigt, jeden Vorschlag zur Güte abzuweisen und unverrückt auf der Alternative „alles oder nichts" zu bestehen, erprobt dadurch ihre Unfriedfertigkeit. Aus ihrer versteinerten Immobilität ist aber auch die Beschränkung ihres Gesichtskreises, oder vielmehr ihre unheilbare Verstockung ersichtlich. „Denn nur Menschen, die durch heftige Leidenschaften verblindet sind, können sich einbilden, daß in einem durch die Jahre verbrauchten Körper, das Leben zu verlängern sey. Die Nationen haben, wie die Individuen, ihre Altersstufen. Wenn sie das Ziel erreicht haben, so sind sie reif zur Wiedergeburt. Das ist eine natürliche Folge ihrer Organisation."

Die Spanier konnten eine Einmischung der Fremden in ihre Gesetzgebung nicht gestatten, ohne derselben offenen Widerstand zu leisten; sie hätten durch Ergebung die Schmach auf sich gezogen, die von Rechtswegen ein Volk trift, das auf seine Selbstständigkeit verzichtet. Aber indem sie die Waffen ergriffen, legten sie ihre Selbstständigkeit in die Hände des Schicksals, und sie konnten, wenn ihnen dieses unhold war, ohne Entehrung, ihren Willen nach dem seinigen bequemen. Frankreich darf sich nicht weigern, ihnen die Charte zu bewilligen, nach denen es selbst regiert wird, und sie können sie annehmen, da sie dadurch doch die Grundlagen einer freyen Verfassung erlangen, die gerettet zu haben, unter solchen Umständen, noch immer für ein Glück und für ein Verdienst gelten muß. England aber muß zur vermittelnden Einschreitung eben so bereitwillig seyn, als es der bewaffneten abgeneigt war, nicht nur weil es den Frieden will, sondern auch weil es durch die Herstellung desselben seinen bisherigen Einfluß auf die Halbinsel sichert, und die Hoffnung gewinnt, den Grund zu einem neuen europäischen Bundessystem zu legen, das seinen politischen und commerciellen Interessen gemässer ist, als das bisherige.

Großherzogthum Hessen.

(Eingesandt.)

Die Regierungen, welche nicht gestatten, daß man von ihren Maaßregeln und von dem Zustande der von ihnen verwalteten Ländern öffent-

lich rede, verstehen ihr Interesse nicht. Sie erregen dadurch ein oft unverschuldetes Mißtrauen, das ihnen nicht anders als nachtheilig seyn kann, und sie entziehen sich die Unterstützung vieler Rathgeber, die die Dinge oft gründlicher kennen, und unbefangener beurtheilen, als ihre Beamten; die überdieß wohlfeiler sind, als die leztern; denn sie erstatten alle ihre Berichte und Gutachten umsonst. Von diesem Irrthum sind in unsern Tagen die constitutionellen Staaten des südlichen Teutschlands auf eine für sie rühmliche Weise zurück gekommen. Wohl halten sie, um unangenehme Berührungen mit der Übermacht zu vermeiden, die öffentlichen Urtheile über fremde Regierungen im Zaume; aber sie lassen ihnen, so lange sie sich auf das Heimische beschränken, freyen Lauf. Sie bringen damit dem Geiste, der in den Verfassungen lebendig geworden, die gebührende Huldigung; dafür werden ihnen auch die verdienten Vortheile zu Theil.

Crome sagt in seinem schätzbaren Handbuche der Statistik des Großherzogthums Hessen „es habe ihn kein Grund abgehalten, die wahrgenommenen Mängel zu verschweigen, weil dieß gegen die hochherzigen Gesinnungen des Souveräns und gegen den liberalen Geist der Staatsregierung wäre.“ Diese Bemerkung enthält eine grosse Lobrede auf das hessische Gouvernement; der ganze Zustand des Landes aber beweist, wie nützlich die Maxime ist, durch die es dieselbe verdient. Dafür führt Crome die hinreichenden Beweise, wovon unter andern der folgende bemerkt zu werden verdient. Ehemals als das Schuldenwesen des Staats der Beobachtung des Publikums noch entzogen war, verloren die Staatspapiere 30 Procent und darüber. Man schätzte die Staatsschuld auf einige 20 Millionen Gulden, in der That aber betrug sie nur $13\frac{1}{2}$ Millionen. So gieng der Credit verloren! So bald aber durch den ersten Landtag das Geheimniß entschleiert wurde, stiegen die Papiere zugleich auf 28 Procent und noch

höher. Der Staatscredit war in einem Augenblicke wieder hergestellt. — Derselbe günstige Erfolg ist in allen andern Staaten beobachtet worden, wo die Regierungen durch offene Darlegung des Finanzwesens die Urtheilsfähigkeit des Publikums über die öffentlichen Interessen und Maaßregeln anerkannt, und die Übung derselben gestattet haben.

Öffentlichkeit in der Verwaltung und Freyheit des Urtheils haben aber nur in den Ländern eine Bürgschaft, die nach constitutionellen Gesetzen regiert werden; wo die unbeschränkte Gewalt gebietet, können sie höchstens zufällig bestehen. Aber sind denn jene Gesetze — was ihnen itzt so oft zum Vorwurf gemacht wird — nicht ein Zunder des Unfriedens zwischen den Regenten und den Völkern? — Davon beweist die Ansicht des Großherzogthums Hessen das Gegentheil. Ein auswärtiger Beobachter an Ort und Stelle, fand, wie er versichert, „in wenigen Staaten Teutschlands die öffentliche Stimme so für die Regierung, wie hier; besonders seit Einführung der neuen Verfassung, wodurch der Großherzog in sein Ministerium die öffentliche Meynung eines kräftigen, arbeitsamen und geistig gar nicht vernachlässigten Volks ganz für sich gewonnen haben. In vielen Häusern der Ortschaften an der Bergstrasse, in Worms, Oppenheim, Maynz, Bingen &c. hieng das Bildniß des Fürsten, und namentlich sprach der Rheinhesse, dem eine grössere Lebhaftigkeit und zwanzigjährige Angewöhnung an constitutionelle Formen eigenthümlich ist, sich mit grosser Offenheit über seine Anhänglichkeit an den trefflichen Fürsten aus, welchem erst seit wenigen Jahren die Provinz Rheinhessen gehört.“ Derselbe Beobachter fügt diesen Worten noch das weitere Zeugniß bey, „daß er in allen constitutionellen teutschen Staaten, die er näher kenne, namentlich in Baiern, Baden, Hessen und Weimar die allgemeine öffentliche Stimmung bestimmt, und sehr warm

für die Fürsten und ihre Regierungen gefunden habe." Und er leitet hieraus den Beweis ab, „daß zeitgemässe Verfassungen die sichersten Stützen des innern Staatslebens und der Regierungen seyen." *) — Es ist nicht überflüssig, solche Zeugnisse zu wiederholen, in einer Zeit, wo der Wahn immer mehr überhand nimmt und sich immer frecher gebärdet, daß die Fürsten nur dann ihrer Regierungsrechte sicher seyen, wenn sie Fug und Macht haben, dieselben willkührlich zu üben.

Nach Crome umfaßt das Großherzogthum Hessen 185 bis 190 Quadratmeilen, mit 650,000 Einwohnern. Es bildet also in seiner Gesamtheit ungefähr die Hälfte vom Königreiche Wirtemberg, das auf 355$\frac{1}{4}$ Quadratmeilen 1,445 378 Menschen zählt. Dieß giebt in finanzieller Hinsicht zu einigen interessanten Vergleichungen Veranlassung. Die Staatseinnahmen betragen in Wirtemberg, nach dem Hauptfinanzétat von 18$\frac{22}{23}$ 9,488,378 fl. die Ausgaben 9,377,890 fl. In Hessen aber betragen, nach dem Etat von 18$\frac{22}{23}$ die Einnahme 5,996,510 fl. die Ausgaben 5,995,735 fl. Die direkten Steuern machen in Wirtemberg 3,092 000 fl. Die indirekten 1,972 654 fl.; in Hessen machen jene 2,603 107 fl. diese 1,299,903 fl. Von den direkten Steuern fallen in Hessen auf die Quadratmeile 13,312 fl. in Wirtemberg aber nur 6,349 fl.; von den indirekten kommen auf den Kopf in Hessen 2 fl. 30 kr. in Wirtemberg 2 fl. 27 kr. In Wirtemberg beträgt die Ausgabe 1.) für die Civilliste, Apanagen rc. 1,201,787 fl. 2.) für die Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld, 1,400,024 fl. 3.) für das Militär 2,048,796. In Hessen kommt auf den Posten 1.) 805,438 fl. auf 2.) 681,828 fl. und auf 3.) 1,086,953 fl.

*) Leipzig Lit. Zeit. 1823 Nr. 129.

Das Verfassungswesen in den teutschen Staaten.

Die Verhandlungen der teutschen Bundesversammlung, in der Sitzung vom 10. Juli d. J. die Holsteinische Reklamationssache betreffend, bieten ein besonderes Interesse dar, indem sie das Publikum über die Standpunkte aufklären, aus denen in den höhern Regionen der politischen Welt die den teutschen Staaten zugedachten oder bereits gewährten Verfassungen und die Art ihrer Bildung betrachtet werden. Zwar sprechen die Gesetze über die Sache selbst bestimmt und unwiderruflich; aber es geschieht nicht selten, daß das geschriebene Wort durch den Gang der Umstände eine unerwartete Auslegung erhält, und es ist erfreulich, wenn gute und sichernde Gesetze durch das Leben bestätigt werden.

Der Gegenstand, der in der besagten Sitzung des Bundestages zur Sprache kam, wird am richtigsten aus der präcisen und klaren Darstellung aufgefaßt, welche das Präsidium von demselben gegeben hat. „Ein geringer Theil der holsteinischen Prälaten und Ritterschaft hat sich an die Bundesversammlung gewendet, und derselben vorgestellt, wie drückend ihre Lage sey, indem sie weder unter dem Schutze der alten holsteinischen Verfassung stehen, noch einer neuen landständischen Verfassung entgegen sehen können. Nicht als Klage haben diese Prälaten und Ritter ihre Lage zur Kenntniß der Bundesversammlung bringen wollen, nicht eine Entscheidung erwarten sie von derselben, sondern eine Schilderung ihrer Verhältnisse haben sie sich in der Absicht erlaubt, damit die Bundesversammlung, ohne den Rechten der Reklamanten etwas zu vergeben, die Vermittlung zwischen ihnen und ihrem Landesfürsten übernehme, auf daß ihnen, entweder nach dem 56. Artikel der Schlußakte die alte Verfassung erhalten,

oder, da sie selbst überzeugt sind, diese sey nicht mehr zeitgemäß, daß ihnen eine neue Verfassung gegeben, und dabey ihre alten ständischen Gerechtsame berücksichtigt werden möchten. Die Reklamationscommission hat darauf angetragen, über diese Eingabe die herzoglich holsteinische Regierung um eine Erklärung anzugehen. Se. Mjst. der König von Dänemark sind aber diesem Antrage, der zuverlässig auch einstimmiger Wunsch der Bundesversammlung geworden wäre, bereitwilligst zuvor gekommen, und haben durch ihren Gesandten die Erklärung gegeben, daß zwar die alte Verfassung im Holsteinischen nicht in Wirksamkeit, mithin die Berufung der Reklamanten auf den 56. Artikel der Schlußakte unstatthaft sey; daß aber Allerhöchstdieselben, in genauer Erfüllung des 13. Artikels der Bundesakte, dem Herzogthum Holstein eine Verfassung geben werden, welche nach dem 55. Art. der Schlußakte, die ältern Rechte möglichst berücksichtigen, und den gegenwärtigen Zeitverhältnissen möglichst angepaßt seyn würde." — Auf diese Darstellung gründete der Präsidialgesandte die Abstimmung: daß die königl. Erklärung den Reklamanten zu ihrer Beruhigung eröffnet, und sie dabey angewiesen werden, der verheissenen Verfassung mit Vertrauen entgegen zu sehen, und dabey versichert zu seyn, daß die Bundesversammlung, immer der Gränze ihres Wirkungskreises, nach dem 54. Art. der Schlußakte, über die Erfüllung jener Verbindlichkeit zu wachen wissen werde; — welcher Abstimmung die Mehrheit beygetreten ist.

Man hat in der neuesten Zeit oft die Frage vernommen, ob denn der 13. Artikel der Bundesakte, der allen Bundesstaaten landständische Verfassungen zusichert, noch fest stehe? — und man kann nicht sagen, daß diese Frage ohne Veranlassung aufgeworfen worden sey. Zwar ist von Seiten der Cabinette keine Äusserung und kein Schritt erfolgt, der als ein

direkter, seine Umstossung beabsichtigender Angriff auf jenen Artikel hätte angesehen werden können. Aber die Bewegungen, welche die Cabinette gemacht haben, um die ihnen mißfällige Entwicklung dieses Systems in andern Ländern zu hemmen, und die Grundsätze die bey dieser Gelegenheit über das Recht der unbeschränkten Regierungsgewalt geäussert worden, schienen eine entschiedene Feindseligkeit gegen jenes System überhaupt, in welcher Weise es sich auch gestalten mochte, anzudeuten; wobey es disseits und jenseits des Rheins nicht an politischen Tiefblickern und Propheten fehlte, welche der Welt verkündigten, daß in dem Sturm, der im Süden von Europa über die neuen Constitutionen ergangen, das Schicksal vorgebildet sey, das den teutschen Verfassungen demnächst bevorstehe, nur daß der Umsturz der letztern nicht durch die Waffen werde bewirkt werden, sondern durch einige Federstriche. Wer irgend durch jene Erscheinungen und Verkündigungen beunruhigt worden ist, muß sich durch die Abstimmung über die Holsteinische Reklamationssache getröstet finden; indem sie ja gar nicht einmal hätte statt finden können, wenn über den fernern Bestand des 13. Artikels nur der mindeste Zweifel vorwaltete. Die Beruhigung muß aber um so vollkommener seyn, da in dieser Abstimmung der Grundsatz ausgesprochen ist, daß den Fürsten die Verbindlichkeit ihren Völkern Verfassungen zu geben, pflichtmässig obliege. „Die Bundesversammlung, sprach der Präsidialgesandte, werde in dem vorliegenden Falle über die Erfüllung jener Verbindlichkeit zu wachen wissen." Wobey er zugleich versicherte, „Se. Mjst. der Kaiser haben nicht allein zu dem Könige von Dänemark, sondern auch zu allen ihren erhabenen Bundsgenossen das volle Vertrauen, daß dieselben ihren übernommenen Bundespflichten getreulich nachkommen werden. Dadurch hat die Lehre

Dabelows, mit der derselbe vor sieben Jahren die erste Erregung des öffentlichen Mißtrauens hervor brachte, daß nämlich die teutschen Völker aus der Bundesakte kein Recht auf die Einführung landständischer Verfassungen erlangt haben, die siegreichste Wiederlegung gefunden; so wie es nun auch keines Beweises weiter bedarf, daß die in unsern Tagen besonders von französischen Ultra's so oft geäusserte Behauptung, die Völker besitzen alle politischen und bürgerlichen Freyheiten nur durch die Gnade der Regenten, keine Anwendung auf Teutschland leide.

Wenn nun die Souveräne des teutschen Bundes verpflichtet sind, ihre Staaten nicht anders als nach constitutionellen Gesetzen zu regieren, so ergiebt sich daraus, wie es scheint, von selbst die Folge, daß es nicht von ihrem freyen Belieben abhängen könne, wann sie diese Gesetze einführen wollen, und daß es ihren in der Bundesversammlung vereinigten Genossen zukomme, sie, in dem Falle einer ungebührlichen Zögerung an ihre Pflicht zu erinnern, oder auch, wenn die Umstände es erfordern, ihnen zur Erfüllung derselben eine bestimmte Frist einzuräumen. Man muß diese Ansichten um so weniger für verfänglich halten, da sie in frühern Erklärungen der Bundesversammlung ihre Bestätigung finden, und da in den Verhandlungen über die holsteinische Reklamationssache, welche der gegenwärtigen vorangegangen sind, der Graf von Beust und der Freyherr v. Wangenheim darauf angetragen haben, daß eine bestimmte Frist für die Herstellung einer Verfassung im Herzogthum Holstein festgesetzt werden möchte. Die Präsidialgesandtschaft dagegen erklärt in ihrem Vortrage, unter Hinweisung auf das den Bundesfürsten schuldige Vertrauen, auf die in der Bildung neuer Constitutionen liegenden Schwierigkeiten, und auf den bedachtsamen und treuen Charakter der teutschen Nation, daß sein Hof eine Fristenertheilung dieser Art niemals

angemessen finden werde, und so war auch in den übrigen Abstimmungen in Beziehung auf den vorliegenden Fall keine Rede davon. Daraus folgt aber nicht, daß künftige Fälle nicht wieder auf dieselbe Frage zurück führen könnten; so wie eine beharrliche Weigerung in Herstellung der zugesicherten Verfassung die Bundesversammlung doch in die Nothwendigkeit versetzen müßte, mit zwingenden Maaßregeln einzuschreiten, indem sie nicht zugeben könnte, daß einem einzelnen Lande ein Recht vorenthalten würde, das allen teutschen Völkerschaften vertragsmässig und in den verbindlichsten Formen verbürgt ist.

Man kann nicht anders als beystimmend die in dem Präsidialvortrage ausgedrückte Bemerkung lesen, daß bey Herstellung von landständischen Verfassungen, die wirklich das Glück der Unterthanen begründen sollen, „eine sorgfältige Berücksichtigung aller darauf „einwirkenden, so vielseitigen Verhältnisse, so „wie die Beseitigung mannigfacher Schwierigkeiten, die grosse Aufgabe der teutschen Fürsten „sey, welche sie zu lösen sich verpflichtet haben." Dagegen kann man aber, wenn man die Zeit berechnet, die zwischen der Unterzeichnung der Bundesakte und dem itzigen Augenblick inne liegt, nicht behaupten, daß man genöthigt gewesen wäre, sich zu übereilen. Schon seit Jahren bestehen die Constitutionen von Baiern, Wirtemberg, Baden, Großherzogthum Hessen ꝛc. ꝛc. und wer dürfte es wagen, ihnen den Vorwurf zu machen, daß es bey ihrer Festsetzung an sorgfältiger Berücksichtigung der Verhältnisse gefehlt habe; so wie auch jeder Blick auf diese Länder den Beweis liefert, daß jene Constitutionen für das Beßte ihrer Bewohner sehr förderlich seyen. Eine fortgesetzte Zögerung in der Vollziehung des 13. Art. der Bundesakte könnte deßhalb nur in örtlichen Hindernissen ihre Rechtfertigung finden, die auch allerdings in dem einen Staate grösser sind, als in dem andern;

die durch sie erregte Ungeduld aber müßte dadurch am vollkommensten versöhnt werden, wenn das endliche Ergebniß die Harrenden durch die den gerechten Erwartungen geleistete Genüge überraschte.

Der Präsidialvortrag weist die Schwierigkeiten, die mit der Bildung neuer oder mit der Reform alter Verfassungsgesetze verbunden sind, in den Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit nach. „Wir sehen täglich, sagt derselbe, Constitutionen geben und sehen sie eben so schnell wieder verschwinden; wir sehen die Völker nach Constitutionen, als dem höchsten Innbegriff irrdischer Glückseligkeit, gierig haschen, und wir sehen sie in wahre Zufriedenheit übergehen, wenn sie durch eigene Kraft oder fremde Hülfe, der ihren Fürsten mit verbrecherischer Hand aufgedrungenen Constitutionen wieder los und ledig werden.“ Wir wissen, daß die Schauplätze, auf denen wir diese Erscheinungen aufgehen sahen, weit ausser unsern Gränzen liegen; es hat sich innerhalb unserer Heimat nichts Ähnliches zugetragen; es gab keine Faktionen, durch die unsre bürgerlichen Reformen zu Werken des Frevels geworden wären; keine unsrer Verfassungen ist auf dem revolutionären Wege entstanden, keine auf demselben untergegangen. Die Erinnerung des Präsidialvortrages an diese Erscheinungen kann deßhalb als eine der teutschen Nation erwiesene Ehrenbezeugung gelten, an der jedoch die Fürsten und das Volk auf gleiche Weise Theil nehmen, die Fürsten, indem sie durch freywillige Erfüllung der Anforderungen der Zeit dem Unheil gewaltsamer Bewegungen und leidenschaftlicher Parteykämpfe zuvorgekommen sind, das Volk aber, indem es vertrauend und hingebend, und in der unerschütterlichen Hoffnung immer steigender Verbesserung seines öffentlichen Zustandes, das dargebotene empfangen hat. Diesen Ruhm werden beyde Theile auch fürderhin behaupten,

das Volk durch die lange bewährte Bedachtsamkeit und Treue, die Fürsten aber durch verfassungsmässiges Regiment und durch väterlichen Willen.

Literatur.

(Eingesandt.)

1.) Leitfaden zur Erdkunde von Baiern für Schulen von J. M. Gost, Oberlehrer an der höhern Bürgerschule rc. 8. Nürnberg bey Chr. Zeh, 1822. 2te sehr verbesserte Auflage. S. 235.

So wenig man von Seiten der Regierung die vaterländische Staatenkunde zu begünstigen scheint, indem die dahin abzweckende baierische Wochenschrift schon mit dem ersten Jahrgange geendet hat; so sehr verdienen die Bemühungen der Privatleute, über die noch so sehr umschleierte Staatskunde von Baiern Licht zu verbreiten, belobt zu werden. Dahin mag ausser Höcks topographisch statistischer Darstellung des K. Baiern (Nürnberg 1822) welche vorzüglich für Geschäftsmänner und höhere Lehranstalten brauchbar ist, dieser Leitfaden zur Erdkunde von Baiern, welcher besonders in Volksschulen wegen seines geringen Preises eingeführt werden könnte, gerechnet werden.

2.) Allgemeines Addreßbuch von Nürnberg. 8. Nürnberg bei Haubenstricker 1822. S. 94. und 16. (482.) Wer die kön. und städtischen Behörden, Künstler und sämtliche Gewerbsleute dieser ansehnlichen Stadt kennen lernen will, dem verdient dieses Addreßbuch empfohlen zu werden.

3.) Lehrbuch der allgemeinen Erdbeschreibung nach den neuesten politischen Bestimmungen für Gymnasien, Progymnasien, höheren Bürger- Kaufmanns- und Militärschulen von D. und Professor K. F. Hahn. gr. 8. Bamberg 1823. 440 S.

Der um die Länderkunde sehr verdiente Verfasser liefert hier eine allgemeine Erdbeschreibung, die zwischen den voluminösen Werken eines Hassels und den allzusehr skizzirten Schriften Anderer das Mittel hält, und daher für die auf dem Titel bemerkte Lehranstalten vorzüglich geeignet seyn dürfte.

4.) Ueber Herrschafts- und Rittergutsverwaltungen in Beziehung auf die Inventarisation, den Etatshaushalt und das Kassen- und Rechnungswesen von dem Gutsbeamten J. F. Müller 8. Kulmbach 1823.

Der Verfasser schon durch eine Abhandlung über die wirthschaftliche und rechtliche Benutzung des Zehenden (8. Nürnberg 1819) rühmlich bekannt, will sich über die auf dem Titel benannte Gegenstände in 3 Abhandlungen, wovon jede für sich besteht, verbreiten. Die erste bereits erschienene giebt über die wirthschaftliche und rechtliche Erfordernisse eines Urbarbuchs ausführliche Belehrung, die jedem Rittergutsbesitzer erwünscht seyn wird.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



13. Septbr. 37. 1823.

Die Anstalten unsrer Väter verdienen Ehrfurcht, eben weil sie local und individuel sind. Die Verfassung jeder Landesgegend wird besser geordnet, von denen die sie bewohnen, und welche darüber mit einander zu Rath gehen, als wenn der Hof ohne sie zu fragen und ohne auf ihre Meynung zu achten, allgemein und unvorbereitet als Gesetz vorschreiben wollte, was nach dem Modesystem des Jahrzehends das Beste scheint.

Joh. Müller.

Die Provinzialstände in der Preussischen Monarchie.

Die Verheissung, welche der König von Preussen seinen Völkern, in dem Edikt vom 22. Mai 1815, in Beziehung auf die Herstellung einer repräsentativen Verfassung ertheilt hat, ist lange der Gegenstand mannigfaltiger Vorbereitungen und Erwägungen der damit beauftragten Staatsbehörden gewesen, und eben so lange war auf sie die Aufmerksamkeit und die Sehnsucht des Publikums gerichtet. Endlich erschien in der am Geburtstage Sr. Mjst., den 3ten August, ausgegebenen 13ten Nummer der Gesetzsammlung ein unter dem 5. Juni vollzogenes und von dem Minister des Innern, Freyherrn v. Schuckmann, contrasignirtes Allgemeines Gesetz wegen Anordnung der Provincialstände. Dasselbe erfolgte in Gemäßheit des in dem Edikt vom 22. Mai 1815 bezeichneten Ganges dieser grosser Angelegenheit, vermöge dessen erst Provincialstände hergestellt, aus denselben aber eine Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, und dann eine Verfassungsurkunde ausgearbeitet werden sollte. Das Gesetz selbst drückt in seinem Eingang die Absicht aus, in der es von dem Könige erlassen worden, „um Allerhöchst ihren getreuen Unterthanen ein neues bleibendes Pfand landesväterlicher Huld und Vertrauens zu geben.“ Zugleich bezeichnet es den bezielten Sinn der neuen Institution. „Es sollten Provincialstände im Geiste der ältern teutschen Verfassungen eintreten, wie solche die Eigenthümlichkeit des Staats und das Bedürfniß der Zeit fordert.“

Das Charakteristische, wodurch sich die durch dieses Gesetz ins Leben gerufene organische Staatsanstalt unterscheidet, beruht auf den beyden Hauptmomenten, einmal daß das Grundeigenthum Bedingung der Standschaft ist, und dann daß sich die Wirksamkeit der Stände blos auf Berathung beschränkt. Der erstere Grundsatz ist in den Edikten, die über die Anordnung der

Stände in den Provinzen ergangen sind, genau und scharf durchgeführt. Der Grundbesitz ist Bedingung der passiven und activen Wahlfähigkeit. Er muß bey den Abgeordneten zu den Ständen 10 Jahre ununterbrochen seyn. Als Abgeordnete des zweyten Standes können nur städtische Grundbesitzer gewählt werden. Bey dem dritten Stande aber wird der Besitz eines als Hauptgewerbe selbst bewirthschafteten Landguts erfordert. Sonst zerfallen die Stände in drey Klassen, Ritterschaft, Städte und Gutsbesitzer oder Bauern.

In den ältern teutschen Verfassungen war allerdings das Grundeigenthum die Bedingung der Landstandschaft. Das ergab sich aus den damaligen Verhältnissen. Die grossen Besitzer waren die Eigenthümer des Landes, und die einzigen aktiven Staatsgenossen, denen es also auch allein geziemte, in den Staatsangelegenheiten der Gesamtheit mitzuwirken und mitzusprechen; das Volk dagegen war entweder ihnen oder dem Staatsoberhaupte unmittelbar unterthänig; seine Existenz im Staate erschien als eine rein passive. Im Laufe der Zeit änderte das Steigen der Civilisation, der Künste und der Gewerbe den gesellschaftlichen Zustand. Die Macht des Staates lag nicht mehr ausschliessend im Grundbesitze; sie erhielt einen starken Zuwachs durch die moralische Kraft seiner Bewohner. Die Verhältnisse wurden mannigfaltiger und verwickelter; die herkommlichen Begriffe reichten nicht mehr zu sie zu ordnen; man bedurfte in der Gesetzgebung und Verwaltung einer höhern Intelligenz; der Staat bestand nicht mehr aus dem Lande allein; seine Stärke lag in dem Volke. Dieser Gang der Dinge änderde denn auch die Weise der Repräsentation. Es konnte nicht mehr genügen, blos Grund und Boden zu vertreten; denselben Anspruch erhub auch das zum Bewußtseyn seiner Bedeutung und seiner Rechte erhobene Volk. So reichte auch die blose Kenntniß des Gebräuchlichen und das augenblickliche Bedürfniß nicht mehr hin, um über die öffentliche Angelegenheiten mitzusprechen; es drang die Nothwendigkeit darauf, daß dem gebildeten Verstande Sitz und Stimme in den Berathungen über das allgemeine Beste eingeräumt wurde. Das ganze gesellschaftliche Leben war ein anderes geworden; so mußte auch seine organische Gestaltung eine andere werden. Wer in diese Nothwendigkeit sich ergab, brachte dieß Leben zu seiner vollen Blüthe; wer sich gegen sie sträubte, vernichtete die Kräfte seiner Entwicklung.

Das Preussische Gesetz vom 5. Juni hat, indem es das Grundeigenthum zur Bedingung der Landstandschaft machte, diese Erinnerungen aus der Geschichte der abendländischen Völker nicht berücksichtigt; wozu der Gesetzgeber gewiß durch keine andere, als durch solche Gründe vermocht seyn konnte, die ihm als sichernd für die Kraft des Staats und das Wohl der Nation erschienen sind. Sonst ist in Hinsicht auf die Bildung der Stände und die Art ihrer Wirksamkeit manches Löbliche verfügt. Der unbescholtene Ruf ist für eine absolute Bedingung der Wählbarkeit erklärt. Ein Abgeordneter kann zugleich Mitglied des Landtags einer andern Provinz seyn. Alle drey Jahre tritt die Hälfte der Abgeordneten aus. Der Besitz eines Ritterguts begründet das Recht zum ersten Stande gewählt zu werden, ohne Rücksicht auf die adeliche Geburt des Besitzers. Der königliche Commissarius wohnt den Berathungen nicht bey. Von der Öffentlichkeit der Verhandlungen ist aber keine Rede; nur das Resultat derselben wird durch den Druck bekannt gemacht.

Die Wirksamkeit der Provincialstände beschränkt sich auf das Recht der Begutachtung und der Petition. Sie können nichts bewilligen; und nichts verweigern; dagegen gelangen die Gesetzentwürfe, die die Provinz angehen, zur Berathung an sie; auch können sie Bitten und Beschwerden, welche auf das Wohl und Interesse der ganzen Provinz oder eines Theils derselben Beziehung haben, dem Kö-

nige vorlegen. Bey diesen Bestimmungen wird die Idee der Repräsentation bey weitem nicht vollkommen realisirt. Dessen ungeachtet ist auch das, was in ihnen bewilligt worden, als ein Fortschritt zum Bessern zu schätzen. Die Individuen und die Corporationen stehen nun der Staatsgewalt gegen über nicht mehr vereinzelt; es ist ihnen ein gesetzmässiges Organ gegeben, durch das sie sich in ihrer Gesamtheit aussprechen; und wenn auch gleich dieses Organ nur rathen, bitten und klagen kann, so muß seine Stimme doch kräftig seyn, da sie die Stimme eines grossen Ganzen ist und sie wird nie überhört, oder ohne Angabe genügender Gründe zurück gewiesen werden können. Dabey ist es in der Macht derer, die diese Stimme führen, sie durch Thätigkeit, Patriotismus und männlichen Sinn zu verstärken. Überdieß wird der König durch sie gar vieles über den Zustand der Länder und den Charakter der Verwaltung erfahren, was ihm die Beamten nicht kund thun *wollen*, und die Schriftsteller nicht *dürfen*. Und sollte nicht ein ernster Wille für alles Gute von einer Regierung voraus zu setzen seyn, die ihr Volk zur freyen Rede, durch seine Stellvertreter, auffordert?

Die preussischen *Provinzialstände* haben, wo nicht in der Art ihrer Bildung, doch in Hinsicht auf die Bestimmung ihres Wirkungskreises sehr viel Ähnliches mit den *Landräthen* in *Baiern*, und was von diesen Zweckmässiges und Heilsames geleistet und erwartet wird, kann und wird auch von jenen gelten. Die einen und die andern, indem sie die *Elemente der Reichsrepräsentation* sind, empfangen aber erst durch diese einen festen Anhalts- und Vereinigungspunkt und dadurch höhere Bedeutung und Nutzbarkeit. In den königlichen Verordnungen über die *Provincialstände* ist die Errichtung der *allgemeinen Reichsstände* wiederholt zugesichert. Mit Vertrauen sehen die *Preussen* die Erfüllung dieser Zusicherung entgegen, mit der schon dadurch, daß sie ein einigendes Band um alle Völkerschaften der Monarchie schlingt, eine neue Periode in der Geschichte der letztern beginnen muß. „Es wäre jedoch zu voreilig über den Eintritt dieses Zeitpunkts schon itzt etwas bestimmen zu wollen, da die Staatsregierung, um die Dauer eines solchen Bandes durch dessen Zweckmässigkeit zu sichern, in ihrem ganzen Verfahren die Absicht an den Tag legt, allererst durch die Resultate der Verhandlungen der Provincialstände, die Bedingungen genauer kennen zu lernen, unter denen jenes Band, mit Berücksichtigung der verschiedenarten Bedürfnisse der Bestandtheile des Gesamtstaats, geknüpft werden kann.

Bemerkungen eines französischen Politikers.*)

1.

Wohl läßt die Welt dem Edelmuth und der Selbstverläugnung einige Gerechtigkeit wiederfahren; aber sie läßt sich auch von der Kühnheit, die zu grossen Unternehmungen treibt, hinreissen, selbst wenn diese gegen ihre Interessen seyn sollten. Sie wird von den *Thaten eines Helden* mehr bezaubert, als von den *Tugenden*, die ihr Glück bezwecken.

2.

Die Revolution verträgt sich durchaus nicht mit der von dem *Clerus* in dem *alten Europa* ausgeübten Gewalt, weil beyde von zweyen entgegen gesetzten Punkten des Horizonts ausgehen. Der Clerus stützt sich auf den *Glauben*, die Revolution auf die *Vernunft*.

3.

Die *rojalistischen Fanatiker* sind, wie ihr Namen es besagt, von einem einzigen Gefühle, nämlich dem Haß gegen die Revolution beherrscht. Um diese Leidenschaft zu befriedigen,

*) S. Lettres de St. James IV. partie.

vergessen sie ihre Stellung, das Maaß ihrer Mittel und die Gefahren, die ihnen drohen. Diese Leidenschaft gilt ihnen als ihr Gewissen. Darum stürzen sie sich blind in die Mitte der Gefahr, unbekümmert um den Erfolg, weil sie sich über ihren Untergang als Märtyrer trösten würden.

4.

Das Völkerrecht, wie es seit dem westfälischen Frieden bestanden, war das schönste Geschenk das die Civilisation der Politik je gemacht hat, weil es keinen andern Zweck hatte als die Schwachen gegen die Mächtigern zu schützen. Dieses Recht war nicht bedeutungslos, so lange das durch den westfälischen Frieden unter den Staaten gestiftete Gleichgewicht sich erhielt. Es verlor aber seine Bedeutung, als die Macht der Revolution dieses Gleichgewicht aufgehoben hatte; denn nur das Gegengewicht läßt den Schwachen Schutz gegen den Stärkern finden. Die Unabhängigkeit der Völker hat keine andere Bürgschaft, als das Spiel von Wirkung und Gegenwirkung, von Angriff und Vertheidigung.

5.

Das letzte Ziel des Völkerrechts ist, die Völker und die Staatsgebiete in Europa nach der Eintheilung eines Schachbretts zu ordnen; durch das Interventionsrecht dagegen würden sie in dieselbe Linie neben einander gestellt, und müßten sich nach derselben Richtung bewegen, nach derjenigen nämlich, die ihnen die vorherrschende Macht geben würde. Durch dieses Recht würde folglich der Continent zu einer politischen Einheit, zuletzt von einer einzigen Kraft beherrscht, durch einen einzigen Willen bewegt. Eine solche Ordnung der Dinge aber würde früher oder später die Gegenwirkung hervor rufen, die der Allgewalt der Päpste, den Eroberungen Karls V. und Ludwigs XIV Gränzen gesetzt, und vor unsern Augen die Macht Napoleons gestürzt hat; die gleichfalls alles das in den Schlund einer unermeßlichen Gemeinschaft zu werfen suchte, was den Völkern am theuersten ist, ihre Unabhängigkeit, ihre Gesetze und ihre Eigenthümlichkeiten.

6.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Civilisation es mit der physischen Gewalt noch nicht aufnehmen könne. Wer die Gewalt besitzt, dem gehört die Welt.

7.

Die geregelten Heere sind dadurch eine Wohlthat der Civilisation geworden, daß durch sie den streitenden Theilen gleiche Waffen in die Hände gegeben, und dem Kriege, der, eine blose Berufung auf die Gewalt, alle Gesetze aufzuheben schien, selbst wieder Gesetze gegeben sind.

8.

England wird nicht aufhören, mit dem Continent zu ringen, bis ein Gleichgewicht auf demselben zu Stande kommt, durch welches die Gefahr seiner Verschmelzung in eine einzige politische Masse beseitigt wird. Man kann dieß sicher voraus sagen, weil die englische Politik unveränderlich ist.

9.

Die Stärke von England liegt darinn, daß es die heilige Allianz lange mit Waffen, die dieser abgehen bekämpfen kann, ohne Repressalien befürchten zu müssen. Diese Waffen sind seine Schiffe und sein Geld.

10.

Die Spanier hatten unter zwey Vorschlägen die Wahl. Sie konnten den Krieg vermeiden dadurch, daß sie ihre Institutionen abänderten, oder sie konnten es darauf ankommen lassen, daß der König durch die Wechselfälle des Kriegs in den Stand kam, ihnen die Institutionen, die ihm gut dünkten, zu geben. Den ersten dieser Vorschläge konnten sie nicht annehmen, ohne sich zu entehren; aber itzt, nachdem sie den Krieg gewählt haben, können sie als Unterpfand des Friedens die Bedingungen annehmen, die man ihnen vorschreiben wollte. Auf diese Weise würde Spanien von seinen dermaligen Institutionen zu den neuen vermittelst eines zweyseitigen Vertrags übergehen. Durch diesen Übertritt könnte es allein die neue Institutionen zu erhalten hoffen, da sie ihm durch Frankreich als vertragenden und durch England als vermittelnden Theil verbürgt würden. Dieser Vertrag wäre das einzige Mittel, das den Spaniern geblieben, um ihr Land von fremder Herrschaft zu retten. Es gehört aber dazu, daß sie sich mit Festigkeit zu benehmen wissen. Denn man unterhandelt nur mit bewaffneten Mächten. Diejenigen, welche die Waffen im Voraus niedergelegt haben, verachtet man.

11.

Die royalistische Partie im Westen von Europa und die militärischen Monarchieen im Osten weichen in Beziehung auf ihre innere Natur, ihre Lage und ihre Hoffnungen weit von einander ab. Die Grundlage der letztern Monarchieen ist nämlich die Unwandelbarkeit der nationalen Sitten, die keine öffentliche Meynung aufkommen läßt, und dem Volk keinen Willen gestattet. Sie bedürfen keines an-

dern Hebels, als dessen der Staatsdienerschaft und der Armee. Ihre Regierungsweise ist demnach einfach, schweigend und unveränderlich. Die rojalistische Partie im Westen dagegen gehört einer beweglichen Natur an, kraft welcher die öffentliche Meynung, schon lange vor der Revolution, berufen war, durch das Lob und den Tadel, die sie spendet, auf die Handlungen der Regierungen einzuwirken. Ludwig XIV. hat, als er im westlichen Europa die Civilisation entwickelte, um sein eigenes Lob zu hören, die Elemente dieser öffentlichen Meynung geschaffen, die nichts ist, als der Theil des moralischen Einflusses, den jedes Individuum, im Verhältniß seiner persönlichen Fähigkeiten, im Staate ausübt. Durch sie sind alle öffentlichen Angelegenheiten des achtzehnten Jahrhunderts geleitet worden.

12

Nichts ist beleidigender und peinlicher für die Völker, als von einer Civilisation regiert zu werden, die auf einer niedrigern Stufe steht, als die ihrige.

Brüderlicher Zusatz zu dem in der Nationalchronik der Teutschen vom 28 Juny 1823 Nro. 26. erschienenen Aufsatze: „Soll man denn „nicht mehr über den Cölibat der „Priester schreiben?"

(Eingesandt von einem römisch katholischen Priester.)

„Wie könnet ihr es denn, Gottentgegen, euch
„anmassen den Schultern der Jünger ein
„Joch aufzubürden, das weder unsre Väter
„noch wir zu tragen vermochten.?"
Apostelgeschichte 15 Capitel

Einige Laute jenes Aufsatzes verriethen mir sofort die Stimme des Bruders, und erregten in mir den Wunsch, auch die Harfe zu ergreifen und in meiner Einsiedeley ein Klagelied nachzusingen. Zwar haben schon Tausende über diesen Gegenstand die schlagendsten Wahrheiten gesagt und niedergeschrieben; freylich mit bisher undankbarstem Erfolge! und darob sollte meine flaue Stimme verblüffen —; allein jener Kernspruch des Dichters: „Auch den Stein durchhöhlet zuletzt ein oft fallender Tropfen" verbeut mir zagenden Muth, mit der fröhlichen Hoffnung ermunternd, oft gesagte Wahrheit müße am Ende dennoch siegen!

Auch ich bin der Meynung, jenes lästige Joch des ehelosen Standes tauge nicht mehr für den Nacken der Geistlichen, wenigstens der teutschen katholischen Priester. Ich will hier nicht untersuchen, auf welche Weise dieses, wie sattsam bekannt, weder von Christus und seinen Aposteln, angeordnete, noch von der Vernunft als gebietend gut geheißene, noch von irgend einer allgemeinen Kirchenversammlung zu einem wesentlichen Glaubenssatze emporgehobene Eheverbot sich einen so blendenden Zauber während einiger Jahrhunderte erzwingen konnte; nur werde ich aus der Menge einige Punkte hervorheben, die andeuten dürften, daß die bisher gefürchteten Pfeiler dieser Anstalt nicht so tief eingeklammert seyen, als daß sie nicht wieder verrückt werden könnten, und daß es Hebel gebe, vermittelst deren Bewegung die Mauern dieses morschen Zwingers im Mittelpunkte zusammen sinken müßten, ohne nach aussen irgend einen zerstörenden Absprung befürchten zu lassen.

Als den ersten unverrückbaren Pfeiler dieser geistlichen Zwinganstalt sah man bisher unsere oberste Kirchenbehörde an. Insofern wir zwischen wesentlichen und zufälligen, unwandelbaren und veränderlichen, rechtsgegründeten und bloß willkührlichen Befugnissen, derselben keine Grenzlinien ziehend alle gleicher Natur uns denken oder gelten lassen wollen, könnten wir es freylich nicht wagen, diesen Balken aus dem römischen Spaarwerke herauszuheben! Da aber laut evangelischer, apostolischer, kirchlicher, geschichtlicher und vernunftschlüßlicher Zeugniße das priesterliche Eheverbot unmöglich als eine wesentliche, unwandelbare und rechtsgegründete Machtbefugniß erwiesen werden kann, und hingegen tausend überwiegende Gründe sich immer mehr und mehr herandrängen, die gerade eine oberste Kirchenbehörde auffordern sollten, sogar ein ausdrückliches Gebot ergehen zu lassen, laut dessen sich die Geistlichen verehlichen müßten,*) so halte ich es für unerläßliche Gewissenspflicht, daß man ohne länger zu zögern und zu bedenken, die dringende Bitte zu der obersten Behörde unserer Kirche gelangen laße: dieses Eheverbotes so nachtheilige Folgen zu beherzigen und in reifliche Überlegung zu nehmen, und unserm Nacken ein so verderbliches Joch báldest wieder abnehmen zu

*) Müßten? — Das wäre der entgegengesetzte Fehler. Gewiß wären auch erzwungene Ehen in ihren Folgen ein weit grösseres Uebel als der erzwungene Cölibat.
A. d. R.

wollen. Sollte aber diese Bitte, die bey so handgreiflicher Unhaltbarkeit und so anerkanntem Nachtheile einer bloßen kirchlichen Zuchtsache gewiß nicht unbillig und übermüthig ist, dennoch keine Genehmigung finden: dann müßte ein Ausschuß der katholischen Geistlichkeit wie ein h. Paulus vor Petrus, Galat. 2. — vor dem Areopag, Ap. 17. — vor dem hohen Rathe zu Jerusalem Ap. 23. — vor Felix, Ap. 24 — vor dem König Agrippa, Ap. 25. — mit männlicher Freymüthigkeit, Gott mehr fürchtend denn Menschen, weil überzeugt von der gerechtesten von Gott selbst erlaubten Sache, vor der obersten Kirchenbehörde ihre so tiefgegründeten Ansprüche vertheidigen, darauf beharren und auf Abschaffung dieser steigendst verderblichen Zwinganstalt und die Christenheit so entehrenden kirchlichen Leibeigenschaft unabweichlich dringen. Sollte dann aber unsere mit den schlagendsten Gründen vorgetragene Nothklage abermal stiefmütterlich abgewiesen werden; — dann laßt uns als Bürger des Staats zu den Thronen unsere Stimme erheben, und sie um die Zurückgabe einer Freyheit anrufen, die auch jedem unserer mindesten mit dem nämlichen Fleisch und Blut erschaffenen Mitbrüder gestattet wird; dann laßt uns mit der ehrerbietigsten Erinnerung vor die Könige treten, daß sie den Geistlichen, die als Unterthanen, Bürger und Diener der Staaten ebenfalls ihrer Huld und ihres Schutzes wie die übrigen Untergebenen würdig seyn dürften, zur Befreyung von einem so schmählichen nicht mehr kirchlichen sondern römischen Sklavenjoche ihre kräftig durchgreifende Vermittelung schenken wollen.

Haben die Fürsten schon vor einem halben Jahrhundert die Päpste vermocht, jenes Schooskind, den Jesuitenorden, und mit dem Eintritte des neunzehnden Jahrhunderts jene so gewaltige Bollwerke des römischen Kirchthums und der ehelosen Sklaverey — die Klöster — größtentheils aus den Händen, wenn auch nicht aus dem Herzen! fahren zu lassen; um wie viel mehr werden sie als unsre Vermittler die kirchliche Einwilligung zur Entfernung eines der Kirche unendlich mehr schadenden als nützenden Bollwerks zu erhalten vermögen! Sollte aber auch zum Unglücke unbeugsames Verweigern vielleicht irgend einen Staat der seinen Zweck kräftiglich durchzusetzen gedächte*), zu einer nothgedrungenen Spaltung veranlassen, so glaube ich, daß in kurzer Zeit der gewiß sichtbare Erfolg der priesterlichen Verehlichung auch dem erbittersten Herzen baldige Sühne und Besinnung wieder abgewinen müßte!

Eine fernere Bedenklichkeit finden Manche in der Furcht, durch Zurücknahme des römischen Eheverbots möchte unter dem Volke Zwiespalt und Zettergeschrey sich erheben. Ich erwiedere: gewiß hatte der gemeine Mann, der Handwerker, der Künstler und der Studierende mit der Aufhebung der Klöster in Betreff zeitlicher Vortheile am meisten verloren; und doch liefert die Zeitgeschichte keinen einzigen Auftritt von Zwiespalt und Aufruhr, wenn auch manche Klage, manche Unzufriedenheit da und dort verlautete; und schon nach einer kurzen Spanne Zeit war der Lärm verstummt. Um wie vielweniger kann die Zurückgabe des priesterlichen Eherechts Zwiespalt und Aufruhr erregen, da das Volk ja nicht den mindesten weder zeitlichen noch sittlichen Gewinn dabei einzubüßen hat? Ich läugne nicht, daß mancher unvernünftige Brausekopf da und dort lärmen wird; aber wenn Fürst und Geistlichkeit sich miteinander werden verständiget haben, so werden solche schreiende Pharisäer über die größere wenigstens ruhige und zum Theil aufgeklärtere Masse sicherlich keinen erheblichen Einfluß gewinnen.

Eine noch mächtigere Klippe wollen Einige an der Staatskasse erblicken, die durch die künftigen Wittwen der katholischen Religionsdiener belästiget werden möchte. Damit die öffentliche Kasse nicht im geringsten in Gefahr komme, von dieser Seite her belästiget zu werden, mache ich folgenden Vorschlag: a.) während eines halben Jahrhunderts verbinde der Staat jeden Geistlichen, vor seiner Verehlichung in den zu errichteden Wittwenstock 100 fl.

*) Daß sogar selbst Bischöfe römischer Unbeugsamkeit sich entgegen setzend, das grausame Verbot der Priesterehe in ihren Sprengeln nicht aufkommen lassen wollten, siehe hier unter andern zum Beweise den Bischof Konrad zu Konstanz im J. 1230, als Gregor IX. auf dem päpstlichen Stuhle saß. Als nämlich einige Bürger von Zürch, mit einem Eide sich verbindend, die Weiber der Geistlichen auch nicht mehr in ihrer Stadt dulden wollten, so erließ Konrad folgendes Schreiben an sie: „Der Eid, mit dem „ihr euch so verwegen verbunden habt, „einige Weiber zum Verdruß und zur „Schmach der Geistlichen zu vertreiben, „erklären wir kraft unserer Macht und „Pflicht für nichtig und ungültig, indem „er dem Recht der Vernunft und der Gewohnheit entgegen ist u. s. f." S. Hottingeri Hist. Eccles.

zu erlegen; b) soll jährlich nach Verhältniß der Einkünfte eine bestimmte Wittwensteuer geleistet werden; c.) soll bey einer erledigten Pfründe etwa der Ertrag von 1 Monat in die Wittwenkasse fallen; d.) sollen anfänglich nur die dürftigsten Wittwen einen Jahrgehalt bekommen, und die mit hinlänglichem Vermögen bedachten so lange davon ausgeschlossen seyn, bis einmal die Wittwenstiftung hinreichend begründet seyn wird.

Daß andere besser berechnete Vorschläge möglich sind, wird eine reife und gemeinsame Berathung am sichersten entscheiden; daß aber auch die katholische Geistlichkeit, welche die Zurückgabe der Ehebefugniß im Blicke auf ihre bisherige Entbehrung für eine Wohlthat ansehen müßte, das Opfer eines solchen Beitrages sich lieber werde gefallen lassen, als die gänzliche Aufopferung eines so natürlichen Rechtes, daran werden wohl wenige zweifeln!

Weder die oberste Kirchenbehörde kann somit ein unüberwindliches Hinderniß seyn, weil sie nicht das Recht hat, zu erzwingen, wozu uns Gott selbst nicht einmal zwingen wollte; noch das gemeine Volk, weil es keinen Vortheil dabey verliert; noch der Staat, weil er ja Veranstaltungen treffen kann, wodurch die geistliche Wittwenschaft ihm gewiß nie zur Last fallen wird.

Allein! *worin* besteht denn auch das *schlimme Gefolge des priesterlichen Eheverbots*, gegen das unsere Zeit mit so leidenschaftlichem Tone sich erhebt? Ich fühle keine Lust den Zartsinn der Leser mit tausend gehäßigen Beweisen zu übersättigen; nur Etwas aus der Menge möge hier als Angebinde stehen!

Da bis jezo die ehelosen Geistlichen weder zum reinen Geister- noch zum reinen Steinreiche gehörten, in welchen beyden sie der Nahrung und Bedienung nicht bedürften, so waren sie seit dem Bestande dieser menschlichen Natur — die leider das Eheverbot nicht umschaffen konnte! — unglücklicher Weise, wie andere ähnliche Wesen, genöthiget, sich nähren und bedienen zu lassen; und um dieses zu können, einen Haushalt zu übernehmen; und weil sie als Männer und Diener der Religion denselben nicht selbst führen können und sollen, ihn einer sogenannten Köchinn zu überlassen, welche nun in der Führung des Haushaltes das Amt einer gebietenden Hausfrau einigermaßen zu ersetzen hat. Da aber gewöhnlich *diese Gattung dienender Weiber* nicht die Eigenschaften gebildeter Frauenzimmer mit sich bringen, die ihnen natürlich eine bloß auf ihre gewöhnliche Herkunft und Aussicht berechnete Erziehung auch nicht verleihen konnte so sind leider! nur zu gewöhnlich *dummer Stolz, Herrschaft und Anmassung* die folgegerechtesten Ergebniße einer so unvermeidlich einzuräumenden Haushofmeisterey. Sie ist nun Gebieterinn über Knecht und Magd — und nicht gar selten über den Herrn selbst — Anordnerinn der Haus- und Feldgeschäfte, und die gestrenge Frau, an die man sich zuerst wendet oder dero gefälligste Einwilligung erbittet oder abwartet, wenn eingekauft, verkauft, eingenommen, ausgegeben, geändert oder was immer unternommen wird. Wenn aber der Geistliche in der gerechten Meynung, der Köchinn gebühre nicht so viel Gewalt als der verehlichten Gebieterinn des Hauses, es wagt, einzureden, zu tadeln, unzufrieden sich zu äussern, so ist, wenn es sich öfter wiederholt, die Jungfer Köchinn sogleich bereit, aufzukünden, oder wenn es ihr beliebt, noch zu bleiben, durch Klagen und Lärmen sich zu rächen, und da und dort den H. Pfarrer in der Gemeine mit der schwärzesten Farbe zu übertünchen.

Ich frage nun, ob *die verehlichten Haushälterinnen unserer evangelischen Mitbrüder* in der Regel auch so ungebildete, herrschende, anmassende, drohende und verläumdende Wesen seyen, als es unsere gewöhnlichen Köchinnen sind? Sind es nicht meistens Frauenzimmer, welche schon durch Herkunft und Erziehung auf eine höhere Stufe von Bildung und Würde gestellt, dazu geeignet sind, dem Haushalte eines Religionsdieners *mit Würde vorzustehen*? Und wenn denn auch *die Frau eines Geistlichen* die Herrschaft im Hause führte, stünde sie ihr nicht besser an, als *einer gemeinen Köchinn*? Und wenn die Ansichten auch nicht immer im Einklange sich aussprächen, und mitunter Tadel und Unwillen sich einmengten, ließe sich dann auch wohl erwarten, daß die Frau sich so sehr herabwürdigen könnte, ihren Mann dafür, gleich einer Pfarrers Köchinn, bey seiner Gemeine mit Gallausschüttender Rede zu strafen?

Wenn ich aber den *gehässigen Schein* zur Sprache bringen soll, in welchem der *Geistliche mit seiner Hauserinn* tagtäglich von der Welt angeschaut wird, dann weiß ich nicht, in welchem Tone ich das Klagelied zuerst an-

stimmen soll? Ist sie unglücklicher Weise noch starndlichen Alters, oder hat ihr die Natur ein gefälliges Äußere verliehen, dann ist auch ein Schild von dreyfach erhöhter Tugend nicht im Stande, sie und den Geistlichen vor den Pfeilen des argwöhnischen Auges und der geschwätzigen Zunge zu verwahren! Und ist des Geistlichen Rede nicht brummend wie die Stimme des Bären, und sein Blick nicht lothrecht zur Erde gesenkt wie die Schnur einer Bleiwage, wenn er im Angesichte der Welt mit seiner Haushälterinn spricht, oder es wagt in die Nähe eines von dem Schauplatze der Schönheiten noch nicht verbannten Geschöpfes zu treten, oder gar mit irgend einer weiblichen Begleiterinn auf der öffentlichen Straße sich zu zeigen — o dann wird von allen Ecken auf den argen Pfaffen gedeutet, und der arme Mann ist ohne Gnade zum Verbrecher verdammt! Wenn wir nun, wie unsere evangelischen Mitbrüder, von jener heillosen Leibeigenschaft erlöset, mit dem h. Paulus ebenfalls das von Gott gegebene und von Christus geheiligte „Recht hätten, auch von einer christlichen Frau uns begleiten zu lassen, wie die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn, und Kephas I. Kor. 9. 5;" — könnten wir noch in dem Auge der Welt so anstößig, so ärgerlich, so verwerflich erscheinen? Müßte es uns im Gegentheile nicht eher zur Tugend angerechnet werden, je freundlicher wir mit unsern Gefährtinnen wären, und je mehr unser Umgang und unsere Gespräche bewiesen, daß wir sie lieben?

Sittlichkeit und Erbauung sind also gewiß nicht die Früchte, die man von einer so ärgerlichen Zwangsanstalt erwarten könnte. Oder saget mir, ihr Freunde der Manichäischen Ketzerey, sind die evangelischen Gemeinen, seitdem ihre Priester verehlicht sind, etwa unsittlicher als die unsrigen? Haben sie etwa weniger Achtung für ihre verehlichten Seelsorger als die katholischen für die ihrigen? Wird etwa das Wort Gottes durch den Mund eines verehlichten Predigers entweiht, und seiner Kraft und Salbung beraubt? Und werden ihre Pfarrkinder etwa geärgert, wenn sie den Pfarrer von Frau und Kindern umgeben, und mit ihnen redend und sich beschäftigend erblicken?

Freunde! denen die Erweckung und Wiederbelebung der Religion und Sittlichkeit im Geiste und in der Wahrheit ernstliche Herzenssache ist, glaubt mir, daß nur mit der Wiederkehr jener Zeit, wo die Lehrer der Religion und Sittlichkeit nicht mehr gezwungen seyn werden, ein römisches Verbot mehr zu achten als einen evangelischen Rath, wo die Lehrer der Religion und Sittlichkeit nicht mehr gezwungen seyn werden, gleich Sträflingen eines Zuchthauses von der übrigen christlichen Gesellschaft abgesondert dahin zu schmachten, wo die Lehrer der Religion und der Sittlichkeit nicht mehr gezwungen seyn werden, als eine Art Zwittergeschöpfe zu erscheinen, zusammengepappt aus einem Todtenkopfe und einem lebenden Rumpfe, denen die dem kindischen Mittelalter überwachsene Welt nachgafft, wie flatternden Nachteulen oder spukenden Geistern — daß nur mit der Wiederkehr dieser Zeit so manche Ausartung, so manches Ärgerniß, so mancher verzweifelte Schritt, so manche brandmarkende Erzeugnisse nothgezwungener Leibeigenschaft einen so ehrwürdigen Stand nimmer entheiligen, und Eifer, Liebe, Zufriedenheit erbaulicher Wandel und die Aussicht auf eine größere Anzahl würdiger und tüchtiger Männer hingegen die hochbelohnende Folge seyn werden — und dann auch jenes geheime Mißtrauen, jenes gespannte Zurückhalten und jenes getheilte Anschließen zwischen Weltlichen und Geistlichen, zwischen Beamten und Priestern wieder aus der Welt verschwinden, und durch die wiederkehrende Aussicht auf Familien-Verbindungen zwischen den Dienern des Staats und jenen der Kirche, jener so wohlthätige Einklang und jene so nothwendige Verbindung zwischen Kirche und Staat zum Heil und zum Besten der Menschheit auf das sicherste und kräftigste erweckt und wieder herbeygeführt werden. „Glaubet an das Licht, so lang ihr noch das Licht habt, damit ihr Kinder des Lichtes seyd." Joh. 12, 36.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



20. Septbr. 38. 1823.

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwächen verschonet?
Nein! Der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.
Göthe.

Die Begründung der Landstandschaft.

Es liegt in der Natur des gesellschaftlichen Organismus, daß die gesamte Staatsgewalt in dem Regenten vereinigt sey, es erscheine nun der letztre als eine einzelne Person, wie in Monarchieen, oder als eine moralische, wie in Republiken. Übt in dem erstern Falle der Regent die Staatsgewalt unbeschränkt aus, so ist die Monarchie eine absolute; ist er aber, vermöge bestehender Verfassungsgesetze, in der Ausübung bestimmter Regierungsrechte an die Mitwirkung der Nation durch ihre Stellvertreter gebunden, so ist sie eine constitutionelle. Beynahe ohne Ausnahme bildete sich und bestand die Monarchie in der letztern Form unter den Nationen, die sich seit der Völkerwanderung in dem westlichen Europa niedergelassen; wo es aber der Usurpation gelang, diese Form zu verwischen oder gar zu zerschlagen, blieb doch den Völkern die Erinnerung an die Freyheiten ihrer Väter und das Gefühl der erlittenen Unterdrückung.

Es ist nicht zu läugnen, daß es Herrscher gegeben, welche die unbeschränkte Gewalt mit weiser Mässigung und zum Glücke der Beherrschten ausgeübt haben. Aber die Menschen können einen Zustand, wenn er auch noch so behaglich wäre, nicht für sicherud und schützend halten, wenn er keine Bürgschaft hat, als den wankenden menschlichen Willen oder den Edelmuth einer sterblichen Individualität. Diese Bürgschaft hat man in der repräsentativen Verfassung gesucht, die das Gesetz von der Willkühr unabhängig macht, und das Volk berechtigt, durch seine Stellvertreter, für die Aufrechthaltung des Gesetzes in der Staatsadministration zu wachen. Man sieht, daß eine solche Verfassung ein treffliches Schutzmittel gegen Gewalt und Unterdrückung gewährt; aber man sieht zugleich, daß ihre ganze Wirksamkeit lediglich an den Charakter der Stellvertreter des Volks gebunden sey. Denn die Rechte des letztern werden nur dann gesichert seyn, wenn die erstern den Auftrag, den das Gesetz oder die Natur ihres Berufs ihnen giebt, tüchtig und treu erfüllen. Es giebt deßhalb für ein Volk, dem eine repräsentative Verfassung zu Theil geworden, kein höheres Interesse, als daß es von Männern von diesem Charakter vertreten werde, und solche Männer auszufinden, die untüchtigen und untreuen aber unerbittlich zu entfernen, darauf müssen alle die Wahl seiner Repräsentanten betreffenden Insti-

tutionen berechnet seyn. Wie bey jedem Amt im Staate und überhaupt in jedem menschlichen Berufe, so ist auch in diesem, dem eine so hohe und weitwirkende Bedeutung anklebt, die geistige Würdigkeit, die erste und höchste und durch die Vernunft als nothwendig postulirte Bedingung.

Diese Begriffe waren in den Verfassungen der westeuropäischen Völkern, deren oben gedacht worden; nicht realisirt, und wie auch die Zeit die Bedürfnisse ändern und aufhellen mochte, so kamen sie doch nie zu vollständiger Geltung. Jene Verfassungen waren nämlich nicht die Produkte einer auf vernünftige Grundsätze sich stützenden Erwägung; sie ergaben sich im Gegentheile, auf dem historischen Wege, aus dem bestehenden gesellschaftlichen Zustande, oder dem Laufe der Umstände. Die meisten Staatsgebiete waren durch Eroberung entstanden; das staatsbürgerliche Recht knüpfte sich an den Landbesitz; das Lehnssystem befestigte dieß Verhältniß; das Volk, als unfrey oder hörig, hatte keine bürgerliche Bedeutung. Das Recht der Landstandschaft verblieb also erst ausschliessend bey den freyen Landsassen, denen aber bald, vermöge ihres anwachsenden Güterbesitzes die Geistlichkeit und später die Städte, als freye Gemeinheiten, sich beygesellten. Die Bedingung der Landstandschaft war überall das Grundeigenthum, und sie war es folgerechter Weise in einer Zeit, die sich unter dem Staat nicht eine Gesellschaft vernünftig freyer, gesetzlich vereinigter Menschen dachte, sondern einen Innbegriff von Besitzungen, unter der Herrschaft eines Obereigenthümers.

Sollte man es für möglich halten, daß eine Generation, der jener Begriff von der Natur und dem Zwecke des Staats in seiner Klarheit aufgegangen, in ihrer Gesetzgebung an dem alten finstern Vorurtheile, das das Eigenthum höher setzt, als den Menschen, haften bleibe, und daß aus ihr sich Stimmen vernehmen lassen, die dieses Vorurtheil durch wissenschaftliche Theorieen zu begründen suchen? — Von dem einen und dem andern sind wir Zeugen, wie denn, während hier das Grundeigenthum für die Basis der Landstandschaft gesetzlich erklärt wird, dort aus den Schulen die Verkündigung ertönt, unter Menschen, die weiter nichts seyen, als Menschen, könne keine Staatsverbindung statt finden, der Besitz sey das zu jedem Bestehen nothwendige a plomb, die mystische Verbindung zwischen den Menschen und den Dingen, und es sey der Staat nicht blos ein Verein der Menschen zum Volke, sondern auch ein Verein der Grundstücke zum Gebiete; der letztere Verein aber sey der wesentliche.

Nach dieser Theorie wäre das Land alles, der Mensch aber nichts, als eine Angehörde des Bodens, von dem er seinen ganzen Werth, seine Rechte, seine Selbstständigkeit empfängt. — Was soll man zu solcher Weisheit sagen? Machen denn die Häuser die Gemeinde, die Rathstube den Rath, die Schulbänke die Schule, die Bretter das Theater, weil die Dinge an Ort und Stelle bleiben, die Bürger aber, die Rathsherrn, die Schüler und die Schauspieler ab- und zugehen, sich auch wohl gar verlaufen? Das Muster von einem Staate würde, nach dieser Ansicht, eine Galeere, ein Zuchthaus oder ein Gefängniß seyn, weil die Innsassen derselben am schwersten von ihrer Stelle kommen. Diese trostreiche und erhebende Lehre macht den Menschen zum wahren Sohne der Erde, zum Riesen Anteus, der neue Kräfte gewinnt, wenn er den Boden berührt. Unser Geschlecht zerfällt ganz einfach und natürlich in einige Auserwählte, in herrschende Spartaner und Plantagenherrn, denen ein Majorat oder eine Strecke Landes geworden ist, und in verworfene, Heloten, weisse und schwarze Sklaven, die zwar auf der Erde leben, aber von Rechtswegen keinen Theil an ihr haben. Tugend, Talente und Verdienst sind nichts ohne Grund und Boden. Nur durch diesen sind wir im Staate etwas, nur mit ihm und durch ihn können wir gewinnen und verlieren. Sogar das alte Sprich-

wort lügt, daß der, dem Gott ein Amt gegeben, auch den Verstand erhalten habe. Es heißt nun: wem Gott Land gab, dem gab er auch Verstand! und, sprechen unsre politischen Erlöser, trachtet am ersten nach Grund und Boden, so wird euch das übrige von selbst zufallen. Wie ist es möglich, die klaren Wahrheiten zu verkennen, oder zu verläugnen, daß der Mensch im Staate auch andere und wesentlichere Güter zu wahren habe, als sein Feld, — daß auch Grund und Boden leicht flüchtig und ein Rittergut in einer Brieftasche mitgetragen werden könne, — und daß man auch andere Steuern als vom Grundeigenthum bewillige und erhebe, und also auch andere als Grundeigenthümer dabey ein Wort zu sprechen haben müssen, wenn sie von diesen nicht erdrückt und ausgesogen werden sollen? *)

Man muß nicht glauben, daß die Staatspraktiker unsrer Tage, welche das Grundeigenthum, oder eine bestimmte Steuersumme zur ersten und absoluten Bedingung für einen Beruf im Staate machen, dessen ohne ausgezeichnete Einsicht, Gewandtheit und Rechtschaffenheit nicht gewartet werden kann, das Inconsequente und Ungehörige der Sache nicht einsehen sollten. Sie befolgen damit nur die Maximen einer Politik, die sich zu befestigen sucht, indem sie verhindert, daß die Partie, die ihr gegen über steht, sich nicht durch die Mittel des Talents und der moralischen Kraft verstärke; und man muß gestehen, daß die Beschränkung der Wahlfähigkeit der Volksvertreter auf die kleine Zahl der reichen und seßhaften Bürger für diesen Zweck sehr förderlich ist. Dagegen legen aber die dienstwilligen öffentlichen Sprecher, die auf dem wissenschaftlichen Standpunkte diese Praxis zu unterstützen, und der Welt einzubilden suchen, daß ein Gebrauch, der in dem Zeitalter der Barbarey als ein zufälliges Produkt der Umstände sich befestigte, in dem Zeitalter der Cultur, ob er gleich mit dessen Geist und Bedürfniß im schärfsten Widerspruche

*) S. Allgem. politische Annalen VIII. Bd. 4. H.

steht, unversehrt wieder hergestellt werden müsse, keine glänzende Probe von der Gründlichkeit und Unbefangenheit ihres Urtheils ab.

Zeitansichten.

Von Casimir Lange dem Jüngern.

Die Meynungen haben das nämliche Schicksal wie die Menschen. Ihr Ansehen steigt und fällt mit ihrem Glücke. In den viel verheissenden Zeiten des sogenannten Befreyungskriegs waren die liberalen Ideen der allgemeine Glaube der Welt; alle Höfe bekannten sich zu ihnen; sie wurden in Proclamationen, Staatsverträgen und Congreßinstrumenten verkündigt; man baute auf sie die Constitutionen der Länder; wer sich gegen sie erklärte, wurde zwar nicht verketzert, aber, was noch viel schlimmer ist, verhöhnt und verachtet. Jene Zeiten sind vorüber gegangen und die öffentlichen Angelegenheiten haben eine neue Stellung gewonnen, die dem alten Glauben nicht günstig war. Man fand für nöthig, die Segel einzuziehen, den raschen Lauf des Schiffleins zu hemmen, und nachdem man bald links bald rechts lavirt hatte, ihm die retrograde Richtung zu geben, und endlich den Plunder der liberalen Ideen gar über Bord zu werfen. Damit war ihr Schicksal entschieden. Die Welt kam zu der Überzeugung, daß eine Meynung unmöglich die richtige seyn konnte, mit der nichts mehr zu erwerben war, als etwa die Märtyrerkrone.

Dieser Wandel der Dinge gewährte dem ernsten Beobachter keinen erfreulichen Anblick und trug nicht dazu bey, den Glauben an die Selbstständigkeit und die Würde der Menschheit zu stärken. Denn in ihm erscheint das Geschlecht dieser Zeit als eine Wetterfahne, die alle ihre Bewegungen und Richtungen durch den Wind erhält, der heute von Osten und Morgen von Westen bläst, oder als ein Orgelwerk, das keine

andern Töne erschallen läßt, als die, welche der Organist will. Es ist daraus ersichtlich, daß man es nicht für sehr rühmlich halten kann, diesem Geschlechte anzugehören, und daß wir keine Ursache haben, es zu beklagen, daß die Gemälde nicht mehr zu unsrer Anschauung gelangen, die der *Tacitus* des zwanzigsten Jahrhunderts von dem sittlichen Zustande des neunzehnten entwerfen wird. Denn wie auch ein Zeitalter oder ein Volk in Barbarey und Unsittlichkeit versunken seyn mag, so wird doch sein Verfall erst dadurch vollendet, und erst dadurch erreicht es in dem Abgrunde der Schlechtigkeit und Verworfenheit den Boden, wenn die Wahrheit vor ihm keinen Preis mehr hat, und der zeitliche Vortheil die Richtschnur seiner Meynung ist.

Es giebt Zöglinge dieser Zeit, die als die eigentlichen Repräsentanten derselben gelten können, indem in ihnen die *moralische Richtigkeit* in ihrer höchsten Vollendung zu stande gekommen ist, und ihr begegnet ihnen nicht nur in der politischen Welt, sondern eben so wohl auch in den Hallen der Kirche und in den Schulen der Philosophen. In den Tagen *Napoleons* beugten sie ihre Kniee vor dem *Baal*, hielten Lobreden auf die Universalmonarchie, die allgemeine Conscription und das Continentalsystem, schrieben Pasquille auf den Geburtsadel und das Lehnwesen, plünderten die Klöster und warfen den römischen Stuhl mit Koth. Als denn der Altar ihres Götzen zertrümmert war, zündeten sie Freudenfeuer auf den Bergen an, verkündigten die Mündigkeit des Volks, erklärten die Könige für die ersten Beamten des Staats, priesen die Constitution der spanischen Cortes als ein leuchtendes Vorbild für alle Nationen von Europa, und kleideten sich in altteutsche Röcke. Die Regierungen fiengen an die Köpfe über diese Art von *liberalem Patriotismus* zu schütteln, der ihnen bedenklich zu werden schien, und man fand für gut, die herrschende Exaltation, durch präcipitirende Mittel zum Niederschlage zu bringen. Diese Operation war von der trefflichsten Wirkung. Dieselben Herrn, die in der Rheinbundesperiode Anbeter Napoleons und in der Befreyungsperiode *Teutschthümler* und *Radikalreformers* gewesen waren, wurden mit einem male eifrige Prediger der absoluten Gewalt und Repristinatoren alles Alten. Sie errichteten Schlagbäume, um den Strom der Civilisation aufzuhalten, drangen auf die Wiederherstellung des Mönchthums, der Jesuiten, der Inquisition und der Tortur, begannen einen offenen Krieg gegen die Aufklärung und die Philosophie, priesen die Herrlichkeit des Mittelalters und das Glück des unbedingten kirchlichen und bürgerlichen Gehorsams und schnüpfelten mit den Nasen in der Literatur, in den gesellschaftlichen Cirkeln, in den Schulen und in den Familien umher, um Illuminaten, Freymaurer, Demagogen oder gar Carbonari zu riechen. Der Pöbel aber stund gruppenweise zu beyden Seiten, hier gähnend über die lange Weile, die der Anblick dieser beweglichen Wetterfahnen ihm machte, dort die Klugheit der Herrn bewundernd, die so beugsam sich in die Zeit zu schicken wußten, dem größten Theile nach aber harrend und sehnend, nach einer solchen Stellung der Ereignisse, die endlich die lange versprochene und lange erwartete Verminderung der direkten und indirekten Steuern herbey führen würde.

Es verhält sich aber mit den moralischen *Contagien* wie mit dem gelben Fieber und der Pest. Wenn diese Übel in einer Stadt oder in ein Land einreißen, so werden nicht gerade alle Bewohner von denselben angesteckt, und nicht allen werden sie tödtlich. So hat auch der wetterwendische Geist dieser Zeit nicht alle Genossen derselben ergriffen, und es giebt Auserwählte, die sich von seinen Einflüssen rein erhalten haben. Doch ist das Verhältniß der Gesunden zu den Kranken für jene nicht so günstig, wie in einem verpesteten Lande. Im Gegentheil ist das Häuflein der besagten Auserwählten nur sehr

klein; und wenn gleich die Mehrheit nicht gerade zu dem Geschlechte der oben bezeichneten Chamäleone gehört, so findet sie doch in dem unaufhörlichen Farbenwechsel dieses Geschlechtes nichts Anstössiges oder Verfängliches, sondern vielmehr etwas Ehrenwerthes und Löbliches. Durch diese Ansicht macht sie sich gleicher Verdammniß schuldig. Denn wer das Unrecht und die Schmach nicht fühlt, die in dem Verbrechen sind, der ist kein Haar besser, als der Verbrecher selbst.

Daß wir dieser Mehrheit nicht unrecht thun, mag leicht und klärlich ersehen werden, aus den Urtheilen, die sie über die Propheten, Weise und Schriftgelehrten ausspricht, die den Muth haben, solche Wahrheiten zu sagen, welche der dominirenden Partie mißfallen. Diese redlichen Zeugen dessen, was von ihnen als Recht und Gut und als förderlich für das Heil der Menschheit erkannt ist, sind, wie einst die Herolde des Christenthums, der Spott der Welt geworden, indem sie die Thorheit nicht begreifen kann, die um einer Meynung willen, die Ruhe und das Glück des Lebens wagt, auf die freundlichen Blicke der Gewalthaber, auf Ehrenstellen und Beförderungen verzichtet, und Gold und Bequemlichkeit hinweg wirft, um der Wahrheit willen, bey der man doch hungern und frieren, und sein ganzes Leben hindurch den Bettelsack tragen kann. — Aber wer in solcher Treue und Aufopferung des Sichtbaren für das Unsichtbare nichts Edles erkennt, sondern sich im Gegentheile daran ärgert, der hat allen Sinn für die Tugend und alle Würde verloren, die nur sie ertheilt, und diesen Verlust hat, wie wir sehen, der größte Theil der Kinder dieser im Argen liegenden Zeit gemacht.

Unterdessen giebt es noch reine und kräftige Gemüther, die von dieser Sündfluth des moralischen Indifferentismus, der Frivolität, der Heucheley und der Lüge nicht ergriffen worden sind, und der Gegenwart und der Nachwelt zum Zeichen dienen, daß in dem grossen Greuel der Verwüstung, Selbständigkeit, Wahrheit und Redlichkeit nicht überall untergegangen seyen. Das sind die, die nie an Napoleons Altären angebetet, nie die Symbole des Heiligen, welche Gestalt sie auch annehmen mochten, entehrt, nie der willkührlichen Gewalt Lobreden gehalten, nie weder den Fürsten noch dem Volke geschmeichelt, nie zur Verletzung wohlerworbener Rechte aufgefordert, nie die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes mit Gewalt und Zerstörung angefangen; aber auch nie der Sonne der Civilisation Stillstand geboten, nie für die kirchliche und bürgerliche Sklaverey der Vorzeit das Wort genommen, nie dem Irrthum und der Thorheit durch Unterdrückung des Vernunftgebrauchs entgegen gewirkt, nie die Rechte der Menschheit an Finsterlinge und Zwingherrn verrathen, und nie in dem Sinne derer gestimmt haben, die den Übeln der Zeit nur dadurch zu helfen vermeynen, daß man die Welt in ein grosses Zuchthaus verwandelt und sie zu Aufsehern und Castigatoren in demselben bestellt. Dagegen war das immer ihr Glaubensbekenntniß, ihres Strebens Ziel und ihr Gesetz und Evangelium, daß, da des Menschen Art in der Anlage der Vernunft sich ankündige, seine geistige Natur keinen willkührlichen Zwang ertrage und keinen zu ertragen schuldig sey, daß das Gesetz dieser Vernunft allen gesellschaftlichen Institutionen als Richtschnur gelten müsse, daß nur auf der Basis dieses Gesezzes die Macht der Regenten, so wie die sittliche Ordnung und das Glück der Völker sicher ruhe, daß Ungerechtigkeit und Gewalt überall das Element zerstören, indem sie hervorkommen, und daß das Rechte, das Heilsame und das Erhaltende nur in dem Mittelpunkte sich finden, zu dessen Seiten hier die ausgearbeitete Alleinherrschaft und dort der toll gewordene Republicanismus sich ihre Vernichtung vorbereiten. Deßhalb haben auch diese reinen Gemüther nie zu

einer der Partieen der Zeit geschworen; sie haben mit Wehmuth gesehen, wie jede den Zwist nur durch Steigerung ihrer Ansprüche und durch die Unterdrückung der andern endigen zu können glaubte; und indem sie links und rechts zur Mässigung riethen, und vermittelnd das Wahre der einen und der andern Partie zu gewinnen und zu verbreiten suchten, haben sie es mit beyden verdorben, und während die fanatischen Weltverbesserer sie der Halbheit und des Moderantismus anklagten, schoben ihnen die Finsterlinge die Beschuldigung auf den Hals, sie seyen entweder Meister oder Jünger in dem grossen Bunde gegen Königthum, Priesterthum und Eigenthum, dessen Verkettung sich, wie der seel. Chorherr Fabritius versichert, von Lissabon bis nach Kamtschatka und vom Nordcap bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung erstreckt.

Dieses Vorgebirge hat sich, auf den Trümmern von Napoleons Macht, in allen Landen herrlich erhoben, und mit Freude und Entzücken blickten wir von ihm in die neue Welt hinaus, die sich zu bilden begann. Aber bald fieng der Bildungsproceß an zu stocken; viele Blüthen, die er bereits hervorgetrieben hatte, verwelkten; die Arbeiter geriethen in Mißverständnisse, die an die Geschichte des babylonischen Thurmbau's erinnerten; das Vorgebirge der guten Hoffnung aber verflächte sich immer mehr; da und dort stürzte es gar ein, und bot den Anblick eines scheußlichen Kraters dar. Diese Erscheinungen waren nicht geeignet, um den wahrhaft Liberalen den Glauben an den Sieg ihrer Sache zu stärken. Aber sie ergaben sich in das Unvermeidliche, und es wurde ihnen erträglich, durch das Bewußtseyn ihres reinen Willens und ihrer Treue, und durch ihren Glauben an die unsichtbare Macht, die nicht im Fluge, aber fest und sicher, die Menschheit ihrem Ziele entgegen führt, und in deren grossem Reiche die Sonne nie untergeht, ohne daß sie, wenn es Zeit ist, wieder herrlich empor steige.

Miscellen.

1.

Man kann nicht sagen, daß Napoleon die Länder, die seinem Scepter unterworfen waren, mit strenger Achtung für die Gesetze beherrschte. Im Gegentheile war der Geist seines Regiments ein despotischer, und indem er mit dem Steigen seiner Macht sich seinem Einflusse überließ, bereitete er seinen Untergang. Napoleon war aber so klug, daß er die Maximen, nach denen er regierte, nicht ausplauderte; da er als ein gesetzmässiger Herrscher angesehen seyn wollte, sprach er immer als ein solcher, obgleich seine Handlungen selten mit seinen Reden übereinstimmten; so verdachte er es auch seinen Organen nicht, er vernahm es vielmehr gern, wenn sie die Grundsätze als die seinigen verkündigten, auf denen das System der rechtlichen und freysinnigen Verwaltung beruht. „Die Menschen — sprach St. „Jean D'Angely, im Mai 1808 im Senate — „können heut zu Tage nicht mehr auf eine willkührliche und eigensinnige Weise regiert „werden. Es bedarf einer festen Regel, es bedarf der Regierung des Gesetzes, unter „dem Schutze eines Fürsten, der groß und über „die menschlichen Leidenschaften erhaben genug „seyn muß, um empfindungslos zu bleiben, wie „das Gesetz. Die Zeiten sind vorüber, in denen man glaubte, die Völker seyen da um „der Könige willen, während die Könige da sind für die Völker. Man kann „Ländereyen und Gründe besitzen; aber man „besitzt ein Königreich nicht wie einen „Meyerhof." — Reden von diesem Sinne vernimmt man in den französischen Kammern itzt nur noch von der linken Seite, und die Regie-

rung betrachtet die, welche sie führen, als ihre Opposition. — Wer verstand in dieser Hinsicht sein Interesse besser, Napoleon oder die Minister Ludwigs XVIII.?

2.

Der Herzog Gustav Adolph zu Mecklenburg erließ am 1. Sept. 1682 ein Rescript an das geistliche Ministerium zu Güstrow, worinn er dasselbe beauftragte, ihm ein Gutachten darüber zu erstatten, wie die Werke von Virgil, Horaz und Hesiod aus den Schulen verdrängt, und dagegen zweckmässigere Bücher eingeführt werden könnten. Er hielt jene Autoren und andere die aus dem Heidenthum zu uns übergegangen, für gefährlich, weil sie abgöttische und zauberische Sachen (aperte idololatrica et magica) enthalten, und also ihr Gebrauch die Jugend zum Unglauben verleiten könnte. Es scheint nicht, daß der Wille des Herzogs zur Vollziehung gekommen; die classischen Schriftsteller behaupteten wenigstens ihren wohlhergebrachten Besitzstand in den Mecklenburgischen Schulen so gut als anderswo. Die Jesuiten griffen die Sache klüger an. Sie liessen jenen Besitzstand ungekränkt; dagegen veranstalteten sie neue Ausgaben der Alten, in denen alle diejenigen Stellen ausgemerzt waren, die ihrem Zartgefühle anstössig schienen. Aber auch diese castrirten Editionen machten kein Glück. Die Philologen und Kritiker fiengen ein grosses Geschrey über solche Verstümmlung ihrer Lieblingsautoren an; die seit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in den katholischen Ländern begonnene Verbesserung des Schulwesens setzte aber überall die unverstümmelten Ausgaben wieder in ihr altes Recht ein. Wir sehen hieraus, daß es nicht leicht ist, die Classiker der Griechen und Römer den Händen der Jugend zu entreissen. Das müssen auch die politischen Jesuiten unsrer Zeit anerkennen, weil sie sonst gewiß schon

recht kräftige Versuche gemacht haben würden, dem ganzen heidnischen Kram in den Schulen ein Ende zu machen oder wenigstens, nach dem vorliegenden löblichen Beyspiele, seine Verderblichkeit durch Castration zu vermindern. Denn es kann ihnen unmöglich verborgen seyn, daß die Schriften der Alten die eigentliche Quelle und das Depot der sogenannten liberalen Ideen sind, und daß alles umsonst ist, was man irgend versuchen mag, um diese Ideen ausser Cours zu setzen, so lange die Classiker die Grundlage des Unterrichts und das Organ der wissenschaftlichen Bildung bleiben.

3.

Von jeher haben die selbstdenkenden Männer, welche weiter sahen, als der grosse Haufe ihrer Zeitgenossen, und sich nicht fürchteten, die herrschenden Irrthümmer und Vorurtheile zu bekämpfen, oder auch dem Wahn, der Trägheit und dem Stolze die Geschwüre aufzustechen, das Schicksal gehabt, verketzert und verfolgt zu werden. Dieß Schicksal wurde auch dem seel. Consistorialrathe Sintenis in Zerbst zu Theil, der auf der Kanzel und in seinen Schriften nicht unterlassen konnte, kühne Wahrheiten zu sagen, und die Sache des Lichts und des Rechts mit furchtlosem Eifer zu verfechten. So was verzeihen einem am wenigsten die nächsten Nachbarsleute, weil ein solcher Eiferer zunächst sie in ihrer Behaglichkeit stört, und ihnen gegen über eine Stellung annimmt, als wäre er klüger als sie. Das erfuhr der gute Sintenis. Die Zerbster Zeloten machten ihm durch Anklagen und Inquisitionen — in welchen letztern sie sich als würdige Nachahmer ihrer Collegen in Madrid und Venedig erwiesen — das Leben recht sauer, und bewegten Himmel und Erde, um den Ketzer mit Schande bedeckt, von Amt und Brod zu bringen. Aber der Verfolgte machte durch Gewandtheit und Beharrlichkeit alle ihre Anschläge zu nichte. End-

lich traten sie noch mit der Klage auf, er habe sich, in einem Gespräche mit einem seiner Verwandten, einen Volkslehrer genannt. „Das sey, setzten sie hinzu, ein bedenklicher Ausdruck; es könne ein Volksaufruhr daraus entstehen.“ Man schickte die Akten an die Juristenfacultät zu Wittenberg, und diese erkannte, daß dem Consistorialrathe Sintenis ein ernstlicher Verweis gegeben werden, daß er sich, bey Vermeidung scharfer Ahnung des Prädicats Volkslehrer enthalten, und daß er die Unkosten des Processes bezahlen soll. Über dieses Erkenntniß lachte damals (1789) die ganze Welt. Aber wir haben Grund zu glauben, daß es itzt Menschen giebt, die es als ein Meisterstück von Weisheit und Gerechtigkeit bewundern. So ändern sich die Zeiten! —

Die spanische Sache.

Unbedingte Unterwerfung und unbedingte Wiederherstellung des Alten! — das sind die Losungsworte, welche die Bekämpfer der spanischen Revolution unaufhörlich den Vertheidigern derselben entgegen rufen. Der Espectador, ein unter dem Einfluße der Cortes erscheinendes Journal, hat einen Commentar über diese Worte gegeben, der der ernstlichen Beherzigung werth ist. „Die Revolutionen, sagt dieses Blatt, lassen die Nationen nie in dem Zustande zurück, in dem sie dieselben gefunden haben; dieser Satz ist ein politisches Axiom geworden. Als Napoleon 1808 zu den Spaniern sagte: „Eure Monarchie ist alt, ich will sie verjüngen“ so bewirkte er dieß auch, aber in einem andern Sinne als er gedacht. Als der König, aus der Gefangenschaft durch die Standhaftigkeit und den Muth seiner Unterthanen befreyt, die Klagen derjenigen, welche unter der Abstellung der Mißbräuche litten, für die Wünsche des Volkes nahm und forderte, daß die Nation wieder in den Zustand von 1807 zurück treten solle, so stand dasselbe auf und erklärte, daß es den Zustand der Dinge nicht wolle, den des Königs Rathgeber wünschten. Europa erkannte, daß der Aufstand des Heeres von Isla de Leon der Ausdruck des allgemeinen Willens war. (??) Der Moniteur selbst erklärte, daß die Neapolitaner sich mit dem Beyspiele der Spanier nicht ausreden dürften, indem Letztere, nachdem sie so lange Zeit sich übel befunden, ein Recht hätten, sich wohl zu befinden, und auch alle Mittel ergriffen ihre Lage zu verbessern. Es ist gewiß, daß die Nation in ihren alten Zustand nicht mehr zurück treten kann. Das 19te Jahrhundert kann sich mit dem System des 15ten nicht mehr begnügen; anders denken, dieße wollen, daß Menschen, an Brod gewohnt, sich mit Eicheln wie im Stand der Natur begnügten. Es ist an und für sich unmöglich, die Sachen in den Zustand zu versetzen, worin sie vor 1820 waren. Was sollte mit den Nationalgütern geschehen, welche die Regierung seit drey Jahren veräußert hat? Wollte man den Verkauf derselben für rechtmässig erklären und die Käufer im Besitze schützen, was würden die Mönche, die Inquisition und die vorigen Besitzer dazu sagen? Wollte man hingegen die Verkäufe für ungültig erklären, wie könnte man die Käufer entschädigen, die einen bedeutenden Theil der Nation ausmachen? Und wäre es nicht noch ärger, wenn, wie einige Personen versichern, diese Güter verpfändet würden um Frankreich für seine Kriegskosten zu entschädigen; würden dadurch nicht dessen Freunde und Feinde zugleich aufgebracht werden? „Alles was wir gethan haben, dient zu nichts, wird die Geistlichkeit sagen, wenn man uns nicht die Zehnten zurück giebt,“ und giebt man sie zurück, so werden sich die Pächter beklagen, daß man sie getäuscht und gezwungen habe, die Waffen für Interessen zu ergreifen, welche nicht die ihrigen sind. Dieß sind einige Schwierigkeiten, die schon jetzt aufhalten, und ihre Zahl wird täglich zunehmen, weil Revolutionen die Völker nie in dem Zustande zurück lassen, in dem sie dieselben gefunden. Die Beylegung der Angelegenheiten Spaniens ist ein Knoten, der schwer zu lösen, und selbst schwer zu zerhauen ist.

Wöchentlich erscheint von dieser Zeitschrift ein Stück von einem Bogen. Am Schlusse des Jahrs werden Titelblatt, Vorrede und Register nachgeliefert, so, daß das Ganze — das etwas mehr als eine bloß ephemerische Existenz verdienen dürfte — gebunden werden kann. Der jährliche Preiß ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Bestellungen können bey allen Löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich obigen Preiß nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preiße zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen und Gmünd, im Königreich Württemberg.

Ritter'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



27. Septbr. 39. 1823.

König: Was gehen uns die Scribler an?
Laßt schreiben, was da schreiben kann.
Minister: Ums Himmels willen, Sire! nein!
Censur, recht scharfe, muß ja seyn,
Die Naseweisen zu belehren,
Wie ungern wir die Wahrheit hören.

Aloys Frey.

Ueber Rede-, Schreib- und Preß-zwang.

Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eroberten die Tataren von dem Stamme Mantscheu das chinesische Reich, und ihr Anführer Cham-hi setzte sich, eingedenk der Legitimität, die das Recht der Waffen giebt, auf den Thron. Nachdem er mit Mord, Brand und Zerstörung die erste Lust des Eroberers befriedigt hatte, befahl er, es sollte nun das verfassungsmässige Regiment beginnen, und alle frühern Gesetze und Staatsordnungen wieder hergestellt werden, namentlich auch die löbliche Institution, vermöge deren der Präsident des Sittengerichts berechtigt war, den Kaiser, wenn er seine Macht mißbrauchte oder neben das Ziel schoß, an seine Pflicht zu erinnern. Nun kam dem wilden Cham-hi manchmal das Tyrannisiren unter das Regieren. Da trat der Präsident in sein Cabinet, und machte die allerunterthänigste pflichtschuldige Vorstellung. Das mißfiel dem strengen Herrscher. Er ließ den lästigen Mahner, durch seine Trabanten, niedersäbeln. Das Sittengericht erwählte einen neuen Präsidenten. Dieser machte sein Testament, wiederholte die Vorstellung seines Vorfahren und hatte gleiches Schicksal. Dieselbe Scene wurde noch an einigen Individuen wiederholt. Endlich erinnerte sich der Kaiser an das Wort, das er in Beziehung auf die Beybehaltung der alten Institutionen gegeben hatte, und das Niedersäbeln wurde eingestellt. — Es ist in Europa kein Mensch, d m nicht bey diesen blutigen Akten der chinesischen Herrschermacht die Haut schauderte. Um deßwillen aber dürfen die Opfer derselben nicht auf den unbedingten Beyfall der Europäer rechnen. Legt die Geschichte den Höflingen im Osten und im Westen, den Obscuranten von allen Farben, den Zöglingen der Hobbesianischen Schule, den Restaurateurs der Staatswissenschaft, den Egoisten, den Glücksrittern und den Schmeichlern vor, und sie werden euch einstimmig versichern, die Präsidenten des chinesischen Sittengerichtes haben gesprochen, wo es klüger gewesen wäre zu schweigen, und wenn sie den Tod auch nicht verdient, so haben sie sich denselben doch auf eine recht muthwillige Weise zugezogen.

Wir lassen dieß Urtheil auf seinem Werthe oder Unwerthe beruhen. Indeß glauben wir, bey dem Eifer, der von jeher die cultivirten Nationen für Recht und Wahrheit erfüllt hat, daß der Kaiser Cham-hi, wenn er über Europäer geherrscht hätte, schwerlich in die Versuchung gekommen wäre, die ihm gemachten Vorstellungen so grausam zu erwiedern. Wenigstens wetten wir darauf, daß es, in dem angenommenen Falle, bey der Niederfäblung des ersten Präsidenten sein Bewenden gehabt hätte.

Nicht minder gefährlich als das Reden ist in China das Schreiben. Eine merkwürdige Thatsache zum Belege dieser Bemerkung theilen die Berichte der Missionäre aus der Gesellschaft Jesu mit. Ein Gelehrter, der bereits das Greisenalter erreicht hatte, lebte stille in der Provinz Kiong-si, wo er sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, von denen aber nie eine im Drucke erschien. Doch mochte er sie diesem oder jenem seiner Freunde mitgetheilt haben, und auf diesem Wege kamen sie auch in die Hände eines seiner Feinde, und dieser ergriff die Gelegenheit den Mann zu Grunde zu richten. Er übergab bey Hofe ein Verzeichniß der politischen und religiösen Ketzereyen des literarischen Einsiedlers, worunter die nicht die geringste war, daß er sich erlaubt habe, einen Auszug aus dem grossen Wörterbuche des Kaisers Kang-hi zu machen, und dasselbe in mehreren Stellen zu berichtigen. Der Angeklagte, vor Gericht geladen, vertheidigte sich gründlich und mit Würde. Besonders machte er zu seiner Rechtfertigung den Umstand geltend, daß seine Schriften nie zum Drucke bestimmt gewesen. Dessen ungeachtet erfolgte das Urtheil: „Der Verbrecher soll in Stücken zerrissen und sein Vermögen konfiscirt werden. Alle seine Verwandten, die über sechzehn Jahre zählen, sollen sterben. Seine Weiber, Kebsweiber und Kinder unter sechszehn Jahren sollen als Sklaven verkauft werden." Dieß Urtheil wurde wie gewöhnlich dem Kaiser zur Bestättigung vorgelegt. Der Monarch wollte aber Gnade für Recht ergehen lassen. „Der Gelehrte, sprach er, soll nicht in Stücken zerrissen, sondern nur enthauptet werden. Auch seine entfernten Verwandten sollen nicht um seinetwillen leiden. Die Söhne aber sollen verwahrt werden, bis zu den grossen Exekutionen im künftigen Herbste. Übrigens lasse man den Gesetzen ihren Lauf."

Diese Fälle beweisen, wie gefährlich es in China ist, zu reden und zu schreiben. Noch weit gefährlicher muß es seyn, seine Gedanken bekannt zu machen. Wären die Arbeiten des armen Schriftstellers aus Kiong-si erst noch gedruckt worden, so hätten seine Richter, die wegen der Sünden, die doch in sein Pult eingeschlossen blieben, ein so strenges Urtheil fällten, in grosse Verlegenheit kommen müssen, um einen Maaßstab für die Bestrafung seines ungeheuern Verbrechens zu finden.

Die Liberalen in Europa schütteln die Köpfe über das Verfahren der chinesischen Justiz gegen die freye Rede und die freye Schrift. Aber sie haben sich Glück zu wünschen, daß dasselbe Verfahren nicht auch in dem Occident eingeführt ist. Denn wäre dieß der Fall, so müßte es längst mit den Liberalen und mit der Liberalität bey uns ein Ende haben, indem wir, wie die Erfahrung und unser eigenes Gefühl uns sagt, wohl einige Liebe zur Wahrheit haben, und einigen Drang sie zu sagen, besonders wenn keine Gefahr damit verknüpft ist, aber nicht die mindeste Lust zum Martyrthum. Am beßten befinden sich aber noch die Schriftsteller in Teutschland, wo es bestimmt und feyerlich in der Gesetzgebung ausgesprochen ist, daß wohl die Bücher unterdrückt werden sollen, in keinem Falle aber, in so ferne sie die Censur nicht umgangen haben, ihre Verfasser. Man muß gestehen, daß diese Verordnung sehr consequent und eben so human ist. Auch schützt sie jeden, der an der begangenen schriftstellerischen Sünde einen Antheil hat, vor bedeutenden Schaden. Denn bis

es zur Confiskation eines Buches kommt, hat gewöhnlich der Autor sein Honorar schon in der Tasche, und die abgedruckten Exemplare sind bereits zum größten Theile nach allen vier Winden ausgeflogen, wo die Polizey sich vergeblich bemüht sie wieder einzufangen.

Wir haben Laute, die über den Rhein herüber tönten, vernommen, aus denen bemerkbar ist, daß es jenseits Menschen giebt, die uns über diese Milde unsrer Gesetzgebung recht grimmig beneiden, und uns ins Angesicht sagen, daß wir sie nicht verdienen. Sie erweisen uns damit ein grosses Unrecht. Denn die Länder ausgenommen, in denen es eigentlich gar keine Literatur giebt, weil der Gedanke, die Rede und die Schrift sich immer in dem Geleise bewegen müssen, das die Staatsaufsicht gezogen hat, ist die Schriftstellerey in keinem Lande von Europa so zahm, unschuldig und fromm, als in Teutschland. Wie mögen die Franzosen diesen unsern notorischen Charakter verdächtig machen? Wenn wir etwas recht Kühnes, Pikantes und Schneidendes lesen wollen, wenden wir uns zu ihren politischen Schriften und Journalen, gegen die alles, was in Teutschland über die Geschichte des Tags geschrieben wird, sich verhält, wie weiche Flötentöne gegen das Schmettern der Trompeten, und wie das Säuseln der Westwinde gegen das Brüllen des Donners. Die Franzosen hören nicht auf ihre Regierung über die Strenge anzuklagen, mit der sie über die Aufführung der Schriftsteller und der Bücher wacht. Aber sie duldet in der That eine Libertinage, von der wir in Teutschland keinen Begriff haben, und von ihren meisten Pamphlets und Zeitungen bliebe unter der tilgenden Feder der überrheinischen Censoren oft kaum eine Zeile übrig, indem diese Censoren in der Regel sehr bedachtsame, und nicht selten recht wunderliche Herrn sind.

Mittlerweile hören die Teutschen doch nicht auf, die freye Presse als ein Recht zu reklamiren, und sich gegen die Beschränkungen derselben, die eine nöthige Ängstlichkeit da und dort zu verfügen für gut befunden hat, bald in grundgelehrten Deductionen nach teutscher Weise, bald in bittern Sarkasmen zu erklären. Auch ist es ein Beweis von ihrem gesunden Verstande, daß sich in jenen Reclamationen alle Partieen vereinigen, weil sie wohl begreifen, daß der Preßzwang eine unerträgliche Last sey, man mag nun für den Glauben oder für die Werke schreiben. Nur das kleine Häuflein der versteinerten Obscuranten, die dem Staat und der Kirche dadurch helfen zu können glauben, daß sie den einen und die andere in einen gefrornen See verwandeln, haben der freyen Presse ewigen Haß geschworen, und machen kein Geheimniß daraus, daß das die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches wäre, wenn die chinesische Gesetzgebung in Ansehung dieses Punktes auf teutschen Boden übergetragen würde. Die Narren bedenken nicht, wie gefährlich die Sache auch für sie werden könnte. Denn es giebt, Gott zum Danke! auch aufgeklärte Regenten, und unter einem solchen kämen bey der Niedersäbelung sie an die Reihe, und in den grossen Executionen im Herbste ihre Kinder aufs Schaffot.

Bemerkungen über den Wirtembergischen Handel.

Schreiben aus einem ansehnlichen Handelshause an den Redakteur d. N. N. Chr. d. T.

Der in Nr. 35. d. Bl. den Handel von Wirtemberg betreffende Aufsatz erregt, wegen der unerwarteten Resultate, die aus ihm hervor gehen, billiger Weise die Aufmerksamkeit des Publikums. Daß ein Urtheil über seinen Inhalt von unsrer Seite nicht unter die unbefugten gehöre, mag die Stellung, die wir unter den vaterländischen Geschäftsleuten einnehmen, bewei-

sen; dieses Urtheil muß aber auch gestattet seyn, wenn es gegen jenen Aufsatz ausfällt, weil der Gegenstand, den er betrifft, seiner Natur nach sehr schwierig ist, und nur durch wiederholte Rede und Gegenrede ins Klare gebracht werden kann. Übrigens anerkennen auch wir den geistvollen Fleiß mit dem Hr. Dr. Memminger die Wirtembergische Landeskunde bearbeitet und die Verdienste, die er sich um dieselbe erworben hat.

Sie haben, wie alle patriotischen Leser, mit Liebe und Freude die Nachweisung aufgenommen, daß unsre Handelsbilanz, in einem unerwartet günstigen Verhältnisse, zu unserm Vortheile stehe, welcher Vortheil jährlich über 2 Millionen tragen soll. Wir finden aber die Sätze dieser Nachweisung mit unsern Erfahrungen und mit den in der Handelswelt notorischen Verhältnissen unsrer Gewerbe meistens unvereinbar. Die für Colonial- und einige andere Waaren angesetzte Summe von 2,199,400 fl. ist viel zu gering, da das eingeschwärzte Gut jährlich mehrere tausend Centner beträgt. So wird auch von Seidenwaaren, Tüchern, Baumwollenwaaren etc. seit Erhöhung der Ansätze, nur manchmal pro Forma noch ein Zoll bezahlt, wenigstens ⅔tel des Bedarfs aber eingeschwärzt. Eine der annäherendsten Summen ist die von 953,600 fl. für eingeführte Tabacksblätter, Hanf, Flachs etc. dessen ungeachtet beträgt die Einfuhr noch immer ein beträchtliches mehr, weil von Caffeesurrogat wenig Zoll bezahlt und, wie wir genau zu wissen glauben, wenigstens für 200,000 fl. fabricirter Taback heimlich eingeführt wird. Schon durch diese Artikel wird die Handelsbilanz zu unserm Nachtheil gestellt. Noch einleuchtender wird die Sache durch die Bemerkung, daß bey dem Ausgangszoll, weil er unbedeutend ist, keine Defraudationen vorkommen, desto mehr, aus dem entgegen gesetzten Grunde, bey allen Gegenständen der Einfuhr. So ist auch der Ansatz von 800 000 fl. als Gewinnst vom Durchfuhrhandel viel zu hoch; dasselbe gilt von den Speditions- und Wechselgeschäften. Es muß verzeihlich seyn, auf das Unhaltbare solcher Berechnungen aufmerksam zu machen, weil sie zu einer Selbsttäuschung führen, von der man nicht anders, als sehr verdrüßlich, nämlich mit leerem Geldbeutel erwacht.

Es ist uns vor allen noth, daß wir die Übel, an denen die inländische Industrie leidet, vollständig und gründlich kennen lernen; so lange wir uns dieselben verheimlichen, wird es uns eben so wohl an kräftiger Anregung, als an den Mitteln fehlen, um ihnen abzuhelfen.

In England wird die Industrie durch den Gemeingeist gehoben; in Teutschland wird sie durch den Krämergeist unterdrückt. Dort führte der Hof, zur allgemeinen Hoftracht, Landeserzeugnisse ein; hier tragen inländische Produkte, zumal in den höhern Zirkeln, den Stempel der Verächtlichkeit. Die Krämer glauben, jede Fabrike bringe ihrem Handel den Todesstoß und benützen die Schwachheit ihrer Abnehmer zu ihrem Vortheile. Dasselbe thun die Reisende der ausländischen Fabrikanten. Lassen sie einmal das fremde Fabrikat, das im Lande eben so gut verfertigt wird, als im Auslande, hoch besteuert seyn, und ernste Maaßregeln ergriffen werden, daß die Schmuggeley aufhört, und die höhern Stände ausschliessend inländische Stoffe tragen, — und Sie werden sehen, in welchem schnellen Schwunge sich die Industrie empor hebt.

Es ist nicht zu läugnen, daß in einigen Zweigen der letztern, namentlich in Tuchfabriken Versuche gemacht worden sind, die mit dem Mißlingen geendigt haben. Davon lag der Hauptgrund in der fehlerhaften Leitung. Ein ganz anderes Resultat würde sich ergeben, wenn es der Regierung gefiele, zu diesem Zweck ein grosses Niederländisches Haus, das mit den erforderlichen Erfahrungen und Verbindungen ausgestattet wäre, zur Niederlassung im Lande zu

vermögen und durch Privilegien zu ermuntern. Wie viele Tuchfabriken aus den Niederlanden und wie viele Indienne-Manufakturisten aus der Schweiz haben, seit der Sperre, ihre Etablissements nach Österreich übertragen? — Alle Fabriken sind itzt auf einen zu hohen Grad von Vollkommenheit gestiegen, und die nutzbare Betreibung derselben setzt zu viele Kenntnisse und Erfahrungen voraus, als daß ein Anfänger, ohne kräftig schützende, die Concurrenz abwehrende Anstalten von Seiten der Regierung sich halten könnte. In England sind Prämien auf die Ausfuhr gesetzt; bey uns aber zahlen Produkte und Fabrikate Ausgangszölle. So giebt es auch bey uns selten ein neuaufblühendes Gewerbe, das nicht sogleich durch die Menge der Concurrenten verhunzt würde, weil dem ersten Unternehmer der Schutz fehlt, den er durch den Staat erhalten könnte.

Folgende Erfahrungen eines Hauses, das sich mit Fabricirung von Taback beschäftigt, mögen zur Erläuterung obiger Bemerkung dienlich seyn. Dieß Haus ist in einer Stadt etablirt, die im J. 1810 von Baiern an Wirtemberg übergieng. Durch diese Veränderung verlor es mit einem Schlage seinen Absatz in das erstere Land, den es sich in dem Laufe eines halben Jahrhunderts mit vielen Opfern erworben hatte. In Wirtemberg kannte man sein Fabrikat nicht; doch gelang es ihm, nach vieler Mühe und unter manigfaltiger Einbusse, durch Hülfe der Regie, demselben endlich Eingang zu verschaffen. Kaum war aber die Regie aufgehoben, als die Reisenden fremder Fabriken das Land überschwemmten, und durch Hülfe des Vorurtheils für das Ausländische und des Krämergeistes, ihren Waaren den Weg aufschlossen; wie denn Wirtemberg von den 16000 Centnern Taback, die es consumirt, wenigstens 6000 Centner aus der Fremde bezieht. Das besagte Haus, um den Absatz, den es unter der Regie gehabt hatte, wieder herzustellen, scheute keinen Aufwand, verschrieb Arbeiter aus entfernten Orten, und gab seinem Fabrikat an Ansehen und Gehalt die vollkommenste Gleichheit mit dem ausländischen; aber es war nicht in seiner Macht, ihm auch den Glauben zu verschaffen, den zu erschüttern die Krämer sich aus allen Kräften beflissen. Man ließ es an Vorstellungen an die Regierung und Bitten um strenge Maaßregeln gegen die fremde Ueberschwemmung nicht fehlen; aber noch ist ihr Erfolg zu erwarten und der Schaden dauert fort.

Es wäre eine leidige Täuschung, wenn man den finanziellen Vortheil, den der Zoll von der Einfuhr — der ohnehin grossen Theils umgangen wird — gewährt, mit dem Nutzen der inländischen Produktion auch nur in Vergleichung setzen wollte. Wenn das besagte Haus im Stande ist seinen inländischen Absatz möglichst zu erweitern, so wird sein Geschäft solide, es macht Geschäfte in das Ausland, es veranlaßt die Bauern zu Tabackspflanzungen, die in einigen Gegenden trefflich gedeihen, und in den itzigen niedrigen Preisen des Getraides ein neues, kräftiges Motiv finden, und es werden dem Lande Tausende an Arbeitslohn gewonnen.

Wie belebend Tabacksfabriken in das öffentliche Verkehr eingreifen, mag das Beyspiel des gedachten Hauses beweisen. Es beliefen sich im Jahr 1818, das noch unter die guten Jahre gehörte, seine Handlungsunkosten auf 30,000 fl. Noch itzt zahlt es jährlich 8000 fl. an Arbeitslohn. Es beschäftigt einen Küfer mit 2 oder 3 Gesellen; verhältnißmäßig Schreiner, Schlosser, Schmiede 2c. 2c. Es verbraucht für 4000 fl. Papiere. Auch hat es 2 Kupferpressen, 2 Holzpressen und eine lithographische Anstalt in stetem Gange. Wie sehr würde sich diese dem Ganzen so nützliche Betriebsamkeit erweitern, wenn sie gegen die Störungen gesichert wäre, die fremder Andrang ihr verursacht?

Pius VII.

Das Diario Romano endigt seine Anzeige von dem am 20. v. M. erfolgten Tode Pius VII. mit den Worten: „seine Thaten werden den kommenden Jahrhunderten Stoff zur Geschichte liefern.“ Der diesen Worten zu Grunde liegende Gedanke hätte noch tiefer und bedeutsamer gefaßt und edler ausgedrückt werden können; denn unter den 255 Bischöfen, welche, nach der Aufzählung der katholischen Kirchenhistoriker, seit dem heiligen Petrus, den Stuhl von Rom inne gehabt, waren wenige, die ihre Zeit und die Kirche in solchen Stürmen gesehen, so beharrlich in denselben ausgehalten, und endlich die feindselige Macht so siegreich überwunden hätten, als er. In der That ist sein Leben, vermöge der zerstörenden und wiederherstellenden Macht, mit der in ihm das Schicksal waltet, ein Stück von grossem Charakter; es gewinnt aber ein eigenthümliches, menschliches Interesse durch die selbstständige Kraft, mit der der Held des Stücks dem Schicksal entgegen tritt und unter seinen Schlägen sich selbst und seinen Willen behauptet. Und wenn wir auch, in den Stunden der dringensten Noth, diese Kraft der äussern Gewalt furchtsam ausweichen oder gar vor ihr erliegen sehen, so mag uns auch das nicht irren, in einem Drama, das in den Kreisen des menschlichen Lebens spielt.

Darinn besteht die sittliche Grösse unseres Geschlechtes, daß wir, wie auch die Widerwärtigkeit uns dränge und drücke, nie uns selbst aufgeben und nie verläugnen, was als Recht und Pflicht von uns erkannt ist. Diese Grösse hat Pius, in schweren und langen Versuchungen, unter denen aufrecht zu bleiben, wohl die wenigsten sich zutrauen dürften, fest und standhaft behauptet, und wie die Märtyrer der alten Kirche, umstrahlte ihn, in diesen Tagen der Kränkung, der Schmach und der Mißhandlung, der herrliche Glanz der in unerschütterlicher Treue duldenden Unschuld. Um das System, dem er seine Existenz verdankte und dessen Erhaltung seine feyerlich und unwiederruflich übernommene Pflicht war, gegen das Drohen der gewaltthätigen Übermacht zu sichern, hatte er nichts versäumt, was auf dem Wege kluger Unterhandlung und vorsichtiger Bequemung nach den Umständen für diesen Zweck geschehen konnte. Als ihm aber Napoleon Zumuthungen machte, in die er nicht einwilligen konnte, ohne die Vernichtung des besagten Systems zu unterzeichnen, als derselbe mit militärischer Gewalt seine Hauptstadt in Besitz nahm und ihn in seinem Sitze gefangen hielt, als er ihn endlich gar seiner weltlichen Herrschaft entsetzte und den Kirchenstaat dem französischen Reiche einverleibte, da grif der vielgeprüfte aber nicht gebeugte Greis zu dem letzten Wehr, das ihm noch geblieben war, und sprach den Bannfluch über den Anmasser aus, vor dem hundert besiegte Völker, wehrlos und zitternd, auf den Knieen lagen. Es traf ihn, wie er erwartet hatte, die Rache des zürnenden Herrschers, der sein Befremden nicht bergen konnte, über einen Mann, welcher den Muth hatte ihm zu widerstehen. Mit stiller, frommer Ergebung trat der ehrwürdige Greis seine Reise ins Elend an. Jedes unwürdige Anerbieten, das ihm gemacht ward, wies er mit Verachtung von sich. Mit Ehrfurcht erfüllt und unter Thränen seinen Segen empfangend, sahen die Glaubigen ihn, gleich einem Heiligen, durch ihre Städte ziehen.

So bewies Pius einer tief gesunkenen Zeit, wie viel stärker der Geist der Frömmigkeit und des Vertrauens sey, als jede Macht der Welt; und mit Bewunderung sahen die Genossen dieser Zeit auf ihn, und stärkten in seinem Anblicke ihren Glauben und ihre Hoffnung. Es machten auch die kirchlichen Bekenntnisse in diesen Empfindungen keinen Unterschied; die so edel behauptete Würde des Menschen und des Christen rührte jeden auf

gleiche Weise, der Mensch und Christ war; selbst in den theologischen Journalen der Protestanten ward bezeugt: „durch unerschütterliche Frömmig„keit und einen Heldenmuth, wie ihn reine Liebe „Gottes und Ehrfurcht für sein Gesetz allein zu „geben vermögen, habe Pius VII. die gerechte„sten Ansprüche auf die allgemeine Achtung erwor„ben; wer irgend Christ sey, müsse seine christ„lich sittlichen Grundsätze ehren, und noch die „kommenden Geschlechter werden die edle Festig„keit feyern, welche der trotzigsten Tyranney die „Allmacht des Glaubens, der Wahrheit und der „Überzeugung entgegen gestellt, ein Bollwerk, „das keine Kunst und Tücke, keine Drohung und „keine Gewalt überwinden konnte."*) So herzlich und allgemein die Theilnahme an seinen Leiden war, so war sie auch an seiner Rettung. Es schallte ihm, als er aus seinem Kerker hervor trat, das Freudengeschrey von ganz Europa entgegen, und wie bestimmt sich auch früher die öffentliche Meynung gegen die weltliche Macht des Kirchenoberhaupts in allen Ländern erklärt hatte, so folgten ihm doch glückwünschend aller Blicke, als er den verlornen Thron wieder bestieg, weil er, was seine Herrschaft an innerer Begründung ermangeln mochte, durch hohe persönliche Würdigkeit ersetzte. Auch in diesen Empfindungen machten die Religionsbekenntnisse keinen Unterschied. In Breslau feyerte sogar der lutherische Consistorialrath Hermes die Rückkehr des Papstes in seine Staaten durch einen öffentlichen Gottesdienst.

Europa hatte, durch Napoleons Fall, eine neue Geburt erstanden. Alle öffentliche Verhältnisse waren anders geworden. Ein neuer Geist war in den Völkern erwacht. Die Regenten durften die Ansprüche nicht überhören, die die

*) Wachlers Theolog. Nachrichten, 1814. II. S. 284.

Zeit an sie machte. Das durfte auch Pius nicht. Zwar geziemte es ihm, seine Stellung als Souverän und als Kirchenoberhaupt, zu behaupten und zu vertheidigen. Wer mochte ihm zumuthen, daß er sein eigen Reich zerstöre? Aber es war zu erwarten, daß er dieß Reich mit der Weisheit baue, deren Maximen ihm die Umgestaltung der Welt und die veränderte Denkart der Völker an die Hand gab. Diese Erwartung hat Pius nicht erfüllet; im Gegentheile begann er seine Operationen in einer Weise, als ob er der einzige wäre, der nicht wußte, was seit dreissig Jahren in Europa geschehen ist, und mit eiserner Unerschütterlichkeit auf dem Grundsatze fussend, daß das Papstthum in seiner Natur und in seiner Gestalt unverletzt bestehen müsse, wie es immer bestanden ist. In diesem Sinne beharrte er auf allen frühern Behauptungen der römischen Curie, protestirte gegen die Beschlüsse der Mächte, in denen er eine Beschränkung seiner geistlichen oder weltlichen Gewalt zu sehen glaubte, stellte das Mönchthum, den Jesuiterorden und die Inquisition wieder her, erhub unerwartete Ansprüche bey der neuen Bildung der Landeskirchen, welche die vorübergegangenen, zerstörenden Stürme nothwendig gemacht hatten, erklärte sich gegen die Verbreitung der Bibel und gegen die zweckmässigsten gottesdienstlichen Reformen, die der reine christliche Eifer, zum Segen der Gemeinden, vollzogen hatte, und trat hemmend den Fortschritten der geistigen Cultur entgegen, gleich als ob das Menschengeschlecht bestimmt wäre, keiner grössern Masse von Licht zu geniessen, als menschlicher Willkühr ihm zu gönnen gefällig ist. Zwar sah man in allen diesen Schritten, den Geist eines Systems, das von jeher die starrste Immobilität als sein innigstes Wesen angekündigt hatte; aber man war berechtigt gewesen, die Persönlichkeit Pius VII. von

diesem Systeme zu unterscheiden, und indem man sich in diesem Unterschiede getäuscht sah, änderte sich auch, nicht zu seinem Vortheile, die Meynung, die zur Zeit seines edeln Martyrthums sich so allgemein von ihm befestigt hatte.

Er ist nun aus der streitenden Kirche in die triumphirende übergegangen; der Welt aber hat er die Geschichte seines Lebens hinterlassen, ein Stück von grossem und vielseitigem Interesse, denkwürdig und lehrreich für alle künftige Zeiten.

Ein homiletisches Fragment.

(Eingesandt.)

Am 28. März 1813, nachdem die Preussen den grossen Entschluß gefaßt hatten, entweder selbstständig zu leben, oder unterzugehen, sprach Schleiermacher folgende freymüthige und gediegene Worte auf der Kanzel der Dreyfaltigkeitskirche zu Berlin: „Wir begannen auf unsre Stärke zu pochen, ohne Anstrengung eigener Kraft, sollte die Nachwirkung des alten Ruhms uns immer höher tragen. Unredlicher Gewinn vergrösserte unser Gebiet auf eine mehr scheinbare als gedeihliche Weise; denn wir gewannen nur wenig wahre Brüder, die gern denselben Gesetzen folgten. Indem andere Staaten sich anstrengten, zum Theil für dieselben hohen Güter, für die wir izt kämpfen, meinten wir durch Ruhe immer mächtiger zu werden und furchtbarer. So folgte allmählich auf die trotzige Klugheit eine verzagte. Auf das schwere Kriegsunglück folgte Erschlaffung, jede Hoffnung, mit Ausnahme der thörichten auf Hülfe von aussen. Selbst der Wunsch sich helfen zu können, ja das Gefühl eines bessern Zustands würdig zu seyn, verschwand, und die trostlose Verstellung bemächtigte sich der Gemüther, die geistige Kraft des Volkes sey erschöpft und die Stunde des völligen Untergangs da. Die Unmöglichkeit ohne Lug und Trug der augenblicklichen Gefahr zu entgehen, die Nothwendigkeit, Lob und Billigung, ja Uebereinstimmung und Freundschaft zu heucheln, wo wir nur verachten und verabscheuen konnten, war schon Frucht der Schamlosigkeit, welche um des Lebens willen jeden edlern Zweck des Lebens hintansezt. Aber wie ist diese Schamlosigkeit durch jenen Zustand furchtbar ausgebildet worden, und welches Maaß von Erniedrigung gehörte schon dazu, um nur den öffentlichen Unwillen zu reizen." — Keiner von uns fährt der Redner fort, erfreue sich eines ungestörten Ansehens in der Gesellschaft, der noch Muthlosigkeit oder Gleichgültigkeit durch Wort und That predigt, und geneigt scheint, den vorigen Zustand mit Ruhe den Kämpfen um einen bessern vorzuziehen. Keiner bleibe unbeachtet und unentlarvt, welcher meynt, je mehr aller Augen nach aussen gerichtet wären, um desto sicherer und verborgener könne er einer izt mehr als je frevelhaften und verrätherischen Selbstsucht fröhnen! Keiner bleibe ungezüchtiget, der etwa in dem thörichten Wahn, für den Fall eines unglücklichen Ausgangs sich selbst ein leiblicheres Schicksal zu bereiten, irgend die kräftigen Maaßregeln hemmen, oder sich von ihnen ausschliessen wollte, die unumgänglich nothwendig sind, um einen glücklichen Ausgang herbey zu führen! Ja sollte sich Engherzigkeit und Verworfenheit dieser Art gar im Grossen oder Kleinen in die öffentliche Verwaltung einschleichen; dann laßt uns, weil die Gefahr doppelt ist, auch doppelt ankämpfen und nicht ruhen, bis wir siegen.

Kann man es für befremdend halten, wenn ein Prediger, der zur Zeit der Noth in diesem Geiste gesprochen, nach vorübergegangener Noth — mißfällt?

Berichtigung.

S. 552. Z. 25. ist statt Ergebung zu lesen Erhebung.

— 571 Z. 29. statt immer zu lesen inner.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.

4. Oktbr. 40. 1823.



In der Geschichte heil'gem Tempel steh'n;
Die herrlichen Bilder eurer Ahnen;
Zu ihnen in Demuth aufzuseh'n,
Dazu ihr Teutschen laßt euch ermahnen.
Wenn dann ihr hoher Muth wiederkehrt,
Und Treue und löbliche Sitte,
Und man in eurer Mitte
Die Gottheit mit kindlichem Herzen ehrt;
Wenn die häusliche Tugend blüht,
Und schnöde Üppigkeit flieht;
Dann kommen auch bessere Tage,
Es verstummt die weibische Klage,
Und, wie über den wackern Alten,
Wird der liebe Herrgott freundlich walten.

Doctor Luther, an die Teutschen des neunzehnten Jahrhunderts.

Erinnerung an die teutschen Reichsstädte.*)

Es gehörte in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zum herrschenden Tone unter den teutschen Schriftstellern, mit Verachtung und Spott von den Reichsstädten, von dem Geiste ihrer Verfassungen und von dem Charakter ihrer Bewohner zu sprechen, dagegen aber die fürstlichen Gebiete als die Wohnstätte aller Bildung und alles Wohlstandes zu preisen. Es ist nicht zu läugnen, daß von den besagten Republiken manche, durch die in ihnen realisirte Überlegenheit der Beschränkung über das Verdienst, hinter ihrem Zeitalter, in Hinsicht auf Sitte und öffentliche Einrichtungen, zurücke geblieben, so wie daß andere, durch den in ihnen gelungenen Sieg des Aristokratismus in tiefen moralischen und politischen Verfall versunken sind. Aber es war gewiß sehr ungerecht, um einiger ausgearteten Schwestern willen, ein ganzes Geschlecht zu verdammen, zumal doch unwidersprechlich in demselben eine so grosse Fülle von edler Anlage, Kraft und Bildsamkeit vorhanden war, und die Geschichte von diesem Geschlechte so viel Löbliches und Ausgezeichnetes bezeugte.

Es scheint, daß wir in unserm Urtheile über die Reichsstädte gerechter geworden sind, seitdem die Stürme unsrer Zeit auch ihre politische Vernichtung bewirkt haben; wie denn oft das anspruchlose Verdienst nicht erkannt wird, als bis

*) Aus einer frühern Schrift des Red. wiederholt. Vierter Jahrgang.

man es vermißt. Es ist nicht nur die Stimme der Verachtung und der Satyre, die sich so oft gegen den teutschen Reichsstädter, und gegen das System erhub, dem er angehörte, verstummt, sondern es sind entgegengesetzte Äusserungen, unter beynahe allgemeiner Zustimmung, laut geworden; mit schmerzhafter Sehnsucht haben die Bürger, welche wohl eher an ihren Consuln und Senatoren unaussprechlich viel auszusetzen und zu tadeln hatten, die alten geliebten Verfassungen zurück gefordert, und viele Parentatoren haben am Grabe dieser kleinen und grossen Republiken das Zeugniß abgelegt, daß mit ihnen die letzten Trümmer teutscher Freyheit, teutscher Treue und teutschen Muthes verscharrt worden seyen. Ein solch' einstimmiges Lob, nach gänzlich vollendetem Lebenslaufe, wo Liebe und Haß durch kein Interesse mehr erregt werden, läßt kaum einen Zweifel mehr über, daß der Gepriesene es verdiene; so wie dagegen der Tadel, der über den Lebenden ausgesprochen wird, immer noch die Untersuchung zuläßt, ob nicht der beschränkte, befangene Blick, oder der beleidigte Eigennutz das Urtheil des Richters bestimmen.

Gleichheit der Rechte vor dem Gesetze, Unabhängigkeit von der Willkühr des Einzelnen, Mitwirkung des Bürgers bey Bestimmung der Ordnungen und der Abgaben, milde Regierungs- und Polizey-Verwaltungen, und Unterordnung des Magistrats und der Bürgerschaft unter denselben Richter, — das waren die wesentlichen und gemeinsamen Züge der Reichsstädtischen Verfassungen, woraus sich dann in einer natürlichen Folge ergab, daß der Reichsstädtische Bürger auf seinen politischen Charakter, vermöge dessen er Niemanden als Unterthan angehörte, stolz war, daß er, der Väter Sitte getreu, von der Fremde kein Gesetz annahm, daß er das Alte sorgsam bewahrte, und mißtrauisch das Neue ablehnte, und daß bey ihm in Handel und Wandel, mehr als bey seinem durch Knechtschaft und Hofton entarteten Nachbarn, altteutsche Offenheit, Redlichkeit und Kraft hervortrat, so wie, daß er im Genusse seiner Freyheit und seines Wohlstandes sich glücklicher und würdiger fühlte, als die Landsassen um ihn her es waren. Der Sinn und das Gemüth, sogar die Sprache und das Costüme der Väter erhielt sich am längsten unter diesen wackern Spiesbürgern, und selbst in der traurigen Zeit, in der die Teutschheit überall untergieng und zertreten ward, lebte sie unter ihnen fort. Sie waren beynahe noch die einzigen, die ein Gefühl hatten für die Gesamtheit des Vaterlandes, für seine Verfassung, für seinen Ruhm und für seinen Kaiser. Handel und Gewerbe wurden nirgends so thätig betrieben, als von ihnen; und so wenig kleine Republiken für Wissenschaft und Kunst zu thun vermögen, so erstanden doch in ihnen die gründlichsten Gelehrten und die genievollsten Künstler. Sie waren die Asyle verfolgter Wahrheitszeugen, und die Beutel ihrer Bürger oft die Zuflucht verarmter Fürstenländer. Und fand man in ihnen nichts von dem Prunke, dem Luxus und dem täuschenden Schimmer, den die neuere Welt als Bedingungen des Lebensgenusses erdacht hat, so ward auch das reine Auge nicht geärgert durch den Anblick von militärischer Sclaverey, von herabwürdigenden Frohndienste, und von schmählicher Zwingherrschaft. Wir läugnen damit nicht, daß durch das Licht, das über ihm strahlte, sich mehr und minder starke Schattenstriche zogen; aber wir meynen, daß nur diejenigen, denen in menschlichen Dingen das Vollkommenere gelungen ist, berechtigt seyen, das minder Vollkommene zu verdammen.*)

*) Möge es dem Verfasser erlaubt seyn, hier zu wiederholen, was er über dieses Thema gesagt hat, als man eben damit beschäftigt war, die Reichsstädte als Entschädigungen für die jenseits des Rheins verlornen Länder unter die Erbfürsten zu vertheilen: „Wir sahen in unsern Tagen so manche ehemals reiche und geachtete teutsche Republik durch aristokratische Tyranney, Nepotismus, schlechte Finanzverwaltung, thörichtes Sträuben gegen den Geist der Zeit, innere Zwiste und äussere Bedrückungen in den jämmerlichsten Zustand von Bedrückung, Noth und Armuth herab sinken,

Eine im rein historischen Geiste gedachte und ausgeführte Geschichte der Reichsstädte müßte ein zur Vermehrung des teutschen Nationalruhms sehr schätzbares Werk seyn, und es müßten in ihr Züge von patriotischem Sinn, von edler Aufopferung, von Tapferkeit und Ausdauer hervortreten, wie wir sie nur in den Annalen der griechischen Freystaaten und der italienischen Republiken des Mittelalters wieder finden. Indessen scheint es, daß wir auf eine solche Geschichte, nach dem uns vorschwebenden Ideale, verzichten müssen. Denn gerade in dem Heldenzeitalter der teutschen Städte, da ihre Bürger die kühnsten innern und äussern Kämpfe erstanden, und die höchste Stufe von Macht, Reichthum und Ansehen erstiegen hatten, fliessen die historischen Quellen am dürftigsten, Theils weil viele alte Denkmale verlohren gegangen sind, Theils weil das Meiste Große und Herrliche, was sich begeben, aufzuzeichnen versäumt worden ist. Doch bliebe für einen teutschen Sismondi noch immer eine treffliche Erndte übrig, die ihm die Krone eines edeln Verdienstes, seinen Lesern aber einen über die Massen stärkenden und erhebenden geistigen Genuß gewähren müßte.

Wir sahen das einst so prächtige Nürnberg, wie es in der Verzweiflung die Bürde seiner Unabhängigkeit ablegte, und bange und zagend unter die Fittichen des preussischen Adlers kroch; — Augspurg, wie es, ein Schatten, gegen die Zeiten der Fugger und der Welser, durch die feindlichen Uiberschwemmungen erschöpft, den letzten Heller darreicht, und trostlos um Hülfe umher blickt; — Ulm, wie ihr, im Besitze eines Fürstenthums, schwer bedrückt von der Last ihrer Schulden, und im Kampfe mit sich selbst, vor dem Schicksale ihrer grauen Schwester an der Pegnitz graut; — Regenspurg, wie sie, um den Sühneschilling für den siegenden Feind auszumitteln, die Nothpfenninge ihrer Bürger fordert, und die Hand an die Heiligthümer der Kirche legt; — Eßlingen, wie ihre Bürger den Magistrat durch Schmähschriften verfolgen, und Schutz an den Stufen des Thrones suchen, den einst die derbe Kraft ihrer Väter wankend gemacht, — und noch so manche andere, die mit schnellem Schritte ihrem gänzlichen Verfalle entgegen eilt. Aber liegen denn die Ursachen dieses Verfalls in der reichsstädtischen Constitution? Gewiß nicht. Zwar ist die aristokratische Verfassung, die in einigen von diesen kleinen Republiken gesetzmässig, in andern aber nur abusiv besteht, ein Schnitzer gegen die ersten Elemente der gesunden Staatsphilosophie; denn so bald eine Zahl von Familien die Regierung erblich besitzt, so werden die Bürger Unterthanen, die Staatsämter Pfründen, und die öffentlichen Einnahmen Privatgefälle. Aber man weiß, daß nicht alle Reichsstädte Aristokratinen sind, und daß sich sogar auch die letztern ehemals im blühendsten Zustande befanden. Es kann also nicht ihre Verfassung seyn, die ihren Verfall derbey führte. Ihre Verbindung mit dem teutschen Reiche, ihre unverhältnißmässigen drückenden Beyträge zu den allgemeinen Kosten desselben; das Wachsthum der immer feindselig gegen sie agirenden fürstlichen Macht, die vielen Reichskriege der letzten Jahrhunderte, und vor allen der französische Revolutionskrieg, dieß sind die Pfeile, die ihnen so tiefe, unheilbare Wunden eindrückten; und sie müßten sich an denselben zu todte bluten, wenn sie ihre Constitutionen auch aus dem Himmel erhalten hätten. Im Gegentheile sind diese Städte noch immer die Erstgebohrnen der teutschen Freyheit. Mögen ihre Verfassungen hier und da ausgeartet, mögen ihre Administrationen, unter den Händen schlechter Menschen, schlecht geworden seyn! Man findet in ihnen doch seltner die gesetzlose Willkühr, die ohne Urtheil und Recht verdammt, — das absolute Machtwort, das ohne Rücksicht auf gegenseitige Pflicht ausgesprochen und geltend gemacht wird, — und die feige, weibische, wetterwendische Sitte, die sich so fest auf das Beyspiel der Höfe stützt. Jede Rathswahl ist eine feyerliche Verkündigung des bürgerlichen Vertrags, und Niemand kann dem Bürger sagen: „du bist mein!“ Die Gebräuche der Väter rein bewahren, alte Derbheit und Kraft fest erhalten, mit freyem Muthe urtheilen, wahres Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen, den Stolz der Unabhängigkeit fühlen, und eifersüchtig über seinen Rechten wachen, — das sind lauter Züge, die der Reichsstädter im Durchschnitte noch überall behauptet. Darum läutert seine Verfassungen, wo sie fehlerhaft sind mit dem Feuer des Zeitgeistes, aber zerstört sie nicht, ehrt die Gerechtigkeit, auch wenn sie keine Macht hat. Hütet euch, diejenigen anzutasten, die wenigstens, wenn es den Werth gilt, die Erhaltung eben so wohl verdienen, als ihr selbst.“ National-Chronik der Teutschen rc. 1801. S. 33. ff.

Die kirchlichen Obscuranten.

Der in den Schulen der Philosophen herrschende Intellektualismus, und die mit ihm in unzertrennlicher Verbindung stehende sittliche Leichtfertigkeit hatten im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, unter der französischen Nation, den religiösen Glauben mächtig erschüttert, und endlich dem Spotte und der Verachtung preis gegeben. Die Revolution vollendete das Werk, indem sie die Gesetzgebung nach dem verderblichen Systeme bildete, das die öffentliche Meynung in sich aufgenommen hatte, und die kirchliche Anstalten zerstörte. Die Verirrung war zu ungeheuer, als daß man nicht von ihr hätte zurück kommen müssen. Mit der wiederkehrenden Ordnung im Staate legte man auch die Hand an den neuen Bau der Kirche, und wenn er gleich nicht mit der Liebe und dem Eifer begonnen ward, die nach dem Urtheile der Bessern

die Sache forderte, so blieb doch den Baumeistern das Verdienst, daß sie mit Einsicht benützten, was die Fortschritte der Zeit für ihr Werk ihnen Gedeihliches darboten, und daß sie standhaft die Versuche zurück wiesen, welche der *hierarchische Obscurationsgeist* machte, um in der neuen Ordnung der Dinge wieder hervor zu bringen. Mit der Wiederherstellung des Hauses *Bourbon* fieng aber dieser Geist an mit erneuerter Kraft zu wirken, und sein Streben und seine Erfolge erwiesen vor aller Welt seine Absicht, die Interessen der Religion und der Kirche durch gänzliche Unterdrückung der Vernunft zu sichern. So ward auch hier die leidige Schwäche unsres Geschlechts offenbar, vermöge deren es so oft, um der einen Verirrung Wiederstand zu leisten, sich der entgegen gesetzten überläßt.

Der *französische Clerus* — so berichtet ein aufmerksamer und feinsinniger Beobachter *) — hält nun mit dem *alten Hofadel* gleichen Schritt, und erstrebt, wie dieser die Wiederherstellung seiner ehemaligen Vorzüge und Genüsse in ihrem ganzen Umfange oder Übermaaße. Der Kastengeist ist nun belebt und erkräftiget; die rastlose Arbeit des Pfaffenthums gedeiht; in der einzigen Diöcese *Bayonne* sind im Jahr 1821, für Fastenindulgenzen 380,000 Franks eingegangen. Die *Jesuiten* und die *Väter des Glaubens Jesu* sind in voller Thätigkeit. Die beeidigten Priester werden verfolgt, und die kenntnißreichen und freysinnigen Männer aus Kirchen- und Lehrämtern entfernt. Es geschehen Wunder. Der alte *Franziskanerunsinn* wird wieder zur Schau getragen. Die alten Katechismen werden aus Versehen eingeschwärzt. Flugblätter verbreiten abgeschmackten Unsinn. Freche Gewaltstreiche werden ungehindert ausgeübt. Angesehene Wortführer, wie *Fraysinous* und *Maistre* verwerfen die *gallikanischen Kirchenfreyheiten*. Eingedenk der Ermahnung des Cardinals *Wolsey*: „Vernichtet die Presse oder sie wird euch vernichten!" wird die Preßfreyheit wiederholt bedroht und beschränkt. Die französischen Klassiker sind in kirchlichem Verrufe. Sogar für eine neue Ausgabe der Werke *Massilons* ist die Hinweglassung seiner Fastenpredigten verlangt worden. Die *Missionäre* bringen Verwirrung und Bethörung oder Verzweiflung über die Schwachen, verdummen die Menge, erregen den Abscheu der Sittlichdenkenden und den Hohn und den Spott der Leichtfertigen. Die Protestanten, wenn gleich itzt keine öffentliche Verfolgungen gegen sie ergehen, werden doch nach Laune von ihren Mitbürgern gemißhandelt, und in ihren Gerechtsamen beeinträchtigt.

*) In der Schrift: *Die Hierarchie und ihre Bundsgenossen in Frankreich* 8. Arau, 1823.

„Siegt die *Pfafferey* — bemerkt der Beobachter am Schlusse dieses düstern Gemäldes — so feyert sie ihre Triumphe auf den Trümmern der *Civilisation*." Diese Bemerkung spricht eine schauerliche Wahrheit aus. Das Pfaffenthum und die Civilisation können nur *Vertilgungskriege* gegen einander führen, weil ihre Principe — *Vernunft* und *Unvernunft* — unversöhnlich entgegen gesetzt sind. Das erkennen die französische Finsterlinge wohl. Deßwegen erklären sie nicht nur thatsächlich sondern auch in der höchsten Stärke des Ausdrucks wörtlich, daß sie die Waffen nicht niederlegen werden, es sey denn die Vernunft im Gehorsame *ihres* Glaubens gefangen.

Nicht denselben, aber einen ähnlichen Umschwung hat, in der kirchlichen Region, das geistige Leben in *Teutschland* genommen. Viele Genossen dieser Zeit sind die Zeugen der Fortschritte gewesen, welche, seit den Tagen des Kaisers *Joseph* und der Bischöfe *Emmerich Joseph* und *Friedrich Karl von Maynz*, *Hieronymus von Salzburg*, *Joseph Anton von Linz*, *Franz Ludwig von Würzburg*, und *Karl Theodor von Dalberg*, das Licht in den alten Hallen der väterländischen katholischen Kirche gemacht hat, wie in den Strahlen dieses Lichtes die Mißverständnisse in der Lehre, die Mißbräuche im äussern Gottesdienst und die Ungebühren in dem öffentlichen Rechte der Kirche vergiengen, wie die alten Begriffe von dem „ausschliessenden Heil" in den edlen Gefühlen der Liebe und der Duldung sich verloren, und wie ein ehrwürdiger Kreis erleuchteter Männer, aus der Mitte des Clerus, über ganz *Teutschland* sich verbreitend, mit Wort und That und mit dem gedeihlichsten Erfolge wirkte, um in christlichem Sinne das begonnene Werk *vernunftgemässer Verbesserung* fortzusetzen. Nun aber, nachdem diese Zeit vorüber gegangen, sehen wir eine zahlreiche Partie in Teutschland beschäftigt, um ihre Wirkungen zu zerstören, und einen allgemeinen geistig-sittlichen Rückschritt der kirchlichen Heerde zu bewirken; und wir sehen zugleich, wie diese Partie sich immer mehr verstärkt, und wie sogar solche ihren Fahnen nachfolgen, die wir ehemals als eifrige Herolde der Aufklärung gekannt und gepriesen haben.

Es werden laut und mit der Zuversicht, die

des Gelingens gewiß ist, die Lehren gepredigt, ausser der Kirche sey kein Heil, das Verderben der Menschheit sey hervor gegangen aus dem Gebrauche der Vernunft, und dieß Verderben sey nur zu heilen, durch die Repristination des Papstthums, des Mönchthums, des kirchlichen Mechanismus und des Glaubens an menschliche Autorität. Diese Predigt erschallt auf Kanzeln, in Journalen und in Flugschriften, oft in polterndem Ungestimm und im Tone der Weislinger und Neumeister.*) Alle Genossen fremder Confessionen werden dem Satan übergeben; doch sucht man sie durch die Künste der thätig und mit auffallendem Erfolge geübten Proselytenmacherey von der Verdammniß zu retten. Um auf sie zu wirken und die Glaubigen zu stärken, geschehen Zeichen und Wunder. Zugleich bemüht man sich, die Klöster und die Gnadenorte wieder herzustellen und verwehrt den Besitz und Gebrauch der alt- und neutestamentischen Religionsquellen. Wohl wird auch das oben angeführte Wort des Cardinals Wolsey wiederholt; doch reservirt man für sich selbst die unbeschränkteste Freyheit der Presse, und rechtfertigt ihren Mißbrauch, weil er im Eifer für die Ehre Gottes geschieht. Was seit fünfzig Jahren zur Besserung der Schulen, zur Bildung des Volks und zur Veredlung des Gottesdienstes ausgeführt worden, soll vernichtet, und alles wieder in den alten Zustand der Finsterniß, des Aberglaubens und der Werkheiligkeit zurück geführt werden; jedes Mittel aber, das als dienlich für diesen Zweck erscheint, ist, was es auch mit seinem moralischen Gehalt für eine Bewandniß habe, erlaubt, und seine Anwendung verdienstlich.

Man ersieht aus dem Charakter und dem Ziele dieser Wirksamkeit, daß auch das teutsche Pfaffenthum seine Triumphe nur auf den Trümmern der Civilisation feyern kann. Aber wäre es auch je möglich, daß ihm der Sieg gelänge, so steht es doch von demselben viel weiter entfernt, als seine Genossenschaft jenseits des Rheins. Denn es bilden für unsre Civilisation, gegen die Anstrebungen des hierarchischen Obscurantismus, zwo starke Wehren, einmal der Geist unsrer Regierungen, der unter keinem Scheine das Joch der kirchlichen Gewalt sich mehr auflegen läßt, und dann der Geist, der die Mehrheit der Priesterschaft erfüllt, unter der eine zu grosse Masse von Licht verbreitet ist, als daß es wieder erlöscht werden könnte, zumal da es unter der Pflege teutscher Treue und Redlichkeit steht. Dieses Schutzes entbehrt die gute Sache in Frankreich. In Teutschland aber ist er stark und kräftig, und indem er das Eindringen der alten Finsterniß in die Hallen der Kirche abwehrt, wird er mittelbarer Weise ein mächtiger Schutz für die allgemeine Civilisation.

*) A. des Cens. wird wohl Neumaier gemeint seyn.

Dem sterblichen Auge ist die Zukunft verschlossen, und oft verhöhnt die unsichtbare Macht, die über die menschlichen Dinge waltet, die schönsten Hoffnungen edler Gemüther. Wir können deßhalb nicht wissen, wo die Bewegungen, itzt das geistige Leben der Völker erfüllen, brechen werden, und wir haben keine Bürgschaft für den Sieg der Wahrheit in dem Kriege, den die bösen Geister gegen sie führen, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen. Aber alle Beruhigung und alle Zuversicht des Menschen liegt nicht in dem, was er bewirkt sondern in der pflichtmässigen Richtung seiner Thätigkeit. Wie deßhalb jener Krieg sich auch entscheide, so wird sein Ausgang uns doch nie erschüttern, wenn wir nur das Bewußtseyn davon bringen, daß wir der guten Sache des Lichts unter allen Umständen getreu verblieben sind. Und wenn auch der tapfere Kämpfer auf dem Schlachtfeld fällt, so bleibt ihm doch das Verdienst und der Ruhm des Helden, der Tag mag sich mit einem Siege oder mit einer Niederlage endigen.

Uiber Frankfurths Handelsverhältnisse.

Unter der Überschrift: „die Hansenstädte und die freye Stadt Frankfurt" ist in Nro. 53 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift ein Auszug aus dem Buche, betitelt: „Uiber die gegenwärtige Volksnoth in Teutschland und die Mittel zu deren Abhülfe 2c. von L. F. von Meseritz," abgedruckt erschienen. Dieser Auszug giebt beynahe den ganzen §. 18 dieses Buches wieder, der, wie der Verfasser sich nochmals zu überzeugen Gelegenheit hatte, genau zu denjenigen Stellen desselben gehört, die für den Fall einer zweiten Auflage seines Werks, manche Berichtigungen bedürfen. Denn Streben nach Wahrheit ist die oberste Pflicht eines jeden Schriftstellers, durch deren strenge Erforschung die Erreichung des Zweckes, dem Gemeinwesen zu nützen, unnachläßlich bedingt ist. Von diesem Gefühl stets

lebhaft durchdrungen, bis jetzt aber durch den Eintritt mehrerer Umstände abgehalten, jene verbesserte Ausgabe seines Buchs zu veranstalten, findet sich dessen Verfasser um so dringender aufgefordert, mit Berichtigung des befragten §. nicht länger zu säumen, weil jener durch den erwähnten Auszug auf doppeltem Wege zur Publicität gebracht worden ist. Ganz natürlich dürfte es aber erscheinen, daß er seine Berichtigungen in eben diesen Blättern widerlegt, weil so dieselben zur Kenntniß des nehmlichen Lesepublikums gelangen werden, welches durch die hier wiedergegebene Stelle des Buchs in seinem Urtheile, sey es über die Absichten des Verfassers, oder über den von ihm daselbst behandelten Gegenstand, irre geführt worden sind.

Dieser Gegenstand sind die Handelsverhältnisse der freyen Stadt Frankfurt worüber das Resultat von des Verfassers weitere Forschungen im Folgenden enthalten sind:

Gleich den Hansestädten tragen zwar auch Frankfurts ansehnliche Handelskapitalien zur Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes Teutschlands, durch ihre mannigfache Anwendung bey: allein es ist dieß hier minder sichtbar, als dort, weil wegen der geographischen Lage dieses Platzes und seiner besondern Verhältnisse, die Wirkung davon minder auffallend in die Augen springt. Jene Städte, durch ihre Seelage begünstigt, können den Ein- und Ausfuhrhandel auf unmittelbaren Wegen betreiben; Frankfurt hingegen hat mit den Schwierigkeiten seiner Binnenlage zu kämpfen, die es nichts desto weniger zu überwinden suchen muß, will es nicht, zu seinem eigenen Nachtheile, auf jede Konkurrenz mit den Hansestädten verzichten. Zu dem Ende haben Frankfurter Häuser Kommanditen in Holland und England etablirt, durch die sie den Vertrieb von Teutschlands Ausfuhrartikeln und den Einkauf seiner Bedürfnisse von ausländischen Natur- und Industrieerzeugnissen besorgen, ohne daß in vielen Fällen, weder die Einen noch die Andern, den Platz selbst berühren.

Wenn Frankfurt keinen zweigteutschen Gewerbfleisses von Bedeutung in seinem eigenem Schoose betreibt, so werden gleichwohl durch seine Kapitalien manche Zweige desselben belebt. In seinen örtlichen Verhältnissen ist unschwer die Ursache zu finden, daß ihn so ein Hauptvortheil, Beschäftigung der eigenen Arbeiter entgeht. Mehrere der bedeutendsten Eisenfabriken im Bergischen gehören frankfurter Bürgern, die auch den Verschleiß ihrer Erzeugnisse nach Frankreich, Italien, Amerika und selbst nach der Levante hin direkte besorgen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Fabrikation des Tabaks, die zwar durch die in andern teutschen Staaten eingeführten Zoll- und Mautsysteme am Platze selbst sehr in Abnahme gerathen ist, dennoch aber nunmehr von entfernten Orten durch frankfurtschen Kapitalien betrieben wird. Im Fränkischen, Baierischen blühen Etablissements dieser Art unter der Leitung frankfurter Unternehmer.

Der Handel mit Wein ist lange nicht der einzige Produktenhandel Frankfurts. Viel wichtiger ist der mit Böhmischer und anderer Schaafwolle und die Mobilitäten, unter denen solcher sich macht, verdienen hier eine besondere Erwähnung. Den Produzent dieser wichtigen Fabrikmaterials, oder dessen Aufkäuser an Ort und Stelle, würde oftmals sich genöthigt sehen, dasselbe unter sehr ungünstigen Bedingungen seinem endlichen Abnehmer, dem Manufakturisten, zu überlassen, wenn nicht der Frankfurter Kommissionär vermittelnd dazwischen träte. Dieß geschieht, indem er das ihm kommittirte Gut, Falls nicht sogleich ein anständiger Preis dafür zu erhalten ist, in seinem Gewehrsam behält, seinem Kommittenten aber zwey Drittel des eventuellen Verkaufpreises darauf verstreckt und so diesen in den Stand setzt, ohne weitere Bedrängniß, den vortheilhaftern Zeitpunkt abzuwarten.

Unter den übrigen Erzeugnissen des Landbaues, die auf hiesigen Platze einen starken und regelmässigen Absatz finden, ist das Schlachtvieh ein Hauptartikel, das vornehmlich aus Schwaben hierher kommt. Abgesehen von dem beträchtlichen Verbrauche dieses Artikels am Orte selbst und den man beyläufig auf 100 Stück Schlachtochsen wöchentlich abschätzt, ist Frankfurt auch der Platz, wo die benachbarten grössern Städte, wie z. B. Maynz, Hanau, ihren desfallsigen Bedarf einzukaufen pflegen, der jene Anzahl vielleicht um das Doppelte übersteigt.

Auch der Fruchthandel, der von Frankfurt aus, durch dessen Bürger und mit ihren Kapitalien, sey es direkte oder indirekte, unterhalten wird, trägt nicht wenig zur Ermunterung der Betriebsamkeit des Landbauers, besonders in der benachbarten so getraidereichen Wetterau, bey. Zur Beförderung dieses Handelszweiges ist in der neuen Zeit eine Verordnung*) erlassen worden, wodurch sämtliche dessen Freiheit früherhin

*) S. Gesetz- und Statuten-Sammlung der freyen Stadt Frankfurt. Band III, S. 29. „Verordnung den Getraitehandel betreffend.

beschränkende Verfügungen ausser Kraft gesetzt und besagter Handel als Jedem frey erklärt wird. Von grösserer Bedeutung indessen, als der von Frankfurt aus unmittelbar betriebene Fruchthandel ist, möchte derjenige seyn, der durch hiesige Kornhändler und vermittelst Frankfurter Kapitalien von andern Plätzen auf andere Plätze betrieben wird, ohne daß die Waare selbst hiesigen Platz berührt. Hier tritt auch wieder das Verhältniß von Frankfurt örtlicher Lage ein, zu Folge deren mancher seiner Handelszweige weniger sichtbar ist, als in den Hansestädten, die solche vom Orte aus selbst zu betreiben vermögen.

Allein nicht blos durch den Betrieb der Erzeugnisse des Landbaues befördert Frankfurt dessen Flor; es geschieht solches auch durch Darlehne auf das Grundeigenthum der Agrikulturisten, zum Vortheile auf beyden Seiten, da diese Stadt reich an Kapitalien ist, welche Anwendung suchen und daher in die umliegende Landschaft überfliessen. Zu wünschen wäre in dieser Hinsicht, daß die Gesetzgebung mancher Staaten eine vollkommnere Bürgschaft für die Sicherheit des Gläubigers gewährte, in deren Ermangelung freylich der fremde Kapitalist sich oftmals abgehalten findet, dem Begehren des seines Unterstützung bedürftigen Landbesitzers zu willfahren. Wenn ihrerseits Frankfurts Gesetzgebung die Anlage fremder Kapitalien auf hierörtliche Grundstücke hindert, so gereicht diese Bestimmung, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, der Umgegend wohl um so weniger zum Nachtheil, weil hier der Zinsfluß, gegen hypothekarische Sicherheit, sehr niedrig ist und demnach jenes Verbot, das den Zufluß fremder Kapitalien zu hemmen strebt, auch dort denselben herab drücken muß.

Wenn das hier Gesagte dahin führen möchte, den Leser auf den Standpunkt zu geleiten, von welchem aus er Frankfurts Handelsverhältnisse im allgemeinen zu überschauen in den Stand gesetzt wird, so bleiben dem Verfasser noch einige Berichtigungen über mehrere Einzelheiten übrig, wovon er hier nur die vornehmsten in Erwähnung stellen will.

Einer der Hauptzweige von Frankfurts Handelsindustrie ist der Speditionshandel, der durchaus frey von allem Zunftzwange betrieben wird. Die auf demselben haftenden Abgaben, die früherhin allerdings beträchtlicher waren, *) sind durch die neuere Gesetzgebung **) sehr ermässigt worden, so daß von dieser Seite seinem grössern Flor gewiß kein Hinderniß mehr im Wege steht. Sollte derselbe dem ungeachtet an innerer Bedeutsamkeit um äussern Umfang in der neuesten Periode abgenommen haben, so findet man hievon leicht die Ursache in den ungünstigen Konjunkturen, deren Herr zu werden ausserhalb dem Wirkungskreise von Teutschlands Einzelstaaten liegt.

Was die in Bezug auf Fremde und deren Aufenthalt zu Frankfurt statt findenden gesetzlichen Bestimmungen betrift, so ist es zwar allerdings eine Thatsache, daß solche hier beschränkender, wie in den Hansestädten sind, allein die deshalb zum Grunde liegenden Motive verdienen Berücksichtigung. Zu Folge der Seelage jener Städte, ist dort das Kommen und Gehen an der Rangesordnung; in einer Binnenstadt das Verbleiben. Es möchte daher als kluge Vorsichtsmaaß-

*) S. Gesetz- und Statutensammlung der freyen Stadt Frankfurt. B. II. S. 55 ff

**) Ebendas. B. II. S. 170. ff. Verordnung zur Erleichterung des Transithandels, wo es heißt: §. 1. „von allen zu Wasser zur Spedition aus- und eingehenden dahier überschlagen werdenden oder transitirenden Gütern wird vom 1. Merz (1820) an den bisher im 20 fl. Fuß erhobene Zoll von allen baumwollenen, leinenen, wollenen und seidenen Manufaktur- auch Galanterie- und Quinrollerie Waaren auf sechs kr:, von allen andern Transitgütern aber ohne Unterschied auf 4 kr., beides im 24 fl Fuß für den hiesigen Brutto-Centner herabgesetzt. Auch wird von gedachten Gütern, der bisher während der Herbstmesse zu entrichten gewesene Doppelzoll im 20 fl. Fuß auf den vorberührten einfachen Zoll im 24 fl. Fuß ermässigt. — §. 2. Das von Spedition- und Transitgütern bisher zu bezahlen gewesene Rentengeld wird bey flüssigen Gütern auf 2 kr. pr. B Ctr. vermindert, das trockene Speditiongut aber ganz davon befreyt und das üblich gewesene Faßgeld ganz aufgehoben. — §. 3. Die von der zur Spedition zu Land hieher eingesandten Gütern bisher zu entrichtende Niederlaggebühr von elf kr. für jedes unter einem Ctr. wiegende Collo um zwey und zwanzig kr. von allen schwerern bis zum schwersten wird nur noch von den §. 1. zuerst genannten Gegenständen beybehalten, dagegen von allen andern trocknen Gütern, (Flüssigkeiten sind ohne dieß frey) auf 2 kr. pr. Ctr. vermindert. Von Gütern, die zu Lande eingehen, und ohne bey den Spediteurs abgeladen gewesen zu seyn, durch die Wagenspanner direkt aus Wasser zur weitern Versendung gebracht werden, wird die Niederlagergebühr ganz nachgelassen. —

Zur Erleichterung des Handels mit Häuten und Pelzwaaren ist ferner unter dem 24. Sept. 1822 noch eine besondere Verordnung erlassen worden, wornach der seither von demselben an den Landthoren erhobene Zoll aufgehoben wird. — Hinsichtlich der Schaafwolle wurde bereits durch eine frühere Verordnung vom 13. August d. J. die bisherige Rentengebühr von 9 kr. pr. Ctr. abgeschaft und die Niederlaggebühr von 22 kr. pr. Ballen auf 2 kr. pr. Ctr. vermindert, so wie bestimmt, daß weder von der herein- noch herausgehenden Wolle ein doppeltzoll zu erheben sey. (G. S. S. d. f. St. Fr. B. III. P. 141 u. 144.

regeln sich herausstellen, wenn zu Frankfurt die Ertheilung des Bürgerrechts an der Bedingung einer gewissen Vermögenssumme geknüpft ist, die der Ausländer, der es nachsucht, besitzen muß, damit die Stadt sich nicht so leicht der Gefahr aussetze, daß der neu Aufgenomene ihr zur Last falle. Die Grösse der mit dieser Aufnahme verknüpften Kosten ist relativ und modificirt sich nach den besondern Verhältnissen des Individuums.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit denjenigen Fremden, die, ohne Bürger zu werden, zu Frankfurt gewinnbringende Geschäfte treiben, oder den sogenannten Permissionisten. Einer der ansehnlichsten Bankirs dieser Stadt, gehört zu ihrer Kategorie, und wenn man auch hinsichtlich ihrer in den Hansestädten weniger ängstlich ist, als in Frankfurt, so tritt dort dieselbe Rücksicht des Ab- und Zugehens den Fremden wieder ins Spiel. Die von der hier befragten Klasse der frankfurter Einwohner zu entrichtenden direkten Abgaben, bestimmen sich nach dem Umfange ihrer Geschäfte um deren Verdiensten; tragen daher den wesentlichen Charakter einer Gewerb- oder Patentsteuer, und sind, so wie diese, mehr oder minder bedeutend. Andere Fremde, die, ohne solche Geschäfte zu treiben, hier einen zeitweiligen oder dauernden Wohnsitz nehmen, sind zwar auch einer direkten Abgabe unterworfen, jedoch ist diese sehr mässig und möchte in vielen Fällen noch nach billigern Normen erheben werden, als der einheimische Bürger nach dem Fuße der von ihm zu entrichtenden Einkommensteuer bezahlt *)

Durch die hier gegebenen Berichtigungen glaubt der Verfasser den Misdeutungen zu begegnen, wozu die befragte Stelle seines Buchs vielleicht die Veranlassung gegeben haben möchte: Misdeutungen die um so tiefer ihn schmerzen mußten, da bey Abfassung jenes Werks allein der Eifer für Teutschlands Gesamtwohl ihn leitete. Durch seine dort entwickelten Idee beabsichtigte er die Wege anzudeuten, wie die seither isolirten Interessen zusammengeschmolzen, wie der unseelige Zustand der Zerrissenheit und Getrenntheit durch Herstellung eines gemeinsamen Systems, auf den Grundsätzen gegenseitiger Handelsfreyheit beruhend, in eine heilbringende Einigung umgewandelt werden möchte. Allein diesen Zweck könnte er nur erreichen, wenn er seinen Gegenstand mit Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit behandelte; Beweggründe die ausschließlich auch vorstehender Berichtigung ihre Entstehung gaben.

v. Meseritz.

*) Diese Einkommensteuer, deren Ertrag, nach der Berechnung der Wahrscheinlichkeit höchst bedeutend seyn muß, um zum größten Theil den Epigenzetats Frankfurts denken möchte, wird nach folgender Steigerung erhoben: Von 300 fl. Einkommen 3 fl. von 301 bis 3,000 fl. eins von Hundert; und von 3001 bis 8500 fl. steigt die Steuer bey jedem 500 fl. weiter um 1/4 Procent; von diesem Satze aber und so weit es reicht, werden 4 Procent als höchster Anschlag, von dem Einkommen eines Jeden, nach seinem ganzen Ertrage erleichtert.

Literatur.

Versuche über Supernaturalismus und Mysticismus. Auch ein Beytrag zur Culturgeschichte der höhern Wissenschaft in Teutschland. Mit historisch-psychologischen Aufschlüssen über die vielbesprochene Mystik in Baiern und Oberösterreich. Von Dr. J. Salat königl. baier. Rathe und Professor, 8. Sulzbach, Seidel, 1823, XVI. und 543 S. — Jeder Gebildete, der über die in dem geistigen Leben unsrer Zeitgenossen hervor tretenden charakteristischen Erscheinungen ein begründetes und reifes Urtheil zu fällen wünscht, findet in dieser innhaltreichen Schrift ein willkommenes Mittel, um die Befähigung zu einem solchen Urtheile sich zu erwerben, oder wo sie schon vorhanden ist, sie zu erhöhen. Der Innhalt derselben zerfällt in zwo Abtheilungen, deren die eine die Ansichten der Zeit von Supernaturalismus, Rationalismus, und Naturalismus und die andere die von Mysticismus, Christianismus und Monachismus wissenschaftlich erörtert: in welcher Erörterung der Verfasser seiner aus seinen frühern Schriften bekannten analytisch-kritischen Methode folgt, die die Gegenstände in ihrem Urgrunde erfaßt, folgerecht entwickelt, mit scharfem Sinne bestimmt, und unter steter Rücksicht auf die Erscheinungen und Opinionen der Zeit berichtigt und darstellt, in der Darstellung selbst aber Gründlichkeit und Klarheit glücklich vereinigt, so daß sie auf gleiche Weise dem wissenschaftlichen und dem allgemein bildenden Zweck Genüge leistet. Abgesehen von der unmittelbaren Beziehung dieser Versuche auf feste Bestimmung und Aufhellung der Begriffe erhalten sie noch ein besonderes historisches Interesse, durch den von S. 395. — 543. gehenden Anhang, der dem Leser historisch-psychologische Aufschlüsse über die Mystik in Baiern und Oberösterreich mittheilt, die eine Menge von dem Verfasser an Ort und Stelle erkundeter, bisher unbekannter Thatsachen, betreffend die frühern Erscheinung dieser Mystik im Hochstift Augsburg, den Pöschlianismus, die Wirksamkeit des Pfarrers Lindt ꝛc enthalten. Durch diesen Anhang wird das Buch eine schätzbare Quelle für die neueste Kirchengeschichte. — Ein nicht geringeres historisches Interesse in Absicht auf den Gang und Stand der literarischen Cultur in Baiern bieten die von dem Verfasser zugleich heraus gegebenen Denkwürdigkeiten, betreffend den Gang der Wissenschaft und Aufklärung im südlichen Teutschlande (8. Landshut, 1823.) dar. Auch in diesem Werke kommt, wie das Höchste der Menschheit, so das Tiefste der Wissenschaft zur Sprache, mit steter Hinsicht auf das Leben, auf Kirche und Staat. Die Freymüthigkeit, mit der der Verfasser spricht, wird ihm von vielen verdacht werden. Aber es war, wie er versichert seine Aufgabe „Wahr und Gerecht“, und wer den Muth hat, diese Aufgabe zu lösen, ist über die Bedenklichkeiten des Unternehmens mit sich schon im Reinen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzleibuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



11. Oktbr. 41. 1823.

Dem Unglück trotzen ist groß, aber es ist unweise, die Maaßregeln durchsetzen wollen, durch welche das Unglück kam.

Joh. Müller.

Die teutschen Revolutionäre.

Der Aufsatz, welcher unter der Bezeichnung: Von der Isar, am 6. September, zuerst in der Münchner politischen Zeitung erschienen und dann in der Allgemeinen Zeitung wieder abgedruckt worden ist, spricht von der Stimmung und den Planen eines Theils unserer Zeitgenossen in einem Tone, als wären die heiligsten Interessen und Verhältnisse der Menschheit von allen Seiten bedroht, und als befände sich Europa in dem Verband einer Revolution. Wir sind gewohnt diesen Ton aus den Blättern der Ultra's zu vernehmen, die der aller Belehrung unempfängliche und unzertrennlich an seinen fixen Ideen haftende Parteygeist an der Seine hervortreibt; aber es muß auffallen und befremden, wenn sein Nachhall an den Ufern der Isar erschallt, wo ein treues Volk den geliebten und angebeteten König auf seinen Händen trägt, und wo von den Gefahren einer Revolution zu sprechen eben so lächerlich wäre, als die Ängstlichkeit des zärtlichen Vaters in Stadt am Hof, der seinen erstgebornen Liebling nicht zur Taufe nach Regenspurg hinüber tragen lassen wollte, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, es könnte die Brücke brechen.

Der Verfasser des quästionirten Aufsatzes ist von dem Streben der Faktion welche den Umsturz der Thronen und der Altäre zu ihrer Aufgabe gemacht hat, genau unterrichtet, und er entwirft ein schauerliches Gemälde von dem Charakter ihrer Mitglieder. „Unsere Revolutionäre, sagt er, seyen Leute von einer bewundernswerthen Industrie, und von einer unbezähmbaren, durch nichts zu erschütternden Kühnheit, wenn auch nicht eben mit dem Schwerte, doch gewiß mit der Zunge. Von allen Seiten her noch so sehr in die Enge getrieben, finden sie immer wieder einen Weg, diese ihre gefährliche Waffe zu gebrauchen, und ihr unerschöpfliches Gift damit auszustreuen, in der Hoffnung, daß es doch wieder irgendwo eine wunde Stelle treffe, in der es eine neue Entzündung bewirke, bis endlich der ersehnte allgemeine Brand in allen Gliedern des europäischen Staatenkörpers rettungslos ausbrechen, und das grosse nie aufgegebene Ziel erreicht seyn werde." —

Muß nicht das Ausland, wenn es diese Schilderung liest, mit Schrecken und Bestürzung über den bösen Geist erfüllt werden, der in den teutschen Gauen spuckt? Muß es nicht in ihr eine wiederholte Bestätigung der verhallten Sagen finden, von der grossen teutschen Verschwörung;

die sich die Republikanisirung aller Staaten der Welt zum Ziele gesetzt hat? — Diese Eindrücke sind unvermeidlich; denn alles was der Zeuge an der Isar sagt, hat seine nächste und unmittelbare Beziehung auf Teutschland und auf eine heillose, die furchtbarsten Verderbnisse drohende Stimmung, die in der Mitte der teutschen Nation bereits besteht, oder mit Eifer erregt wird. Er nennt die Revolutionäre, von denen er spricht, die unsrigen, und er bezeichnet sie dadurch als Leute, die wir in unserm Schooße nähren. Er erinnert an die Beschränkungen, die die erschöpfte Langmuth der teutschen Regierungen gegen sie eintreten zu lassen für nöthig befunden. Er allegirt teutsche Schriften und Zeitungsblätter, in denen die Sprecher der Faktion sich vernehmen lassen. Er spricht von Gerüchten, die im südlichen Teutschlande verbreitet werden, um Zwietracht unter die Staaten zu säen und die Gemüther des Volks aufzuregen. Er bezeichnet durch alles dieses die teutsche Nation als diejenige, der das „unerschöpfliche Gift" der Revolution dargereicht wird, und deren Söhne das scheußliche Geschäfte der Giftmischerey treiben.

Man müßte es für unbegreiflich halten, wie ein Schriftsteller der mitten in Teutschland lebt, und der also der tägliche Zeuge der allgemeinen, unerschütterlich befestigten öffentlichen Ruhe, und der unaufhörlich und durch die sprechendsten Thatsachen bewährten Treue und Ergebung der Völker ist, die Frechheit haben kann, Beschuldigungen dieser Art auszusprechen; wenn man nicht wüßte, wie die leidenschaftlich ergriffene Meynung der Menschen verblende und verstocke, und wie die Partieen unserer Zeit ihren Sieg nicht durch die Kraft der Wahrheit und der Ueberzeugung, sondern durch die Keckheit und den Trotz ihrer Haltung und ihrer Rede zu bewirken streben. Die besagte Denunciation enthält deshalb nichts, was man in unseren Tagen für ungewöhnlich halten könnte; ihr Urtheil liegt überdieß in ihrer eigenen Leerheit und Nichtigkeit. Dessen ungeachtet aber muß sie die Entrüstung eines jeden patriotischen Teutschen erregen, dem doch wohl nicht zuzumuthen ist, gleichgültig dabey zu bleiben, wenn versucht wird, den ältesten und edelsten Ruhm seines Volkes zu beflecken, und es den Regierungen, denen es mit Liebe und Zuversicht gehorcht, zu verdächtigen.

Der Beobachter der Isar setzt eine der Hauptbestrebungen der Revolutionäre, die er die unseren nennt, darein, daß sie die Absichten und Gesinnungen der grossen europäischen Mächte verläumden, und ihnen ehrgeitzige Eroberungsplane andichten, und, fügt er hinzu, aus dieser trüben gehässigen Quelle seyen die Gerüchte von Territorialveränderungen im südlichen Teutschland geflossen, die erst neuerdings mit geschäftiger Sorgfalt verbreitet worden. Er sagt zugleich von diesen Gerüchten, sie seyen absurd und sie verdienen bey ihrer völligen Lügenhaftigkeit keiner Rüge. Wenn das Letztere wirklich der Fall ist, so scheint es nicht, daß die teutschen Revolutionäre sehr furchtbare Leute seyen, denn eine Partie, die ihre Sache mit Ausstreuungen von solchem Charakter unterstützt, wird schwerlich die Zahl ihrer Proselyten vermehren. Sie müssen aber auch sehr dumme Leute seyn, wenn sie das Publikum gegen die grossen Mächte durch eine Beschuldigung aufzureitzen suchen, von der die ganze Welt weiß, daß sie ungegründet ist; und dieß wäre hier offenbar der Fall, indem das politische System, das jene Mächte gegründet haben und behaupten, nur dadurch bestehen kann, daß sie auf gleiche Weise aller Vergrößerungsabsichten entsagen, und wie ernst es ihnen mit der Erhaltung jenes Systems sey, haben sie klar genug durch ihr bisheriges, nachgebendes Betragen gegen die Pforte bewiesen, was ihnen am meisten von denjenigen verdacht worden ist, die man jetzt anklagt, sie dichten ihnen arglistiger Weise ungerechte Eroberungsplane an. — Uebrigens haben sich die Salons,

die Kaffeehäuser, die Bierschenken und die Wachtstuben nie das Recht nehmen lassen, Territorialveränderungen zu projektiren und Partagetraktate über die Länder zu entwerfen. Die Regierungen haben sie auch nie in der Ausübung dieses Rechts gestört, weil sie in ihr eine Kannegießerey von sehr argloser Natur erkannten. In unserer Zeit aber nehmen, wie man sieht, die anmaßlichen Vertheidiger der Thronen die Sache anders; sie sehen in jedem Kannegießer einen Staatsverbrecher, und in jedem politischen Gerüchte — selbst wenn es auch absurd und notorisch lügenhaft wäre — das Vorzeichen oder eine Einleitung zu der bevorstehenden Revolution. So sehr sind wir in unseren Ansichten und Begriffen von den Aeusserungen der politischen Opinionen und von dem Urtheil über die öffentlichen Angelegenheiten fortgeschritten!

Indem der Prophet an der Isar seine Klagelieder singt, ist er doch von dem Furor poeticus nicht in dem Grade hingerissen, daß er, wie es vor Kurzem noch Mode war, von geheimen Bünden und Verschwörungen spricht, die in Teutschland statt haben sollen, um das gute Volk demagogisch umzutreiben und in Harnisch zu bringen. Er ist so klug, einzusehen, daß man von keinem Erfunde sprechen kann, wo man so lange mit „geschäftiger Sorgfalt" vergeblich gesucht hat. Dagegen schiebt er das ganze Geheimniß der Bosheit „den liberalen Zeitungsblättern" auf den Hals, von denen er versichert, daß sie sammt und sonders unablässig darauf ausgehen, „Argwohn und Zwietracht unter den grösseren Mächten selbst, und unter diesen und den minder mächtigen Staaten zu säen, und auf die Gemüther des Volks aufregend und beunruhigend zu wirken." Wir zweifeln jedoch, daß ihm diese Insinuation, da wo sie gelten soll, sehr verdankt werden wird, indem er mit derselben in den unglücklichen Fall gerathen ist, statt eines Kompliments eine Sotise zu sagen. Denn gewiß erweis't man den Mächten, die jetzt die europäischen Angelegenheiten lenken, keine grosse Schmeicheley, wenn man die Meynung verbreitet, daß Salonsgeschwätze und Zeitungsgerüchte vermögend seyen, den unter ihnen bestehenden Bund zu erschüttern, und man erregt keine großen Begriffe von dem durch sie begründeten politischen System, wenn man mit Ängstlichkeit von den Gefahren spricht, die die papiernen Waffen eines Journalisten denselben bereiten könnten.

Die bösen liberalen Zeitungsblätter! — Giebt es doch kein Mißverständniß, kein Unheil und keine Störung der Gesellschaft, die nicht durch sie verschuldet wäre! — Aber es muß die Frage erlaubt seyn, ob man ihnen nicht zu viel thut, wenigstens den teutschen? denn in unserem lieben Vaterlande sorgt man schon dafür, daß die Liberalität in den gebührenden Schranken bleibe, und notorischer maßen klingt die Stimme der teutschen Journalisten gegen die der französischen und englischen wie Flötentöne gegen Trompetenschall. Und was ist denn Arges in dem Texte jener bescheidenen Melodien? Unsere liberalen Journalisten wollen die Erhaltung aller bestehenden Staaten; aber sie wollen zugleich, daß diese Staaten ihre Institutionen nach den Bedürfnissen der Zeit verbessern. Sie halten die monarchische Regierungsform für die zweckmäßigste, gleich fest begründet auf dem Interesse und der Verpflichtung der Völker; aber sie halten auch dafür, daß sie durch weise Gesetze gegen Ausartungen verwahrt werden müsse, die sie zerstören würden. Sie anerkennen die Heiligkeit und die unverletzliche Legitimität des erbschaftlichen Thronbesitzes; aber sie glauben auch an die Lehre der Schrift, daß die Thronen durch Gerechtigkeit befestiget werden. Sie erklären sich gegen jedes aus dem Volke hervor gehende, auf Veränderung der Regierung gerichtete gewaltsame Streben, weil es nie in Uebereinstimmung mit der Norm des Rechts erfolgen kann, und gewöhnlich von den schrecklichsten Übeln und Verderbnissen begleitet ist; aber sie glauben auch, daß

es in der Macht der Regierungen sey, durch Weisheit, Mäßigung und Konsequenz jedem Auflehnen des Volkes vorzubeugen.

Sie anerkennen die Nothwendigkeit, die Rücksichten, die bey allen Staatsreformen auf das urkundliche Recht, auf die Geschichte und auf die durch die Zeit begründeten Institutionen zu nehmen ist; aber sie glauben auch, daß alles Bestehende vor dem Richterstuhle der Vernunft Recht geben und Recht nehmen müsse, und daß man, wenn man erwachsen ist, nicht mehr die Kinderkleider tragen könne. So anerkennen sie gleicher Weise, daß von den öffentlichen Angelegenheiten nicht anders als mit der Achtung zu sprechen sey, die nach göttlichen und menschlichen Gesetzen jeder Staatsbürger der Person des Regenten und der Würde des obrigkeitlichen Amtes schuldig ist; aber sie sind zugleich der Meynung, daß böswillige und indiscrete Urtheile über das Öffentliche für das Interesse der Regierungen bey weitem nicht so verderblich seyen, als die gewaltsame Unterdrückung der Meynungen, und ein durch die drohende Macht bewirktes oder beabsichtigtes allgemeines Schweigen. — Wenn diese Bemerkungen gegründet sind, so können wir die liberalen Schriftsteller unmöglich für so schlimme Leute halten, als man sie nun da und dort gern stellen möchte, und es leitet sich wohl die Frage dar, ob sie nicht dem Vortheile der Regenten und dem allgemeinen auf der gesetzlichen Gesellschaftsordnung bestehendem Wohl besser und redlicher dienen, als ihre Gegner, die durch das von ihnen erträumte revolutionäre Gespenst Angst und Schrecken verbreiten, die Gemüther entzweyen, und Maaßregeln veranlassen, die unmöglich zur Befestigung der Ruhe und des Vertrauens beytragen können.

Ueber die für die protestantische Geistlichkeit in Wirtemberg in Antrag gebrachte Begräbnißkasse.

(Eingesandt.)

Was irgend zur Verbesserung des äussern Wohls der protestantischen Geistlichen in Wirtemberg oder der Familien derselben geschieht, muß, selbst wenn es auch nicht sehr bedeutend wäre, mit Dank anerkannt werden. Die projektirte Begräbnißkasse verheißt den Hinterbliebenen eines jeden verstorbenen Geistlichen, unmittelbar nach erfolgtem Todesfalle, die baare Bezahlung von 100 Gulden. Es mag Mitglieder dieses Standes geben, die, vom Glücke begünstigt, diese Summe nicht zu achten, Ursache haben. Aber auch von diesen fordert der Sinn für das Interesse ihrer Genossenschaft, daß sie sich an das Institut anschliessen, um dadurch sein Gedeihen und seinen Bestand zu fördern, denn die Unterstützung, die dasselbe beabsichtigt, wird für die Wittwen und Waisen der grossen Mehrheit sehr wohlthätig, erleichternd und tröstend werden.

Die Zeiten sind vorüber, wodurch die Ersparnisse von dem Ertrage der Pfarr- und Schulämter jene Unterstützung hätte entbehrlich werden können. Es vereinigt sich alles, diesen Ertrag immer mehr zu vermindern. Die gesunkenen Preise der Ackerbauprodukte haben ihn in manchen Stellen auf das Drittel, in einigen auf die Hälfte zurückgesetzt. Denselben Ausfall führt die allgemeine Verarmung des Volks in den Accidentien und Geschenken herbey, während sie die Ansprüche der Dürftigen und der Bettler in gleichem Verhältnisse erhöht. Die neue Weise, die Zehenten, während der Sedisvakanzen, auf eine Reihe von Jahren, an die Gemeinden zu verleihen, schlägt tiefe Wunden, während die Hoffnungen für das Alter, die sonst die Gegenwart erträglich machten, nun in dem

Bodenlosen des Verbesserungsfonds versinken. Zugleich wird das dürftige Einkommen versteuert, die Amtsausgaben mehren sich und die Familienbedürfnisse werden immer kostbarer. Man sieht, daß unter solchen Umständen jede Gabe, also auch die aus der Begräbnißkasse, mit Dank zu empfangen ist.

Es ist alles, was über die Bildung dieser Kasse beantragt wird, zweckmässig und folgerecht, und der bereitwilligen Aufnahme sicher. Dagegen aber erregt die Bestimmung grosse und gerechte Bedenklichkeiten. „Daß die Mitglieder, „welche nur ein oder wenige Jahre beygetragen „nicht die vollen 100 fl., sondern diese erst nach „zehnjährigem Beytrage, dagegen im ersten Jahre

Die Kasse bezahlt:

im 1ten Jahre	a: 37 fl.	—	1332 fl.
— 2 — —	a: 44 fl.	—	1584 fl.
— 3 — —	a: 51 fl.	—	1836 fl.
— 4 — —	a: 58 fl.	—	2088 fl.
— 5 — —	a: 65 fl.	—	2340 fl.
— 6 — —	a: 72 fl.	—	2592 fl.
— 7 — —	a: 79 fl.	—	2844 fl.
— 8 — —	a: 86 fl.	—	3096 fl.
— 9 — —	a: 93 fl.	—	3348 fl.
— 10 — —	a: 100 fl.	—	3600 fl.
			24,660 fl.

Insofern aber in jedem Jahre 36 Mitglieder der Gesellschaft sterben, die durch neu eintretende ersetzt werden, so hat die Kasse in jedem Jahre für eben so viele den Betrag vom ersten Jahre, nämlich 252 fl., von der Hauptsumme abzuziehen, oder weniger zu bezahlen, und ihr Gewinn steigert sich mit dieser nämlichen Summe; nur im ersten Jahre nicht, wo alle Gesellschaftsmitglieder gleiches Alters, rücksichtlich ihres Eintritts in die Gesellschaft, auch gleiche Ansprüche an die Kasse haben, welche die volle Betragssumme von 1332 fl. den Hinterbliebenen von 36 Geistlichen zu bezahlen hat, ohne etwas in Abzug bringen zu können; daher der Zuwachs des Gewinns der

„37 fl., im zweyten 44 fl., im dritten 51 fl. u. s. „w. erhalten sollen.“ Das daraus entstehende Surplus aber soll der Wittwenkasse, als Vergütung des Vorschusses, den sie der Gesellschaft das Jahr hindurch leistet, zufallen.

Welcher Gewinn die letztre hierdurch erlangte, ergiebt sich aus folgenden Berechnungen. Von den in Wirtemberg lebenden 1050 Geistlichen sterben jährlich 36. Wenn die Hinterbliebenen eines jeden 100 fl. erhalten, so beträgt dieß im Ganzen 3,600 fl., in die Kasse aber fließt jährlich, den Beytrag zu 3 fl. 26 kr., 3,605 fl. Wird nun nach dem vorgeschlagenen Verhältnisse bezahlt, so ergiebt sich folgendes Resultat:

Die Kasse gewinnt also:

im 1ten Jahre	—	2273 fl.
— 2 — —	—	2021 fl.
— 3 — —	—	1769 fl.
— 4 — —	—	1517 fl.
— 5 — —	—	1265 fl.
— 6 — —	—	1013 fl.
— 7 — —	—	761 fl.
— 8 — —	—	509 fl.
— 9 — —	—	257 fl.
— 10 — —	—	5 fl.
		11,390 fl.

Kasse mit dem zweyten Jahre mit 252 fl. beginnt, weil sie eben so viel weniger von diesem Jahr an zu prästiren hat. Innerhalb 9 Jahren beträgt dieß —:· 2268 fl., welche Summe zur Ausgabe der Kasse gestellt, und in Abzug gebracht, beträgt die Total-Ausgabe in 10 Jahren —:· 22,392 fl. und der Totalgewinn der Kasse innerhalb dieser Zeit 13,658 fl. Gesetzt die Kasse würde mit dem letzten December des nächsten Jahres die auf das erste Jahr treffende Summe von 1332 fl. ausbezahlt haben, welche für das ganze Jahr berechnet (was aber nicht angeht, weil die 36 Geistliche nicht im letzten Monat des Jahrs sterben) nur 66 fl. 36 kr. zu 5 Procent betragen;

so hat sie dagegen am Anfange des Jahres schon 2273 fl. Überschuß, welche ihr bis zum Ende desselben 113 fl. 39 kr. Zins abwerfen; welcher Zins in 10 Jahren, nach seiner sinkenden Gradation berechnet, 682 fl. 54 kr. ausmacht. — Hiernach gäbe die Wittwenkasse nicht nur keinen Kreuzer Vor- oder Zuschuß, sondern bezöge von den Geistlichen und Schullehrern des Landes innerhalb 10 Jahren

einen Capitalgewinn von 13,658 fl. —
— Zinsertrag von 682 fl. 54 kr.

—:— 14,340 fl. 54 kr.

folglich bestände während dieser Zeit der reine Totalgewinn in 14,340 fl. 54 kr., und bey 50jähriger Fortdauer in 71,704 fl. 30 kr.

Es kann Niemand wollen, daß die Wittwenkasse von der Begräbnißkasse solche Vortheile ziehe; dagegen ist nothwendig, daß die letztere ihre Unterstützungen immer sogleich nach erfolgtem Todesfalle leiste. Dieß wird, ohne daß man die Wittwenkasse bemühe, dadurch möglich gemacht, daß die Mitglieder ihre Beyträge immer am Anfange des Jahres pränumeriren, wobey es denn, das Verhältniß von 36 Sterbfällen angenommen, nie an Geld fehlen wird. Man vermeidet dadurch eine sehr kostbare Verzinsung des zu leistenden Vorschusses, und die Wohlthat der Anstalt wird allen ihren Mitgliedern auf gleiche Weise zu Theil.

Der Dom zu Maynz.

Aufruf an Teutschlands Mächtige, Edle und Gute.

Eine wichtige vaterländische Stadt, deren oft glänzende, oft auch traurige Berühmtheit das Interesse unseres ganzen gebildeten Welttheils geweckt, richtet einen Aufruf an das gesammte Teutschland, um ein Monument der ersten Größe zu erhalten, welches in geschichtlicher Hinsicht nicht ihr allein, sondern unserer ganzen Nation angehört.

Es ist der Dom zu Mainz: dieses Heiligthum, aus dessen Hallen sich das Licht der christlichen Aufklärung und somit die Kultur und die Glückseligkeit der Menschheit über den ganzen Norden unseres Welttheils verbreitete.

Die Erhaltung des Doms zu Mainz für die fernere Zeit liegt demnach im Interesse aller Verehrer der Religion, der Kunst und ihrer Geschichte. Durch den grossen Erzbischof Willigis am Ende des zehnten Jahrhunderts (978 bis 1011) erbaut, oft ganz oder zum Theil zerstört und nur wieder theilweise hergestellt, bietet dieses herrliche Gebäude in seiner Totalität und in seinen Theilen die fortlaufende Geschichte der teutschen Kunstkultur dar; eine lebendige Urkunde aus vielen Jahrhunderten, ein historisches Archiv der Denkmäler der Baukunst von beinahe tausend Jahren, mit jedesmaligem Gepräge der in jeder Epoche in andern Formen blühenden Kunst. Eben so verhält es sich mit den Denkmälern der Bildhauerey an den Grabmälern und Statüen während einem gleichen Zeitraume.

Die Erhaltung dieser Denkmäler liegt im Interesse der Kultur und politischen Gefühle des deutschen Vaterlandes, sie spricht unsern Patriotismus an. Es giebt selten eines der edlen Geschlechter Teutschlands, dessen Schicksal in die Geschichte der Nation eingreift, von dessen Ahnen dieser herrliche Tempel keine Denkmäler unter der Aegide des frommen Glaubens aufbewahrt. Hier im Mainzer Dom finden die Mächtigen, Grossen und Edlen Teutschlands in Altären und Standbildern Erinnerungen an Familien-Namen, deren Strahlenkrone, gleich einem grössern Gestirne, aus der dunklen Vorzeit hervorleuchtet.

Hier verweilt der denkend fromme Forscher, da er im Mainzer Dom über den Gräbern der Edlen der Vorwelt zwischen den Denkmälern der Religion und der Kunst in ernster Betrachtung herumwandelt, vor dem Bildnisse Siegfried III., welcher die segnenden Hände über die von ihm gesalbten römischen Könige Heinrich v. Thüringen und Wilhelm v. Holland erhebt; dort vor jenem des Erzbischofs Peter v. Aspelt (Aichspalt) mit den ihn umgebenden Figuren der Kaiser Heinrichs VII., Ludwigs v. Baiern und des böhmischen Königs Johann. Vorwärts schreitend wird sein Blick von der schönen Statüe des grossen Kardinals Albert v. Brandenburg gefesselt, welche mit ihren kunstreichen Umgebungen den erhabenen Standpunkt beurkundet, auf welchem dieser weise Lenker der damaligen Ereignisse Kunst und Wissenschaft gehoben hatte; jetzt tritt er vor das Denkmal Diethers v. Isenburg, des Stifters der Mainzer Hochschule, dessen Schicksale ganz allein schon als ein Compendium der deutschen Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts gelten dürften; und er vergleicht hier die Leistungen der vorrückenden Zeit mit den geschichtlichen Ergebnissen, an welche ihn die Bilder und Inschriften von Adolph I. und Johann II. v. Nassau, Konrad II. v. Weins-

berg und des Rheingrafen Konrads III. erinnert haben, um wieder vor dem Grabsteine des Herzogs Albert v. Sachsen zu verweilen. Nun stellt sich dem denkenden Wanderer die Geschichte der folgenden Jahrhunderte lebendig vor die Seele bey dem Anblicke der Denkmäler Bertholds v. Henneberg, Jakobs v. Liebenstein, Uriels v. Gemmingen, Daniels Brendel v. Homburg, Wolfgangs v. Dalberg und so weiter, bis ihn das Gemüth erhebende Bild des Friedensstifters Johann Philipp v. Schönborn mit den vorübergegangenen Schrecknissen des dreyßigjährigen Krieges aussöhnt.

Jetzt erbauen meist feiedliche Erinnerungen den schauenden Forscher, indem sie ihn mittelst der marmornen Statüen der folgenden Metropoliten und Reichskanzler aus den Familien von Heussenstamm, Greifenklau von der Leyen, Metternich, Ingelheim, Elz, Ostein, Bassenheim, und Breidenbach, bis in die Nähe unserer Zeit begleiten, und durch deren Verwandtschafts-Verzweigungen die Theilnahme der meist noch jetzt blühenden adelichen Geschlechter Teutschlands anrufen — Wir haben diese Heiligthümer Eurer Familien, die Gräber Eurer Vorfahrer unter Stürmen und Verfolgung, mit Gold und Mühe treu bewahrt und gerettet, wir beschäftigen uns fortwährend, diese zum Theil verstümmelten Monumente würdig herzustellen; aus dem Stein und Marmor ihrer errungenen Bildnisse, aus den Inscriptionen ihrer Grufttafeln, von jener der Gemahlin des Kaisers Karl des Großen (794) bis zu der Grabschrift Georg Christians, Landgrafen von Hessen (1677) scheint der Fürspruch zur Unterstützung unserer Bitte hervorzugehen: Helfet erhalten, vollenden, was wir nach erschöpfter Kraft durch bereits gebrachte grosse Opfer nicht mehr selbst zu thun vermögen; denn welchen Wechsel es auch immer mit der Kultur des menschlichen Geschlechtes noch geben mag, nur mit dem Geschlechte selbst wird der religiöse Sinn und dessen Erhaltung durch äussern Kult erlöschen.

Gleich wichtig erscheint dieses herrliche Monument wegen diesen und seinen weitern innern Reichthümern für jeden Pfleger irgend einer wissenschaftlichen Forschung, indem dessen geistiges Interesse bey deren Anblick nicht unangeregt bleiben kann; denn entziffert der Antiquar die Grabschriften der Kaiserin Fastrada und die in Erz gegossene Urkunde Adalberts I. auf den Thürflügeln des Haupteingangs, so bewundert der Künstler die vortrefliche Gußarbeit an dem grossen Taufsteine vom Jahre 1328, und die kunstreichen Chorstühle mit ihren 18 schönen Figuren, oder die Massiven am Denkmale Wilhelms v. Gymnich, so wit am Grabmale des Domprobstes v. Breidenbach. Der Diplomat wird dem berühmten Arnold v. Thurn ein dankbares Andenken widmen, wenn er vor dem Grabsteine dieses Theilnehmers an dem größten Ereignisse seiner Zeit, dem grossen rheinischen Sicherheitsbunde vom Jahre 1254, steht, während der Dichter die Lieder Heinrich Frauenlobs, des Meistersängers aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts, zurückruft, wenn er die dankbaren Frauen hier auf seinem Denkmale ihren edlen Freund zu Grabe tragen sieht. Der Aufblick zu dem Monumente des Grafen v. Lamberg, welcher dem Heldentodte für das Vaterland im Jahre 1689 vor Mainz erlag, wird nach Jahrhunderten noch dem edlen Krieger die Würdigung des ächten Ruhms darstellen, welchem der geistvolle Bildner so muthentflammend zu huldigen verstand, indessen der fromme Verehrer der christlichen Vorzeit die Grüfte der Heiligen aufsucht welche dieser erhabene Tempel umschließt.

Der Dom endlich, gehört als christliche Kirche uns allen ganz vorzüglich an. Sie ist eine der ältesten Prachtkirchen Teutschlands, und wenn auch die früheren politischen Verhältnisse es unmöglich machten, dem Mainzer Dom den mehr als tausendjährigen Besitz einer erzbischöflichen Kirche zu erhalten, so bleibt er doch für die Zukunft die Hauptkirche des Hessischen Bisthums.

Der Dom hat in seinem gegenwärtigen Zustande die Länge von 350, und die Breite von 140 Fuß, und das kühne Gewölbe ruht auf 56 Pfeilern. Dieser Charakter von Grösse und Festigkeit drückt zugleich sinnlich aus, die Erhabenheit und Untilgbarkeit des religiösen Gefühls, das auf mancherley Art zu wecken, zu nähren und fortzuerhalten seine hohe Bestimmung ist; und obgleich in den Flammen der Belagerung von 1793 als ein Brandopfer für Teutschlands Rettung zum größten Theil untergegangen, und bis zum Jahr 1807 noch mehr einer Ruine, als einem Gottestempel ähnlich, verdankt der Mainzer Dom seine jetzige Erhaltung und theilweise Wiederherstellung allein dem frommen Eifer des letzt verstorbenen hochwürdigen Bischofs, — dessen wir hier noch mit inniger Verehrung erwähnen, — und welchen die Bewohner der Stadt, die Stadtkasse, und die frühere Diöcese so kräftig unterstützt haben, daß nun schon die Blicke des Christen wieder mit Wohlgefallen auf diesem Gotteshause verweilen.

Durch freywillige Beysteuer im Betrage von 21,975 fl. wurden von 1803 bis 1809 die Gewölbe und der stark beschädigte Hauptthurm wieder ausgebessert, neue Thore in ihre Angeln eingesetzt, die eingebrochenen Fenster wieder hergestellt, und die Altäre aus ihrem Schutte wieder emporgerichtet; und seitdem betragen die von Seite des Domkapitels bis jetzt gemachten Verwendungen, eine Summe von 54,224 fl. Im Jahre 1810 wurden zwey Prozent vom Frank der öffentlichen Auflagen zu dem Zwecke, das nur nothdürftig mit Brettern gedeckte Dombach wieder herzustellen, in der damaligen Diöcese, dem Departemente Donnersberg, drey Jahre lang, im Gesammtbetrag von 50,000 Franken gesammelt. Diese letzteren Gelder wurden durch die letzte Blokade von Mainz 1813, durch den damaligen französischen Gouverneur zum Kriegsdienste erhoben, und so ihrer geeigneten Bestimmung entwendet; und nur durch ein Geschenk der städtischen Kasse von 1000 fl., und einen bis jetzt als unverzinslich geleisteteten Vorschuß von 10,400 fl. aus demselben städtischen Fonde im Jahre 1822, konnte dem dringenden Bedürfnisse, das Dach des Schiffes ordentlich herzustellen, gesteuert werden.

Die Stadt Mainz, die selbst so viele Wunden zu hei-

len, hat demnach bereits alles gethan, was sie thun konnte, und so bekundet, zu welchem Opfer sie religiöser Trieb, der mit ihm verwandte Kunstsinn für das Alterthümliche, und die Achtung für vaterländische Monumente der Geschichte bewegen könne.

Es ist nun aber wegen dem drohenden Einsturze der beyden Abseitendächer des Doms, hohe Zeit, daß kräftige Hand angelegt werde, dieses Monument Teutschlands, dieses Denkmal der grossen Kraft unserer Voraltern, der Nachwelt zu erhalten. Wir haben gegründete Hoffnung, daß die milden Beyträge der Bewohner der Stadt Mainz abermals beträchtlich seyn werden, aber dies alles wird noch nicht hinreichen, das grosse Ganze ohne auswärtige Theilnahme zur Vollendung zu führen; denn zur Verhütung des Zusammensturzes der drey ausgebrannten Seitenthürme, und zur übrigen Herstellung des äussern Domgebäudes, so wie zur würdigen Herrichtung seiner Denkmäler, ist nach dem Ueberschlage des großherzoglichen Baudirektors Herrn Arnold, eine Summe von 75,000 Gulden erforderlich.

Darum dürfen diejenigen, welche alles thaten, was sie konnten, um den schönen Zweck zu erreichen, sich nun auch zuversichtlich an Alle wenden, welche durch ihre Liebe für das Vaterländische Grosse und Gute, unserm Intresse einheimisch geworden sind: und ihre Zahl ist groß, denn wie könnte sich ein gebildeter Teutscher einem Gegenstande ganz entfremden, welcher jedem Zweige des grossen Volksstammes irgend eine Blüthe der Erinnerung bewahrt. So möge sich denn bald dieses Monument Teutschlands aus verschwindenden Trümmern zur Herrlichkeit seines frühern Glanzes erheben und es weit umher dem bewundernden Auge verkünden, daß Teutschland auch an seinen fernsten Gränzen, sein nationales Gesammteigenthum zu würdigen wisse; daß die für alles Gute und Grosse empfängliche Gegenwart nicht nachstehe der kühnen Vergangenheit; denn unser durch den Drang der Verhältnisse erzeugter, gegenwärtiger Aufruf berührt ja die höchsten Interessen, das der Religion und des mit ihr verwandten Gefühls für Alterthum und Kunst.

Um das vorgesteckte Ziel auf eine geeignete und sichere Art zu erreichen, hat das Kapitel des Mainzer Doms, vereinigt mit dem Stadtrathe, unter höchster Genehmigung eine Kommission gebildet; welche aus dem Herrn General-Vikarius und dem Herrn Bürgermeister, zwey Kapitularen, zwey Stadträthen und zwey notabeln Bürgern besteht. Diese Kommission soll sich ganz allein mit diesem Gegenstande befassen, und das eingehende Geld soll einzig und allein zur Herstellung dieses Monuments Teutschlands und insbesondere der darin enthaltenen Epitaphien, welche zum Theil stark durch den Krieg beschädigt worden, verwendet werden. Die Namen derjenigen, welche zu diesem edlen Zwecke beytragen, sollen bekannt gemacht werden, und eine Tafel, worin die Namen aller Wohlthäter eingegraben, soll in der Nähe des Monuments des Meistersängers Frauenlob errichtet, der Nachwelt zeigen, daß unsere lebende Generation für die Monumente der Kunst und der vaterländischen Geschichte nicht gleichgültig war.

Die hierzu bestellte Kommission.
J. J. Humann. Frhr. v. Jugendfeld.
W. Dietler. F. Werner. Reuß.
Pitschaft. Lauteren. Baron Mapes.

Mainz, im August 1823.

Über ein Thema aus der frühesten Geschichte von Rom.

Montesquieu bemerkt, jene Werke der Baukunst, welche schon im Alterthum die Welt mit dem Erstaunen erfüllt, und noch heut zu Tage von der Macht Roms eine so hohe Idee geben, seyen zu den Zeiten der Könige gegründet worden. Ein teutsches Provincialblatt *) indem es diese Worte wiederhohlt, begleitet dieselbe mit der Betrachtung: „Die unumschränkte Gewalt war es also in Rom, wie in Aegypten, die das Kolossale der „Kunst schuf; sie war es aber auch, welche den Grund zur „politischen Größe Roms legte." Wenn diese Betrachtung angestellt worden ist, um durch sie auf das Glück und den Segen der unumschränkten Gewalt aufmerksam zu machen, so müssen wir sie für verfehlt erklären. Zwar ist nicht zu läugnen, daß diese Gewalt in der Hand grosser Regenten, denselben oft zum Mittel gedient, kolossale Kunstgebilde hervorzubringen, und die Macht der von ihnen beherrschten Staaten zu erweitern und zu befestigen. Aber wo diese Erfolge irgend zu Stande kamen, lag der Grund nicht in der Unbeschränktheit der Gewalt, sondern in der Persönlichkeit derer, die sie geübt, und gegen die kraftvollen und edlen Selbstherrscher, die ihren Namen durch herrliche Kunstprodukte verewigt, und ihre Reiche groß und mächtig gemacht haben, nennt die Geschichte eine lange Reihe von Despoten, unter denen die Kunst verfallen oder der Laune dienstbar geworden, die Völker aber verschlechtert und die Staaten an den Rand des Verderbens geführt oder untergegangen sind. Das Beyspiel von Rom ist aber nicht geeignet, jene Apologie der unbeschränkten Gewalt zu unterstützen, es enthält vielmehr den Beweis für das Gegentheil. Denn die Könige, welche den jungen Staat von seinem Ursprunge an bis zum Umsturze des Thrones beherrschten, hatten nichts weniger als absolute Macht; sie waren im Gegentheile nichts anders als Häupter eines seiner Natur nach republikanischen bürgerlichen Vereins. Das Volk wählte die Könige, gab die Gesetze und beschloß die Kriege; über ihm stand der Senat, der in allen Sachen, die ihm vorgelegt wurden, in höchster Instanz entschied; was von dem Volke und dem Senate beschlossen war, wurde von dem Könige vollzogen. Die Römer wachten sehr eifersüchtig für die Erhaltung dieser Verfassung. Selbst Romulus, der Gründer des Staats, als er die ihm anvertraute Gewalt zu herrisch gebrauchte, büßte dafür mit seinem Leben; Lucius Tarquinius aber, als er das Scepter, dessen er durch Gewalt sich bemächtigt hatte, in tyrannischer Weise handhabte, schloß die Reihe der Könige. — Es war also nicht die absolute Regierung, welche in der ersten Periode von Rom, das Kolossale in der Kunst schuf und die Fundamente zu der spätern politischen Bedeutung des beginnenden Staats legte. Den wahren Grund dieser Erscheinungen hat Montesquieu angegeben, indem er sagt: „Die Hauptursache des Glücks der Römer „sey darin bestanden, daß ihre Könige fast lauter grosse „Männer gewesen. Man finde in der Geschichte sonst nirgends eine so ununterbrochene Reihe ausgezeichneter Staats„männer und Feldherren."

*) Allgemeines Intelligenz-Blatt des Jart-Kreises; 1823. Nro. 37. S. 291.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



18. Oktbr. 42. 1823.

Wahrheit suchen wir beyde, Du aussen im Leben, Ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es aussen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Schiller.

Noch mehr von dem Pfarrer Lindl.

Nachdem früher schon von dem berühmten Mystiker, Ignaz Lindl, in diesen Blättern die Rede gewesen *), und die religiöse Denkweise, die ihm inne wohnt, sich in Teutschland immer weiter verbreitet, und immer anziehendere Erscheinungen hervor bringt, so mögen nähere Notizen von seinem Leben und Wirken **), für alle diejenigen Leser interessant seyn, denen die Frage nicht gleichgültig ist, welche Zeit es jetzt im Reiche Gottes sey?

Lindl war Pfarrer zu Baindlkirch, unweit Friedberg in Baiern, als er mit Goßnern in Verbindung kam, der bekanntlich mit sehr viel Thätigkeit und Erfolg wirkte, um die mystische Religionsansicht in dem katholischen Teutschlande zu verbreiten. Früher schon hatten Zimmer und Sailer vorbereitend auf Lindl'n gewirkt; Goßner's Einfluß aber verstärkte ein gleichgesinnter Pfarrgehülfe, Martin Völk, eine Reise zu den Mystikern in Basel und dann die Nähe des durch seine frühere ähnliche Wirksamkeit im Allgäu bekannten Martin Boos. Schon nach seiner Zurückkunft von Basel hat Lindl seine Gemeinde von der Kanzel aus um Verzeihung, daß er sie bisher den rechten Weg nicht geführt habe. Er hielt Abendpredigten an den Sonn- und Feyertagen. Zugleich sammelten sich die Empfänglichen um ihn in seinem Pfarrhause. Sein Ruf breitete sich aus. Viele kamen aus weiter Entfernung herbey, um seine Predigten zu hören oder ihm eine Generalbeicht abzulegen. Dieß erregte den Neid. Aufgehetzt von einem Dekan entstand eine förmliche Klage gegen den Pfarrer von Baindlkirch; die Gerüchte, die sich damals von dem Pöschelschen Mysticismus verbreiteten, unterstützten die Sache; die weltliche Macht vereinigte sich mit der geistlichen; Lindl wurde nach Augspurg citirt und daselbst verhaftet; auf seine Pfarre sollte er nicht mehr zurück; kaum daß ihm noch der pfarrliche Charakter erhalten werden konnte. Umsonst baten, flehten und jammerten die Baindlkircher, daß ihnen ihr geliebter Pfarrer nicht entrissen werden möchte. Ein Assessor des Landgerichts, zu dem die Pfarre gehörte, hatte naiv geäussert: „Es „sey nicht zu sagen, wie Lindl die Gemeinde „verderben habe. Wer im Wirthshause einen

*) S. N. Nat. Chr. d. T. 1820, Nr. 47.

**) Der in dem vorletzten Stücke angezeigten Schrift des Herrn Dr. Salat auszüglich enthoben.

„Fluch oder eine Zotte vorgebracht hätte, wäre „gewiß von den Leuten hinaus geworfen worden."

Aus seinem Gefängnisse wurde Lindl auf die Pfarre Gundremmingen, bey Lauingen an der Donau, versetzt. Bald machten auch hier seine Predigten solchen Eindruck, daß erst Leute aus der Nähe, dann auch aus der Ferne, besonders Pietisten aus dem angränzenden Wirtemberg, herbey kamen. Im Frühling und Sommer 1819 wurde der Zulauf so stark, daß er in der Kirche nicht mehr predigen konnte. Man sah oft zwanzig bis dreyßig Equipagen zusammen kommen. So predigte er dann im Freyen, auf einer Wiese die einen Berg hinan gieng, vor 5 — 6000, ja vor 8 — 10,000 Zuhörern. Die Predigt dauerte gewöhnlich nahe an zwey Stunden. Der gemischte Haufen war so still, daß man, hätte der Pfarrer nicht gesprochen, den Fall einer Stecknadel hören konnte.

Die neue Erscheinung in Gundremmingen erregte in Augspurg neues Aufsehen. Man setzte besondere Triebfedern oder Umtriebe als Ursache derselben voraus. Es wurde der Antrag gemacht, Lindl soll im Stillen aufgehoben und nach Dorfen in das Priesterhaus abgeführt werden. Goßner gab von diesem Antrage seinem Freunde Nachricht, da entfloh derselbe von Gundremmingen, aber nicht aus dem Lande, sondern nach — München zu dem russischen Gesandten, der dann der baierischen Regiegierung die Anzeige machte, daß Lindl einen Ruf nach Petersburg von seinem Monarchen erhalten habe, und deßhalb auf Schutz und Sicherheit zu rechnen berechtigt sey. Wahrscheinlich war dieser Ruf von dem Herrn von Berkheim, dem Tochtermann der Frau von Berkheim, eingeleitet worden, der, als er mit seiner Schwiegermutter durch Teutschland nach Rußland zurück zog, vermittelst einer Seitenreise die Frommen in Augspurg besucht hatte.

Lindl gieng wieder auf seine Pfarre zurück, und predigte noch freymüthiger als zuvor gegen falschen Katholicismus, Pfaffenthum und Möncherey, als aber die Ausrüstungen zur Reise fertig geworden waren, trat er dieselbe im November 1819 an. Als er schied, war seine ganze Gemeinde vor dem Pfarrhause versammelt; die Kinder sollten den Scheidenden mit einem Gesang begleiten, aber alle ihre Töne zerflossen in lautes Weinen; so war es auch bey den Alten. Angekommen auf der ersten, zweyten und dritten Poststation, wurde der geliebte Pfarrer von jungen Burschen aus seiner Gemeinde freudig empfangen und weinend verabschiedet.

Seine Schwester, die ihm sein Hauswesen besorgt hatte, konnte ihn, wegen Kränklichkeit, in dieser Jahreszeit nicht begleiten. Die Schwester des oben gedachten frommen Caplans Völk aber, die ihr seit Jahren in ihren Geschäften beygestanden, trat mit dem Scheidenden den Zug ins ferne Land an. Sie war fromm, ziemlich hübsch und 24 Jahre alt. Darin fand man eine Erklärung der Nachricht, die im J. 1821 öffentliche Blätter, nach einer Mittheilung der Kreisregierung in Augspurg, bekannt machten, daß der Pfarrer Lindl geheurathet habe.

Angekommen in Petersburg wurde er sogleich zu dem Kaiser gerufen. Der Monarch unterhielt sich eine Stunde mit ihm. Bald darauf erschien der bekannte Ukas, der die Jesuiten erst aus der Hauptstadt und dann aus ganz Rußland verwies. Es ist deshalb nicht ohne Grund gesagt worden: „Vertrieben die Jesuiten den Pfarrer Lindl aus dem Bisthum Augspurg, so vertrieb der Pfarrer Lindl die Jesuiten aus Rußland."

Sic ludit in humanis divina potentia rebus!

Der Berufene erhielt als katholischer Pfarrer in Petersburg 6000 Rubel Besoldung, nachdem er in Gundremmingen kaum 800 fl. gehabt hatte. Auch in seinem neuen Kreise trat er vor einem grossen Publikum und mit ausgezeichnetem Beyfall auf. In den Briefen, die er nach Baiern schrieb, wehte ein apostolischer

Geist, doch nicht ohne die besondere mystische Form. Von Aufforderungen ihm nachzufolgen, war überall keine Spur darin.

Ein Jahr mochte er in Petersburg gelebt haben, als er die Nachricht empfieng, wie schlimm es seinem Lehrer und Freunde Goßner in Düsseldorf ergehe. Derselbe wurde verketzert, die Verbreitung seiner Bibelübersetzung gehemmt, seine Wirksamkeit eingeengt, sein Leben verbittert. Nun entschloß sich Lindl nach Odessa zu gehen, seine Stelle in Petersburg aber Goßnern zu überlassen. Die Sache ward vollzogen.

Was zu diesem Entschluß beytragen mochte, war Lindl's Verhältniß zu den Hinterlassenen in Baiern. Er hatte die Aussicht für sie eine Colonie bey Odessa anlegen zu können. Denn zu der Sehnsucht nach seiner Person war ein neuer Grund gekommen. Die Polizey legte Soldaten nach Gundremmingen, um die Schwärmerey zu unterdrücken. Wie nun die Leute zusammen kamen, um zu lesen, zu beten rc., wurden sie auseinander getrieben. Das erregte sehr böses Geblüt. Man wendete sich an den geschiedenen Lehrer, und so kam, nachdem die Aussicht von Odessa gegeben ward, die Auswanderung mehrerer Familien aus dem Pfarrorte und aus der Nachbarschaft zu Stande.

Lindl hatte indessen in Odessa, als „Propst“, kein gutes Loos gefunden. Entfernt von Petersburg begegnete ihm manche Schwierigkeit in Betreff der Seinigen. Die Mönche, die in jener Handelsstadt den Gottesdienst versahen, und die daselbst sich aufhaltenden italienischen Kaufleute, setzten sich ihm feindlich entgegen. Es kam so weit, daß er seines Lebens nicht mehr sicher war. Nach seinem Wunsche ward sodann ihm und denen, die ihm nachgefolgt waren, ein Bezirk in Bessarabien angewiesen. Goßner lebt dagegen ruhig in Petersburg mit derselben Besoldung von 6000 Rubel, während der „Propst“ Lindl ohne Zweifel eine

noch grössere hat, und wirkt als katholischer Pfarrer in einem weiten, schönen Kreise. Der Beyfall, dessen er als Prediger genießt, ist so groß, daß ihm eine neue Kirche nöthig ward, für welche 3000 Rubel Miethzins bezahlt wird.

Von den Kanzeln vieler Geistlichen im Bisthum Augspurg, besonders jener aus der Jesuitenschule von St. Salvator, erscholl mittlerweile die Polemik gegen Mystik und Mystiker. Denn wie der Pfaffe — der nicht mit dem Geistlichen zu verwechseln ist, — sonst durch fromm tönendes Geschwätz seinen unchristlichen Wandel zu decken suchte; so ergriff nun da und dort ein solcher den gegebenen Anlaß, in den Augen seiner Gemeinde sich als einen eifrigen und rechtglaubigen Mann und als einen wahrhaft (?) katholischen Priester darzustellen. Auch gab es allerdings Bessere, die blos von dem Eifer, indem ihnen nur die nähere Sachkenntniß fehlte, zu weit getrieben wurden. Doch öfters drang die Roheit vor, und selbst das Bestreben, sich dem Vikariate beßtens zu empfehlen, verband sich mit demselben. Einer dieser Zeloten hielt sogar eine anti-mystische Predigt, in deren beyden Theilen er die Sätze durchführte:

I. Der Lindl läßt sein Gesind'l nicht,
II. Das Gesind'l läßt den Lindl nicht.

Daß übrigens auch würdige und helldenkende Seelsorger gegen die mystische Schwärmerey aufgetreten, soll und kann nicht geläugnet werden. Solche warnten auf eine eben so gute Art, als mit gutem Grunde, vor dem mystischen Unfuge, — unbeschadet dem Bessern, Guten und Schönen, was früherhin im Gefolge der Mystik erschienen war, und bey reinen Seelen noch immer erscheint.

Das Immobilitätssystem.

Die grossen Mächte, welche seit dem Aachner Congresse an die Spitze der euro-

päischen Republik getreten sind, haben durch wiederholte, ausdrückliche Deklarationen, so wie durch ihre bisherige politische Wirksamkeit, die Erhaltung des Bestehenden für den Zweck ihres Bundes erklärt. Der Begriff, auf den es in dieser Erklärung ankommt, hat eine gedoppelte Beziehung. Das, was man in Hinsicht auf die Staaten, das Bestehende nennen kann, liegt Theils in ihrem Territorialumfange, Theils in ihrer Verfassung. Das Eine und das Andere, so wie es ein Mal ist, aufrecht und unverletzt zu erhalten, erkennen die Hauptmächte, die den Schutz und die Hut von dem aus den Trümmern der napoleonischen Macht wieder hergestellten Europa übernommen haben, als ihren Beruf; und sie erfüllen denselben, indem sie jeden Staat, den ungerechte Gewalt in seinem Territorialbestande oder in seinem innern Organismus angreifen möchte, in ihren Schutz nehmen. Diese Richtung der Politik wird von den Publicisten das System der Immobilität genannt, weil ihr höchster Zweck darin liegt, den ein Mal gegebenen Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse der europäischen Völker zu erhalten, und jeder Änderung desselben, die nicht das Werk einer unvermeidlichen Nothwendigkeit wäre, vorzubeugen.

Dieß System ist eine Wirkung der Lehren, welche die Geschichte unsrer Zeit den Genossen derselben gegeben hat. Erst hatte die losgewordene Volksgewalt und dann die alles beherrschende Überlegenheit einer einzelnen Macht die politische Welt mit unaufhörlichen stürmischen Bewegungen erfüllt, alle Fundamente des Bestehenden erschüttert oder umgestürzt und jeden Besitz und jedes Recht seiner Garantieen beraubt. Daraus entstand ein Zustand der Unsicherheit, der auf gleiche Weise beunruhigend und verderblich für die Regenten und die Völker war, und der nicht fortdauern konnte, ohne daß er am Ende zu einer allgemeinen Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse führte. Als nun der Sieg den Verbündeten die Macht ertheilte, diesem Zustande zu steuern, so ergab sich ihnen von selbst die gedoppelte Aufgabe, einmal die öffentlichen Verhältnisse auf's neue zu ordnen, und dann die neue Ordnung zu gewähren und zu befestigen, daß die alte Zerrüttung und Unsicherheit nicht mehr wieder kehre. Indem sie die Stimme, die auf solche Weise das in den menschlichen Dingen waltende Schicksal an sie ergehen ließ, vernahmen, und sich entschlossen die Forderung derselben zu erfüllen, bewährten sie eine achtungswürdige, des Dankes der Völker werthe Gesinnung. Sie erkannten nicht, nach der alten Weise, ihr partikulares Interesse, sondern das allgemeine Bedürfniß als ihr Gesetz, leisteten den bestehenden Staaten eine sichere Bürgschaft, unabhängig von der Summe ihrer Macht und lediglich begründet auf dem Princip des Rechts, und sicherten der Welt den Frieden, der die Bedingung alles äussern und geistigen Gedeihens der Völker ist.

Solche edle Zwecke erreicht dieß System dadurch, daß es den Bestand, die Integrität und das äussere Recht der Staaten erhält, und es wird durch diese Richtung eine Wohlthat für die Welt, weit mehr als die Präponderanz einer einzelnen Macht werden könnte, — die doch nur die Unterjochung aller wäre, — oder das System des Gleichgewichts, das eine leere Idee ist, welche in Wirklichkeit nie zu Stande kommen kann. Unmöglich könnte auch die gegenwärtige Zeit dem wohlverdienten Vorwurfe der Ungerechtigkeit entgehen, wenn sie den Ernst und die Festigkeit nicht anerkennen wollte, womit die grossen Mächte, in dieser Beziehung, den Grundsätzen getreu verblieben sind, in denen sie sich vereinigt haben. Die Insurrektion der Griechen, die Haltung, welche auf Veranlassung derselben die Pforte angenommen, und die öffentliche Meynung, die darüber unter allen christlichen Nationen laut geworden, schienen für sie unwiderstehliche Versuchungen, um wenigstens in diesem Falle, von je-

nen Grundsätzen abzuweichen. Es giebt gewiß wenige Menschen, die nicht überzeugt wären, daß diese Abweichung weder vor dem Richterstuhle der Politik, noch dem des Gewissens einer Rechtfertigung bedurft hätte. Aber wie ihr Vortheil sie mahnen, und wie die edelsten menschlichen Gefühle diese Mahnung unterstützen mochten, sie achteten nur auf das Gesetz, das sie, unter Berücksichtigung des allgemeinen Interesse's, sich gegeben hatten, und sie haben dadurch gewiß eine grosse Probe erstanden.

So rechtlich das Immobilitätssystem, in so ferne es den Bestand der gegenseitigen Verhältnise der Staaten schützt, in seinem Grundsatze, und so sichernd es für das allgemeine Beßte ist, so erheben sich doch mannigfaltige Bedenklichkeiten gegen dasselbe, in so ferne es auch die unverrückte Erhaltung des staatsrechtlichen Bestandes oder der innern constitutionellen und organischen Verhältnisse fremder Gebiete zu seinem Zwecke macht. Es ist hierdurch ein neues Capitel in das Völkerrecht gekommen, von dem die Alten keine Ahnung hatten, nämlich das von dem Rechte der Intervention, und es haben sich über dasselbe bis zur Stunde weder die Theoretiker, noch die Praktiker vereinigen können. Das Schwierige in diesem Capitel liegt hauptsächlich in der Frage: wo das Recht der Intervention anfange und wo es aufhöre? weil diese Frage unmöglich mit Bestimmtheit zu beantworten ist, und die praktische Politik durch den Versuch ihrer Beantwortung leicht verleitet werden kann, die Selbstständigkeit der Nationen zu verletzen, die Entwicklung ihrer Cultur aus sich selbst zu hemmen, die Schwäche zu einem Titel der Unterdrückung zu machen, und die Macht die ihr verliehen ist gegen solche zu mißbrauchen, die ihr nichts entgegen zu setzen haben, als ihr Recht. Der Hr. v. Gagern sagt: „die Staaten stehen neben einander, wie „im Zustande der Natur die Häuser im Dorfe. „Deßhalb, wenn irgendwo so viel Ruchlosigkeit, „Lärmen und Unfrieden sey, daß es die Nachbarn in ihrer Lebensweise störe, ja Besorgnisse „über kommende Gefahren erwecke, so könne „man nicht zweifeln, daß der Entschluß, und der „Versuch erlaubt sey, dem zu steuern.“ Gewiß sagen diese Worte, wie sie da liegen, etwas Wahres aus, aber es ist unmöglich für ihre Anwendung eine Norm zu finden, die allen Widerspruch und alle Beschwerden erledigte. Ist es nicht Regel; daß ein jedes Volk sein eigener Gesetzgeber sey? Und könnte man die Absicht, die Gesetzgebung irgend eines Landes, als für immer abgeschlossen, in ewiger Starrheit zu erhalten, für vernunftgemäß erklären?

Es ergiebt sich aus diesen Betrachtungen, daß das System der Immobilität, in so ferne es die Erhaltung des Bestehenden in dem politischen Besitze beabsichtigt, an sich wohlthätig und den Interessen der Menschheit gemäß ist; aber in seiner Beziehung auf die innern Verhältnisse der Staaten erlangt es diesen Charakter erst durch die Weisheit, Gerechtigkeit und Consequenz derjenigen, die es handhaben.

Nöthige sie herein zu kommen!

(Eingesandt.)

In dem alten Herzogthume Wirtemberg, wo seit der Reformation die Gesetzgebung immer einen sehr religiösen Anstrich hatte, und Staat und Kirche in einer sich gegenseitig durchdringenden innigen Vereinigung standen, wurde durch einen Synodalbeschluß von 1670 verordnet, daß die Special-Supperintendenten bey der Visitation der Kirchen sich erkundigen sollten, ob die Vögte, Amtleute, Bürgermeister und Stadtschreiber in der Religion just seyen, sich fleissig beym Gottesdienste einfinden, und ein christlich

und gottselig Leben führen. Es scheint nicht, daß diese Verordnung ohne Veranlassung ergangen ist; wenigstens wissen wir, daß nach dem dreyßigjährigen Kriege in Teutschland eine Leichtfertigkeit und Rohheit der Sitten eingerissen, die viele ähnliche zum Theil sehr scharfe Gesetze, mit besonderer Beziehung auf die in dem angeführten Synodalbeschlusse bezeichneten Herrn, zum Bedürfnisse der Zeit gemacht hat. Diese Gesetze sind aber im Laufe der Jahre veraltet; Niemand achtet und Niemand vollzieht sie weiter; man erinnert sich ihrer, als eine Probe von der beschränkten Schwachheit unserer Alten; so fragen auch in Wirtemberg die Superintendenten bey den Visitationen nicht mehr, ob die Vögte in der Religion just seyen? — Sind die Gesetze entbehrlich geworden, weil die Sitten sich gebessert haben? Nichts weniger. Denn durch ganz Teutschland, vom Bodensee bis zum Belt, schallt die Klage von der jämmerlichen Kirchenscheu der sogenannten Honoratioren, und von dem allgemein verbreiteten Unfuge, vermöge dessen die, welche die Herrn in der Welt spielen, nicht an den Herrn im Himmel glauben.

Ein achtungswerther teutscher Theologe, der über diesen Übelstand schon vor etlichen Jahren seinen Mund aufgethan,*) bezeugt von dem ehemaligen Königreich Westphalen, daß an dem Geburtsfeste des Königs, in Gemäßheit des allerhöchsten Befehls, wohl die Autoritäten der Städte, der Distrikte und der Departements in den Kirchen erschienen seyen, wo sonst die meisten von ihnen nie zu sehen gewesen. Die nachher wieder eingetretenen preussischen Behörden, fährt er fort, haben ähnliche Feyerlichkeiten angeordnet, aber es dem religiösen Gefühl der Beamten überlassen, ob sie dabey erscheinen wollen oder nicht. Dieß habe die Folge gehabt, daß man an den patriotischen Festen entweder gar keinen, oder höchstens ein Paar von ihnen, in der Kirche gesehen, indem es bey den meisten dieser Herrn zur Gewohnheit geworden, zu Hause zu bleiben. Zur nämlichen Zeit erhub der Consistorialrath Fock zu Kiel **) die Klage, die dortige Gemeinde sey 12000 Seelen stark, die Kirchen aber leer. Wir wissen nicht, ob es seitdem, in den angeführten Ländern, mit der Kirchenscheu der Honoratioren besser geworden; wir glauben aber, nach dem, was wir aus andern Ländern hören, und was wir mit unsern eigenen Augen sehen, daß dem nicht also sey.

Man hat viel über den Grund dieser Erscheinung gesprochen und geschrieben; alle diese Untersuchungen haben aber die Sache nicht geändert. Die armen Geistlichen mußten sich darüber manches harte Wort gefallen lassen. Man hat ihnen sogar ins Angesicht gesagt, „wo irgend die Kunst verfallen sey, sey sie durch die „Künstler selbst verfallen." Gewiß sind einzelne von ihnen nicht ohne Schuld, und vortreffliche Prediger müßten auch in dem Sodom und Gomorra des modernen Europens ihr Auditorium finden. Vielleicht fällt aber hier die grössere Verantwortung auf die Consistorien, die ihre Leute kennen müssen, und die Bedürfnisse der Gemeinden, für die sie die erstern berufen. Diese Berechnung wird aber nicht immer sorgfältig genug angestellt, weil die Verhältnisse anderer Art, die dem Interesse der Kirche fremd sind, sie überwiegen. Wie dem aber auch sey, so liegt doch der Hauptgrund der Kirchenscheu, von der wir die Honoratiorenwelt ergriffen sehen, in dem in ihr herrschenden religiösen Indifferentismus. Unsere Alten besuchten regelmäßig die Kirchen, weil sie glaubten, sie leisten Gott einen Dienst damit; die Neuern aber bleiben zu Hause, weil

*) Der damalige Oberprediger Fritsch in Quedlinburg in seiner Schrift: Ist die Predigt oder sind die Prediger die Ursache der Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes. Magdeburg, 1816.

**) In einer gedruckten Predigt, betitelt: Warnung vor der Kirchenscheu, s. Kiel, 1814.

dieser Glaube in ihnen erloschen ist. Wer das Geheimniß besäße, denselben wieder herzustellen, würde auch die Kirchen wieder füllen. An Wünschen und Versuchen darf und wird es aber nie fehlen, weil, welche Fortschritte auch jener Indifferentismus machen mag, doch nie das Bewußtseyn untergehen kann, daß es für das geistige und sittliche Leben die traurigsten Folgen haben muß, wenn das Volk das Element und die Kraft dieses Lebens, die Religion, von denjenigen fortdauernd verachtet sieht, die seine Hirten, seine Richter, seine Vormünder und seine Muster seyn sollen.

Um dem Übel zu steuern, haben, da die Kirche ihrer Natur nach weder ein Zwangsrecht besitzen noch üben kann, manche eifrige Geistliche dem Staate das „Nöthige sie herein zu „kommen!" zugerufen, und über die Art, wie diese Nöthigung zu bewerkstelligen sey, umständliche Vorschläge gemacht. Die Regierungen haben nirgends auf solche Ansprache geachtet; die besagten eifrigen Aufforderer aber haben durch sie bewiesen, daß sie das Interesse der Sache nicht verstehen, die sie vertheidigen, denn so bald den Regierungen das Recht eingeräumt wird, die Leute zur Beobachtung ihrer kirchlichen Pflichten zu zwingen, so erkennt man ihnen den fürchterlichsten Despotismus, nämlich die Herrschaft über die Gewissen zu, die Kirche aber verzichtet auf ihre Selbstständigkeit, die nur dadurch besteht, daß sie sich in Förderung ihrer Zwecke lediglich auf die Mittel beschränkt, die ihr selbst zu Gebote stehen.

Wie die physische Welt, so hat auch die moralische ihre Zeitkrankheiten. Eine solche ist die jetzt unter den sogenannten gebildeten Ständen herrschende Kirchenscheu. Auch sie wird ihren Kreislauf vollenden, und die Regierungen können ihre Krisis beschleunigen, durch das bessere Beyspiel, das sie dem untergeordneten Dienstpersonal geben, und durch die in ihrer gesammten Wirksamkeit sich ausdrückende

Achtung für die Religion und ihre Übungen. Sehr müßte man es aber beklagen, wenn sie sich verleiten liessen, den Kirchenbesuch durch Zwangsgesetze wieder herzustellen. Denn sie zöge dadurch das Heilige in die Kreise des Gemeinen herab, und machte nur eine Menge Heuchler und Sklaven.

Bemerkungen.

1.

Einer seiner Vertrauten machte den König von England, Georg II., mit den Klagen der Nation über die im Finanzwesen eingerissenen Unordnungen und über die Langsamkeit, mit der die Kassen ihre Schuldigkeiten erfüllten, bekannt. Der König ließ seinen Minister, den Herzog von Newcastle, kommen, und sagte ihm zürnend: „er werde diese Ungebühren nicht länger dulden, und in Zukunft die Rechnungen selbst untersuchen und reguliren, weßwegen er ihm die dazu gehörigen Papiere sogleich nach St. James bringen sollte." Der Minister verbeugte sich und gieng. Am folgenden Morgen erschienen zwey mit Papier belastete Wagen vor dem Fenster des Königs und man fieng an sie abzuladen. Zugleich wurde bemerkt, die Wagen kommen von dem Herzoge von Newcastle. Der König ließ ihn rufen, und fragte, was das zu bedeuten habe. „Das sind, sagte der Herzog, die Rechnungen, die Euer Majestät unter„suchen wollen; noch zwölf weitere Wagen wer„den sogleich nachfolgen." — Packen Sie sich mit Ihrem Plunder, erwiederte der Monarch, diese Papiere mag des Teufels erster Sekretär untersuchen; ich wollte lieber Barfuß nach Jerusalem wandern. — Diese Anekdote beweist, daß die Engländer in der Kunst, Staatsrechnungen einfach, klar und übersichtlich zu führen, nicht sehr von den Teutschen exzelliren.

2.

Als Napoleon aus Rußland durch Preussen floh, unter Umständen, die den Abfall der letztern Macht von ihm nicht mehr bezweifeln liessen, wie er denn auch sogleich erfolgte, verwunderte man sich, daß die Preussen den Flüchtling nicht beym Kopfe genommen, und den Krieg mit der Exekution gegen seine Person angefangen haben. Dieser Entschluß hätte unermeßliche Folgen haben müssen; aber die teutsche Treue hielt ihn für verrätherisch und ehrlos. Dieser Meynung scheint Napoleon selbst nicht gewesen zu seyn. Denn er betrachtete, wie das Memorial de St. Helene berichtet, den Umstand, daß die Preussen ihn in Schlesien nicht aufgehoben, nicht als eine Probe rechtlicher Gesinnung, sondern als einen Fehler. „Sie verloren, sprach er, den Augenblick mit Berathschlagen, indem sie hätten handeln sollen. Sie machten es wie die Sachsen mit Karl XII., der in einem ähnlichen Falle, als er Dresden verließ, spöttisch sagte: ihr werdet sehen, daß sie morgen Rath darüber halten werden, ob sie mich heute hätten fangen sollen.

3.

Heinrich IV. erfuhr während seiner Regierungszeit 44 Verschwörungen und doch ließ er nur einen einzigen Staatsverbrecher hinrichten. Das war der Herzog v. Biron, der den Tod hundert Mal an seinem königlichen Wohlthäter verschuldet hatte, und den er erlitt, weil er alles verschmähte, was dadurch den letztern zu seiner Rettung geschah. So sparsam war der edle Heinrich mit dem Blute seiner Gegner! Sein Vorbild ist aber von keiner der politischen Partieen unserer Zeit beachtet worden, und es sind seit dem Ausbruche der französischen Revolution in Europa vielleicht mehr Menschen wegen ihrer Meynungen hingerichtet worden, als wegen ihrer Verbrechen.

4.

Es ist in unsern Tagen zur orthodoxen Doktrin geworden, daß im Staat und in der Kirche alles Bestehende unverrückt erhalten, und der Charakter des Statthaften nicht durch ein Urtheil der Vernunft, sondern durch das Machtgebot des Herkommens bestimmt werde. Was sagen über diese Doctrin die heiligen Kirchenväter? „Niemand, versichert Tertullian, könne gegen die Wahrheit eine Verjährung begründen, wie groß auch immer die Zeiträume, das Ansehen der Personen und selbst die Privilegien ganzer Reiche seyn mögen. Die Rechte der Wahrheit seyen über jedes Alterthum erhaben, sie können durch keine Verjährung der Jahrhunderte verletzt, sie können durch unzählige Zeugschaften nicht verschüttet oder untergraben werden.“ — Der heilige Augustinus bemerkt: „Die Gewohnheit müsse zurück treten, wenn die Wahrheit offenbar geworden; Niemand soll die Gewohnheit der Vernunft und Wahrheit vorziehen, denn Vernunft und Wahrheit schliessen die Gewohnheit aus.“ Endlich sagt Cyprian: ein „Herkommen ohne Wahrheit sey nichts anderes, als ein veralteter Irrthum.“ — Man muß diesen frommen Vätern Glück wünschen, daß sie längst kanonisirt sind. Denn in unsern Tagen würde dieß schwerlich mehr geschehen, in soferne der advocatus diaboli die angeführten Stellen für seinen Clienten gehörig zu benützen wüßte.

Literatur.

(Eingesandt.)

Es hat uns bisher an einer genauen und systematischen Darstellung der Verfassung und des Organismus der Baierischen Monarchie gefehlt, und diese Lücke in unserer Literatur ist nicht nur von den einheimischen Gelehrten und Geschäftsleuten, sondern auch im Auslande gefühlt worden, indem Baiern vermöge seines Umfangs, seiner konstitutionellen Gesetzgebung und des in seiner Staatsverwaltung herrschenden Geistes, das Interesse eines jeden Gebildeten erregt. Was auf solche Weise lange vermißt wurde, ist nun durch den verdienstlichen Fleiß des Herrn D. von Dresch in seinen Grundzügen des Baierischen Staatsrechts, die vor Kurzem bey Stettin in Ulm erschienen sind, geleistet. Das Werk ist als Leitfaden für die Vorlesungen des Verfassers angelegt, und hat in soferne den Charakter eines Compendiums, in welchem es sich durch Ordnung, Bestimmtheit, Klarheit und wissenschaftliche Begründung auszeichnet. Aber bey seiner Reichhaltigkeit und der geistvollen und fruchtbaren Manier, in der der kritisch geschichtete Stoff behandelt ist, leistet es zugleich die Dienste eines Handbuches ausser der Schule, und verdient auch in soferne allen denen empfohlen zu werden, die sich eine umfassende und gründliche Kenntniß von dem baierischen Staatsrechte verschaffen wollen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



25. Oktbr. 43. 1823.

Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trüg'rischem Besitz die Hoffnung hintergeh'n?

Schiller.

Die Schrift aller Schriften.

Man hat die Bibel das Buch aller Bücher genannt, und man hat diese Benennung für eine Sammlung göttlicher Offenbarungsurkunden treffend gefunden. Wenn nun aber die Mäken'sche Buchhandlung in Reutlingen das Publikum mit einem kleinen Werkchen überrascht, das den Titel: Schrift aller Schriften auf der Stirne führt, ohne jedoch dabey seinen menschlichen Ursprung zu verläugnen, so muß es erlaubt seyn, zu untersuchen, ob die Leistung dem glänzenden Schilde entspreche, den wir vor derselben ausgehängt sehen. Zwar ist von dem Verfasser, Hrn. Kajetan Geist, vermöge seiner Persönlichkeit nichts Gewöhnliches zu erwarten, massen er nicht nur früher Professor der Weltweisheit und der Gottesgelehrsamkeit war, und noch jetzt Pfarrer zu Bühl in Würtemberg und Mitglied des landwirthschaftlichen Bezirk-Vereines zu Rottenburg am Nekar ist; sondern auch in seinen vormaligen ämtlichen Verhältnissen in Oesterreich die trefflichsten, hier in extenso abgedruckten Zeugnisse erhalten, und mehrere Schriften herausgegeben hat, von denen es, wie er versichert, „eine ganz bekannte Sache „ist, daß durch sie die besten Wirkungen hervor„gebracht worden sind, und noch immer fort her„vor gebracht werden." Aber er erregt Ansprüche an sein Werk, die schwer zu befriedigen seyn dürften, wenn er in einer demselben voraus gehenden Addresse an die vier größten, allerdurchlauchtigsten, unüberwindlichsten, allergnädigsten, europäischen kaiserlich-königlichen Mächte und Majestäten von Österreich, Rußland, Frankreich und Preussen, und auch alle andere Kaiser, Könige und Fürsten der ganzen Welt versichert, die Schrift aller Schriften enthalte die allerwichtigsten Gegenstände und möchte schwerlich ihres Gleichen haben, auch habe kein Schriftsteller je für die Könige und für die Völker etwas so Nützliches geschrieben. Zugleich ertheilt er den Regenten den Rath, diese Schrift in alle Sprachen der Welt übersetzen zu lassen, und sie ihren Kindern und Thronerben schon frühzeitig zum Lesen zu geben, und ihnen einzuprägen, daß sie dieselbe auch ihren Kindern und Kindeskindern zu dem nämlichen heilsamen Gebrauche einhändigen. Es wird Leute geben, die bey Lesung dieser und vieler ähnlichen Stellen die Achseln zucken oder das Gesicht zum Lachen verziehen werden, aber diese Leute begreifen

nicht, daß es dem Verfasser der Schrift aller Schriften gebühre in dem Tone des Schriftstellers aller Schriftsteller zu sprechen.

Und gewiß ist er auch zu diesem Tone vollkommen berechtiget, in so ferne er dasjenige leistet, was er verheißt. Denn er ist es, der den Stein der Weisen, den so viele vergeblich gesucht, endlich gefunden, und die Aufgabe über die die Philosophen aller Jahrhunderte sich umsonst abgemüht, endlich gelös't hat, wie die Welt in ein Paradies verwandelt werden könne. Es hören die Regierungen auf seine Stimme und folgen seinem Rathe, und — von diesem Augenblicke an, stehen die Thronen feste, das Revolutionswesen ist auf der ganzen Erde vernichtet, alles kehrt wieder zum absoluten monarchischen System zurück, es finden in Zukunft keine Kriege, keine politischen und keine kirchlichen Revolutionen mehr statt, die Sklaverey und der Sklavenhandel hören auf, die Abgaben werden gemildert, überall zu Wasser und zu Land ist der Handel frey, auf der ganzen Welt ist gleiche Münze, gleiches Gewicht und gleiches Maaß, die Staatspapiere werden im Course dem Gold und Silber vorgezogen, alle Staatsschulden sind bezahlt, die Regierungen disponiren über unermeßliche Summen, allenthalben blüht Wohlstand, Einigkeit und Liebe, und über dem ganzen Planeten, den wir bewohnen, schallt der Chorgesang der Engel: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

So erfreulich diese Ankündigung ist, so enthält sie doch eine nicht geringe Kränkung für die menschliche Eitelkeit, indem das Mittel, durch das der Verfasser diese beglückende Wiedergeburt der Welt bewirkt, so leicht, einfach und natürlich ist, daß auch das mittelmäßigste Maaß von gesundem Verstande es längst entdeckt haben sollte. Sämmtliche Regenten der Welt treten in eine Universal-Allianz zusammen, verbinden sich feyerlich

zur Realisirung alles dessen, was ihnen frommt, geben ihrem Bunde auf einem Universal-Congresse eine organische Einrichtung, verewigen ihn durch beschworne Statuten und verpflichten sich zu einer allgemeinen Wohlthätigkeit gegen alle ihre Unterthanen, ja gegen die ganze Menschheit, und — die Sache ist geschehen, und bis zum Ende der Welt garantirt. Die Regenten sind stark und sicher im Besitze einer „unwiderstehlichen, alles total zerschlagenden, zermalmenden, zerstäubenden und auf den ersten Wink durchsetzenden Allkraft und Allmacht;" — die Völker, die sich schon begnügen, „wenn man ihnen nur etwas weniges Gutes thut", sind zufrieden und glücklich; in den sämmtlichen Annalen der Folgezeit aber wird das Jahr 1823 als das merkwürdigste von allen Jahren die seit Erschaffung der Welt verflossen sind, mit goldenen Lettern bezeichnet werden, weil in ihm das grosse Werk der Universal-Allianz zu Stande gekommen ist.

Man sieht, daß die Ausführung der Sache einige Schwierigkeiten hat, die größte derselben wird — mit stillschweigender Übergehung der kleinern — von dem Verfasser bemerkt, zugleich aber auch in ihrer Nichtigkeit dargestellt. Ein Universal-Congreß, (der natürlich der Universal-Allianz voraus gehen muß, scheine, sagt er, unthunlich, „weil die afrikanischen, die asiatischen, die amerikanischen und die südindischen Regenten und Gesandten die europäischen Sprachen nicht verstehen," ein Umstand, durch den es allerdings den Anschein gewinnt, als könnten die Verhandlungen über das grosse und heilsame Thema einen Ausgang nehmen, wie weiland der babylonische Thurmbau. Aber es wird der ganzen Bedenklichkeit der Boden durch die Bemerkungen ausgestossen, daß in Wien, wo nämlich der Universal-Congreß sich versammeln soll, alle Sprachen der

Welt gesprochen werden, und daß man dort so gut als in Rom, wo ja die religiösen Gegenstände aus fünf Welttheilen zur Erledigung kommen, die Pfingstepistel repristiniren könne. Damit ist der Haupteinwand gegen die Universal-Allianz gehoben und vernichtigt, und die ganze Welt ruft mit ihrem Erfinder, Gloria in excelsis Deo!

Unterdessen hat Hr. Cajetan Geist so gut als viele andere wackere Genossen dieser Zeit gefühlt und begriffen, daß unser eigentliches Unheil in unsern Beuteln sitzt, oder vielmehr in dem Umstande, daß an diese Beutel Ansprüche gemacht werden, die sie am Ende nicht mehr werden leisten können. Aber auch dafür weiß er guten Rath, und er schlägt Reduktionen vor, die ihm die Steuerkontribuenten in allen fünf Welttheilen verdanken werden. Da das stehende Militär, in seiner jetzigen Stärke nicht mehr nöthig ist, so kann es bis auf die kleine Zahl vermindert werden, deren man zur Unterstützung der öffentlichen und geheimen Polizey bedarf. Sollte aber auch ein stärkerer Stand beliebt werden, so sind wenigstens die Monturen zu ersparen, wenn verfügt wird, daß sich sämtliche Rekruten von dem väterlichen Vermögen selbst militärisch kleiden. An den Höfen werden die vielen müssigen und kostbaren Hin- und Herläufer verabschiedet. Gesandtschaften bedarf es nicht mehr in einem System, dessen Grundlage ein ewiger Friede ist. Die Zahl der höheren und niederen Staatsämter wird vermindert, die niederen Beamten aber, welche Schreiber halten wollen, mögen sie aus eigenen Mitteln bezahlen. Zugleich wird die orientalische Justizpflege eingeführt, die nur ein kleines Personal erfordert. Die Pensionen werden auf Summen zurück gesetzt, welche für die Pensionärs hinreichend sind, um mit ihren Familien zu leben. Alle kostspieligen Gaukeleyen an den Höfen werden abgeschafft. Man sieht, daß die Verwirklichung dieser Ideale zu sehr grossen Ersparnissen führen muß; werden aber zugleich, wie weiter vorgeschlagen wird, alle Regierungen hinlängliches Papiergeld verfertigen und nach seinem Rennwerthe durch die ganze Welt circuliren lassen, auch das ganze Jahr hindurch ihre Gold- und Silberbergwerke fleißigst benützen, so kann es nicht fehlen, daß das öffentliche Finanzwesen an allen Enden und Orten der Welt bald in einen herrlich blühenden Zustand kommen muß.

Alle diese Vorschläge werden in der Absicht gemacht, um den Druck der Abgaben zu erleichtern, der auf den Ländern liegt, und diese Absicht beweißt, daß Hr. Cajetan Geist nicht zu derjenigen Schule der Weltreformatoren gehört, welche lehrt, die Völker gehören einem Eselgeschlechte an, bestimmt ohne Murren zu tragen, was seine Treiber ihm auflegen. Indem er hierdurch eine Gutmüthigkeit bewährt, die ihn würdig macht, daß jeder redliche Mann ihm die Hand biete, zeigt er zugleich, daß ihm ein weit höheres Maaß von gesundem Verstande inne wohne, als wir an den Meistern und Jüngern der besagten Schule wahrnehmen. Man kennt die Lehre der letzteren, die sie der Geschichte aller Zeiten zum Trotze auf den Dächern predigen, daß das Mißvergnügen und Auflehnen der Völker gegen ihre Obrigkeiten in allen Fällen das Werk des Muthwillens, der Gottlosigkeit, der Intrique und der Aufklärung sey. Unser Verfasser aber behauptet ihnen in's Angesicht, daß man den Grund der Bewegungen unserer Zeit in einem ganz anderen Terrain suchen müsse, nämlich in der Unerschwinglichkeit der Abgaben, in den Hemmungen des Handels, in der kostbaren und langsamen Justizverwaltung und in dem Umstande, daß Neid und Eigennutz, Heucheley und Verläumdung, oft die gelehrtesten und verdienstvollsten Männer zurück dränge, und schwache Köpfe und unbedeutende Menschen in die Stellen einschwärzen, die jenen gebühren. Mit Ernst und Eifer räth er deßhalb, daß vor allem

diesen Übeln zu steuern sey, und daß man gegen diejenigen, auf denen der Verdacht oder das Verbrechen revolutionärer Bestrebungen liege, nicht mit Haß und Rache verfahre, sondern mit Maßregeln, die darauf berechnet sind, sie zu beruhigen und zu versöhnen. Wir vernehmen hier die Sprache der Redlichkeit und der Wahrheit, und wir wünschen, daß alle die, an welche das Büchlein addressirt ist, auf diese Partie desselben achten, und sie in einem feinen guten Herzen bewahren.

Aber schwerlich werden es die Ultra's unserer Zeit, die da wähnen, daß den Übeln dieser Zeit nur mit Feuer und Schwert entgegen zu treten sey, dem Verfasser verdanken, daß er eine solche Sprache führt, und er wird sich schwerlich mit ihnen dadurch aussöhnen, daß er auf Wiederherstellung der Klöster, namentlich der Kapuziner- und Franziskanerklöster und des Jesuitenordens anträgt, und auf der Forderung besteht, daß der Eid der wahren Obedienz, der von den katholischen Priestern dem Pabste geleistet wird, in Zukunft auch von allen katholischen Civilbeamten geschworen, und jede Verletzung desselben mit Entziehung der Besoldungen bestraft werden soll. In diesen löblichen Vorschlägen werden die besagten Ultra's, nach dem was zuvor über den Ursprung der Revolutionen und die denselben entgegen zu setzenden Heilmittel gesagt worden, nur eine Halbheit sehen, und man kann deshalb dem Verfasser mit Sicherheit prophezeihen, daß er in den Lagern der Absoluto's eben so wenig als in denen der Exaltado's den Titel des Schriftstellers aller Schriftsteller unangefochten behaupten werde.

Guter Rath, den Teutschen in der Rheinbundszeit ertheilt und noch lesbar in der jetzigen.*)

— Mag es dem Funken von Selbstgefühl, der noch in uns ist, wehe thun, daß wir uns so oft und so schmählich besiegt sahen! Mag die Erinnerung uns kränken, daß wir, so noth uns auch die Hülfe war, uns selbst nicht helfen konnten! Mochte es uns demüthigen, wenn wir so oft den Fremdling so heimisch und so stolz in unserem Eigenthum hausen sahen! — Das mußte Alles also geschehen! Es kann nichts Irrdisches, dessen Urcharakter je Vergänglichkeit ist, Bestand haben, und in einer ewigen Bewegung treiben die menschlichen Dinge sich durcheinander; unaufhörlich sehen wir das Grosse klein, und das Kleine wieder groß werden, das Lebende sterben, und das Erstorbene wieder auferstehen. Die Geschichte des teutschen Volks zeigt mehr als eine Periode der Macht und des Glanzes; so mußte auch die Zeit der Unmacht, der Unehre und der Finsterniß kommen. Denn beydes, das Herrliche und das Gemeine zerstört sich selbst, wenn es seine Spitze erreicht hat. Das ist das grosse Statut der Vorsehung; aber sie will das Beste der Menschen, indem sie dasselbe befolgt. Wir sind durch unsere eigene Verschuldung selbstsüchtig, kraftlos, leichtsinnig und feig geworden; Gott hat alles Elend über uns kommen lassen, was aus einem solchen Vorfalle von selbst aufgeht. Er hat uns dadurch zur Erkenntniß unsers Verderbens geführt; er hat den Rest unserer Kräfte zu starker Anspannung erregt; er hat uns mit einem fremden Volke in Berührung gesetzt, auf daß wir von ihm lernten, was uns fehlte; er hat uns in ein neues Leben eingeführt, da das alte nichts anderes war, als Schlaf und Tod.

*) Aus einer Schrift, die damals wohl geschrieben, deren Druck aber von der herrschenden feigen Wahrheitsscheu nicht gestattet wurde.

Freylich ist das Sinken eines Volkes nie die rühmliche Partie in seiner Geschichte, da man sie aber in der Geschichte aller Nationen findet, so wäre es unbillig, wenn um ihrer Willen die Eine die Andere verachten wollte. Wenn nur im Falle die Keime des Ruhms nicht untergehen; er kann dann immer wieder, und zwar gerade auf die herrlichste Weise, hergestellt werden, weil die Würde und Größe des Menschen in ihrem höchsten Glanze erscheinen, wodurch sie, arm an Hülfsmitteln, und blos auf sich selbst zurück gebracht, das Unmögliche versuchen wird! Wenn nur die Weisen und Edeln nicht gar absterben, welche die schwindende Kraft fassen und auf's Neue beleben, die zagenden Gemüther wieder mit Hoffnung und Zuversicht erfüllen, und durch Wort und Beyspiel den Glauben befestigen, daß noch nicht alles verloren sey! — Auch geht ja die Blüthe des wahren Ruhms nicht auf Schlachtfeldern, auf den Schutthaufen zerstörter Städte und auf den freudenlosen Wohnplätzen unterjochter Völker auf; ihr Boden ist das Innere des Menschen, und sie gedeiht nur durch dessen selbstständige Kraft; Tapferkeit und Siege an sich können einen Namen erwerben bey der gaffenden, durch den Schein der Dinge getäuschten Menge; aber die Tapferkeit im Dienste des Rechts, und der Sieg errungen für die gute Sache, erwerben ewige Ehre. Darum kann ein Volk den wahren Ruhm nie verlieren, so lange es fromm, gerecht, treu und pratriotisch bleibt. Es kann unglücklich werden; wie denn die Tugend auch nicht den Einzelnen gegen das Unglück schützt. Es kann sogar kurz oder lang die Ketten eines Eroberers tragen. Aber es wird nicht untergehen. „Die ewige Ordnung ist, daß der Geist „den Körper beherrsche. Die geistreichste „Nation war immer die erste, bis, da sie sich „vernachlässigte, das Übergewicht an eine stär„kere fiel. Auch dann überwältigten die Reste „ihrer Geistesarbeit den rohen Sieger; der po„litische Untergang vernichtete ihren Namen und „ihren Einfluß nicht.“*)

Diese und ähnliche Betrachtungen sollen nun die Teutschen oft und ernsthaft beschäftigen; Theils damit das Verhängniß, das über ihnen waltet, ihnen nicht feindseliger vorkomme, als es in der That ist, Theils damit sie lernen, was nun von ihnen zu beobachten und zu thun sey, wenn die wichtige Vorschrift des Lebens, „sich in die Zeit zu schicken,“ von ihnen mit Geist und Glück erfüllt werden soll.

Die Einseitigkeit und der Individualitätsgeist, die uns, den Anschein des Patriotismus borgend, unaufhörlich vorpredigen, wie tief und wie schmählich wir gefallen seyen, meynen es nicht gut mit uns; denn sie schlagen entweder noch den letzten Funken wahren Muthes in uns nieder, oder reitzen uns zu verkehrten Maßregeln, die das Übel vergrößern, oder gar unheilbar machen. Nicht physische Mittel, und überhaupt keine Art von gewaltsamer Wirkung hemmen den Strom der Zeit in seinem mächtigen Gange. Stille Besserung des Übels, was er stiftete, und treue Bewahrung des Guten, was er bringt; — das ist das Gesetz des weisen Mannes; und beydes gelingt nur durch die in eines jeden eigener Macht stehenden Entwicklung des innern moralischen Menschen.

Wir haben aber noch höhere Motive zur friedfertigen Bequemung nach dem Gange der Zeit, als blos die sind, welche die von dem Verstande bemerkte Vergeblichkeit und Verderblichkeit alles Auflehnens und Widerstrebens uns gewährt. Die jetzige Umbildung unseres Vaterlandes wird in uns klar, als das Werk der leitenden und ordnenden Vorsehung und indem wir sorgfältig alles vermeiden, was ihre von uns erkannte Absicht stören könnte, erfüllen wir ein Gesetz, das uns in manchen Fällen und Lagen zwar oft streng

*) Johannes Müller.

und hart scheinen mag, aber deutlich in unserem Bewußtseyn ausgesprochen ist. Wenn wir uns stille jeder bürgerlichen Ordnung unterworfen, wenn auch gleich die Gewalt sie uns sollte aufgedrungen haben, — wenn wir die Unbequemlichkeiten und Lasten, welche die Umstände herbey führen, in Geduld tragen, — wenn wir von Herzen dem unsere Treue leisten, dem wir zur Treue verpflichtet sind, — wenn wir gewissenhaft erfüllen, was einem jeden von uns als Glied des bürgerlichen Vereins obliegt, — wenn wir überall, wo das Mißvergnügen sich regt, Ruhe, Frieden, Stille und Duldung predigen, und durch unser Beyspiel lehren, — wenn wir im Geiste *Gamaliels* des Glaubens leben, daß das grosse Werk, um das die Völker der Erde so lange gekämpft haben, stehen oder fallen werde, je nachdem es von Gott ist, oder nicht, — wenn wir in und ausser uns die Hoffnung anzufachen und zu nähren suchen, daß die untergehende Sonne zu ihrer Zeit immer wieder aufgehe: — dann verstehen und thun wir den Willen des Weltregenten. Das ist Gottes Finger, — hat *Johannes v. Müller* gesagt — da ist nichts zu thun, als daß jeder sich füge und in die neue Weltordnung alle moralische Brauchbarkeit mitnehme, die für die alte unnütz verschwendet wurde.

Die *Teutschen* haben einen Theil ihrer moralischen Brauchbarkeit verloren; sie sind in die Schule der Trübsale geführt, um dieselbe wieder zu erlangen. Lange hatten sie alles Glück ruhiger und stiller Zeiten genossen, aber es fehlte ihnen die Weisheit, um ein solches Glück zu ertragen. Sie wurden im Genusse desselben leichtsinnig, schwach, übermüthig, selbstsüchtig, gleichgültig gegen die Anforderungen und Hoffnungen des höheren Lebens, ungetreu der väterlichen Sitte und gefangen von der sinnlichen Lust. Es ist ihnen nun bemerkbar geworden, was sie nie glauben wollten, ob es ihnen gleich oft genug geweissagt ward, daß ein Volk auf jenen Wegen unvermeidlich dem Untergange entgegen wandle. Jetzt, wo sie die Früchte sehen, die auf dem Boden der Unsittlichkeit aufgehen, und die Züchtigungen empfinden, welche unerbittlich die Thorheit treffen, muß es ihnen doch wohl klar werden, welchen Werth die Sittlichkeit und die Weisheit haben, und es kann ihnen nicht mehr verborgen bleiben, daß sie der innern Kraft ermangeln, die dem Menschen mit unbesiegbarem Muthe in den Stürmen der Widerwärtigkeit waffnet.

In der besagten Schule wollen wir besonders die Tugenden wieder uns anzueignen trachten, welche die Basis und das Element unserer Gesammtbildung seyn müssen, weil sie Eigenthümlichkeiten und Erzeugnisse unserer Nationalität sind, und weil in ihnen das Vorbild der Väter am herrlichsten erscheint. Selbstständigkeit und Zuversicht, Tapferkeit im Dulden und im Handeln für das Recht, Treue und Wahrheit, Verachtung des Scheins und festes Halten an der Wirklichkeit, Bescheidenheit beym Verdienste, Mässigkeit im Genuße, ernste Festigkeit in Gesinnung und Wandel, und Haß gegen Trug und Verstellung, — das sind die Blüthen, aus denen der Kranz der *teutschen Nationalehre* geflochten ist, und das Band, das ihn zusammen hält, ist die Gottesfurcht. Daß wir diesen Kranz wieder für uns erringen, und daß wir ihn nimmer mehr verlieren — darin wollen wir unsern Stolz setzen, und darauf müsse unser ganzer Sinn gerichtet seyn. An ihr werden wir dann jede weitere Blüthe der allgemeinen menschlichen Bildung anknüpfen können, und die Nachwelt wird uns das schönste und edelste Lob ertheilen, dessen ein Volk irgend theilhaftig werden kann, daß wir nämlich unser Bedürfniß in seinem Innersten begriffen, und die Lehren demüthig gefaßt und männlich befolgt haben, welche durch bittere Erfahrungen die Vorsehung uns gegeben hat.

Lasse keiner den Muth fallen, keiner das Ver-

trauen zu sich selbst, und keiner die Zuversicht zu Gott. Das Vaterland bleibe uns lieb und werth; mit fester Treue hängen wir an denen, die nach Gottes Willen es regieren. Jede Besserung werde von uns versucht, vor allem aber die Besserung unserer selbst; kein Übel werde gefürchtet, als das, dessen Sitz in unserem Innern ist, dann kann die Gegenwart uns nicht kleinmüthig und zaghaft machen, und der Zukunft wandeln wir entgegen, es erfolge auch in ihr was da wolle, dem vertrauend, der auch unsers Volkes Gott ist. Und es werde unser

bester Segensgruß
Dem Teutschen, der mit stolzem Fuß
Auch jetzt auf teutschem Boden kühn
Einhergeht, dem die Wangen glüh'n,
Beym heil'gen Namen: Vaterland!
Noch hofft er, was so mächtig stand,
Das werde ferner stehen: erzieh't
Bey väterlichem Becher und Lied,
Uns keine Zwitterart von Söhnen,
Die sich an fremden Tand gewöhnen!
Daß, wenn Germanien je dem Drang
Der Zeit erliegt, der Väter Gesang
Ihm schweigt, — sein Genius fort und fort
Noch rede zum Enkel ein männlich Wort;
Und wer es erblick't in seinem Falle,
Mit Ehrfurcht um die Trümmer walle! *)

Das Volksthümliche in den Verfassungen.

Die Politik, deren Gesetz wir in der Akte des heiligen Bundes finden, will, daß alle christlichen Völker eine Familie ausmachen, die durch die Bande der Liebe und der Gerechtigkeit verbunden seyn soll. Diese Absicht ist edel und dem Charakter der Menschheit gemäß; und wenn wir auch nicht hoffen dürfen, sie je überall erreicht zu sehen, so kann sich doch Niemand der Pflicht entziehen, die Erreichung derselben zu befördern. Nur daß man in diesem Streben einen Irrthum vermeide, der da und dort bereits begangen worden ist, und den man nicht fortsetzen könnte, ohne den löblichen Zweck gänzlich zu zerstören! In diesen Irrthum verfallen diejenigen, welche Friede und Eintracht dadurch unter den Völkern herzustellen glauben, daß sie dieselbe einer gemeinsamen Norm unterwerfen, und ohne Rücksicht auf ihre Eigenthümlichkeiten ihnen den Zwang einer gleichförmigen Bildung, in Beziehung auf das sittliche, bürgerliche und gewerbschaftliche Leben, auflegen. Der Mensch erträgt das Unnatürliche nicht. Deßhalb werden diese Bemühungen entweder ohne Erfolg seyn; oder sie werden, wenn sie gelingen, die edelsten Kräfte, die in der geistigen Natur des Menschen sind, vernichten. Denn, sagt ein trefflicher teutscher Mann, dessen patriotische Gesinnung alle Partieen anerkennen *), so wie dasselbe Feld nicht Korn und Wein erzeugt, so wird auch in den verschiedenen Völkern nicht einerley Trieb und nicht einerley Lust und Liebe sich regen. Wem die Natur den Anbau der Erde bestimmte und auf reicherm Boden die Fülle der Nahrung darreicht, den wird keine Neigung hinter den Webestuhl bringen, und kein unruhiges Lebensgefühl sein Geschick den treulosen Wellen anzuvertrauen locken. Wo dagegen der heimathliche Boden sich kärglich erwiesen, da wird die geschäftigte Hand von selbst sich regen, und Fleiß und Gewerbe mit emsiger Mühe den Reichthum gewinnen, der die mangelnden Naturgaben aus fernen Gegenden herbeyströmen macht. An den Gränzen zweyer Staaten, die unter einander verkehren, bildet sich der Handel von selbst, und wo schiffbare Ströme oder Meeresufer den Ausgang in ungemessene Weiten eröffnen, da entsteht der Weltverkehr, der den kühnen Seemann und den grossen Speculanten beschäfftigt, und tausend ihm dienstbare Gewerbe in Thätigkeit hält. Auf solche Fingerzeige merke der verständige Herrscher und Führer des Volks und wolle nicht Künste und Beschäftigungen erzwingen, die gegen Lokalität oder natürlich erworbene Anlagen streiten. Vielmehr räume er nur die Hindernisse hinweg, und ermuntere den Wetteifer, in dem Naturgemässen sich zur Vortrefflichkeit zu erheben, dann wird das Gelingen von selbst erfolgen. Nicht minder hüte sich jede Regierung auf Sprache, Gebräuche und Sitten des Volks, auf seine Spiele und Belustigungen, auf jede Art der eigenthümlichen Ergiessung des innern Genies anders, als in sittlich milderndem Sinne, nur das Grausame, Rohe oder Schändliche entfernend, einzuwirken. Das Beßte im Menschen hängt weit mehr, als die meisten glauben möchten, an solchen Fäden, und weit inniger, als durch die eigentlichen politischen Bande, wird die Gesellschaft durch sie zusammen gehalten. Man nehme die

*) J. G. Jakobi

*) Hr. v. Schmidt-Phiselbeck in seiner Schrift: Die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz (Copenhagen, 1822.) S. 171.

übliche Weise hinweg, wie in dieser oder jener bestimmten Landschaft, die Lebensepochen in grössern oder kleinern Familien gefeyert werden, man rotte bis auf die letzte Spur jede Volkslustbarkeit aus, welche mit den kirchlichen Festen und Zeitbestimmungen verbunden ist, man verdränge durch Begünstigung fremder Sitte, was im Gesang, in Tanz und Kleidung noch eigenes übrig war, und man hat dem Menschen die Heimath und das Vaterland genommen; denn die Erde ist überall voll von Gütern und von Gaben, aber die Sehnsucht schaut nur dahin zurück wo die eigenen Formen des innern Lebens aus befreundeten Gestalten ihr entgegen strahlen, wo die alte Erinnerung in verjüngter Wirksamkeit wieder dasteht, und wo jeder seine Freuden, die Quellen seiner Begriffe und Denkweise, die Schlüssel seiner verborgenen Gefühle und selbst die gewohnten Ungemächlichkeiten wieder findet. Jedes europäische Volk strebe, sich zu demjenigen Gliede des Einen politischen Körpers, den alle bilden, in Vollkommenheit auszubilden, welches vorzustellen, es den innern Beruf empfindet, dann wird die Eintracht des Ganzen am beßten befördert und einzig durch solches Streben dürfen wir der Absicht des heiligen Bundes, der alle zu dem gemeinschaftlichen Zwecke gegenseitiger Hülfeleistung vereinigen will, das Gelingen verheissen.

Man kann nicht sagen, daß diese Bemerkungen, in den Vorschlägen und Schritten, die man in unsern Tagen in Beziehung auf die Bildung der bürgerlichen Haushalte der Völker gemacht hat, immer gehörig berücksichtigt worden sind. Das ist das Gemeinsame unter allen civilisirten Nationen, die jetzt Europa bewohnen, daß ihre Cultur, ihr Wohlstand und ihre Macht nur in dem Systeme der erblichen Monarchie bestehen und gedeihen können. Aber man würde das Leben dieser Nationen in seinen zartesten Keimen zerstören, und ihnen alle Vortheile rauben, die ihnen das monarchische System gewährte, wenn man verlangen wollte, daß es sich überall in gleicher Form bilde. Das Wesen ist gemeinsam; aber die Bildung der Form muß aus dem Charakter der Völker und aus ihrem Bedürfnisse hervor gehen. In dem alten Europa (das neue begann mit der französischen Revolution) war jenes System das herrschende, aber es bestand in sehr verschiedenen Gestaltungen in England und in Frankreich, im teutschen Reiche und in Rußland, in Schweden und in Dännemark, in Österreich und in Preussen; und wie groß auch die Verschiedenheiten seyn mochten, so waren doch alle diese Staaten selbstständig, sicher und ruhig, weil das Bewußtseyn die Völker treu erhielt, daß ihr öffentlicher Zustand das Ergebniß der in ihrer Geschichte und in ihrem Charakter liegenden Nothwendigkeit sey. Kann man hoffen, dieses Bewußtseyn hervor zu bringen, durch das eitle Streben, Alles in eine Form zu giessen, in der die Eigenthümlichkeiten der Nationen erlöschen, und das Gefühl eines widernatürlichen Zwangs sie unaufhörlich und schmerzhaft an den Verlurst ihrer Selbstständigkeit erinnert.

Literatur.

Handbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechts, mit geschichtlichen Erläuterungen und steter Rücksicht auf die neuesten kirchlichen Verhältnisse in den teutschen Bundesstaaten, und namentlich im Königreich Baiern, von Dr. S. Brendel, Professor der Rechte in Würzburg. 8. Bamberg, Drausnick, 1823, XVI. und 592 Seiten. Da das Kirchenrecht in der neuern Zeit durch den Gang der öffentichen Ereignisse, ein immer allgemeineres praktisches Interesse erhalten hat, so richtete es auch den wissenschaftlichen Fleiß auf sich, und besonders in Teutschland erschienen mehrere gründliche und gelungene Bearbeitungen desselben. Unter diesen verdient das vorliegende Werk eine besondere Auszeichnung, indem es nicht nur seine Aufgabe in ihrem ganzen Umfange, mit scharfem Urtheile und genauer Kenntniß der Literatur und der Geschichte löst, sondern auch durch die Art der Behandlung und die praktische auf gleiche Weise den Gelehrten, den Liebhaber und den Geschäftsmann befriedigt, so daß wir denjenigen, welche sich über die gegenseitigen Verhältnisse des Staats und der Kirche, und über das, was in der Kirche Rechtens ist, leicht und gründlich belehren wollen, kein besseres Hülfsmittel zu empfehlen wüßten, als dieses Handbuch. Einen besondern Werth erhält dasselbe noch dadurch, daß es das Gesellschaftsrecht bey der in Teutschland bestehenden Kirchen, der katholischen und protestantischen, darstellt, und die kirchliche Gesetzgebung von Baiern besonders berücksichtigt. Der Geist des kirchenrechtlichen Systems, das hier aufgestellt wird, bedarf übrigens keiner nähern Bezeichnung, da man den verdienten Verfasser aus seinen frühern Schriften längst als einen Mann kennt, der die Begründung alles Rechtes nur im Lichte der Vernunft findet.

Druckfehler.

Nro. 41.

S. 641. Z. 18. statt in dem Verband — in dem Vorabend.
— 647. — 28. — stellen — darstellen.
— — — 29. — leitet — bietet.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



1. November 44. 1823.

Wir Bürger der Stadt München, tief durchdrungen
Von Liebe für den König und das Land,
Wir bringen uns'rer Brüder Huldigungen,
Als Weihegruß zum segenreichen Band,
Womit die Vorsicht liebevoll umschlungen —
Dort an der Spree und an der Isar Strand —
Zwey edle Völker, jeder Tugend Erben,
Bereit für Thron und Vaterland zu sterben!

Die Bürger von München an den Kronprinzen von Preussen.

Die Häuser Brandenburg und Wittelsbach.

Die Verbindung des Kronprinzen von Preussen mit der Prinzessin Elise von Baiern bildet in dem großen ernsten Drama unserer Zeit eine freundliche Scene, auf der die Augen der Völker mit Liebe weilen, weil aus ihr das Glück des Edelmuths und der Tugend und die Hoffnung einer schönen Zukunft ihnen lieblich und erheiternd entgegen strahlen. Deßhalb hat der Jubel, der, als die Kunde von dieser Verbindung durch die Länder lief, an der Isar, der Donau und dem Mayn sich erhub, von dem Niemen bis an die Mosel wiedergeklungen, und in ihm ist die Freude laut geworden, welche die treuen Völker, die diesen Strömen anwohnen, darüber gefühlt, daß den Häusern ihrer Könige solches Heil wiederfahren, und daß dadurch unter ihnen selbst so feste brüderliche Bande geknüpft worden.

Welch ein Walten des Schicksals sehen wir in dieser Verbindung, zurückblickend in die Geschichte der alten Zeiten, indem dasselbe eine Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach beruft, um dem Lande, das einst ihre Ahnen inne gehabt, aber nicht behaupten konnten, seinen Regentenstamm zu erhalten.

Markgraf Waldemar, Kurfürst von Brandenburg, von dem Hause Askanien, war ohne Lehenserben gestorben, (im Jahr 1320). Da wollte der Kaiser Ludwig, der Baier, in der Betrachtung, wie sich die Häuser Habsburg und Lützelburg gewaltig erhoben, nach dem Beyspiele seiner Vorvordern im Reiche auch sein Geschlecht mit Macht umgeben. Daher belehnte er auf dem Reichstage zu Nürnberg seinen Erstgebornen, Ludwig, mit der Kur und Mark Brandenburg, und schickte ihn, der noch ein Knabe war, mit treuen Rathgebern dahin. Er fand die Mark fast gänzlich zersplittert in unrechten Händen, die großen Vasallen der

Hoheit entzogen, und die Sachsen ihrer Ansprüche wegen im Kriege gegen sich; der Papst aber dingte Inländer und Barbaren, um Ludwigen wehe zu thun. Und da der Kaiser sein Ansehen im Reiche herrlich gemacht, auch der Markgraf über seine Feinde triumphirte, erhob sich Karl von Böhmen mit den Sachsen gegen ihn, gab den Müller Rehböck für den verstorbenen Waldemar aus und bewirkte so, daß Ludwig seiner Herrschaft in Brandenburg nicht froh ward. Dieser überließ deßhalb im J. 1351 seinen Brüdern Ludwig, dem Römer, und Otto, für den Besitz von Oberbaiern, die Mark Brandenburg und die Lausitz mit aller Zugehör nebst der Kur des Reichs. Vierzehn Jahre führte Ludwig die Kur und mit seinem Bruder Otto die Mark, und kam nur selten nach Baiern. So wie er aber im Vaterlande keinen Einfluß und aus demselben keine Unterstützung erhielt, war er nicht mächtig genug, den Anfällen der Sachsen und Böhmen zu wehren. Des Kampfes müde, und einem kinderlosen Ende zunächst, ließ er es geschehen, daß sein Bruder mit dem Hause Lützelburg eine Erbeinigung machte, und demselben die Erbfolge bewilligte, auf der Brüder ledigen Abgang. Ludwig fand bald darauf sein Grab zu Berlin. Otto übernahm nun die Kur und Alleinregierung in der Mark; aber nicht zu Staatsgeschäften gemacht, unterlag er bald dem Hang zum Vergnügen. Kaiser Karl erlaubte sich über ihn Vormünder zu seyn; aber in einem Kriege gegen den Herzog von Pommern ließ er ihn hilflos. Da eilte der Prinz Friedrich von Landshut nach Brandenburg, und that den Feldzug seines Oheims. Otto, dankbar gerührt, ließ dem Neffen huldigen in der Neumark, und verpfändete ihm und seinem Vater die Altenmark und Priegnitz. Da sah sich Karl in seiner Erbschaftserwartung getäuscht; er fiel in Brandenburg ein, und Otto mußte verzichten auf Land und Leute zum Vortheile der böhmischen Prinzen. Er blieb Zeit Lebens des Reiches oberster Kämmerer, und erhielt das Versprechen von hundert tausend Gulden mit zehn verzinsbar. Also ward Brandenburg, nach fünfzig Jahren, für Baiern wieder verloren. Otto verlebte seine Tage in den Isargefilden, eine Meile unterhalb Landshut, auf dem Schloße Wolfsstein, und trieb Mienespiel mit Gretchen, der schönen Bewohnerin der nächsten Mühle, bis an sein seliges Ende. *)

War nun gleich dem Hause Wittelsbach nicht vergönnt, die Kur von Brandenburg und die Marken sich zu erhalten, so blieb es doch groß und mächtig in den oberteutschen Landen, jedem seiner beyden Zweige ward eine der Erz-Würden des Reichs zu Theil; die Burggrafen von Nürnberg aber, aus dem Hause Hohenzollern, die 42 Jahre nach Endigung des baierischen Besitzes die Kur Brandenburg käuflich erworben; und im Laufe der Zeiten, durch verständige Benützung der Umstände, planmäßiges Wirken und hohen Sinn sich in die Reihe der ersten Mächte von Europa erschwungen hatten, wurden die Beschützer der Wittelsbacher; wie denn bey unserem Gedenken zwey Mal geschehen ist, daß die letzteren aus dem Besitze ihrer baierischen Stammlande verdrungen worden wären, wenn nicht das Ansehen und die Waffen von Brandenburg sie darin erhalten hätten.

Als nämlich der baierische Zweig des Wittelsbachischen Fürstenstammes in Maximilian Joseph erstorben war (1777), erhub Österreich Ansprüche, denen vor vierthalb hundert Jahren entsagt worden war, auf den reichsten, fruchtbarsten und bevölkertesten Theil Baierns. Hierzu wurden solche Maßregeln ergriffen, welche gegen einen Schwächeren, der sich derselben nicht versieht, einer überlegenen Macht selten mißlingen. Also unterzeichnete der Kurfürst, Karl Theodor, einen, durch das österreische Kriegs-

*) S. Feßmaiers Geschichte von Baiern, S. 543. — 577.

herr unterstützten Vergleich, vermöge dessen ihm der schlechteste Theil des Landes, nebst allen Schulden, übrig blieb. Da erschien dem Hause Pfalz, den Gesetzen Teutschlands und dem allgemeinen Staatensysteme ein Retter, in der Person des Königs von Preussen. Er wurde, nach so vielen glänzenden Siegen, die zuerst ihm vortheilhaft gewesen, durch den Feldzug des Jahres 1778, ein verehrungswürdiger Vater der Freyheit. Er erwarb, daß in dem Teschenschen Frieden die hergebrachte Erbfolge aller Wittelsbachischen Lande (mit Ausnahme des Innviertel, das an Oesterreich fiel), dem Hause Pfalzbaiern bestättigt, von den vermittelnden Mächten, Frankreich und Rußland, gewährleistet, und vermittelst eines Reichsgutachtens und kaiserlichen Ratifikations-Dekretes zu einem Reichsgesetz gemacht wurde. Dadurch wurde die kurpfalzbaierische Erbfolge dergestalt befestigt, daß von nun an ohne den Willen des gesammten Reichs, so wie der Höfe von Versailles und Petersburg, auch nicht die geringste Änderung darin vorgehen konnte. *)

Sieben Jahre nach dem Frieden von Teschen geschah, zu Müchen, durch den Freyherrn von Lehrbach, und in Zweybrücken bey dem präsumtiven Erbfolger, durch den russischen Minister, Grafen von Romanzow, der abermalige Antrag, das Herzogthum Baiern, die Obere Pfalz, Neuburg und Sulzbach, und die Landgrafschaft Leuchtenberg, an Oesterreich zu überlassen; dafür sollte der Kurfürst, unter dem Namen eines Königs von Burgund, Herr des österreichischen Antheils der Niederlande, mit Ausnahme von Luxemburg und Namur, werden. Der Antrag war in allen nur möglichen Hinsichten für das Haus Pfalzbaiern höchst nachtheilig. Dessen ungeachtet wurde dem Herzoge von Zweybrücken zur Erklärung seines Willens nur eine Frist von acht Tagen anberaumt, mit dem Anhange: „Da man des „Kurfürsten sicher sey, werde die Sache geschehen, wenn auch der Herzog nicht wolle.“ Zugleich ward versichert, Frankreich und Rußland übernehmen die Gewährschaft für den Tausch. Als nun die Gerüchte von diesen Dingen nach Baiern kamen, wurde das Land mit Bestürzung erfüllt. Die Stände schrieben dem Kurfürsten: „er möge sich erinnern, wie bereitwillig „ihre Vorfahren für die Fürsten seines Hauses „Blut und Leben aufgeopfert“, und der Stadtrath in München: „ob denn dieses ehemalige Königreich, für dessen Ruhm und Erhaltung des jetzigen Herrn edle Voreltern so viel gekämpft, so oft geblutet, von der althergebrachten Selbstständigkeit herabsinken, — ob denn der Schweiß der Väter, die erworbenen Rechte, die Freyheit Baierns verloren gehen soll?“ — Der Herzog von Zweybrücken aber hatte den Entschluß erkläret, daß er seine altväterlichen Erblande nie vertauschen würde. In diesem Entschluß bestärkte ihn der König von Preussen, indem er ihm zur Behauptung desselben jede Unterstützung und jeden Beystand verhieß. Zugleich protestirten, warnten und klagten die preussischen Gesandten an allen Höfen. Da erklärten Frankreich und Rußland, daß nach der abschlägigen Antwort von Seiten des Herzogs von Zweybrücken von dem ganzen Vorhaben keine Rede mehr sey. Der Hof zu Wien schwieg eine geraume Zeit, bis er endlich bezeugte, „er habe an einen erzwungenen oder gewaltsamen Tausch nie gedacht, und nie werde er an einen solchen denken.“ Um aber ähnlichen Projekten für die Zukunft vorzubeugen, schloß Friedrich die Reihe seiner großen Thaten durch die Stiftung des Fürstenbundes. *)

Für diese Dienste sehen wir in diesen Tagen eine edle Prinzessin aus dem Hause der Wittelsbacher den schönsten Dank erstatten; in dieser

*) S. Darstellung des Fürstenbundes, (von J. Müller.) S. 238 ff.

*) S. a. a. O. S. 292. ff.

Prinzessin aber wird den Wittelsbachern ein alter Besitzthum wieder gegeben, den ihre Väter durch eigene Schwäche und fremde Gewalt verloren hatten.

Zartheiten des teutschen Kanzley-Styls.

Ein geistvoller teutscher Gelehrter, indem er seine in Paris gemachten Beobachtungen mittheilt, bemerkt: „Je vornehmer einer in diesem Lande ist, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein französischer Minister, selbst wenn er in Amtssachen an einen Bürger schreibt, unterzeichnet: Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc. Der König selbst, in seinen Ordonanzen, nennt den letzten seiner Unterthanen Herr, selbst wenn er ihn straft. Er verordnet: „dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen, das Buchhändler-Patent entzogen.“ Aber jeder Amtssekretär im kleinsten teutschen Städtchen dekretirt: „Hat sich der Johann Christoph Peter Morgen frühe zehn Uhr auf der Amtsstube einzufinden, um die ihm gnädigst bewilligte Gratifikation gegen Bescheinigung in Empfang zu nehmen.“ Der Teutsche ist nur gegen Vornehme höflich; wie ein Sphynx lächelt er freundlich nach oben, und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über seine Courtoisie italienische Buchhalterey; hat er eine Schmeicheley in's Soll gesetzt, schreibt er schnell eine Grobheit in's Haben. Jeder Regierungs-Kanzellist hält sich für einen Staathalter Gottes auf Erden und ist von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten sich doch die teutschen Autoritäten ihr barsches Wesen abgewöhnen! Möchten sie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit ist, die man

so viel als möglich zu versüßen suchen soll. Möchten sie bedenken, daß im Staate die Freyheit der guten Bürger nur um der schlechten willen beschränkt werden muß! Möchten sie besonders auf ihren Paßbureau's bedenken, daß um eines einzigen Spitzbuben willen, der sich zuweilen unter tausend ehrlichen Reisenden findet, neun hundert neunund neunzig ehrliche belästigt, aufgehalten und gequält werden müssen; möchten sie sie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, höflich belehren, sie sitzen heißen und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben, und sie gleichsam um Entschuldigung bitten, daß man ihnen so viele Mühe mache! Ja wäre ich Herr im Lande, ich ließ in allen Paßbureau's meines Reichs den ganzen Tag Kaffee und Wein serviren, und den Reisenden angenehme Romane und Reisebeschreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an sie komme. *) Das hielt ich für meine Schuldigkeit. **)

Was dieser teutsche Beobachter an der Seine bemerkt hat, läßt sich wohl nachsagen; aber man müßte es bedenklich finden, es selbst gesagt zu haben, indem man dabey unmöglich der Beschuldigung entgehen könnte, ein Staatstadler und — in Beziehung auf den Punkt von der traurigen Nothwendigkeit des Regiertwerdens — ein Liberaler zu seyn, und wer klug ist, wird, in den gegenwärtigen höchst kritischen Zeiten, die eine und die andere Nachrede zu vermeiden suchen, sintemal Protektionen und freundliche Gesichter auf diesem Wege nicht erworben werden können, wohl aber das Gegentheil.

*) Dagegen würde der Finanzminister Einwendungen machen. Denn Kaffee, Wein, Romane (wenn sie auch keine angenehme sind) und Reisebeschreibungen kosten Geld. Man mache den unnöthigen Paßplackereyen überhaupt ein Ende und es wird den Staaten und den Reisenden am besten gedient seyn.
A. d. R.

**) S. Morgenblatt, 1823. Nr. 233. S. 930.

Indessen gebühren der Wahrheit ihre Rechte, und so muß jeder ehrliche teutsche Mann, in so ferne er auch ein verständiger Mann ist, anerkennen und unterzeichnen, was der besagte Beobachter über die teutsche Kanzley- und Curialgrobheit, im Contraste mit der französischen Höflichkeit gesagt hat. Die Sache scheint, wie sie da liegt, etwas sonderbar, indem die Franzosen bekanntlich in ihrer Sprache kein Wort haben, um das teutsche „Höflichkeit" auszudrücken, während sie doch höflicher seyn sollen, als wir. Aber das Räthsel klärt sich durch die Wahrnehmung auf, daß wir in der That, in Worten und Gebärden, die höflichsten Leute unter der Sonne sind, aber nur gegen die, die auf der Stufenleiter des Rangs und des Glücks höher stehen, als wir; gegen alle diejenigen aber, die wir hinter oder unter uns erblicken, sind wir grob. Man kann nicht sagen, daß die Sache eine Lobrede auf unsern Charakter enthält, indem wir durch sie das Ansehen gewinnen, daß unser Betragen gegen andere Menschen nicht nach ihrem persönlichen Werthe, sondern lediglich nach dem zufälligen Verhältnisse ermessen sey, in dem wir mit ihnen stehen. Indessen ist es ein Mal so, und man muß sogar noch, wenn man gerecht seyn will, das Geständniß ablegen, daß die Ausnahmen von dieser unserer Nationaluntugend unter die größten Seltenheiten gehören.

Nach diesen Bemerkungen darf es Niemand Wunder nehmen, wenn in den Kanzleyen, Bureau's, Amts-, Gerichts- und Schreibstuben, und in den Tönen, die aus denselben erschallen, nicht die teutsche Höflichkeit, sondern der Gegensatz oder die Kehrseite derselben in ihrer Kraft und in ihrem Glanze erscheint, in so ferne nämlich aus den besagten Behörden nicht gegen oben sondern gegen unten gesprochen wird; denn in dem erstern Falle ist die Sache umgekehrt. Richtet sich aber die Stimme der Sprecher abwärts, so ergiebt es sich von selbst aus unserer nationellen Eigenthümlichkeit, daß man sich in die Brust wirft, und in Zeichen, in der Wendung und im Worte dem Angesprochenen derb und barsch zu erkennen giebt, wie tief und unbedingt er dem Sprecher untergeordnet sey, und wie seine höchste Pflichterfüllung sich darin erweisen müsse, daß er gehorche, wenn er gleich nicht begreift, und daß er glaube, wenn er gleich nicht schaut. Doch fährt dabey der Angesprochene nicht so übel, wie es scheint. Denn was er empfangen hat, giebt er in denselben Formalitäten, oder wenn es ihm beliebt, in gesteigertem Tone weiter, und auch der letzte, dem die Gabe bleibt, wird, in so ferne er auf dem Felde teutscher Wissenschaft sich zu dem Begriffe der „göttlichen Grobheit" erschwungen hat, sie wohlgemuth empfangen und bewahren, und mit den Lustigen Gesellen aus Auerbach's Keller sprechen:

> So recht! je gröber, je besser!
> Es sagt ja der Professer,
> Der alte Renomist,
> Das Grobheit göttlich ist!
> Drum seyd recht kanibalisch froh,
> Und göttlich grob wie Bohnenstroh.

Pius VII. und Napoleon, im Reiche der Schatten.

Pius. Der Tod endet alle Zwiste. Darum nenne ich nun auch Sie meinen geliebten Sohn und gebe Ihnen meinen väterlichen Segen!

Napoleon. Ich begreife, daß Sie auf der Oberwelt den nicht segnen konnten, den Sie ein Mal verflucht hatten. Indessen hat jeder von uns beyden dem Andern das größte Übel erwiesen, das er ihm erweisen konnte. Ich habe Ihnen Ihre Staaten genommen, und Sie haben mich in den Bann gethan. Damit war unsere Rechnung quitt. Man sollte denken, daß die

Versöhnung leicht seyn müßte, wo die Beleidigung gleich ist.

Pius. Das war nicht der Fall. Sie waren der Anfänger des Streits, und was ich gegen Sie that, war eine gerechte Nothwehr gegen das himmelschreyendste Unrecht.

Napoleon. Man hat mir viele Handlungen zu Verbrechen gemacht, die ich nicht vermeiden konnte, weil die Nothwendigkeit, die in den menschlichen Dingen waltet, sie unerbittlich forderte. Das Schicksal hatte klar seinen Willen ausgesprochen, daß durch mich Europa neu gestaltet und das Glück und die Ruhe der Völker durch das System der Überlegenheit gesichert werden sollten. In diesem System konnte keine Priesterherrschaft bestehen, die nicht dem weltlichen Arm untergeordnet war, und der Statthalter Christi mußte in die Kreise zurück gewiesen werden, die ihm sein Meister mit den Worten bezeichnet hat: mein Reich ist nicht von dieser Welt! Ohnehin war ich durch die Geschichte der Päpste hinreichend gerechtfertiget, wenn ich an Ihrem guten Willen zweifelte, sich den Gesetzen zu bequemen, nach denen ich die grossen Verhältnisse der Völker zu ordnen entschlossen war.

Pius. Man hat es oft den getreuesten Söhnen der Kirche zum Vorwurfe gemacht, daß sie den Grundsatz lehren und befolgen: „Der Zweck heilige die Mittel!“ Diesen Grundsatz, Sire! haben Sie zu dem Ihrigen gemacht. Ihr Zweck war Ihnen aber lediglich durch Ihren Ehrgeitz gegeben; jene frommen Männer dagegen beabsichtigten die Ehre Gottes.

Napoleon. Phrasen! — Der Mensch thut nichts ohne egoistische Motive, und keiner würde weder für's allgemeine Beßte noch für die Ehre Gottes handeln, wenn er wüßte, daß er sich selbst dabey verlöre. Darin besteht aber die Ehre und das Verdienst des Menschen, daß er sich seines Zweckes bestimmt bewußt ist, und daß er mit den Schwierigkeiten, die ihm auf dem Wege zu derselben entgegen kommen, muthig kämpft.

Pius. Dieß Bewußtseyn meines Zweckes hat mir nie gefehlt, und wenn der Muth im Kampfe mich nicht zu demselben führen konnte, so blieb mir doch der nicht minder verdienstliche Muth der ausharrenden Geduld; der endliche Sieg aber wurde mir, durch die unüberwindliche Kraft, die der guten Sache des Rechts und der Unschuld inne wohnt.

Napoleon. Die Wahrheit ist, daß Sie Ihre Wiederherstellung dem Gange der Umstände zu danken hatten. Mit dem System, das ich gedacht und beynahe zu seiner Vollendung gebracht hatte, war die Existenz der päpstlichen Hierarchie unverträglich; ich konnte keinen Universalmonarchen neben mir dulden. Sobald aber jenes System untergieng und das frühere der Gegenseitigkeit sich auf seinen Trümmern erhub, trat die besagte Hierarchie wieder in die Stelle ein, die sie früher behauptet hatte, weil sie dem Interesse der Einzelnen nicht zuwider war, und weil die Eifersucht Aller sie erhielt.

Pius. Und in dieser Stelle wird sie verharren, bis an das Ende der Welt. Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen! —

Napoleon. Dieser Glaube ziemt dem Haupt der Kirche; mir aber, den man nie unter die gehorsamen Söhne der Kirche gerechnet hat, wird es erlaubt seyn, ihn zu bezweifeln. Die päpstliche Hierarchie beruht auf zwey Fundamenten; auf der Überzeugung der Völker von dem göttlichen Rechte ihrer ausschliessenden geistlichen Gewalt und auf dem Besitze ihrer weltlichen Souveränität. Jenes Fundament ist untergegangen oder mächtig erschüttert, erst durch die Reformation, dann durch das in der Politik herrschend gewordene Prinzip des Indifferentismus; dieses aber wird in dem Augenblicke brechen, indem eine einzelne Macht in Europa sich

wieder auf den Grad der Überlegenheit erschwingt, auf dem es die andern nicht mehr zu fürchten hat. Wären Karl V. oder Ludwig XIV. eben so ungerathene Söhne der Kirche gewesen, als ich es war, sie hätten eben so wie ich das Patrimonium des heiligen Petrus mit ihren Domänen vereinigt. Die sittlichen Eindrücke, die das Unternehmen auf die Völker machen könnten, sind nicht mehr zu fürchten. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Durch eine grosse europäische Staatsverhandlung wurden die teutschen Kathedralen i. J. 1802 ihrer Besitzthümer beraubt und die ganze Welt hat die Rechtmässigkeit des neuen Erwerbs anerkannt. Wird dieses Beyspiel verloren seyn, wenn einst die Übermacht sich im Stande sieht, an dem obersten Bischofe zu verüben, was man früher gegen seine Suffragane sich erlaubt hat? Und indem der Pariser Friede dem heiligen Stuhle Avignon und der Wiener Congreß das linke Ufer des Po nahm, ist der alte Glaube an die Unverletzlichkeit des römischen Kirchengebiets auf immer feyerlich und faktisch umgestossen worden.

Pius. Es war Alles ungerecht, was in Regenspurg, in Paris und in Wien gegen das Eigenthum der Kirche geschehen ist, und ich habe gegen alles im Angesichte Gottes, der Welt und der Nachwelt protestirt.

Napoleon. Diese Protestationen haben den Marsch der Politik nicht gehemmt, und noch weniger die Eindrücke ausgelöscht, die das Verfahren derselben hervor gebracht hat. Das Publikum betrachtete sie als Laute aus einer längst vorüber gegangenen Zeit und machte sie zum Gegenstande der Satyre. In der That war es auch ein wenig seltsam, aus Ihrem Munde Strafpredigten gegen diejenigen zu vernehmen, denen Sie die Wiederherstellung Ihrer Existenz zu verdanken hatten.

Pius. Diese Seltsamkeit verschwindet, bey der bestimmten Ansicht der Verhältnisse. Ein weltlicher Regent, der durch Aufruhr oder Eroberung vom Throne gestossen wird, ist gewiß demjenigen Dank schuldig, der seine Wiederherstellung bewirkt. Was thaten aber die christlichen Mächte, indem sie die Kirche wieder in die durch ungerechte Gewalt ihr entrissenen Rechte einsetzten, anders als ihr Schuldigkeit? Und hatte die Kirche nicht Ursache sich zu beklagen, wenn jene Mächte ihre Verpflichtung gegen sie nicht so erfüllten, als sie sollten und konnten?

Napoleon. Das sind nicht mehr die Begriffe der Zeit; aber indem sie dieselben aussprechen, behaupten Sie den Grundsatz der starren Immobilität, den Rom, wie auch die Zeiten, die Umstände und die Bedürfnisse sich ändern mochten, nie aufgegeben hat.

Pius. In diesem Grundsatze hat Rom das Geheimniß seiner Erhaltung gefunden, und es wird ihn nie aufgeben, so lange es besteht, wie es ihn denn auch nicht aufgeben kann, ohne in eine Inconsequenz zu verfallen, durch die es in dem Urtheile der ganzen Welt seinen Untergang verwirken müßte. Der Papst regiert nicht aus eigenem Rechte; er ist der Statthalter Christi. Wie könnte er, da er immer im Namen dessen spricht und handelt, den er repräsentirt, eine Behauptung zurück nehmen, einen Anspruch aufgeben, oder einem ihm anvertrauten Besitze entsagen?

Napoleon. Die Beharrlichkeit war zweckmäßig, so lange die Völker noch die Prämissen anerkannten, auf denen sie beruht. Aber die Meynungen sind, wie alle andere Dinge, dem ewigen Statut der Weltordnung, der Wandelbarkeit unterworfen. Im Mittelalter entthronte der päpstliche Bannstuhl die Könige, als Sie aber im neunzehnten Jahrhundert versuchten ihn auf mein Haupt zu schleudern, betrachtete die Welt Ihr Beginnen wie eine Farce. Wie jedes andere politische System kann deßhalb die päpstliche Hierarchie ihre Fortdauer nur dadurch sichern, daß sie mit dem Gange der allgemeinen Cultur gleichen Schritt hält und die Ansprüche erfüllt, die die öffentliche Meynung an sie macht.

Pius. Darin liegt das Wesen dieser Hierarchie, daß sie keine Reform erträgt. Sie kann nur in dem Charakter, den sie von jeher behauptet hat, bestehen, oder gar nicht. Der Schritt mit der allgemeinen Kultur würde sie zu ihrem Untergange führen; dagegen ist das ihre ewige Aufgabe, den Gang dieser Kultur zu beherrschen, zu brechen und zu hemmen. Seit Jahrhunderten hat sie sich an der Lösung dieser Aufgabe geübt, und die Erfolge haben ihre Bestrebungen nicht unbelohnt gelassen. Alles um sie her ist durch unaufhörliche Zerstörungen und Umwälzungen gegangen; sie aber blieb ungebrochen auf den Ruinen.

Napoleon. Die Erscheinung ist in der That groß, und einzig in der Weltgeschichte. Sie beweist, wie viel der menschliche Wille durch Beharrlichkeit vermag. Aber durch sie verlängert derselbe nur den Kampf mit der Nothwendigkeit, die in der moralischen Weltordnung ist; am Ende muß er ihr doch unterliegen. Hat die Macht von Rom nicht seit vierhundert Jahren alle ihre Kriege gegen diese Nothwendigkeit mit Niederlagen geendigt? Trägt sie nicht alle Zeichen, der Erschöpfung, der Schwäche und des Sinkens? Und wie kraftlos und unbedeutend erscheint sie nun, beym Rückblicke auf die Zeiten ihrer höchsten Blüthe?

Pius. Gewiß ist die Kirche durch eine Periode schwerer Prüfungen gegangen. Aber diese werden am Ende zu ihrer Verherrlichung gereichen, und bey allen Glaubigen steht das Vertrauen auf die Verheissung fest: **Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.**

Berichtigung.

S. 659. Z. 6. von unten ist statt Frau von Berckheim zu lesen Frau von Krüdener.

Wöchentlich erscheint von dieser Zeitschrift ein Stück von einem Bogen. Am Schlusse des Jahrs werden Titelblatt, Vorrede und Register nachgeliefert, so, daß das Ganze — das etwas mehr als eine bloß ephemerische Existenz verdienen dürfte — gebunden werden kann. Der jährliche Preis ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Bestellungen können bey allen Löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich obigen Preis nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preise zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen und Gmünd, im Königreich Württemberg.

Ritter'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



8. November 45. 1823

Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Schiller.

Blicke auf Spanien.

Als die Rede, womit der König von Frankreich am 28. Jän. d. J. die Versammlung der Kammern eröffnete, seinen Entschluß, Spanien zu bekriegen, nicht mehr zweifelhaft ließ, erhuben sich auf den Tribunen, in den Salons und in öffentlichen Schriften viele Stimmen, um auf die Gefahren dieses Krieges aufmerksam zu machen; und wenn das Publikum auf dieselben achtete oder in ihren Sinn sich theilte, mußte man es für verzeihlich halten, da man in diesen Stimmen auch die Meynung solcher Männer vernahm, die durch ihre berühmte Namen und durch allgemein anerkannte tiefe Einsicht in dem Besitze einer großen Autorität waren, und durch ihre sonstige politische Haltung hinreichend bewiesen hatten, daß nur eine unüberwindliche Ueberzeugung sie vermögen könne, sich mit der Regierung in öffentlichen Widerspruch zu setzen. Indessen gieng das französische Heer über die Pyrenäen, und nachdem es in einer Frist von sechs Monaten Spanien von einer Gränze zur andern durchzogen hatte, sah es den König Ferdinand in seinem Lager ankommen, und dadurch seinen Auftrag auf das Glänzendste erfüllt. Dieß Resultat war eine schneidende Widerlegung der Besorgnisse, die die besagten Warner vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten geäussert hatten. Kann man um deßwillen sagen, daß jene Warnungen aus der Luft gegriffen waren? Gewiß nicht. Denn wenn Ernst und Besonnenheit in ihren Erwartungen sich täuschen, weil durch Kräfte und Umstände, die ausser dem Bereich ihrer Beobachtungsorgane liegen, die Erfolge bestimmt werden, so bleibt ihnen noch immer das Verdienst des richtigen Urtheils, und es müßte rühmlicher seyn mit ihnen zu irren, als sich in die Triumphe der den Wogen des Zufalls sich preisgebender Keckheit zu theilen. Wie dem aber auch sey, so muß man doch die Elogien, mit der nun die Freunde des Hauses Bourbon von den Resultaten der spanischen Unternehmung sprechen, als begründet und gerecht anerkennen. Man hat in der Anordnung und Ausführung der Operationen den alten militärischen Geist der Franzosen wieder erkannt. Der Generalissimus hat einen edeln, gemäßigten, friedfertigen Charakter bewährt, wie er eines Feldherrn in seiner Stellung würdig ist. Die Armee hat durch Festigkeit und Mannszucht bewiesen, daß das Gefühl von dem versöhnenden Zwecke dieses Krie-

ges in ihr lebendig sey. Sie hat sich, wo die Gelegenheit sich ergab, standhaft und tapfer geschlagen. Das bourbonische Frankreich hat eine Aufgabe, die ihm ein Interesse, das sämmtliche Mächte des Festlandes als das ihrige anerkennen, vorgelegt, siegreich gelöst. Es hat damit, in dem Systeme von Europa, in dem es erst seine Stelle wieder gefunden, seinen Sporn verdient. — Wie glänzt sein Ruhm neben der Schmach seiner Besiegten? Diese hatten ihr Werk, auf die Resultate falscher Berechnungen gestützt, mit Trotz begonnen; wankend, kraftlos und in steter Halbheit befangen, haben sie es fortgesetzt; in Verzweiflung oder verleitet von dem mit Geld beladenen Esel des macedonischen Philipps haben sie es geendet.

„Es sey — hat einer der Alten gesagt — „nichts für gethan zu achten, so lange noch etwas zu thun übrig geblieben." Der Herzog von Angouleme hat sich seines militärischen Auftrages vollkommen erlediget. Aber noch ist die politische Frage, auf die es in dieser grossen Sache ankommt, nicht abgethan. Mit der Wiedereinsetzung des Königs in die absolute Gewalt ist nur ein vorbereitender Akt geschehen. Das Interesse von Europa will, daß Spanien beruhigt werde, und daß die Welt für die Befestigung seiner Ruhe hinreichende Garantien erhalte. Man muß deßhalb voraus setzen, daß die absolute Gewalt dem Könige in der Absicht gegeben worden, daß durch ihr selbst jenem Interesse ein Genüge geleistet werde, und ohne Zweifel hat man diesen Weg eingeschlagen, weil man erkannte, daß Versöhnung, Friede und gesetzliche Ordnung in Spanien um so fester stehen müssen, wenn sie als ein Werk der Weisheit und des väterlichen Willens des Regenten hervor treten.

Es war in diesem Sinne, was der Herzog von Angouleme dem Könige Ferdinand, in einem am 17. August aus Santa Maria erlassenen Schreiben erklärte: „Der König, mein „Oheim und Herr, — dieß sind die Worte — „war der Meynung, und die Ereignisse haben „in seinen Gesinnungen keine Aenderung bewirkt, „daß Euer Majestät wieder in Freyheit gesetzt, „und Milde übend, für gut finden würde, eine „nach so vielen Verirrungen nöthige Amnestie „zu bewilligen, und durch die Zusammenberufung der alten Cortes des Königreichs „Bürgschaften der Ordnung, der Gerechtigkeit und einer guten Verwaltung zu geben." Verzeihung und konstitutionelle Gesetze werden in diesen Worten als die Wege zur Beruhigung von Spanien bezeichnet; die Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht, ehrt in hohem Maße die Weisheit und den Edelmuth der französischen Regierung; diese Ehre wird sie auch behaupten, indem eine Erklärung dieser Art ihrer Natur nach unwiderruflich ist.

Gewiß hätte ganz Europa den König von Spanien mit Acclamation empfangen, wenn er, als er im Hafen von Santa Maria ans Land stieg, vor allem Worte der Versöhnung und der Hoffnung zu seinem Volke gesprochen hätte; und um so gewisser war ihm diese Acclamation, da ja selbst die Regentschaft in Madrid sich in dem Augenblicke ihrer Auflösung an die spanische Nation in einer Weise erklärt hat, aus der ersichtlich ist, wie auch sie zu der Erkenntniß gekommen, daß mit dem Augenblicke des Sieges die Zeit der Rache und der Reaktion abgelaufen und daß bürgerliche Kriege nicht besser als durch gegenseitige Verzeihung zu endigen seyen. — Was that aber der König Ferdinand? Seine erste Regentenhandlung nach wieder erlangter Freyheit, war ein Dekret, worin in den härtesten Ausdrücken von den voraus gegangenen Ereignissen gesprochen und der königliche Wille dahin kund gethan wird, ein Mal, daß alle Handlungen der konstitutionellen Regierung, seit dem 7. März 1820, nichtig und ungültig seyen, hingegen alles, was durch die provisorische Regierungsjunta und die Regentschaft beschlossen worden, bis auf weitere Verfügung bestehen bleiben

soll. Von einer Amnestie war nirgends eine Rede; gewiß würde es auch nur durch Inkonsequenz geschehen seyn, da die Vernichtung der Akte der konstitutionellen Regierung und die Bestätigung der Beschlüsse der Regentschaft nicht vollzogen werden konnten, ohne daß viele tausend Individuen schwer für ihre Anhänglichkeit an die Konstitution der Cortes büßen mußten. Daß es aber nicht geschehen ist, muß jeder Redliche beklagen, selbst wenn er auch der eifrigste Gegner der Liberalen wäre. Denn das Wort der Verzeihung hätte die vollgültigste Bürgschaft für die Beruhigung von Spanien gewährt. Es hätte eine Art von magischer Wirkung hervor gebracht, hier, indem es der siegenden Partey das Schwert der Rache entriß, dort, indem es die unterliegende durch Vertrauen und Hoffnung erhub, überall aber, indem es den Glauben stärkte, daß der König, der mit väterlichen Gefühlen zu den Seinen zurück gekommen, auch in Zukunft sie als Vater regieren werde. Dieß alles ist so einleuchtend, daß sich Niemand überrascht sehen würde, wenn jetzt noch die Zusicherung der ausnahmslosen Vergessenheit erfolgte. Aber sie würde bey weitem nicht mehr den Eindruck machen, der ihr, wenn mit ihr begonnen worden wäre, nicht hätte fehlen können. Das gute Wort thut seine volle Wirkung nur dann, wenn es zu rechter Zeit ausgesprochen wird.

Welche sind die Akte der Regentschaft, denen das Dekret vom 1. Oktober die vorläufige Billigung ertheilt? — Sie hat alle Handlungen der konstitutionellen Regierung, obgleich sich darunter Verträge, mit allen diplomatischen Förmlichkeiten versehen, und Anlehen befanden, die durch das königliche Wort verbürgt waren, für nichtig erklärt; sie hat alle öffentlichen Beamten, die ihre Stellen erst nach den 1. März 1820 erhalten hatten, abgesetzt, und die alten Minister aus Madrid verbannt; sie hat die Regimenter Guadalarara und Lusitania, die am 20ten May Bessiere's Truppen zu Alcala zurück geschlagen, aus der Liste der Armee gestrichen, und die Militärs, die an diesem Gefechte Theil genommen, zur gerichtlichen Verfolgung verurtheilt; sie hat die Jesuiten wieder hergestellt und die Preßfreyheit unterdrückt; sie hat das Vermögen eines Theils der Mitglieder der Cortes mit Beschlag belegt; andere Mitglieder dieser Versammlung hat sie in ein Verzeichniß gebracht, und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt; in demselben Dekrete hat sie erkannt, daß die Minister, die Generale, die Offiziere, und Milizen von Madrid und Sevilla, die den Cortes nach Cadix gefolgt sind, vor Kriegsgerichte gestellt werden sollten. — Indem der König diese Verfügungen billigte, anerkannte er die Regentschaft als ein seine Person repräsentirendes Corps und erklärte, daß es in seinem Sinne gehandelt habe; der Vorbehalt aber, daß durch spätere Gesetze jene Verfügungen modifizirt werden können, wird ihre Wirkungen, wenigstens so lange sie bestehen, nicht mildern, eben so lange wird aber auch Spanien in dem Zustande der Reitzung, der Zwietracht und der Zerrüttung verbleiben, dessen Verkürzung das Interesse der siegenden Partey nicht weniger fordert, als das der besiegten.

Während das Dekret vom 1. Oktbr. Alles bestätigt, was die provisorische Regierungsjunta und die Regentschaft beschlossen haben, erklärt sie sämmtliche Akte der constitutionellen Regierung für nichtig und ungültig. Alle diese Akten waren von dem Könige selbst unterzeichnet und vollzogen; man muß deßhalb voraus setzen, daß ihre Nichtigkeitserklärung auf Gründen beruht, die sie auf eine vollkommen einleuchtende Weise rechtfertigen; diese Gründe aber sucht man in dem Zustande des Zwangs indem sich der König befunden, und der es ihm unmöglich gemacht, seiner eigenen und freyen Überzeugung zu folgen. Wer könnte sich des Zweifels erwehren, ob ein solcher Zwang durch einen energischen Entschluß, der nur augenblickliche Vortheile aufgeopfert, da-

gegen aber den Ruhm der Consequenz und der Festigkeit unbefleckt erhalten hätte, nicht zu vermeiden gewesen wäre? Und wenn er auch unvermeidlich war, so scheint es doch daß die Zurücknahme der durch die königliche Unterschrift sanktionirten Verfügungen in einer Form hätte geschehen können, die bey weitem weniger nachtheilig auf die öffentliche Meynung wirkte, als eine unbedingte und allgemeine Vernichtung derselben. Wie man aber auch jene Rechtfertigung ansehen mag, so kann man doch unmöglich verkennen, daß schon der Fall, ihrer zu bedürfen, sehr peinlich seyn muß; am wenigsten konnte diese Empfindung einem Monarchen fremde bleiben, der das classische Wort seines Ahnen, Franz I., nicht vergessen haben kann: „wenn Treue und „Glauben aus der Mitte der Menschen verbannt „wären, so müßten sie sich immer wieder in den „Herzen der Könige finden."

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Weitere Bemerkungen über den Wirtembergischen Handel.

(Ein Nachtrag zu dem denselben Gegenstand betreffenden Aufsatz in Nro. 39 dieser Blätter, von dem Verfasser dieses Aufsatzes.)

In Nr. 69. des Hesperus finden sich Bemerkungen gegen den in Nr. 39. dieser Blätter enthaltenen Artikel über den Handel von Wirtemberg, die einer nähern berichtigenden Erörterung bedürfen.

Der Eingangszoll auf Tücher ist in Wirtemberg beträchtlich, der Arbeitslohn billig und die Wolle im Überflusse vorhanden. Man muß es deßhalb für nützlich und wünschenswerth halten, daß durch Errichtung von inländischen Fabriken die fremde Waare entbehrlich werde; und die Regierung, indem sie die letztere mit hohen Zöllen belegte, bekannte sich selbst zu dieser Überzeugung. Da die feinen Gattungen von Tüchern meistens aus den Niederlanden bezogen werden, so ergiebt sich die Idee von selbst, daß ein Haus aus diesem Lande, durch Niederlassung in dem unserigen, unserm Bedürfnisse abhelfen möchte; übrigens ist es gleichgültig, woher dieß Haus komme, wenn es nur die erforderlichen Fonds und Kenntnisse besitzt. Zwar bezweifle ich, wie der Verfasser des Aufsatzes im Hesperus, daß irgend ein Fabrikant geneigt seyn werde, seine bestehenden und begründeten Verhältnisse gegen neue, mit mannigfaltigen Wagnissen verbunden, auszutauschen. Das ist aber auch gar nicht nöthig. Kann denn nicht ein bestehendes, thätiges Haus, eine Commandite errichten? Die neueste Geschichte liefert Beyspiele genug, daß dieß in verschiedenen Geschäftszweigen gute Rechnung gab; auch ist mir kein grosses Haus bekannt, das sein Etablissements zurück gezogen hätte. Die Nützlichkeit des Unternehmens im vorliegenden Falle liegt übrigens am Tage. Unsere Regierung bezieht das für das Militär nöthige Tuch aus dem Auslande. Würde sie nicht lieber bey einer inländischen Fabrike kaufen, wenn diese bey gleicher Qualität mit der ausländischen gleichen Preis hielte? Überdieß geht viel Wolle aus Wirtemberg nach den Niederlanden. Sollte denn kein Vortheil daraus entstehen, wenn die Fracht von der rohen Wolle dahin und von dem Fabrikat zurück erspart würde? So hätte auch ein neues Etablissement einen Vorsprung vor den bestehenden in den niedrigen Wollenpreisen und der jetzigen Vortrefflichkeit der Maschinen.

Gewiß sind kleine Gewerbe sehr nützlich für ein Land; aber wenn erwiesen ist, daß sie den Bedarf des Landes nicht befriedigen, warum sollen grosse nicht neben ihnen bestehen dürfen? Die wirtembergische Wolle ist für viele Gattungen von Tüchern zu weich, und es muß ausländische damit vermischt werden, um Casemir's, Cuir's de lain, Merino's etc. zu machen, welche Artikel kein Tuchmacher verfertigen kann. Wir werden sie also ohne Fabriken immer aus der Fremde

haben müssen. Überhaupt darf, wenn ein Mal ein Industriezweig, durch Anwendung von Maschinen, in einem Lande zu grosser Vollkommenheit gediehen ist, der Nachbarstaat sein Heil nicht mehr in kleinen Gewerben suchen, weil ein solches kränkelndes Leben weder den Individuen, noch der Gesammtheit erspriesslich wäre. Den klarsten Beweis davon liefert uns unser Leinwandhandel. Auf diesen drückt das Zunftwesen mit all' seinen Härten und Inconsequenzen, und wir stehen in dieser Hinsicht noch auf demselben Punkte auf dem wir vor hundert Jahren standen. Was ist das Resultat? Überall ist man fortgeschritten; man hat sich die Schlaffheit der andern zu Nutzen gemacht, und man sitzt jetzt so fest, daß die andern, auch bey grossen Opfern und der nämlichen Intelligenz, nur langsam einigen Absatz gewinnen können. Es ist eine allgemeine Erfahrung in der Handelswelt, daß wer sich ein Mal aus der Laufbahn hat heraus werfen lassen, selten wieder in sie hinein kommt, und daß es leichter ist, ein neues Geschäfte anzufangen, als ein rückgängiges wieder in progressive Bewegung zu bringen. Übrigens ist bey der jetzt in der commerziellen Welt verbreiteten Waarenkenntniß und der grossen Konkurrenz der Fabriken nicht zu befürchten, daß ein Fabrik-Unternehmer zu reich werde. Wer sich in diesem Fache selbst versucht hat, weiß, daß man in ihm, unter den gegenwärtigen Umständen, seine größte Belehrung in dem Bewußtseyn einer das gemeine Beßte fördernden Thätigkeit suchen müsse.

Für unseren Wollenhandel ist mehr Nutzen in der Blüthe der Fabriken, als in unseren Wollenmärkten zu erwarten. Auf den letztern lernen sich die Einkäufer kennen, verständigen sich unter einander und machen die Preise. Vorher wußte man das Erzeugniß der Wolle nicht so genau; nun ist es aber hinlänglich ausgemittelt, und diesen Umstand benützen die Käufer zu ihrem Vortheile. Man weiß, daß die grössern Partieen um 15 — 20 Proc. höher be-

zahlt werden, als die kleinern von gleicher Güte. Dieß geschieht, um die grossen Schafhalter zu gewinnen, und die kleinen zum Losschlagen zu zwingen, was die letztern auch selten vermeiden können, indem sie Geld brauchen, und die Transportkosten nicht umsonst aufgeopfert haben wollen.

Die tägliche Zunahme der Bevölkerung in Wirtemberg und die immer drückender werdende Unerträglichkeit der bauerschaftlichen Gewerbe fordern dringend zur Errichtung grosser Fabrikanlagen auf. Wenn der Boden die Menschen nicht mehr nährt, müssen sie darin einen Ruf des Schicksals zum Kunstfleiße vernehmen. Es giebt im Westen und im Norden Teutschlands sehr viele Gegenden, die von der Natur weit weniger begünstigt sind, als Wirtemberg, und doch hört man in denselben die Klagen über Nahrungslosigkeit und Geldmangel nicht, die in dem gesegneten Vaterlande uns überall entgegen tönen. Das kommt daher, weil jene Länder den Ersatz für das, was die Natur ihnen entzieht, in ihrer industriellen Thätigkeit finden, die wir versäumen.

Wie viele Baumwollen Manufakturen durch Schweizer in Österreich gegründet worden sind, vermag ich allerdings nicht anzugeben; aber ich kenne eine grosse Fabrike, die Commandite eines Neufchateller Hauses, die, in der Nähe von Triest, in ausgezeichneter Blüthe besteht, so wie mehrere schweizerische Fabrikanten, die sich in Vorarlberg niedergelassen haben und bedeutende Geschäfte machen. So ist mir auch nicht unbekannt, daß die meisten alten Indienne Fabriken eingegangen sind. Die Erscheinung findet ihren Erklärungsgrund in dem Umstande, daß die Lage der neuen Fabriken für den Absatz günstiger war, und daß sie die Vortheile des Einkaufs und der Fabrikation gut zu benützen wußten. Nothwendiger Weise mußte das überhand nehmende Tragen seidener und wollener Stoffe diesem Industriezweige überhaupt nachtheilig werden.

Diese Bemerkungen, so wie die früheren, sind in der Absicht gemacht, Licht und Wahrheit über unsere Handelsverhältnisse zu verbreiten, und ihre Mittheilung muß durch diese Absicht als gerechtfertigt erscheinen, unter einer Regierung, die die edle Maxime, daß öffentliche Interessen der öffentlichen Verhandlung nicht zu entziehen seyen, längst zu der ihrigen gemacht hat.

Ueber die Verfassung des Herzogthums Holstein *)

Ein Ungenannter, über die Verhältnisse, wie es scheint, gründlich unterrichteter Gelehrter, der in einem teutschen kritischen Blatte **) die von den Prälaten und der Ritterschaft des Herzogthums Holstein bey der Bundesversammlung eingereichte Denkschrift anzeigt, theilt bey dieser Gelegenheit historische Bemerkungen über die Verfassung jenes Landes mit, die dazu dienen, das Publikum über diesen viel besprochenen Gegenstand aufzuklären, und deßhalb auch durch diese Blätter dem Hauptinhalte nach eine weitere Verbreitung zu finden verdienen.

Als Prälaten, Ritterschaft und Städte, im J. 1460, die jetzige Oldenburgische Dynastie zu Grafen von Holstein wählten und sich in jeder Thronfolge die Wahl aus den gleich nahen Descendenten zum Throne bedingten, gehörte zu diesem Lande noch Hamburg, nicht aber Pinneberg, Ranzau und Dithmarschen. Vorstand der Stände war, Kraft kaiserlicher Vollmacht, des Landes Oberlehensherr, der Bischof von Lübeck. Die Wahlkapitulation band den Regenten sehr an die Zustimmung der Stände. Sie ließ ihn aber frey mit den Kammergütern schalten und walten, nur daß er keine Domänen veräussern oder verpfänden durfte,

*) Vergl. S. 570 ff.

**) Hall. Allg. Lit. Zeit. 1823. Erg. Bl. Nr. 75.

und zwang ihn das den Bauern günstige Holsche Recht aufzuheben. Die Stände von Holstein standen mit Prälaten, Adel und einigen Städten von Schleswig in anerkannter Verbindung. Diese Verbindung zerriß auch nicht, als Dänemark durch den nordischen Frieden Schleswig ganz erwarb; als es aber seit 1712 keine Landtage weiter berief, dehnten die beyden regierenden Landesherrn zu Holstein-Glückstadt und Gottorp ihre Rechte über die vormaligen Landtagsstädte immer mehr aus, die Rechte der privilegirten Prälaten und Ritterschaft dagegen erhielten die höchste Anerkennung. Seit dem besagten Jahre 1712 kannte Holstein in der That keine Verfassung mehr, wohl aber Prälaten und Gutsbesitzer mit überaus grossen Vorrechten, die ihnen die Regierung nicht als Ständen, sondern als einem von dem Thronvorfahren privilegirten Körper ließ. So lange diese ungekränkt blieben, haben Prälaten und Ritterschaft den Hof in seiner Finanz- und sonstiger Gesetzgebung keines Wegs gestört, und sich damit begnügt, daß man sie bisweilen consultirte, selten aber ihren Rath befolgte. Als der Hof, am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, die Leibeigenschaft aufhob, verfuhr er dabey sehr gnädig für die Ritterschaft, der er eine ungeheure Last, die Versorgung der 100,000 oder mehr Leibeigenen mit Arbeit an der Scholle abnahm, und die Scholle ganz zur ritterschaftlichen Disposition stellt. Alle, welche irgend wahrscheinlich machten, daß sie die neue Einrichtung drücke, erhielten vom Staate grosse Anleihen. Daß die Gutsherren dabey grosse Vorrechte verloren haben, ist gewiß, aber immer standen sie nur den übrigen Unterthanen gleich in den neuen Lasten, in den alten Lasten sie gleich zu stellen hat der Hof nie versucht. Ihre alte Landescontribution von 120,000 Rthlr. jährlich für beyde Herzogthümer in Klöstern und Rittergütern ist noch immer die nämliche. Sie bezahlen noch jetzt bey Ein- und Ausfuhr kei-

nen Zoll oder Licenz. Sie und ihre Unterthanen sind Stempelpapier frey. Die neuen allerdings drückenden generalen Auflagen wurden viel später von ihnen als von den Unprivilegirten executivisch beygetrieben.

Als 1806 der Reichsverband aufgelöst wurde, vereinigte der König Schleswig und Holstein mit Dänemark. Die Ritterschaft befand sich unter dem Schutze des Hofes damals zu wohl, als daß sie gegen diesen Schritt eine Protestation hätte wagen sollen. Als aber später der Hof für Holstein sich dem Bundestage anschloß, vernichtete er die Union Holsteins mit Dänemark materialiter wieder, die förmliche Trennung ist aber noch nicht ausgesprochen. Ist dieß geschehen, so kann noch immer bey den Privilegirten in beyden Herzogthümern Konkurrenz zur Besetzung des Landgerichts, der Klösterrechte und der Reception Qualificirter in ihre Corporation bestehen; eine Gemeinschaft der neuen Verfassung für beyde Herzogthümer müßte aber nicht gerade damit verbunden seyn, und hätte auch grosse Unbequemlichkeiten. Die Bundes-Lasten sind schon im Frieden bedeutend, und der König muß für Holstein und Lauenburg künftig gewiß 4000 Mann stellen, und sich den allgemeinen Bundestags-Verfügungen conformiren. Soll er ohne Noth für Schleswig gleiche Lasten übernehmen? Der König von Dänemark unterhält jetzt, obgleich seinem Besitze auch nicht die kleinste Gefahr droht, ein sehr zahlreiches Militär, vermuthlich wird man einst zur Erkenntniß kommen, daß das nicht nöthig sey. So bald aber Schleswig Holstein incorporirt wird, so begiebt sich der Monarch eines Theils seiner Souveränität in dem erstern Lande, und dieß scheint bedenklich, je mehr auf den Congressen sich das System der allgemeinen Fürsorge, der hohen Congreßmächte für die Erhaltung der anerkannten socialen Ordnung verbreitet.

Der Monarch hat am 17. Aug. 1816 die Vorrechte der Prälaten und der Ritterschaft bestätigt. Die Bestätigung befaßte aber natürlich keine Prätensionen, welche die Ritterschaft nicht mehr besaß, und keine der vielen neuen Steuern drückte Prälaten und Ritterschaft schwerer, als die weniger begüterten Mitbürger. In der erfolglos gebliebenen Decemviral-Commission zur Entwerfung einer Verfassung saßen Männer aller Kasten, auch ein Prälat; damit nicht zufrieden, verlangten aber die Herren von der recipirten Ritterschaft, daß ein Ausschuß derselben bey der Projektirung der Verfassung zugezogen werden möchte. Wahrscheinlich verdarb dieser Antrag den anfänglichen guten Willen des Hofs. Von einer sogenannten Volksvertretung des schleswig-holsteinischen Landtages findet sich übrigens in seinen vieljährigen Akten keine weitere Spur, als daß man sich einiger magistratischen und Innungsrechte lau genug bisweilen annahm. Für sich forderte der Landtag bisweilen verbesserte Gesetze, deren Wirkung für alle Mitunterthanen vom Regenten abhieng. Consequenter Weise dringt die recipirte Ritterschaft mit den Prälaten auf die Herstellung ihres Steuerbewilligungsrechts. Es ist aber auch das wahr, daß, wenn diese Herren nicht so unzeitgemässe Anträge gewagt hätten, sie und ganz Holstein längst die ersehnte Verfassung haben würden. Wenn es zu reden Zeit war, schwiegen die Symlici; wenn zu schweigen weiser war, erhuben sie ihre Stimme. Jede Verfassung, die sie künftig erhalten werden, dürfte aber manche Vorrechte noch mehr als bisher zum gemeinen Wohl einschränken müssen. Die Zögerung des Hofes, Holstein eine Verfassung zu geben, ist nicht darin begründet, daß der Hof die Fortsetzung der Autokratie bis an die Eider wünscht, sondern in der Verlegenheit, den recipirten Adel in den Herzogthümern zu befriedigen, und sicher zu seyn, daß die übrigen Staaten der Monarchie sich dann

nicht gleiche Verfassung wünschen. In Lauenburg fühlt nach der Abtretung an Dänemark Jedermann die treueste Vollziehung der bestehenden Verfassung und man zahlt kleinere Abgaben, als in irgend einer der hannöverschen Provinzen, von denen es getrennt wurde.

Bey dieser Lage der Dinge muß es als merkwürdig erscheinen, daß nicht die Unprivilegirten in Holstein, sondern die Hochprivilegirten, bey dem Bundestage eine Beschwerde über die verzögerte Einführung der Verfassung eingebracht haben.

Literatur.

Herr Pfarrer Magenau zu Hermaringen, unweit Heidenheim an der Brenz, — in einem ausgebreiteten Kreise der teutschen Lesewelt längst als lieblicher Dichter und freundlich belehrender Schriftsteller geliebt und verehrt — hat seit einiger Zeit seinen Fleiß der speciellen Geschichte und Kunde des Vaterlands gewidmet, und aus diesem Boden manchen schätzbaren Fund zu Tage gefördert. Ein neues Erzeugniß seiner Forschungen ist die so eben bey Stettin in Ulm erschienene Monographie: Der Güssenberg und die Güssen; ein Beytrag zur Kenntniß des Brenzthals und seiner Umgegend. (8. 112 Seiten.) Zwar sind die Güssen keines der heroischen Geschlechter, deren Namen durch große Thaten in dem Tempel des vaterländischen Ruhmes glänzen, aber indem der Verfasser alles sammelt, was irgend in den Denkmalen des Alterthums von ihnen aufbewahrt ist, klärt er die Geschichte des oberteutschen Adels auf, und bringt neues Licht in die Vorzeit der Gegenden, der Burgen und der Ortschaften, in denen das Leben der Güssen sich bewegte. Die Untersuchungen sind an Ort und Stelle zum Theil im bisher unbenutzten Quellen angestellt, weßwegen sie Ergebnisse liefern, die den Materialvorrath des historischen Forschers bereichern, die Darstellung des auf solche Weise ausgemittelten Stoffes gewährt aber durch Lebendigkeit und Klarheit jedem Leser, der es liebt, seine Blicke aus der Gegenwart in die Vorzeit zurück zu wenden, eine liebreiche und anziehende Unterhaltung. Die angehängten Gedichte, Volkssagen aus dem Brenzthale darstellend, werden für die meisten Leser als eine erfreuliche Zugabe gelten. Unter ihnen reiht sich die Erscheinung in der St. Johannes Nacht an die trefflichsten Stücke an, die die teutsche Literatur in diesem Fache hat.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



15. November **46.** 1823.

— — — Schnell wie der Wind sich drehet,
Dreh't sich das Glück. Wen seine Gunst erhöhet
O! der vergesse nicht, wie bald er fallen kann.
Er lerne seinen Stolz durch Furcht des Wechsels zähmen;
Was ihm der Zufall gab, kann ihm der Zufall nehmen.

Bürde.

Blicke auf Spanien.

(Beschluß.)

Englische und französische Blätter, indem sie das dem Könige Ferdinand restituirte unumschränkte Regiment, und das Dekret vom 1. Oktober als dessen erste Manifestation kund thun, haben es keinen Hehl, es sey im Publikum die Besorgniß, daß nun in Spanien die Zeit von 1814 bis 1820 wieder kehren werde, und sie verbinden mit dieser Aeusserung schauerliche Gemälde von dem Zustande des Reiches in jener Periode der Willkühr: „Es war, sagt der Constitutionel, in diesem Zeitpunkte keine Spur von Freyheit mehr, als in den Todesstrafen und in dem Kettengeklirre ihrer Vertheidiger. Wenn der unumschränkte Herrscher gesprochen hatte, verstummten die Gesetze, oder vielmehr er war das Gesetz selbst, das einzige das befolgt wurde. Aber unter dieser unumschränkten Herrschaft hatte die von Geld und Credit entblößte, durch Inquisitoren und Hof-Leute geleitete Regierung nur so viel Kraft, als erforderlich ist, Minister ein- und abzusetzen. Während dieses politische Schattenspiel dauerte, sah der nämliche Tag Männer zu der Thüre der Gunst eingehen und durch das Thor der Verbannung ausgehen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie nicht in dem nämlichen Augenblicke, wo sie das Ruder ergriffen, die Wunder bewirken konnten, die ein blindes Vertrauen von ihnen erwartete, und ein dringendes Bedürfniß in der Minute selbst forderte. Unvermögend zu belohnen, aber geschickt im strafen, verwickelten die geheimen Rathgeber ganze Familien in die Ungunst ihres Oberhauptes; die Kinder wurden mit den Vätern verbannt; schwangere Gattinnen durften nicht mehr den Augenblick ihrer Entbindung in Madrid abwarten; man sah asiatische Formen mitten auf dem Schauplatze der europäischen Civilisation eingeführt." — In wessen Andenken könnte die Erinnerung an diese unglückliche Zeit lebendiger und peinlicher seyn, als in der des Königes? Wer hat schmerzhafter als er für die Willkühr gebüßt, mit der in ihr die absolute Gewalt gehandhabt wurde? Wie könnte er sein Ohr noch den Menschen leihen, die durch ihre Rathschläge ihm und seinem Lande so grosses Unglück verschuldet haben? — Und könnten die Mächte, die sich zur Erhaltung der rechtlichen Ordnung und der Ruhe von Europa vereiniget

haben, zugeben, daß in Spanien derselbe Zustand wieder hergestellt würde, aus dem die Revolution von 1820 hervor gegangen ist, und unvermeidlich hervor gehen mußte?

Als Ferdinand VII. im Jahre 1814 aus der Gefangenschaft auf seinen Thron zurück kehrte, gab er seinem Volke sein feyerliches Wort, „es soll die individuelle Freyheit und Sicherheit „durch Gesetze verbürgt werden, welche die öffentliche Ruhe sichernd, allen Spaniern den Genuß „jener vernunftmäßigen Freyheit lassen, die eine „beschränkte Regierung vom Despotismus unterscheidet," und „so bald die öffentliche Ordnung „hergestellt seyn werde, werde er mit den Abgeordneten von Spanien und Indien, mit den „ehrwürdigen versammelten Cortes die Rechte der „Krone und des Volkes abwägen und bestimmen." Sollte der König durch den Anblick seines Landes und durch die Erfahrungen die er gemacht, nicht zu der Erkenntniß gekommen seyn, daß diejenigen, welche ihn zu diesen Zusicherungen vermochten, ihn besser berathen haben, als die anderen, durch die er bestimmt worden, dieselben unerfüllt zu lassen? Seine jetzige Lage hat viel Aehnliches mit der, in der er sich im Jahre 1814 befand. Muß er darin nicht eine Aufforderung vernehmen, die Fehler zu vermeiden, die damals gemacht, und die dann für ihn und für sein Volk so verderblich geworden sind. Die New-Times, indem sie an die Verheissungen von 1814 erinnern, bemerken dabey: „Europa habe ein Recht zu fordern, daß Spaniens Regierung jetzt nach den damals erklärten Grundsätzen eingerichtet werde." Wer das System der Intervention zugiebt, muß auch diesen Satz zugeben. Denn wenn der eine Staat das Recht hat, sich in die inneren Anliegenheiten des anderen zu mischen, in so ferne derselbe Besorgnisse für die allgemeine Ruhe erregt, so darf und muß er dieses Recht eben so wohl gegen die Regierung, als gegen das Volk ausüben, so bald jene sich zu Maßregeln verleiten läßt, die durch ihre Inconsequenz oder Härte Aergerniß verursachen, oder zur Auflösung der Ordnung und zum Widerstande reißen könnten.

Welches sind die Handlungen mit denen Ferdinand VII. die ihm durch glückliche Waffen-Gewalt wieder zuerkannte absolute Regierung angefangen hat? Des Dekretes vom 1. Oktober ist bereits gedacht. Ein anderes Dekret, vom 6. Oktober, verordnet, daß alle Staatskorporationen den Allmächtigen anflehen, er wolle durch seine Gnade den Boden Spaniens von so vielen Befleckungen reinigen, daß Missionen veranstaltet werden, um die verbreiteten gefährlichen und ketzerischen Lehren zu zerstören, und daß man die Geistlichen, welche die Helfer der revolutionären Partey waren, in Klöstern von der strengsten Ordensregel einsperre. Andere Dekrete verfügen, die Entfernung vieler angesehener Personen aus Madrid, die Verbannung mehrerer Granden aus dem Reiche, und die Auflösung der Armee. Nach einer Verordnung vom 11. Oktober wird eine aus christlich und monarchisch gesinnten Mitgliedern zusammen gesetzte Junta errichtet, die alle bekannten schriftstellerischen Werke prüfen, und diejenigen bestimmen soll, welche sie für geeignet hält, um die Jugend zu würdigen Stützen des Thrones, des Altars und des Vaterlandes zu bilden. Zugleich melden die Berichte, daß die Verhaftungen in allen Provinzen fortdauern. Es sollen 12 — 14,000 Schweizer in die neue Armee aufgenommen werden, und die künftige königliche Garde größten Theils aus Ausländern bestehen. Die religiösen Körperschaften werden zurück gerufen und wieder in ihre Güter eingesetzt. Die erkauften Kirchengüter dagegen werden den Käufern wieder genommen, und den früheren Besitzern zurück gegeben. Es werden Verzeichnisse der Käufer der National-Domainen, der Mitglieder der freywilligen Miliz und aller derjenigen, die an der Revolution thätigen Antheil genommen haben, entworfen. Die französische Gesandtschaft hat bereits mehr als 600 Pässe

an Personen ausgestellt, die wegen ihrer politischen Meynung sich aus der Halb-Insel entfernen müssen. Andere Compromittirte nehmen in grosser Zahl die Flucht über die Meere. — Was beweisen diese Maßregeln und Verfügungen anders, als daß der König alles, was seit dem Jahre 1820 in seinem Reiche geschehen ist, als ein grosses Verbrechen betrachtet, daß er entschlossen ist, die, welche das Verbrechen begangen haben, seine Rache empfinden zu lassen, und daß er, um die wieder erlangte Unumschränktheit zu befestigen, die Mittel lediglich in der Anwendnug der mit derselben verknüpften Gewalt zu finden glaubt.

Man kann dieses Verfahren nicht mißbilligen und noch weniger Besorgnisse wegen der Folgen äussern, die unvermeidlich aus demselben hervor gehen müssen, ohne sich den Vorwurf zuzuziehen, man spreche für das Interesse der besiegten Parthey, weil man ihr durch seine Gesinnung selbst verwandt sey. Wer das Bewußtseyn der redlichen Meynung hat, kann sich durch diesen Vorwurf unmöglich gekränkt fühlen, weil er ungerecht ist; der weitere Gang der Ereignisse aber wird es klärlich darthun, wer in dieser Sache für das Interesse des Königs und des Volkes am beßten gerathen habe, die Freunde des Friedens und der Vermittlung, oder die Anstifter der Reaktion. — Wozu wird diese Reaktion führen? die Regierung, indem sie sich feindselig einem Theil der Nation gegenüber stellt, wird den Zustand der Zwietracht, des Mißvergnügens und der Erbitterung fortdauernd machen; sie wird durch den Schrecken die Aeusserungen des Hasses und der Rache niederdrücken, aber nur um so heftiger werden diese Empfindungen in den Gemüthern gähren; die Organe der Regierung werden, um ihren Diensteifer zu erproben, ihre Gewalt mißbrauchen, und dadurch die Reitzung erhöhen und vermehren; sie werden in der Uebung ihres Amtes Mittel anwenden, die die Regierung verhaßt machen und die unter der Asche glimmende Gluth nähren; da man auf die Stützen der Liebe und des Vertrauens verzichtet hat, wird man fremder Heere bedürfen, um die öffentliche Ruhe zu erhalten; der Staatskredit, die Finanzen, die gewerbschaftlichen Verhältnisse der Nation, die Schiffahrt und die öffentlichen Anstalten werden sich nicht aus ihrem jetzigen Verfalle erheben, sondern immer tiefer versinken; Spanien wird das Bild eines in seinen Grundfesten erschütterten Gebäudes darstellen, dessen Einsturz jeden Augenblick zu besorgen ist. — Es giebt Menschen, die da glauben, es sey der siegenden Macht, so wie alles erlaubet, also auch alles möglich, und in der bürgerlichen Welt seyen die moralischen Kräfte ewig dieser Macht unterthan. Diese Menschen werden solcher Vorhersagungen lachen. Mögen sie ihres Glaubens leben! Die Zukunft wird sie widerlegen, und ihnen endlich zu der Erkenntniß verhelfen, daß diejenigen, welche diese Art von Reaktion veranstaltet haben, nicht die Freunde der Thronen und die Förderer der Ruhe von Europa, sondern die beßten Alliirten der Mißvergnügten, der politischen Groller und der Revolutionäre sind.

Die Protestanten in Baiern.

Der Zustand der protestantischen Kirche in Baiern ist dem Publikum bisher schon durch die Annalen derselben, die der verdiente Hr. Consistorial-Rath Fuchs herausgiebt, auf eine befriedigende Weise bekannt geworden, und prüfende Leser haben in diesem schätzbaren Werke ein Ehrenzeichen für die Regierung erkannt, die, ihrer Würde bewußt, selbst ihre Diener nicht hindert, sich über öffentliche Angelegenheiten und die Art, wie sie in denselben wirkt, unbefangen und freymüthig vor dem Publikum zu erklären, und mit Ernst und Eifer auf Besserung anzutragen, wo irgend Besserung noth ist. Mit derselben Unbefangenheit, aber noch kräftiger auf-

tretend, äussert sich über denselben Gegenstand der würdige Herr Stadtpfarrer D. Faber in Anspach in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift *), die durch ihren Inhalt und den Geist, in dem derselbe bearbeitet ist, eine höchst interessante Lektüre für alle diejenigen gewährt, die mit Aufmerksamkeit auf die Zeichen achten, welche in unseren Tagen an dem kirchlichen Firmamente aufgehen. So lange den Protestanten in Baiern noch gestattet ist, so unverhohlen und fest, über die Interessen, die Rechte und die Bedürfnisse ihrer Kirche zu sprechen, haben sie nicht zu fürchten, daß Tücke oder Gewalt ihnen verkümmern werde, was Gerechtigkeit und Treue ihnen verbürgt haben.

Uebrigens ist es der protestantischen Kirche nicht nur in Baiern, sondern überall, wo sie besteht, dringend noth, das sie ihren Bau bilde und vollende, sich gegen die Gefahren, die ihr von innen und von aussen drohen, verwahre, ihr Verhältniß zum Staate fixire, und dadurch diejenige Stellung gewinne, die ihrer Würde gemäß ist und ihren Bestand sichert. Man hat ihr diese Bestrebungen oft verdacht, ohne zu bedenken, wie sehr gerade jetzt die Umstände sie dazu auffordern, und wie sie ihre vollkommene Rechtfertigung in den Bestrebungen finde, die ihr entgegen wirken. „Sollen, sagt Hr. D. Faber, noch deutlichere Zeichen erscheinen, als diejenigen sind, mit welchen die neueste Zeit uns beschenkt hat?" Nein; je eifriger die katholische Schwester-Kirche bemüht ist, ihre durch die Stürme der vergangenen Jahre gleichfalls sehr zerrütteten inneren und äußeren Verhältnisse zu befestigen und von Neuem zu ordnen, je deutlicher die mit einzelnen Staaten abgeschlossenen Verträge beweisen, daß die römische Curie von keiner ihrer frühern Satzungen gewichen ist, wie sehr es ihr gelingt, entscheidenden Einfluß auf das äussere Leben zu gewinnen, und wie wenig wir Protestanten Ursache haben, uns dieser Bestrebungen zu freuen: Desto tadelnswerther ist die Lethargie, in welcher sich ein Theil der Protestanten noch immer befindet, indem man meynt es habe mit der Kirche noch keine Noth weil es mit ihnen keine hat; desto treffender ist der Ton der Uebelwollenden, die laut über die baldige Auflösung des Protestantismus frohlocken, und desto nothwendiger ist es, zur Ueberzeugung zu gelangen, daß nur innere Einigkeit, feste Ordnung und strenges Aufrechthalten einer gemeinschaftlichen Verfassung den Protestanten in Teutschland Achtung und Sicherheit zu verschaffen, im Stande sind. Haben doch mehrere unserer protestantischen Fürsten ihre Gesandten zu Frankfurt bevollmächtigt, sich über gemeinschaftliche Grundsätze zu einer festen Begründung des katholischen Kirchenwesens in ihren Staaten zu berathen. Sollten sich diese nicht noch vielmehr bereitwillig finden lassen, die angestellten Berathungen auf das Wohl ihrer eigenen Kirche überzutragen, und sollten ihnen katholische Fürsten dabey Schwierigkeiten in den Weg legen, da sie diesen mit einem so rühmlichen Beyspiele voraus gegangen sind?"

Wer könnte den Geist der Billigkeit verkennen, der in dieser Rede ist? Derselbe Geist offenbart sich aber auch in allen Aeusserungen des Verfassers, in denen er von dem gegenseitigen Verhältnisse beyder Kirchen spricht, und weit unterscheidet er sich von den protestantischen Schriftstellern, die in thörichtem Eifer den Ihrigen zu dienen glauben, wenn sie in der Haltung und in dem Worte der Landshuter Literaturzeitung und dem Straßburger Katholiken Gleiches mit Gleichem vergelten. Solche Polemik ist entehrend und nachtheilig für die beste Sache, und des Protestanten — der seinen Charakter nur in der christlichen Gesinnung der Liebe behauptet — unwürdig. Auch haben wir ja nicht mit dem alten, wahren Katholicismus, der unter allen Verderbnissen der

*) Die Protestanten in Baiern und deren Wünsche bey der Eröffnung der Generalsynode. 8. Nürnberg. Riegel und Wiesner, 1823. 343 Seiten.

Zeiten sich in christlicher Wahrheit und Tugend rein erhalten hat, und diese Reinheit unter Priestern und Laien noch immer bewahrt, zu kämpfen, sondern gegen das römische Curialsystem und seine Strebungen, und gegen die, die dasselbe zur allgemeinen Herrschaft zu erheben suchen. „Zwischen jenem Katholicismus und dem „Protestantismus, sagt Hr. D. Faber, findet „keine wesentliche Verschiedenheit statt. Sie ruhen beyde auf einem und demselben Grunde; „sie erfreuen sich beyde eines Glaubens, in so „weit sie gemeinschaftlich aus der heiligen Schrift „unmittelbar und ohne besondere Auslegung schöpfen; sie huldigen beyde einem und demselben „Gebote, dem Gebote der Liebe; und es beseelt „sie beyde ein und dieselbe Hoffnung der Seligkeit, durch Jesum Christum."

Bey solchen klar ausgesprochenen irenischem Sinne kann auf das, was Hr. Faber von den Besorgnissen, den Beschwerden und den Erwartungen seiner protestantischen Mitbürger sagt, nicht der Verdacht der Gehässigkeit, der Feindseligkeit oder der Uebertreibung fallen; ohnehin erhalten Thatsachen die genügende Beglaubigung, wenn ein Mann von solchem Charakter sich für sie verantwortlich macht. Er aber berichtet, wie das Concordat und die Verordnung vom 15. Sept. 1821 der römischen Curie zu dem Vortheil verholfen habe, „die Gleichheit der Drey „christlichen Kirchen in Baiern aufzuheben und „die römisch katholische Kirche, wie ehe hin, zur „herrschenden zu machen.", Hiervon, fährt er fort, erscheinen bereits die Vorboten. „Die Bischöfe nehmen in Baiern, selbst in solchen Diöcesen, in welchen ein grosser Theil der Einwohner sich zur protestantischen Religion bekennt, alle Orte und alle Einwohner als wahre Unterthanen in Beschlag und übergeben sie auf ewige Zeiten der römisch katholischen Kirche und der Oberhirten zum Eigenthum. Schriften, mit dem bischöflichen Imprimatur versehen, kündigen laut und frohlockend, den nahe bevorstehenden Untergang der Protestanten an, und erlauben sich die schändlichsten Verdrehungen, die entehrendsten Schmähworte, und nennen frech den Unwillen der Protestanten über ein solches Benehmen Intoleranz und Störung der allgemeinen Ruhe. Die von protestantischen Geistlichen vollzogenen Taufen bey gemischten Ehen werden durch eine Art von Nachtaufe für ungültig erklärt. Gemischte Ehen, die ohnehin nur als Concubinat angesehen werden, sucht man möglichst zu verhindern, die Erlaubniß dazu und die hier oder dort erforderliche Dispense ertheilt man unter der Bedingung, daß der protestantische Theil durch geschickte und eindringende Vorstellungen zum Uebertritt bewogen, und wenn er sich nicht bewegen läßt, endlich verpflichtet werde, alle Kinder katholisch zu erziehen. Das Trauungsrecht für solche Ehen nimmt man als ein Recht der katholischen Kirche in Anspruch, und längnet gerade zu die verbindende Kraft der protestantischen Einsegnungen, unter dem Vorwande, daß ihnen die sakramentliche Kraft fehle. Gesetzlich geschiedene Ehen werden als fort bestehend angenommen, und die neuen Verbindungen selbst nach vollzogener Trauung noch amtlich für ehebrecherisches Zusammenleben erklärt. Auf die Anzeige der Bischöfe, daß im Königreiche gedruckte oder eingeführte Bücher den römisch-katholischen Ansichten entgegen sind, müssen die Staatsbehörden Sorge tragen, daß die Verbreitung derselben gehindert werde. Die Aufsicht über Lehre und Erziehung bleibt auch in gemischten Schulen den Bischöfen, und welche Grundsätze hier gehegt, welche Gesinnungen für (gegen?) die Protestanten an vielen Orten ausgesprochen werden, mögen diejenigen bezeugen, welche als Staatsdiener an dergleichen Orte versetzt wurden, in welchen man sie bey ihrem Einzuge als Wunderthiere anstaunte, und in welchen sie sich als zur ewigen Verdammniß verurtheilt, nicht selten von ihren Dienstboten beklagen lassen mußten. Die freye Ausübung der protestantischen Religion wird an einzelnen Orten durch bischöfli-

che Befehle verhindert und eine Menge unbedeutend scheinender Umstände lassen klar in ein höhern Orts veranlaßtes planmässiges Streben blicken, Alles aufzubieten, damit künftig in Baiern die römisch-katholische Religion die herrschende werde."

Daß die Staatsregierung weit entfernt sey, die Rechte der Protestanten, die von ihr feyerlich und vertragsmässig garantirt sind, zu beeinträchtigen, und daß sie an dem besagten Streben und Treiben auch nicht den mindesten Antheil habe, ist allgemein anerkannt. Um so mehr konnte Hr. Faber auf die Hülfe hindeuten, die von Seiten der Regierung den Protestanten zur Befestigung ihrer kirchlichen Rechte zu gewähren wäre, und die hauptsächlich dadurch geleistet würde, wenn die Regierung von der römischen Curie eine nicht auf Schrauben gestellte, einfache und bestimmte Erklärung forderte, welche Rechte und Prärogation im ganzen Umfange des Königreichs von Seiten der römisch-katholischen Kirche als göttliche Anordnungen und kirchliche Satzungen geltend gemacht werden wollen, und für welche bestimmte Fälle sie den Katholiken einen Vorbehalt beym Beschwören der Verfassung bedinge. Wir glauben nicht, daß eine Erklärung in diesem Sinne in Rom zu bewirken wäre; aber schon der Antrag auf dieselbe müßte beruhigend seyn.

Die schon seit mehreren Jahren den Protestanten in Baiern zugesicherte Generalsynode hat unter denselben grosse Hoffnungen für die Befestigung und Ausbildung ihres kirchlichen Systems erregt, indem man voraus setzte, daß auf der Synode die protestantische Gesammtkirche des Reichs repräsentirt werden würde. Diese Voraussetzung ist aber nicht in Erfüllung gegangen, sondern es wurden besondere Synoden an den einzelnen Consistorialsitzen Anspach, Baireuth und Speyer, ausgeschrieben. „Dadurch, „bemerkt Hr. Faber, seyen nichts weiter als „etwas grössere Specialsynoden, nicht aber die „gesetzlich versprochene Generalsynode zu Stande „gekommen, und der Zweck der letztern vereitelt. „Diese Specialsynoden gestatten keine gemeinschaftliche Berathung, sondern nur getrennte „Unterredungen, bey welchen man an den ver„schiedenen Orten verschieden urtheilen werde; „sie werden nicht vereinigen, sondern trennen „und unzufrieden machen, wie die Rheinische „Synode bereits schon die Spaltung unter den „Protestanten vermehrt, und gerechte Unzufrie„denheit in den dießseitigen Kreisen veranlaßt „habe."

Miscellen.

1.

Unter den Denkmalen seiner edeln, durch Klarheit und Einfalt den Verstand und das Gemüth ansprechenden Beredtsamkeit, welche Massillon hinterlassen hat, gelten seine Fastenpredigten (Petit-Carême) für das Meisterstück. Dieselben wurden von ihm vor dem Prinzen, der nachher unter dem Namen Ludwig XV. Frankreich beherrschte und vor dessen Hofe gehalten, und durch diese ihre nächste Beziehung erscheinen sie zugleich als ein Muster männlicher Freymüthigkeit und unbestechbarer Wahrheitsliebe. Denn ohne Rücksicht auf die Eindrücke, die die Wahrheit zu seinem Nachtheile machen konnte, erklärte er sich gegen die unter den Grossen der Welt herrschenden Vorurtheile und Laster, und bediente sich, indem er dieselben schilderte oder bestrafte, gewöhnlich solcher Ausdrücke, die die Getroffenen recht tief verwunden mußten. Gewiß war dieß der Fall, wenn er dem stolzen Adel an dem Hofe des Herzogs Regenten zurief: „ihr zählet die Stufen eurer Grösse nach „Jahrhunderten, die nicht mehr sind; nach Würden, die ihr nicht mehr besitzet; nach Thaten, „die ihr nicht gethan habt; nach Ahnen, von „denen nur noch ein elender Staub übrig ist;

„nach Denkmälern, welche die Zeit ausgelöscht „hat; und ihr dünket euch über die anderen Men„schen erhaben, weil in euren Häusern mehr Trüm„mer von dem schnellen Wechsel der Zeiten ge„funden werden und weil sie von der Eitelkeit „der menschlichen Dinge mehr Titel als andere „aufzuweisen haben." Diese und ähnliche Gewissensrügen waren aber nicht das Aergste in den Fastenpredigten des Redners; er erlaubte sich zugleich ungeheuere politische Ketzereyen in denselben vorzutragen, wie er denn, gleich als wäre er der Vorläufer des Erzketzers Johann Jakob Rossean, mit dürren Worten behauptete: daß nicht die Fürsten, sondern das Gesetz über die Völker herrschen soll, — daß die erstern nur die Diener und Bewahrer des letztern seyen, — daß die Völker sie auf Gottes Befehl zu dem gemacht, was sie sind, und daß sie das, was sie sind, nur für die Völker seyn sollen, — daß die Fürsten an Macht verlieren, wenn sie mächtiger seyn wollen, als das Gesetz, und daß Alles, was die Oberherrschaft verhaßt mache, sie entkräfte und vermindere. Man muß dem guten Pater Massillon Glück wünschen, daß er nicht hundert Jahre später gelebt hat. Denn wie groß auch sein rhetorisches Talent gewesen seyn mochte, so würde er jetzt doch gewiß weder Hofprediger des Königs, noch Bischof in Clermont, noch Mitglied der Akademie. Wie die jetzigen Eiferer für das allein seligmachende Staatsrecht an der Seine von seinen Ketzereyen denken, haben sie klärlich durch den Umstand erprobt, daß sie zwar eine neue Ausgabe seiner Werke gestatteten, aber mit unerbittlichem Ausschusse der ärgerlichen Fastenpredigten.

2.

Die Eide, welche die Bischöfe dem römischen Oberbischofe leisteten, enthielten in der frühern Zeit blos die Zusage des kanonischen Gehorsams. Gregor VII. ließ sich zuerst von dem Bischofe von Aquileja den Vasalleneid (Juramentum fidelitatis) ablegen; seine Nachfolger forderten denselben erst von den Erzbischöfen und endlich von allen Bischöfen; im 13. Jahrhundert kam er in die Dekretensammlung Gregor's IX.; Clemens VIII. trug ihn 1596 vermehrt in das Pontifikal ein, von Urban VIII. wurde er 1644 revidirt, und in dieser Form wird er noch jetzt von den Bischöfen, ehe sie die Bestätigung erhalten, abgelegt. In diesem Eide geloben sie, „die Gräber der Apostel alle drey Jahre persönlich zu besuchen, dem Papste und seinen Nachfolgern Rechenschaft von ihrem ganzen Pastoralamte, so wie von allem, was den Zustand ihrer Kirchen, die Disciplin des Volks und des Clerus und das Heil der ihnen anvertrauten Seelen betrift, Rechenschaft abzulegen, und die hierüber ertheilten apostolischen Befehle in Demuth anzunehmen und mit größtem Eifer zu vollziehen." Zugleich versprechen sie „von den bischöflichen Tafelgütern, selbst mit Zustimmung des Capitels, ohne vorherige Anfrage bey dem Papste nichts zu veräussern, zu verkaufen oder zu verschenken, und die Ketzer, Schismatiker und welche sich dem Papste und seinen Nachfolgern widerspänstig zeigen, nach Kräften zu verfolgen und zu bekämpfen." Man sieht, daß diese letztere Klausel in Ländern, wo neben den Katholiken andere Kirchengenossen gleiche bürgerliche Rechte haben, schlechterdings unstatthaft ist, indem sie die Bischöfe zu etwas verbindet, was die Staatsgesetze verbieten, und ihnen sogar, wenn der Regent nicht der katholischen Kirchengenossenschaft angehört, den Ungehorsam und die Auflehnung gegen ihn zur Pflicht macht. Seit dem Jahr 1791 hat die römische Curie eingewilligt, daß diese Klausel in der Eidesformel der irländischen und russischen Bischöfe hinweg gelassen wird. Ihre Unzulässigkeit liegt am Tage; es ist deßhalb anzunehmen, daß auch die teutschen Regierungen auf ihre Hinweglassung bestehen werden, so wie,

daß ihnen nicht wird verweigert werden können, was der englischen und russischen Regierung bewilligt worden ist. Ueberhaupt findet sich in dem Eide, den die Bischöfe dem römischen Stuhle leisten, mannigfaltiger Widerstreit mit dem Unterthaneneide, den sie in die Hände ihrer Souveräne ablegen. Um die Rechte der letztern zu verwahren, hat der Kaiser Joseph II. — auf den wir, wenn von den gegenseitigen Verhältnissen des Staats und der Kirche die Rede ist, unter ehrenhafter Meldung seines Namens, immer wieder zurück kommen müssen, — im Jahr 1781, verordnet, ein zu weihender Bischof soll den Eid weder schwören, noch der Weihende ihn annehmen, es wäre dann, die ganze Eidesformel würde in dem wahren und ursprünglichen Sinne, als eine Angelobung des kanonischen Gehorsams, genommen, und zwar so, daß sie weder den Majestätsrechten, noch dem von den Bischöfen abzulegenden Unterthaneneid zuwider wäre. — Wäre es nicht noth, daß die teutschen Bundesfürsten auch für sich geltend machten, was in Ansehung dieses Punktes in dem kirchlichen Staatsrechte von Oesterreich längst gesetzlich besteht, und auch noch immer daselbst in Uebung ist?

3.

Bekanntlich ist im römischen Rechte versehen, daß anhängige Klagen durch einen vierzigjährigen Stillstand des Prozesses erlöschen. Diesem Gesetze wurde aber die Anwendung nie auf die bey den teutschen Reichsgerichten anhängigen Sachen zugegeben, weil der Schneckengang, in dem in diesen Behörden die heilige Justiz sich bewegte, dasselbe nicht ertrug. Schon vor dem Westphälischen Frieden waren, wie v. Meiern berichtet, 50,000 Prozesse an dem Reichskammergerichte im Laufe; so versichert auch Deckherr, ein berühmter straßburgischer Rechtsgelehrter, der in der zweyten Hälfte des siebenzehenten Jahrhunderts lebte, daß die zu seiner Zeit am Kammergerichte eingeklagten Sachen, wenn auch keine neue hinzukommen, dasselbe noch hundert Jahre beschäftigen müßten; Brandes stellte eine Berechnung auf, vermöge der in jedem vierzehnjährigen Zeitraume wenigstens 1200 Prozesse an dem besagten Tribunal unerledigt geblieben sind; so ist es auch bekannt, daß Rechtssachen, die bey dem Reichshofrathe schon zur Zeit seiner Entstehung anhängig gemacht wurden, bey der Auflösung derselben noch nicht beendigt waren. — Diese Bemerkungen mögen die ungeduldigen Litiganten trösten, welche die Welt mit ihrem Geschrey über die Langsamkeit der jetzigen teutschen Gerichtshöfe erfüllen, in so ferne es nämlich ein Trost ist, Socios habuisse malorum.

Druckfehler.

Nr. 43.

S. 680. Z. 13. statt je lese man ja
— 681. — 10. — wodurch — wo durch
— „ — 12. — versuchen — versucht
— 688. — 39. — der — — — den
— „ — 32. ist nach praktische zu setzen Richtung

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



22. November 47. 1823.

Das Recht ist das Auge Gottes, und nur der Staat kann bestehen, der auf das Recht gegründet ist, und so lange er auf diesem Grunde ruht.

Kant.

Mein achtzehnter Oktober im Jahre 1823.

(Eingesandt.)

Die Freudenflammen, die sonst am achtzehnten Oktober auf unseren Bergen aufschlugen, sind erloschen, und die Lobgesänge, die in unsern Tempeln ertönten, sind verstummt. Dessen ungeachtet habe ich — der ich mich nie viel darum kümmere, was andere thun — nicht aufgehört, diesen Tag zu feyern, und in meinem Kämmerlein Gott zu danken, der denselben meinem Vaterlande gegeben hatte. Zwar habe ich mich nie in die sanquinischen Hoffnungen getheilt, die viele Leute, in dem Wahne, daß an ihm das verlorne Paradies wieder gefunden worden sey, an denselben geknüpft haben; so konnte mich auch die Vereitlung dieser Hoffnungen nicht irren. Dagegen begieng ich ihn jedes Jahr als einen Tag der Freude und des Dankes, weil an ihm durch tapfer geführte Waffen mein Vaterland von fremder Gewalt befreyt, und dem Regenten desselben Fug und Macht zurück gegeben worden, ihre Völker nach ihrer eigenen Einsicht und Ueberzeugung zu regieren. Gewiß war auch der eine und der andere Erfolg der Freude und des Dankes werth, weil Selbstständigkeit in der Verwaltung und in der Gesetzgebung die erste Bedingung eines sicheren und glücklichen Bürgerlebens ist; diese Selbstständigkeit aber hatten wir in dem traurigen Septemium des Rheinbundes schmählich verloren. Zwar ist sie auch seit ihrer Wiederherstellung nicht ohne mannigfaltige Anfechtungen geblieben; aber wir sahen sie doch sicher vor Troz und Hohn, und es war der Schwäche noch gestattet, sich der Macht gegenüber auf die Gesetze zu berufen. Ueberdieß war das Schlachtfeld von Leipzig eine ernste Warnung für alle die, in denen sich die Lust regen mochte, ihre Macht gegen die Schwäche zu mißbrauchen.

Indem ich nun auch dieses Jahr, nach meiner Weise, das Wunder feyerte, das Gott auf jenem Schlachtfelde gethan hatte, und mich der frommen Hoffnung überließ, daß die Blüthen, die auf ihm aufgegangen, nicht alle wieder verwelken, sondern seiner Zeit zur Reife gelangen werden, — empfieng ich in den Blättern des Tages die Proklamation aus dem Hafen von Santa Maria, in der der König von Spanien seinen Völkern die ersten Zeichen seiner wieder hergestellten Autokratie giebt; und ich gestehe, daß der Inhalt dieser Proklamation eine nicht

geringe Störung in meine Oktober-Andacht gebracht hat. Zwar bin ich keiner von denen, die da glauben, daß die Freyheit der Völker in dem Grade zunehme, in dem die Macht der Könige beschränkt wird; auch war ich immer der Meynung, daß ein gesetzlicher und gedeihlicher Zustand in Spanien nur dadurch hergestellt werden könne, daß beyde Theile ihre Ansprüche mildern; die Verfassung der Cortes betrachtete ich überdieß immer als ein Werk, das wie alle Verfassungen, erst durch die nachbessernde Hand der Zeit die Vollkommenheit erlangen konnte, die seinem ersten Entwurfe in hohem Grade fehlte. Aber welcher Gesinnung man auch sey, so ist es doch unmöglich, daß die Oktoberfreude nicht getrübt werde, wenn in derselben auf ein Mal der Vorhang von einem grossen Volke fällt, dessen eine Hälfte, wegen seiner politischen Meynungen, zu einer peinlichen Untersuchung verurtheilt ist, während die andere jubelnd das Geschrey erhebt: es lebe die heilige Inquisition! es lebe der Despotismus!

Als die Schlacht von Leipzig geschlagen war, vereinigten sich die teutschen Fürsten mit ihren Völkern, zur Unterdrückung des gemeinschaftlichen Feindes. Die Völker bewährten ihre Treue durch freudige Aufopferung ihres Guts und ihres Bluts; die Fürsten lohnten diese Treue durch väterliche Ansprache, durch freysinnige Institutionen, und durch gesetzmäßige Verwaltung; Teutschland aber blieb ruhig, ergeben und fromm, und erwartete die Heilung der Uebel, denen die Gegenwart nicht abhalf, von der Zukunft. — Die Spanier haben ihre Leipziger Schlacht in den Feldern von Vittoria geliefert. Dort zertrümmerten sie die Macht der fremden Usurpation, und aus Napoleons Kerkern kam der wieder erkämpfte König zu ihnen zurück. Aber er kam nicht mit den väterlichen Worten der Liebe, des Friedens und der Versöhnung. Auch waren es nicht diese Worte, die er, an dem Ufer von Santa Maria aussprach. — Stand nicht das Bild seines Vetters, Ludwig's XVIII. vor ihm; nicht das Bild der mit ihren Völkern in gegenseitiger Treue vereinigten Fürsten von Teutschland? Solche Treue zu geben und zu nehmen, und damit den Uebeln vorzubeugen, die seit dem Jahre 1814 das Land erfüllt haben, war ja wohl in seiner Macht.

Die grossen Mächte von Europa haben sich für verpflichtet und befugt gehalten, das in Spanien verletzte Prinzip der Monarchie wieder zur Geltung zu erheben. Wenn in diesem Akte der Restitution Maßregeln genommen werden, die auf einer mißverständlichen Auffassung dieses Prinzips beruhen und falsche Begriffe von seinem Sinne verbreiten, werden dann nicht jene Mächte berichtigend und hemmend eintreten? — Sie sind die Bürgen der Ruhe und der gesetzlichen Ordnung der Staaten; und wer redlich das eine und das andere will, vertraut ihrer Weisheit, es mag in oder ausser den Mauern von Ilium gefehlt werden.

Wie groß oder wie klein aber auch die Oktober-Freude der Teutschen seyn mag, so soll sie doch nicht gestört werden durch die Besorgniß, daß der Umschwung der Dinge auf der Halbinsel für ihre Verfassungen das Vorzeichen einer nahen Katastrophe sey. Es ist weder in dem Ursprunge noch in dem Inhalte dieser Verfassungen etwas, wodurch auf sie gleicher Haß wie auf die der Cortes fallen könnte; überdieß sind sie von aller Welt anerkannt; ferner weiß alle Welt, daß die Richtung, die sie in ihrer Entwicklung nehmen, nicht die mindeste Bedenklichkeit gegen das monarchische Prinzip erregt; endlich sollte man meynen, daß das constitutionelle System zu so grösserer Ehre kommen müßte, je mehr das absolute, durch die Macht der Leidenschaft hingerissen, sich verirrt.

Italien und die Italiener.

Italien ist durch seine Lage, seinen azurnen Himmel und die Großartigkeit und den Reich-

thum seiner Oberfläche bestimmt, der Mittelpunkt des europäischen Lebens zu seyn. Zwey Mal hat es diese Bestimmung erreicht; erst als die Consulen und Imperatoren von Rom der Welt Gesetze gaben; dann als die christlichen Völker in allen Landen der magischen Gewalt unterthänig waren, welche der Priester, der auf den Thron der Imperatoren sich gesetzt, über sie übte. Aber gleich als ob das Schicksal das Unrecht vergelten wollte, das von der unterjochten Uebermacht unzertrennlich ist, gestattete es seit dem Untergange des römischen Reichs diesem Lande nicht mehr durch bürgerliche Einheit und Selbstständigkeit seine Bestimmung zu erreichen, und seiner alten mit eisernen Waffen behaupteten Macht ließ es, in der Finsterniß der Zeiten, die päpstliche nur wie ein Gespenst nachschleichen, bis das anbrechende Licht auch die Furcht vor dem Gespenste zerstreute. Seitdem im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts die Westgothen, die Hunnen und die Heruler über die Alpen gegangen waren, ist Italien der Scepter entwendet geblieben, und Jahrhunderte hindurch war es die Beute und das Schlachtfeld der Barbaren, wie denn in seinen schönen Gauen und in seinen prachtvollen Städten die Ostgothen, die Griechen, die Longobarden, die Franken, die Araber, die Teutschen und die Normänner nach- und neben einander herrschten, und sich um die Herrschaft bekämpften, bis, in der neuern Zeit, das sich bildende System der Gegenseitigkeit und des Gleichgewichts den einzelnen Staaten, in die es zerfiel, einen festern Bestand verlieh. Aber alle diese Staaten erlagen der Macht Napoleons. Er berührte mit der einen Hand die Spitzen der Alpen, und mit der andern die äußersten Enden von Calabrien. Nur die Inseln hatten ihre Freyheit behauptet; sonst war das ganze Land ihm und den Seinen unterthan. Er schien es zu grossen Bestimmungen aufzubewahren. Doch es vereitelte das Schicksal was er beschlossen haben mochte, und so sehen wir den Pabst wieder auf seinem Throne hergestellt, im Norden von Italien mächtiger als je das Haus Oesterreich, im Süden das Haus Bourbon herrschen; die Gränze gegen Frankreich aber verschließt und bewahrt, nachdem sie durch Genua ihren Gebietsumfang trefflich gemehrt, die alte Dynastie von Savoi, die unter denen, welche in Italien regieren, ihrer Abstammung nach die einzige inländische ist.

Der Charakter der Völker ist das Resultat ihrer Geschichte, und so wie der einzelne Mensch, so werden auch sie das, wozu das Schicksal sie erzieht. So konnten auch die Wirkungen, welche der Druck der Fremden, die unaufhörlichen Kämpfe über gleichgültige Interessen und die fortdauernde Zerrissenheit und Trennung des Ganzen, hervor brachte, in dem Charakter der Italiener nicht aussen bleiben, und sie treten dem Beobachter überall mit starken Zügen entgegen. Doch sind sie dadurch bey weitem nicht das ideenarme und lethargische Volk geworden, für das Befangenheit und Vorurtheil sie so oft erklären. Es ist diesem Volke, wie Görres bemerkt, als vorherrschender Zug sein religiöser Instinkt geblieben, tief wurzelnd in seinem Innern, und damit verbunden eine Fülle der Anlagen reicher Sinnlichkeit voll Gesundheit, Wärme, Leben und Leidenschaft, die ganze Geschmeidigkeit eines reizbaren, zartgestimmten, feinsinnigen Empfindungsvermögens, aller Zauber einer lebhaften brennenden Imagination, die Energie aller übrigen Gemüthskräfte, gezügelt durch ein zartes Naturgefühl für Schönheit und Ebenmaaß, und ein zwar ungebildeter, aber der Anlage nach scharfsichtiger und tiefsinniger Verstand, der aber allein nach Empfindungen und äußern Erfahrungen zu urtheilen sich gewöhnt. Deßhalb ist, nach allen Katastrophen und vieljähriger Entartung, der neue Italiener noch hier lebendig, geistreich an Mutterwitz, voll schneller Fassungskraft, nachdenklich, ernsthaft, mäßig, nüchtern, arbeitsam, gutmüthig und frohsinnig, aber auch wieder heftig, leidenschaftlich und reizbar, jäh-

zornig und rachsüchtig, sinnlich, raffinirend, übermüthig im Gefühle geistiger Ueberlegenheit und dem Gewinne ergeben bis zur Ungebühr.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hatte Italien eine lange Reihe Friedensjahre. Der öffentliche Zustand der Länder befestigte sich; das sprühende Feuer des Volksgeistes ward gemildert durch die ruhige Uebung der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft; mit dem wachsenden Wohlstande und der geistigen Verfeinerung verweichlichten sich unter den höheren Ständen die Sitten; das Volk aber war meistens vernachlässigt, bedrückt, und doch, bey seiner Leichtigkeit zu entbehren und des Nothdürftigen nicht ermangelnd, zufrieden. Diese Ruhe ward durch die Stürme der Revolution erschüttert. Nirgends haben, ausser Frankreich, ihre Wirkungen die Geister so heftig aufgereizt und in so langer Spannung erhalten, als in Italien. Ueberall zeigten sich die Symptome der erfolgten Erregung. Die Regierungen sahen sich veranlaßt, durch die strengsten Mittel ihr entgegen zu wirken. Aber so bald die siegreichen Waffen der Franzosen dem Neuerungsgeiste Schutz zu verleihen schienen, brach derselbe unaufhaltsam hervor. Die Länder zu beyden Seiten des Po erhuben das Panier der Freyheit. Die Könige und die Fürsten entflohen der losgelassenen Volksgewalt. Republikanische Senate herrschten in Mailand, in Rom und in Neapel. Durch Verträge befestiget, stieg aus den Trümmern die italienische Republik hervor, die durch ihren Namen deutlich genug ihren künftigen Umfang bezeichnete. Was denn, nach ganz geänderten äusseren Verhältnissen, durch offenen Widerstand gegen die Regierungen, diesen, um ein freyes bürgerliches Leben zu gewinnen, in unseren Tagen in Neapel und Pirmont, augenblicklich abgezwungen wurde, war das Werk derselben Stimmung, die durch die französische Revolution erregt, unter allem Wechsel der Umstände sich erhalten hatte.

So gut als über Italien hatte sich auch

über Teutschland der Strom der Ideen ergossen, die durch die französische Revolution den Völkern als die Prämissen einer neuen Gesetzgebung sich ankündigten; und diesem kräftigen geistigen Vortrab folgten die siegreichen republikanischen Heere mit unwiderstehlicher Gewalt. Zahm und schweigend unterwarfen sich die Teutschen den Siegern und zahlten ihnen Contributionen; aber kein Mensch dachte daran, ihr Daseyn zu gewaltsamen Reformen der bestehenden Verfassungen zu benützen. Daran ist die Verschiedenheit sichtbar geworden, die zwischen dem beyderseitigen National-Charakter besteht. Der Teutsche nimmt jede neue Idee in das Gebiet seiner Wissenschaft auf; aber sie hat für ihn nur theoretischen Gehalt; dabey ermißt er alles mit kalter Verständigkeit, ist scheu und träg um das Bestehende zu verletzen, besonders wenn er ihm pflichtmässig verbunden ist, und läßt den Anregungen des Gemüths keine Gewalt, ohne sie erst in besonnener Ueberlegung ermässigt zu haben. So ersparte er sich das Unglück und die Reue revolutionärer Bewegungen; aber rasch und keck stürzte sich in ihren Strudel der phantasiereiche, entzündbare, energische und leidenschaftliche Italiener.

Jene Bewegungen gehen, besonders wenn sie ihren ersten Anstoß durch einen Umschwung in den herrschenden Begriffen erhalten haben, nirgends aus der grossen Masse des Volks hervor; ihre Anstifter und Lenker finden sich immer in den sogenannten gebildeten Ständen; das Volk aber ist das Werkzeug, dessen die letztern sich bedienen, um das Unternehmen durchzuführen. So war es auch in Italien. Auch hier fand die durch die französische Revolution erregte moralische Gährung nur in der höhern und mittlern Klasse statt, in die durch Studium, Lektüre und gesellschaftliches Leben der Stoff derselben gekommen war; sie war es, die die neue Lehre von der Freyheit und von der Unhaltbarkeit der alten Institutionen verkündigte; sie entwarf die

Plane, um diese Lehre geltend zu machen; sie bildete die geheimen Gesellschaften, um sie zu verbreiten und die Ansichten und Kräfte der Mißvergnügten zu vereinigen; sie gab das Zeichen zum Aufstande und stellte sich an die Spitze der Bewegung; aber da sie das Mittel nicht gefunden hatte, der grossen Masse die Begeisterung mitzutheilen, die sie selbst belebte, so scheiterte jedes Mal, schon in den ersten Anläufen, der Widerstand an der entgegen strebenden Macht, und das Volk verlief sich oder richtete seine Wehre gegen die, die ihm verheissen hatten, es in die freundlichen Gefilde der Freyheit zu führen. Mit derselben Leichtigkeit, mit der es sich auf die neue ihm eröffnete Bahn geworfen hatte, wandte es auf derselben um, um in seinen alten Zustand zurück zu kehren.

Wenn man die Fäden der von uns erlebten Revolutionen jenseits der Alpen bis auf ihren ersten Anhaltspunkt verfolgen könnte, so würde man wahrscheinlich finden, daß der Grundgedanke der Häupter nicht in freysinnigen Verfassungsformen, sondern in der Einheit und Unabhängigkeit Italiens lag, die herzustellen, jene Formen nur als Einleitung und Motive dienen sollten. Kein Volk vergißt seine Geschichte. Die Vertreibung der Barbaren aus Italien war schon das letzte Ziel der politischen Bestrebungen des grossen Macchiavelli. Sie war auch das Ziel aller geheimen Gesellschaften; und sind gleich diese unterdrückt, so sind doch ihre Lehren geblieben. Zwar bestehen die letztern nur noch als Ideale; man könnte in der jetzigen Weltlage eher an das Versinken der Halbinsel in das mittelländische Meer glauben, als an ihre Verwirklichung. Aber bey einem so reizbaren, beweglichen Volke kann jeder Wechsel der Umstände die Erinnerung an jene Lehren wieder erneuern, dem vorzubeugen für die Weisheit der Regierungen eine würdige Aufgabe ist.

Bemerkungen eines Reisenden über die katholische Geistlichkeit in den süddeutschen Ländern. *)

(Mit Anmerkungen des Redakteurs.)

Was ich während meiner Reise zum vorzüglichsten Gegenstand meiner Beobachtungen machte, Toleranz, Volksunterricht, Beschaffenheit des hohen und niedern Clerus, das fand ich nirgends so vortrefflich, als in den österreichischen Staaten. 1) Schon in Tyrol wurde ich auf das freudigste überrascht, durch die gediegene Gelehrsamkeit, die ungeheuchelte Frömmigkeit, die Herzlichkeit und die Heiterkeit sehr vieler Geistlichen, so wohl Pfarrer, als Lehrer an der Studienanstalt zu Innspruck. So fand ich es durchgehends bis in die Kaiserstadt. Zwar ist die Gelehrsamkeit der Geistlichen nicht so ausgedehnt, als sie es selbst wünschen, und besonders fehlt es noch sehr an der Philologie, 2) was auch nach dem bestehenden Schulplane nicht anders seyn kann; aber was die Theologen gelernt haben, das verstehen sie recht. Der Volksunterricht ist überall wohl geordnet. Von Intoleranz fand ich nirgends eine Spur; die guten heitern Menschen drückten dem reformirten Prediger, der mich begleitete, so herzlich die Hand, als mir, besonders wenn wir addressirt waren. 3) Die Klöster machten hierin keine Ausnahme; auch da fanden wir die gefälligsten, heitersten und unterrichtetesten Männer. Die schönsten, unvergeßlichsten Stunden brachten wir in denselben zu. Einen Bischof sah ich nicht; aber ich hörte aus jedem Munde, daß die Bischöfe der teutschen Erbstaaten die vortrefflichsten Hirten ihrer Diöcesen seyen. Alles dieses ist die wohlthätige Frucht der genauen Aufsicht einer religiösen Regierung über den öffentlichen Unterricht, und über das Thun und Treiben der höhern und niedern Geistlichkeit. Möge nie in diesem Lande ein Rückschritt in der Aufklärung des Clerus und des Volks geschehen! 4) Mögen vielmehr die Führer des Staats erkennen, welch' ein köstliches Kleinod ein unterrichteter, frommer, heiterer und geachteter Landesclerus für den Staat ist, und wie wenig Kopfhängerey, Möncherey und andere Ausgeburten des Mysticismus und der Unduldsamkeit zu irgend etwas taugen! 5)

Mit Widerwillen, und ich muß es nur gestehen, mit grossen Vorurtheilen wanderte ich nach Baiern. 6) Ich stellte mir seinen Clerus als das Gegentheil von jenem in Oesterreich vor. So wie er in Oesterreich ist, fand ich ihn nun freylich nicht; es herrscht in einigen Distrikten, als Passau und Augspurg, zu wenig Gesittung; manchen, besonders Klostergeistlichen, fehlt es an genugsamen Wissen; 7) unter den jüngern fand ich zu meinem grossen Verdruß viel burschikoses Wesen, was sich für einen Geistlichen gar nicht schickt. 8) Indeß scheint doch die Majorität brav und wacker zu seyn. Ich fand eine

*) Aus dem so eben erschienenen, durch Mannigfaltigkeit und Inhalt sich auszeichnenden zweyten Hefte (IV. Bds.) des kritischen Journals für das katholische Teutschland. — Uebrigens ist der Verfasser obiger Bemerkungen selbst ein katholischer Geistlicher.

Menge sehr geistreicher, unterrichteter und frommer Pfarrer, sehr guter Prediger und liebenswürdiger von Intoleranz ganz freyer Gesellschafter. In diese Klasse gehören Vorzugs weise diejenigen Geistlichen, welche in Dillingen ihren Unterricht genossen hatten; 9) auch die Franken wären sehr zu loben, wenn sie nicht größten Theils einen starken Anstrich von Eigenliebe hätten. 10)

Wenn man übrigens in Baiern mehr Intoleranz findet, als sonst irgend wo, und manchmal eine Intoleranz die in Rohheit ausartet, so ist die Schuld nicht immer der Geistlichkeit allein beyzumessen. 11) Wenn man genauer erfährt, wie man in der sogenannten Aufklärungsperiode mit den Heiligen umgieng; mit welchem Hohn und Spott die Illuminaten eine Zeit lang ihre Macht mißbrauchten; mit welcher Emsigkeit die Protestanten, so bald sich ihnen ein Zugang geöffnet hatte, sich überall vordrangten, und dann, ein Mal fest sitzend, über die Finsterniß und Barbarey des Landes schrieen, von dessen Fett sie lebten; 12) wenn man dann noch weiß, wie allgemein der Unglaube bey höhern und niedern Beamten herrschte, und wie diese unglaubigen Menschen die Diener der Religion behandelten: so kann man sich nicht mehr wundern, wenn sich ein allgemeiner Widerwille des altbaierischen Volks und Clerus bemächtigte, wenn rechtschaffene Männer vor den weitern Folgen der (einer) Aufklärung, die solche Früchte trug, erschracken, und wenn wahrhaft aufgeklärte Männer, wie Mastiaux, in die krasseste Intoleranz und in den wildesten Fanatismus zurück sanken. 13) Les extrémes se touchent! Mitler Weile trat das Concordat in Ausübung, und die baierische Kirche hat ihre Bischöfe wieder. Möchten diese doch die in ihre Hand gelegte Macht gut gebrauchen, möchten sie ihr Ansehen dazu anwenden, daß der heran zu ziehende Clerus eine ausgebreitete und gründliche Kenntniß der Philologie, Philosophie, Geschichte und aller Theile der Theologie erhalte, daß er jene beglückende und heitere Tugend zu erstreben suche welche Paulus seinen Lieben so oft empfiehlt, daß er gegen die anders Denkenden human, liebreich und brüderlich sich betrage; möchten sie so wenig als möglich vom Glanze der Religion sprechen, dagegen aber veraltete, von der Zeit als unbrauchbar ausgestossene Gebräuche und Einrichtungen mit Ehren zu Grabe tragen, und neue, die Erbauung befördernde an ihre Stelle setzen! 14)

In Wirtemberg hatte ich nichts angelegentlicheres zu thun, als die Geistlichen, die ich sahe, zu ermahnen, für das Wohl ihres herrlichen Königs unausgesetzt zu beten; denn so viel für das Heranziehen und Ausbilden eines guten Clerus hat noch kein Fürst gethan, als er. 15) Schmerzlich war es mir zu vernehmen, daß unter den Vikarien eine grosse Unzufriedenheit herrsche, weil sie so lange zu keiner Versorgung kommen können. 16) Es wäre sehr zu wünschen, daß die Behörden von diesem, der Pastoral so äusserst nachtheiligem Umstande, in Kenntniß gesetzt würden; ohne Zweifel würden sie demselben abhelfen. Was ich von protestantischen Geistlichen sah, war nicht sehr einladend, ich fand sie nicht immer tolerant. 17) Auch muß man sich wundern, daß selbst das weibliche Geschlecht eine grosse Intoleranz zeigt. 17) Dieß deutet auf keinen sehr liberalen und toleranten Jugendunterricht. Die Wirtemberger sollten nach Italien reisen, und da Duldung lernen. 18)

Im Großherzogthum Baden fand ich es bey den Protestanten nicht besser. Indessen muß ich auch gestehen, daß ich im katholischen Bruchsal den größten Fanatiker sah, der mir je begegnete, (er heißt F**). 19) Es kam mir vor, der Mann sey gar nicht bey sich, 20) und gekränkte Eigenliebe, Zurücksetzung oder sonst unbillige Behandlung habe ihn in diesen bedauernswürdigen Zustand von Exaltation versetzt. Ueberhaupt sah und hörte ich, daß die projektirte Errichtung eines Bischofssitzes und Domkapitels in Baden die Leidenschaften der Geistlichen sehr rege gemacht, und der Verdruß nichts von den neuen Herrlichkeiten hoffen zu dürfen, manchen in einen Ultra umgewandelt habe. So hörte ich zu meinem höchsten Erstaunen, daß ein Pfarrer im Schwarzwalde, den seine frühere Gemeinde als einen entschiedenen Naturalisten verabscheute, und den ich selbst in der unanständigsten Kleidung am Altare und auf der Kanzel stehen sah, nun als ein wüthender Römling sein Unwesen aus dem Grunde treibe, weil er den Gipfel der Macht und Ehre nicht ersteigen konnte, der, wie er in seinem Hochmuth wähnt, ihm gebührt. 21)

---

1) Dieses erfreuliche Zeugniß wird auch von andern Beobachtern bestätigt, und enthält den Beweis, daß die in Oesterreich stattfindenden Beschränkungen der Lehrfreyheit mit einer die Fortschritte des innern geistigen Lebens nicht störenden Milde geübt werden

2) Was wir für einen Hauptfehler halten.

3) Worüber der Schatten des unvergeßlichen Kaisers Joseph sich freuen mochte.

4) Möge im Gegentheil diese Aufklärung immer fortschreiten. Denn schon der Stillstand derselben wäre ein Rückgang.
5) Ja wohl!
6) Wie konnten bey den Fortschritten des Lichts, die unter der jetzigen Regierung in Baiern statt gehabt, und bey dem vielen Trefflichen, was durch sie für die Verbesserung des Unterrichts und für die Reinigung und Veredlung der kirchlichen Anstalten geschehen ist, diese Vorurtheile entstehen?
7) Was nicht nur in Baiern, sondern in allen andern Ländern auch der Fall ist.
8) Was könnte es albernes geben, als einen burschikosen Geistlichen? —
9) Aber daß über Dillingen, das allerdings die erste Quelle des Lichtes für den katholischen Süden Teutschlands war, die andern in dem wiedergebornen Baiern hergestellten Werkstätte hellerer Bildung, die Universitäten Landshut und Würzburg, das Lyceum in München 2c. 2c. nicht übersehen werden.
10) Was der Verfasser vor den wackern Franken verantworten mag!
11) Die Obskuranten von heller Farbe haben vielleicht mehr Antheil daran; auch ist ihre Wirksamkeit kräftiger, weil sie im Besitze größerer Macht sind, als die Geistlichen. Uebrigens haben sie kein religiöses Interesse bey der Sache; sie bedienen sich der Religion nur als eines Mittels, um ihre Gewalt zu befestigen. Sie sind vielleicht Atheisten.
12) Jene Protestanten dienten dem Staate und dafür bezahlte sie derselbe. Kann man um deßwillen sagen, daß sie von dem Fette des Landes lebten? — Was thaten die katholischen Diener anders?
13) Bey wahrhaft aufgeklärten Männern wäre ein solcher Rückfall wirklich wundersam. Aber das sind die Rückfälligen, von denen hier die Rede ist, schwerlich je gewesen.
14) Und alles Volk soll sagen: Amen!
15) Hört! hört! — die Stimme der unbefangenen Wahrheit!
16) Wie groß würde erst die Unzufriedenheit seyn: wenn — wie in der wirtembergischen Ständeversammlung beantragt worden — der Cölibat aufgehoben wäre?
17) Was das wohl für protestantische Geistliche gewesen seyn mögen, in die sein Unstern den Verfasser geführt hat? —
17) Die armen Wirtembergerinen! Hier klagt einer sie seyen intolerant; andere schreyen sie seyen zu tolerant. Wer es auch Jedermann recht machen könnte!
18) Was man zu Hause haben kann, lernt man nicht in der Fremde.
19) Er ist ein alter Bekannter der Leser dieser Blätter, (S. Nr. 44. des vorigen Jahrgangs,) aber nun aus dieser gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum insurgirenden argen Welt, in die Gefilde des ewigen Friedens übergegangen.
20) Das war in der That der Fall.
21) Es ist an diesem Manne nicht zu verzweifeln. Er bewegte sich immer nach der Regel der Wetterfahne. Je nachdem der Wind künftig aus einem Loche bläst, haben wir Hoffnung, daß er wieder ein Aufklärer werde.

Ueber ein Wort, das der Graf Friedrich Leopold v. Stolberg gesagt hat.

Man hat es da und dort für gehässige Anschwärzung oder wenigstens für Uebertreibung erklärt, was von Voß dem Grafen v. Stolberg über dessen Ansprüche auf angeborne Vorrechte und Vorzüge und über junkerthümliche Gesinnung zum Vorwurfe gemacht worden ist. Solcher Thorheit, ist gesagt worden, könne ein Mann von dieser geistigen, durch die Ideale des klassischen Alterthums geförderten Ausbildung, und der einst der Freyheit und der Menschenwürde so manches gefühlvolle Lied gesungen, unmöglich schuldig werden. Indeß wissen wir, was es mit dergleichen moralischen Unmöglichkeiten für eine Bewandniß hat. Wie weit auch die Ausbildung, zumal die blos theoretische, gediehen seyn mag, sie schützt doch selten den Menschen gegen Inkonsequenzen und Widersprüche mit sich selbst, und keiner ist auf immer sicher verwahrt gegen die Einflüsse, die die veränderte Umgebung und die wandelnde Zeit auf ihn ausüben. Es kommt bey solchen Anklagen alles auf Thatsachen an. Nur sie ertheilen dem Angeklagten sein Gericht oder seine Rechtfertigung.

Wie könnte die letztere dem Grafen v. Stolberg gegen die von Voß über ihn ausgesprochenen Beschuldigungen werden, nachdem er mit klaren und dürren Worten gesagt hat: „Das „sey die grosse Aufgabe und deren Lösung „der Zweck des politischen Vereins: „durch gediegene Weisheit Einiger „Obstand zu halten, blinder Gewalt der „Menge.“ *) — Der Sinn dieser Worte liegt am Tage. „In der Menge ist blinde Gewalt; nur Einigen ist die Gabe der gediegenen Weisheit verliehen; und diese erfüllen den Beruf, der aus ihrer Ausstattung an sie ergeht, indem sie jener blinden Gewalt Widerstand leisten. Es zerfällt also das menschliche Geschlecht in zwey verschiedene Klassen; in der einen ist der wilde thierische Instinkt, in der andern die Weisheit; die Eine ist geboren zur Unterwürfigkeit, die Andere zur Herrschaft; jene strebt auf's Gesetzlose und Gemeine, diese hält ihr Streben im Zaum.“

Wer jene Einigen seyen, in deren Hände der Zaum gegeben ist, darüber läßt uns Fried-

*) In seiner Abhandlung: Ueber den Geist der Zeit, in Adam Müllers Staatsanzeigen, 1818 H. 1.

rich Stolberg nicht im Zweifel. „Das Alterthümliche, versichert er, bringe Grosses „und Schönes hervor, indem es auffordere, „allem Gewerbe zu entsagen, und durch „edle Bestrebungen sich hervor zu thun, „die es von Geschlecht zu Geschlecht einer kleinen Anzahl von Familien dringend aus Herz lege." — Wo ist also die Quelle jener gediegenen Weisheit, die Ruhe und gesetzliche Ordnung in den politischen Vereinen erhält, und dem Wogen der blinden Gewalt der Menge den Damm entgegen setzt? — Sie ist in dem Alterthümlichen, also im Herkommen und in der Geschichte; jene Weisheit aber ist durch das Walten des Schicksals verliehen, der kleinen Anzahl von Familien, die seine Gunst über den grossen Haufen erhoben, und die es als Herrn bezeichnet hat, während alle übrigen Knechte sind.

Ist solche Darstellung sophistisch oder poetisch? Sie ist keines von beyden; sie ist der Traum eines Kranken, über den die Gesunden lachen. Um sophistisch zu seyn, ist sie zu seicht, um poetisch hat sie zu wenig Wahrheit. Vor jedem Strahle der Vernunft, vor jedem Blick in's Leben verschwindet sie, als ein fantastisches Gedicht.

Der Adel, mit allen Vorrechten, die ihm anhängen, erscheint, unter den Nationen, die seit dem fünften Jahrhundert in Europa sich auf den Trümmern des römischen Reiches angesiedelt haben, als ein Produkt der hervorbringenden und zerstörenden Kraft, die unwiderstehlich in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes waltet. Er bestand in so ferne durch eine Art von Nothwendigkeit; er war ein unvermeidliches Bedürfniß der Völker; seine Stellung im Staate ergab sich durch die Störung des Lebens von selbst und erlangte den vollkommenen Charakter der Rechtlichkeit. Nun aber begab es sich, daß dieselbe Kraft, die ihn in's Daseyn gerufen hatte, Veränderungen im Leben herbey führte, die die Stützen seines Bestandes erschütterten oder brachen, und dem dritten Stande, in dem bürgerlichen Vereine, eine Bedeutung verlieh, neben der die ausschliessenden Rechte des ersten nicht mehr gegen die dringende Macht der Umstände behauptet werden konnte. Es war keine Art von menschlicher Willkühr in der Bildung, keine in dem Sinken jener Rechte thätig. Alles erfolgte auf das Machtgebot des Schicksals; und so ist das Emporkommen des dritten Standes so gut eine geschichtliche Erscheinung, als es einst das Emporkommen des Adels war; und ein Thor ist, wer gegen die Nothwendigkeit sich sträubt, und ein Verführer, der zu solchem eitlen Sträuben ermuntert; dem Adel aber bleiben immer noch, um ausgezeichnet nützlich und edel in der Gesellschaft zu leben, die Stellung, die in Beziehung auf sein Grundeigenthum die Verfassungsgesetze ihm bewilligen, die Erinnerungen aus der Geschichte seiner Väter, die Motive des aus diesen Erinnerungen hervor gehenden Ehrgefühls und für die Bestrebungen des Lebens die Gunst, die ihm seine Verbindungen und sein erblicher Besitz gewähren.

Die gediegene Weisheit dagegen, die der blinden Gewalt, sie komme nun von unten oder von oben, Obstand hält, wird um so sichernder für die Völker seyn, wenn sie nicht blos die Ausstattung Einiger ist, sondern auch die Söhne der Menge sich zu ihr erheben können.

Literarische Anzeige.

Der Unterzeichnete ist in dem Besitze eines handschriftlichen hebräisch-chaldäischen Lexikons, betittelt:

Lexicon hebraco-chaldaicum, analytico-concordantiale, secundum praecepta grammatica hebraco-chaldaica Cel. B. D. Danzii et ad ductum Cel. I. Buxtorfii Concordantiar. Bibliorum, multis in locis correctarum & emmendatarum,

das von seinem Großvater, dem berühmten Orientalisten G. G. Bodenschaz, Superintendenten zu Baiersdorf, bearbeitet worden. Es ist das Ergebniß eines dreyzehn jährigen Fleißes (von 1770 — 1783) auf 910 Seiten, in grossem Regalfolio, sehr sauber und reinlich geschrieben, und mit der auf dem Titel bezeichneten Buxtorfischen Concordanz durchschossen, auf die sich das Ganze durchgängig bezieht, und die viele Zusätze von der Hand des Verfassers erhalten hat. Mehrere in den morgenländischen Sprachstudien bewanderte Gelehrte, von denen das Werk durchgesehen worden ist, haben seine Wichtigkeit für die Bestimmung des Wortsinns und für grammatische Interpretation anerkannt und seine Erhaltung in irgend einer öffentlichen Bibliothek zum Besten des hebräischen und chaldäischen Sprachstudiums sehr wünschenswerth gefunden. Der Unterzeichnete, indem er dem Publikum dieß für einen Zweig der Litteratur gewiß sehr interessante Denkmal bekannt macht, erbietet sich zugleich, es jeder öffentlichen Stelle und jedem Liebhaber gegen Erstattung der Frachtkosten zur Einsicht mitzutheilen und um sehr billigen Preis abzulassen. Gaildorf im Königreich Wirtemberg am 10. Nov. 1823.

D. Letsch, prakt. Arzt.

Druckfehler.

S. 718. Z. 30. ist statt Symlici zu lesen Syndici.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Ritter'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.

29. November 48. 1823.



Sey getrost, du wirktest nicht vergebens,
Lächle hoffend, wenn dein Vorhang fällt.

K. Müchler.

Von den teutschen Zeitungen.

Der selige Joachim v. Schwarzkopf, berühmt als emsiger Registrator nicht nur des teutschen, sondern des europäischen, ja auch des außereuropäischen Zeitungswesens, hat schon im Jahre 1802 berechnet, daß zwischen dem Bodensee und dem Baltischen Meere wenigstens dreyhundert Zeitungsschreiber, von einem Posttage zum andern, dem teutschen Publikum erzählen, was geschehen ist und was geschehen wird. Wir halten diesen Zahlansatz für viel zu hoch; wenigstens getrauten wir uns nachzuweisen, daß der jetzige Bestand der teutschen Zeitungen denselben bey weitem nicht erreicht, selbst wenn man auch jedes Winkelblatt, das nie über das Weichbild der Stadt hinaus kommt, in der es empfangen und geboren wird, mit in Anrechnung bringen wollte. Dessen ungeachtet ist dieses Feld unserer Literatur noch immer sehr produktiv, und wir sehen auch darin die Wahrnehmung der Naturforscher und Oekonomen bestätiget, daß Gewitterwolken, die über das Land gehen, in so ferne ihre Ausleerung nicht verderblich wird, befruchtend auf dasselbe wirken.

Sollte aber auch seit dem v. Schwarzkopfischen Zeitpunkte die Zahl der teutschen Zeitungen sich vermindert haben, was besonders durch die Vereinigung so vieler kleiner Territorien in größere bewirkt zu werden schien, so haben sie doch unläugbar an planmässiger Einrichtung, Reichthum des Inhalts und Geist der Bearbeitung gewonnen, und es ist auch in ihnen die fortschreitende Bewegung sichtbar geworden, die das literarische Leben der Teutschen charakterisirt. Kurz vor jenem Zeitpunkte, hat Merkel *) das ganze Geschlecht der Zeitungen, als „die alten Weiber der Literatur" dargestellt, welche „in einem Augenblicke den ganzen Markt zusammen rufen und ungeahndet alle Strassen mit ihrem Geschrey erfüllen," und Posselt hat sie als verwirrte und verwirrende Rhapsodien, voll Widersprüche, voll Ueberflüssigkeiten und voll Lücken," bezeichnet. Gewiß giebt es in Teutschland noch Zeitungen, in denen wir diese Züge wieder finden; aber sie passen nicht mehr auf das ganze Geschlecht, das sich unverkennbar seit jener Zeit veredelt hat. Die erste Probe dieser Veredlung versuchte Posselt, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge. Aber die Welt begreift selten Reformen, die das Hergebrachte durchkreuzen. Posselt's Werk kam in die Nothwendigkeit erst durch Umtaufung und dann durch Auswanderung sich zu retten; der Beque-

*) S. dessen Briefe über die Literatur X. Hft. S. 10. XIII. S. 64.

mung nach dem Stande der Gestirne konnte es sich ohne hin nicht entschlagen. Unterdessen wirkte sein Beyspiel fort. Mit ihm hatte der verbesserte Zeitungsgeschmack in Teutschland begonnen.

Die Periode des Rheinbundes bradte ein jämmerliches Siechthum in diesen Zweig literarischer Industrie. Die herrschende Gewalt zwang jedes öffentliche Wort in ihre Bande, und zähmte, durch die Schrecken, die Lust, ihr Mißfallen zu wagen. Aber auf diese Dürre folgte die goldene Zeit der Zeitungsliteratur, in dem Befreyungskriege. Die Regierungen, von gleichem Interesse und Sinne mit den Völkern getrieben, sahen in der ungehemmten Aeusserung des öffentlichen Geistes eine kräftige Unterstützung ihrer Bestrebungen. Zuversichtlich und wirksam erhub dieser Geist seine Stimme. Es entstund ein edler Wetteifer an Kühnheit, Gediegenheit und Energie der Darstellung. Alle älteren Journale erweiterten ihre Kreise und befestigten sich in dem neuen Besitze durch Erhöhung ihres Gehalts. Die teutschen Blätter hatten neun tausend, der rheinische Merkur drey tausend Abnehmer. Aber als der Strom der Ereignisse wieder in sein Beet getreten war, war es das letztere Blatt — früher von den Franzosen, welche moralische Wirkungen besser zu berechnen verstehen, als wir, die „fünfte Macht" genannt — das durch sein Schicksal zuerst das transrhenanische Witzwort bestätigte: Tout ce qu' on nomme Feuille, est Sujet à tomber.

Das Ende des Jahres 1819 brachte für die teutsche Zeitungsliteratur eine neue Krise. Sie ward herbey geführt auf der einen Seite durch die Besorgnisse für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, die einige auffallende, von dem Parteygeiste glücklich benützte Erscheinungen in dem teutschen bürgerlichen Leben erregt hatten, auf der einen Seite durch die unläugbare Indiscretion, Unbesonnenheit und Keckheit, deren einzelne Journalisten schuldig geworden waren. Für diese Einzelnen ließ man, wie das der Lauf der Welt ist, das ganze Geschlecht büssen, doch weniger durch Einschränkung oder Bedrückung, als durch Mißtrauen und Verdächtigung. Aber auch darin erwies sich der lojale Charakter der Teutschen, indem gesetzlich versehen ward, daß nur nach Urtheil und Recht geahndet werde, was in diesen Kreisen gesündiget worden seyn mochte, und daß diese Ahndung nur dann die Person des Uebertreters treffe, wenn er, böswillig der Aufsicht der Regierung sich entziehend, zu dem Publikum in aufreitzenden, ärgerlichen oder injuriösen Worten gesprochen hat. Das Maaß der Freyheit aber, das in der Auswahl der Thatsachen und in der Beurtheilung derselben, gestattet wird, hängt von dem Geiste der einzelnen Regierungen ab, und es finden sich darin, wie man weiß, grosse Unterschiede.

Blicke auf die General-Synode in Anspach.

Unter Beziehung auf die Schrift des Hrn. Dr. K. Fuchs: Die General-Synode des Konsistorial-Bezirkes Anspach. 8. 1823.

(Eingesandt)

Es war gewiß ein herzerhebender Anblick, so viele würdige und um die Kirche wohl verdiente Männer zu einem so edlen Zwecke versammelt zu sehen, und zu bemerken, wie derselbe löbliche Sinn für religiöse Interessen sie belebte und vereinte. Aber es war ein verschiedener Geist, der in ihnen hervor trat: hier ein liberaler, freymüthiger, vorurtheilsloser, — dort ein ängstlicher, gebundener, orthodoxer; wie das Wehen des einen und des andern aus der oben bemerkten Schrift wohl zu ersehen ist.

Werden nicht die anzustellenden Geistlichen dieser Synode viel Dank dafür wissen müssen, daß sie bey dem Eintritte in ihre Aemter künftig nicht mehr den vierten, sondern nur den sechsten Theil ihres Einkommens in die Unter-

stützungs-Anstalt bezahlen dürfen? — So ist auch die allgemeine Zustimmung dankenswerth, die der Antrag erhalten hat, daß der Wittwengehalt von 50 auf 100 fl. erhöht, und auch den Waisen verhältnißmäßige Gaben gespendet werden. Wie mancher armen Familie wird die Vollziehung dieses Beschlußes zum Troste gereichen, wenn sie gleich bey weitem nicht zulänglich ist, vor jedem Drängen des Mangels zu schützen. Dabey hat die Synode Vorsorge getroffen, daß ein etwa entstehendes Deficit gedeckt werde; und hochherzig hat ein Mitglied seine Collegen zu höherer Gabe aufgefordert.

Deßgleichen muß der freymüthige, von Vorurtheilen entfesselte Geist anerkannt werden, der in dem Worte des Decans Karrer wehte, indem er auf die Abfassung eines neuen Religions-Lehrbuches, entbunden von aller kirchlichen Terminologie und dem Wuste des alten Schulkrams, antrug. So freysinnig, wie er, hat sich über denselben Gegenstand Stephani geäußert. Beyden Männern ist dadurch ein Ehrenname in der Kirchengeschichte des evangelischen Baierns geworden.

Nicht weniger leuchtet mancher helle und liberale Blick aus dem Referate des Ausschusses der Kirchenordnung hervor. In demselben Geiste ließ sich Veillodter in seinem Referate über die Kirchenagende vernehmen, besonders wenn er behauptete, daß der beständige Gebrauch ein und eben desselben Gebets nicht zweckmäßig sey. *) Auch muß man für erfreulich halten, daß den Decanaten die Bestimmung des Erndtefestes (die in Wirtemberg noch besser dem Pfarrer überlassen ist,) anheim gestellt werden soll, und daß dieselben auch vermittelst Subdelegation die Ordinationshandlung vornehmen dürfen.

Die so oft und so heftig besprochene Angelegenheit der Presbyterien überließ die Synode, um dem Einwirken des Parteygeistes vorzubeugen, vorzüglich den weltlichen Abgeordneten, denen auf ihren Wunsch nur ein geistliches Mitglied beytrat. Sie haben diese Angelegenheit mit vieler Vorsicht und Klugheit erwogen und darauf allgemein vertagt. Gegen die Einführung äußerte sich freymüthig der weltliche Consistorial Wünsch nnd die berathende Stimme des Consistorial-Direktors v. Luz. — Auch über die Sonntags-Feyer, die beschränkte Wirksamkeit der Geistlichen hinsichtlich unzüchtiger Weibspersonen, die Jahrmärkte an Sonntägen, die Störung des Gottesdienstes durch den Klingelbeutel *), vernahm man manch verständiges, zeitgemässes und kräftiges Wort.

Anderer Seits blieb aber auch das Treiben eines scheuen, trüben und ortodoxen Geistes nicht unbemerkbar.

Es ist der Vorwurf nicht ungerecht, daß für die Wittwen noch nicht genug gethan, und daß nicht ein Mal geschehen sey, was wohl hätte geschehen können, und wozu ein würdiges Mitglied — das zu nennen nicht nöthig ist — so dringend aufforderte. Dank dem gefühlvollen Manne für seine warme u. kräftige, wenn gleich erfolglose Ansprache.

Und zeugte nicht von einem ängstlichen gebundenen Geiste die Aufnahme des Hauptstücks, vom Amt der Schlüssel, in den Katechismus, welches Hauptstück bekanntlich nicht ein Mal von Luthern herrührt? — und die Aufnahme der Haustafel, deren Inhalt für die Kinder meistens unverständlich ist? **) — Noch ein trüberer Geist blickt aus dem Beschlusse, daß dem Katechismus die Unterscheidungslehren der

*) In welcher Behauptung, aus guten Gründen, doch nicht Jedermann mit dem würdigen Referenten übereinstimmt. Anmerkung eines Landpredigers.

*) Um dessen Beybehaltung die verarmten Kirchenkästen wehemüthig flehen, weil jede andere Art des Opfereinzugs minder erträglich wäre. Anmerk. eines Landpredigers.

**) Die Haustafel enthält viele treffliche Kernsprüche und ist eine Ausstattung für's ganze Leben; auch ist ihre Form die zweckmäßigste; weßwegen es wohl nicht ein gebundener Geist war, der auf ihre Beybehaltung angetragen hat. Anmerk. eines Landpr.

evangelischen Kirche angehängt werden sollen, während sie doch den kleinen Kindern zu wissen unnöthig sind, und erst in den Konfirmanden-Unterricht gehören. Auch der gewählte Titel des Lehrbuchs: Der kleine Katechismus D. Martin Luthers, erläutert für die evangelischen Kirchen dießseits des Rheins, zeugt von Engherzigkeit. Ein orthodoxer Geist tritt aus dem Referate des Ausschusses für die Kirchenordnung (siehe die Fuchsische Schrift S. 40.) hervor, dem Luthers eigene Aeußerung entgegen ist, „Christus hat's nicht geboten zu niessen.“ — Ein mystischer Geist kommt zum Vorschein in den Aeusserungen des Dekan Lehmus, S. 30–34 und 64–70.

Wie dem aber auch sey, so bleibt doch die Liberalität, Humanität und Freymüthigkeit, die von so vielen Mitgliedern bewährt worden, aller Ehren und alles Dankes werth. Mögen nur die Erfolge der Berathungen die erwünschten seyn! — Und mögen dieselben Erfolge die Beschlüsse der Baireuther Synode begleiten, von der dem Schreiber dieses einstweilen nur das eine bekannt ist, daß sie die Presbyterien einmüthig angenommen hat.

Erinnerung an Karl XII. König von Schweden.

Kühnheit im Handeln und Dulden und überraschende und grosse Thaten, bewirkt durch die Kraft eines unbezwinglichen Willens, erregen mehr die Aufmerksamkeit der Welt, als alle Tugenden, in die wir sonst die Würde und das Verdienst des Menschen setzen. Deßhalb konnte es Karl XII. nicht an der Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, aber eben so wenig an Geschichtschreibern fehlen, die selbst von dieser Bewunderung erfüllt, durch die Darstellung seines Lebens, ein in ihnen reges Gefühl mitzutheilen suchten. Voltäre unter den Franzosen und Posselt unter den Teutschen, haben sich an dieser Aufgabe mit dem meisten Erfolge in so ferne versucht, daß das Bild des nordischen Heiden, das in den Geschichtswerken und in den

Vorstellungen der neuern Zeit besteht, als das Erzeugniß oder der Abglanz ihrer Schilderungen zu betrachten ist. Dieses Bild ist aber nicht der reine Abdruck seines Originals. Denn in ihm erscheint als charakteristisch das blinde Treiben eines abentheuerlichen, durch den zweydeutigen Ruhm des von Curtius geschilderten macedonischen Alexanders entzündeten und genährten Gemüths und sein höchstes Interesse erhält es durch den romantischen Schwung, in dem, grosser und combinirter Bestrebungen ermangelnd, und trotzig seine innere Kraft in das Spiel des Zufalls hineinstürzend, das Leben des Geschilderten sich bewegt. Kann man in diesem Bilde den Helden erkennen, der, ein Jüngling von achtzehen Jahren, mit acht tausend Schweden das zehen Mal stärkere Heer des Czaars bey Narwa vernichtet, mit der Krone von Polen nach seinem Willen geschaltet, den Kaiser zur Herstellung der protestantischen Kirchenrechte in Schlesien gezwungen, nach den Schrecken von Pultawa ungebeugt geblieben, — der nie einer Lust des Lebens gefröhnt, und zu Lützen, am Denksteine seines grossen Ahnen Gustav Adolf das Gelübde gethan, wie Er zu leben und zu sterben, und mit dessen Tode Schweden aus der Reihe der grossen Mächte verschwunden ist, bis auf diesen Tag?

Seit wenigen Jahren richtet sich die Aufmerksamkeit der Schweden auf's Neue auf die Geschichte dieses Helden. Aber sie verharren nicht auf dem bisherigen verkehrten Wege, auf dem man, ohne des Stoffes sicher zu seyn, sogleich mit der Composition anfieng, sondern sie beginnen mit der Aufsuchung von Documenten und Aktenstücken, mit ihrer Zusammenstellung und mit der Sichtung ihres Inhalts, und bereits ist durch die Sammlungen, die in dieser Weise Ennes und Floderus veranstaltet haben, viel an neuen Materialien gewonnen, das Alte aber mannigfaltig erweitert, näher bestimmt und berichtigt worden; und was durch diese Bemühungen bereits geleistet ist und bey ihrer Fortsetzung noch ferner geleistet werden wird, läßt uns seiner Zeit eine Biographie von Karl'n im ächt historischem Geist und Styl erwarten, nicht mehr geschmückt mit romantischen Blumen und dramatischem Flitter; wie denn in diesen Vorarbeiten und in der Einfalt ihrer Darstellung der Abentheuer bereits untergegangen ist, und dagegen hervorgetreten ein Mann, „von lebendiger Gottesfurcht, „frommer Ergebenheit, unsterblicher Hoffnung, „frohem unerschütterlichem Muthe, strenger Gerech„tigkeit und zugleich von einem durchaus unbefleckten

„Wandel vor Gott und vor den Menschen" — „ein Mann, von einer Humanität, von einer „Zartheit der Empfindung, von einer Achtung „für Menschenwerth und Menschenadel, wie man „sie bey dem Krieger und bey dem Helden nur „selten findet."

Die oben genannten Sammlungen enthalten eine Menge bisher unbekannter Anekdoten, aus denen diese Charakterzüge auf das herrlichste hervor glänzen; mehrere von ihnen bewähren den freyen Geist, mit dem Karl die Verhältnisse des grossen Weltleben und die zufälligen Begünstigungen des Glücks betrachtete. Er stand in dieser Hinsicht weit über dem preussischen Friedrich, der bekanntlich in seinem Leben nie von dem Vorurtheile abgelassen, daß die adeliche Geburt ein unverletzbares Vorrecht für die Offiziersstellen gebe. Karl dagegen erklärte, als die Rede davon war, einen jungen Grafen Orenstjerna, seinen Blutsverwandten, zum Oberoffizier zu machen, ohne erst die untern Militärgrade durchgegangen zu seyn. „Dieser Jüngling kenne die Lage des gemeinen Mannes nicht; erst wenn er selbst als Gemeiner gedient habe und Schildwache gestanden sey, werde er wissen, was ein Gemeiner sey und werde ihn höflicher behandeln." „Uebrigens, fuhr der „König fort, trägt alter Adel, junger „Adel und gar kein Adel zu der Güte „eines Burschen nichts bey, wir haben „viele Offiziere bey der Armee, welche kei„ne Adelsmänner, aber doch tüchtige „Männer sind. Ist nur ein gemeiner Reiter „brav, so ist es gleichgültig, ob er ein Adels„mann ist oder nicht."

Auch folgende Anekdote ist für Karl's selbstständige und rein sittliche Lebensansicht sehr charakteristisch. Die bekannte Gräfin Marie Aurore von Königsmark, Beyschläferin des Königs August von Polen, meldete sich bey dem Grafen Piper als dieser, während Karl mit seinem Heer in Sachsen stand, im Begriffe war, zu Leipzig seinen Sohn mit einem Fräulein Meyerfeld zu vermählen, als Hochzeitsgast an, was auch der König zu seyn versprochen hatte. Piper gerieth darüber in eine kleine Verlegenheit, und befragte sich deßhalb bey dem Könige, der gegen die Erscheinung der Königsmark bey dem Hochzeitsfeste um so weniger zu erinnern hatte, da sie eine Schwägerin der Braut war. „Aber, sagte Piper, welchen Platz soll ich ihr unter den übrigen schwedischen Frauenzimmern anweisen? Meine Gattin, als Wirthin, weicht ihr gern; aber die Gräfin Rensköld, die Generalin Marderfieldt, die Oberstin Hammilthon und andere werden dem Feste auch beywohnen?" Der König antwortete: „Sie kann nicht verlangen, diesen vorzugehen, denn Sie ist eine Horkona (Ehebrecherin) und hat keinen Rang." — „Gleichwohl, erwiederte Piper, gehört sie zu unsern alten, lüstren Familien Königsmark und de la Gardie, und wenn sie denn auch ein Mal sich vergessen hat, so ist es doch mit einem gekrönten Haupte geschehen." „Ein gekröntes Haupt sprach Karl, und ein gemeiner Mann sind in dieser Sache gleich. Sie ist und bleibt eine Horkona und hat keinen Rang." — „Aber, versetzte Piper, wenn sie nicht als Rangsperson zu betrachten ist, so kann sie gar nicht erscheinen?" — „Also, fuhr der König fort, bleibt sie zu Hause!"

So urtheilte Karl zu einer Zeit, in der das schmutzige Mätressenwesen an den Höfen zum guten Ton geworden war!

Erinnerungen eines alten Priesters an seine Zeitgenossen.

Der geistvolle und fromme Wilhelm Mercy, nachdem er sein Leben dem Dienste des Lichts und christlicher Besserung redlich gewidmet und durch Wort und Schrift, mit unermüdetem Eifer, für den Sieg der himmlischen Wahrheit gewirkt, hat sich, wie einige fromme Veterane der alten Kirche gethan, an dem Abend seines Lebens in die Einsamkeit zurück gezogen, um vor dem Abschiede aus der Welt sich von ihren Täuschungen zu erholen, und von dem Ansatze, den das Wirken in ihr auch an den edelsten Gemüthern zurück läßt, zu reinigen. Aber um deßwillen verschmäht er nicht, dieser Welt aus dem Schatze seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen guten Rath mitzutheilen, wo sie dessen bedarf, und solchen Raths ist ihr die Fülle in der kleinen Schrift: Für die künftigen Bischöfe *) geworden, die er schon im vorigen Jahre herausgegeben, die aber nicht so bekannt worden zu seyn scheint, als ihr gediegener Inhalt es verdient. Was er, den Zustand der Kirche und die Bedürfnisse der Zeit erwägend, den künftigen Bischöfen als pflichtmässig und heilsam an das Herz legt, mögen diese in einem feinen und guten Herzen bewahren. Aber auch ausser diesem läßt er manches weise, erbauliche und zeitgemässe Wort fallen, das der Beherzigung jedes Redlichen werth ist, welcher

*) 8. 38 S. Tübingen, Laupp.

Kirche er auch angehöre, zumal in diesen Tagen, wo in der Sprachverwirrung der Parteyen, so selten die reinen Laute des von den Fesseln des Kirchenthums entbundenen, ächt christlichen Geistes vernommen werden.

Diesen sich immer bitterer bekämpfenden Parteyen ruft, mit dem Zeichen des Friedens in der Hand aus seiner Zelle hervor tretend, der ehrwürdige Alte zu: „Möchte das unedle Mißtrauen unter Katholiken und Protestanten endlich erlöschen, der polemische Ton verstummen, jeder Theil seiner Confession treu und ergeben bleiben, möchten wir mit vereinter Kraft das gemeinschaftliche Christenthum befördern! Das ist unsere Aufgabe, das Eine, was in unsern Zeiten noth ist. Ich will den religiösen und moralischen Zustand der Welt nicht schwärzer beschreiben, als er ist; aber die offenbaren Spuren von Erschlaffung lassen sich nicht läugnen. In beyden Kirchen erscheinen neue Sekten; es stehen Propheten auf; es werden übernatürliche Heilungen versucht, als ob nur ein neuer Wunderglaube uns stärken könnte. Wollen wir nach unserem Berufe die christliche Religion beleben, so müssen wir die gegenseitigen Zwiste verbannen, und es thut noth, daß jeder Theil fest an seiner Kirche halte. Gleich wie Legalität der Weg zur Sittlichkeit ist, so ist Confession das Mittel zur Religion. — Sollte sich nicht die Anhänglichkeit und Treue an seine Kirche mit Achtung gegen eine andere verbinden lassen, oder wenigstens das Gefäß schonen, worin der köstliche Balsam des Christenthums fließt? So lange die Kirche auf Erden wallt, nimmt sie vom Staube der Jahrhunderte Flecken an; ihre Vollkommenheit wird sie erst auf dem Berge Zion erreichen. — Indessen sollen weder der Bischof, noch der protestantische Lehrer Synkretisten werden. Diese Unbestimmtheit würde zuletzt wieder Gleichgültigkeit erzeugen. Ich meyne nur eine Flamme sollte über dem Gebiete der Religion wehen, die nicht nöthig hätte, durch Reibung zu entstehen, in der Religion sollten wir mit einander, in der Confession neben einander gehen.

Wer anerkennt und ehrt nicht den vernünftigen und christlichen Geist in dem diese schönen Worte des Friedens ausgesprochen sind! Wer könnte je die Erbitterung bemerkt haben, mit der Heuchler und Zeloten in unseren Tagen über das Heilige streiten, ohne in jenen Worten eine beschämende Züchtigung dieser Kämpfer zu finden! — Und wie contrastiren sie mit den Aufforderungen zum vertilgenden Widerstande, die der Fanatismus und das Pfaffenthum bald an geheiligter Stätte bald in öffentlichen Schriften erschallen lassen, — wie kräftig widerlegen sie aber auch die Engherzigkeit und das Mißtrauen, die den specifischen Unterschied zwischen Katholicismus und Papstthum nicht begreifend, in dem Wahne verharren, daß der Geist der Liebe und der Duldung unter Priestern und Laien in der katholischen Kirche überall erloschen sey? —

Während jeder christlich Gesinnte, welcher Fahne er auch folge, diesen friedlichen Aeusserungen zustimmt und in ihnen den Ausdruck seiner eigenen Gefühle erkennt, werden die Lehrer aller Kirchen, von vielem, was der würdige Greis über die jetzige kirchliche Geschäftsbehandlung bemerkt, in ihren eigenen Erfahrungen die Bestätigung finden. Denn überall haben die Kirchenregimente in den Formen sich verweltlicht, und das Geistige des Amts in den Hintergrund stellend, ein eitles Schreiberthum zur Hauptsache gemacht, in dem der Buchstabe den Geist verschlingt, und die Kräfte, die dem Dienste der Wahrheit und der Erregung der christlichen Gesinnung geweiht seyn sollen, in nichtigem Buchstabenkram sich verzehren und verrohen. Darum werden von unserem ehrwürdigen Veteran die Bischöfe ermahnt, „die Priesterschaft mit zahllosen Berichten und Tabellen „zu verschonen, und sie über solchem Aussenwerke „ihrer Amtsführung von dem Zwecke ihres Berufes abzuführen, und zu dem Irrwahne zu verleiten, es sey dem Amte eine Genüge geschehen, wenn nur die Zeit durch Schreibereyen „hingebracht worden." Die Priester aber erhalten die Erinnerung, die Ueberhäufung mit weltlicher Arbeit sey für sie eine wohlverdiente Strafe eigener Schuld, weil sie sich gleichsam geschämt, blos für die Ewigkeit zu arbeiten und von dem Kützel hingerissen worden, im Irrdischen eine Rolle zu spielen und als Staatsdiener aufzutreten. Von diesem Irrthum wurden viele Geistliche in beyden Kirchen ergriffen; aber viele sind auch von demselben zurück gekommen, weil sich ihnen die Beobachtung dargeboten, daß man sich demselben nicht überlassen kann, ohne zum Verräther an der Kirche zu werden, und die eigenthümliche Würde hinweg zu werfen, die in dem rein bewahrten Amte ihrer Diener ist.

Dürfen diese Erinnerungen auch nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen, so sind derselben doch die Worte gewiß, die über die formelle und herab würdigende Art, womit man in der neueren Zeit die wissenschaftlichen Fortschritte und die Amtsführungen der Geistlichen zu con-

trolliren vermeynt, gesprochen werden. „Die ewigen Prüfungen seyen eine Qual des geistlichen Standes. Sie arten durch ihr häufiges Wiederholen in Spielwerk aus und nur zu oft besiege Dreistigkeit das schüchterne Verdienst. Man vernehme oft Concursfragen, die kein Apostel hätte beantworten können oder mögen. Daß vor der Aufnahme eines Candidaten alle mögliche Vorsicht beobachtet, und besonders mit akademischen Lehrern über Sitten und Fortgang Correspondenz geführt werden soll, daß bischöfliche Prüfungen voran gehen, das sey ganz in der Ordnung. Wenn aber Jemand würdig erfunden worden, daß ihm die Seelsorge anvertraut werde, so müsse man ihn als der Schule entwachsen betrachten. Besonders entehrend sey es, daß ein Pfarrer alle drey Jahre vor seinem Dekan und in Gegenwart seiner eigenen Gemeinde predigen müsse, in der nämlichen Kirche, der er vorsteht, und worin er sonst predigt, wie einer der Gewalt hat. Solche Dinge seyen oder werden unvermeidlich leere Formalitäten, und desto eckelhafter, je öfter sie wieder kommen." — Schon oft sind diese Klagen vorgebracht worden. Aber man weis't sie immer mit dem Vorwurfe zurück, es verlaute in ihnen die Scheu der Unwissenheit und des bösen Gewissens. Dieser Vorwurf kann einen Mann wie Mercy nicht treffen; aber so wie die Dinge ein Mal stehen, ist freylich nicht zu erwarten, daß sein Ansehen den gerechten Beschwerden des bedrückten Clerus eine wirksame Unterstützung verliehen werde. Denn auch die geistlichen Oberbehörden sind in das Vielregieren hinein gekommen, und man kann dasselbe nicht treiben, ohne die Unterbehörden zu drücken.

So ist des Schönen, Erbaulichen und Zeitgemässen noch viel in dem kleinen Büchlein gesagt, dessen wir hier nicht gedenken, um die Lehrer beyder Kirchen zu seiner Lektüre einzuladen; dem trefflichen Verfasser desselben aber, so wie dem Reiche der christlichen Wahrheit und Liebe, wünschen wir, daß das Letztere in ihm nicht den Schwanengesang des erstern möchte vernommen haben.

Historische Berichtigung.

Unter den vielen curiosen Bemerkungen, die dem ehemaligen Professor Petersen in Stuttgart sein Beobachtungsgeist und seine reiche Belesenheit gewährte, ist neuerlich auch die mitgetheilt worden,*) daß unter den Standes- und Innungsheiligen, die einst das katholische Wirtemberg verehrt, nach geschehener Reformation diese Verehrung nur noch dem heiligen Urban geblieben sey, dessen Fest jährlich am 25 May, besonders bey der Aussicht auf einen glücklichen Herbst, von den Weingärtnern, bey fröhlichem Becherklange, gefeyert werde. Diese Bemerkung mag, in so ferne sie die Heiligen von der oben besagten Kategorie betrifft, richtig seyn, nicht aber ist sie es in Beziehung auf die Heiligen überhaupt. Ueber der Stadt und dem uralten Kloster Murrhart erhebt sich ein Hügel, der der dortigen grossen Gemeinde zum Begräbnißplatze dient, auf seiner Spitze aber eine dem heiligen Walderich geweihte Kapelle, der, wie die Legende meldet, zu Kaiser Ludwig, dem Frommen, gekommen, und ihn um einen Platz zu einer Klause gebeten, aus der dann das Kloster Murrhard entstanden ist. Walderich, nachdem er einer so grossen Stiftung ihren Anfang gegeben, starb wie billig im Geruche der Heiligkeit; sein Andenken hat sich aber unter fortdauernder religiöser Verehrung erhalten bis auf diesen Tag. Noch immer kommen nämlich das Jahr hindurch, besonders aber in der Charwoche, die Pilgrime in grosser Zahl zu der Walderichskapelle, um ihr Gelübde durch Gebet und Opfer zu lösen, welches letztere durch eine Ritze der Mauer in den Opferstock gelegt wird. Unter diesen Pilgrimmen sind die wenigsten Katholiken; die Mehrheit besteht aus Protestanten aus der Nachbarschaft und manchmal auch aus weiter Ferne. Besonders hülfreich erweis't sich der Heilige in Krankheiten der Menschen und des Viehes; die Erde von der durch ihn geweihten Stätte, auch in entlegene Ortschaften versandt, vertreibt Ratten und Mäuse. Das Opfer hat eher manches Jahr 400 fl. und darüber betragen. Das Gelübde der Wallfahrt zu ihm ist in mancher benachbarten Bauernfamilie eine unverbrüchliche erbschaftliche Pflicht. Man versichert, daß in der neuesten Zeit die Zahl der Pilgrimme sich wieder gemehrt habe.

*) S. Memmingers Wirtemb. Jahrbücher, 1823, I. S. 189.

Anzeige.

Von dem Allgemeinen Hülfs-Buch für alle Stände, welches Ludwig Schubkrafft in Stuttgart zum Besten seiner weitumfassenden Armen-Anstalten ausgiebt, ist nun der erste Band von 23 Bogen schon seit mehreren Monaten an die Besteller in ganz Teutschland und in der Schweiz versendet worden, und der, jetzt auch fertige, noch bogenreichere zweyte Band wird nun auch ohne Verzug den Bestellern geliefert werden.

Der dritte und vierte letzte Band folgen in wenigen Monaten nach; die öffentlichen günstigen Urtheile über den ersten Band werden über den zweyten Band sich noch vermehren.

Alle ältern Besteller oder Vorauszähler, welche den ersten Band bey aller, in die Versendung gelegten, Ordnung etwa doch noch nicht empfiengen, wollen mir solches anzeigen, um ihnen solchen zugleich mit dem zweyten Bande senden zu können.

Auch alle neuen Besteller ersuche ich, ihre Aufträge entweder an mich oder an den, für das Geschäft aufgestellten, Cassier Herrn Kaufmann Jakob Friedrich Märklen zu Stuttgart in postfreyen Briefen zu geben, an welchen nach Empfang des jetzt fertigen zweyten Bandes auch die

Zahlungen entweder zur Hälfte oder ganz eingesendet werden wollen. Der Betrag für alle vier Bände ist sechs Gulden. Von dem Ertrag des Unternehmens werden zuerst alle die unbedeutenden Verbindlichkeiten vollständig berichtigt, welche dem Herrn Verfasser, Ludwig Schubkrafft, Theils für die Anstalt Theils für übernommene Bürgschaften, noch obliegen.

Den Unternehmern der, auch schon von diesem Werke angekündigten, Nachdrücke gebe ich den Rath, diese Nachdrücke zu unterlassen, weil dagegen schon überall kräftige Maß-Regeln getroffen sind.

Die vier Bände sind, des bequemern Gebrauchs wegen, in alphabetischer Ordnung verfaßt, und ihr Inhalt verbreitet sich in mehr als viertausend größern und kleinern Artikeln.

1) über alle Krankheiten der Menschen, nicht nur in ihren Erscheinungen und Folgen deutlich und faßlich beschrieben, sondern auch mit bewährten Vorschriften sowohl zur Verhütung als auch zur Behandlung und Heilung begleitet.
2) über alle Gefahren und Anfälle, welchen der Mensch außer den eigentlichen Krankheiten, von Kindheit an durch äusserliche Beschädigungen unterworfen ist.
3) über alle Krankheiten der Hausthiere, der Pferde, des Rindviehs, der Schaafe, Schweine, Hunde etc. etc., nebst den vorzüglichsten Heilmitteln derselben, so wie äusserer Beschädigungen dieser Thiere;
4) enthält es sehr viele nützliche Anweisungen in der Land- und Hauswirthschaft, z. B. Baumzucht, Bienenzucht, Färberey, Bleichkunst u. a., nebst manchen Vorschlägen allgemeineren Interesses, besonders über Kinder-Erziehung, Armenwesen u. s. f.

Außerdem enthält das Werk für unzählige andere, in diese Rubriken nicht gehörende, öffentliche oder persönliche Leiden des Lebens verständige Rathschläge und zweckmäßige Hülfsmittel, so daß sich wohl selten ein äusseres menschliches Uebel finden wird, für welches dieses Buch bis zur möglichen Berathung des Arztes, oder anderer zur Hülfe berufener Männer, nicht die ersten und die zweckmäßigsten Mittel enthält. Deswegen verdient es den vielsagenden Namen: Hülfs-Buch, in der ganzen Bedeutung des Worts, und da es den Beruf der Aerzte und Wundärzte nicht schmälert, sondern vielmehr ihren Beruf noch wichtiger, zugleich aber auch angenehmer macht ihn fördert und sehr erleichtert, so sind es hauptsächlich auch die vorurtheilsfreyen Aerzte selbst, welche das Buch kaufen, und den geistlichen und weltlichen Vorstehern als Lehr- und Lesebuch für gut berathene Gemeinden, für Sonntags-Schulen und andere geordnete Haushaltungen überall weiter empfehlen.

So groß nun das Verdienst ist, welches sich der Herr Verfasser durch die originelle Idee zur Ausgabe dieses Werks um die leidende Menschheit erworben hat, so ist sein Entschluß nicht minder groß und edel: Die Geldmittel, welche ihm das Unternehmen giebt, nicht für sich, sondern zur Gründung und Unterhaltung kleiner Waisen-Erziehungs-Anstalten in Teutschland und in der Schweiz zu verwenden, und seine weit umfassende, über alle teutsche Länder verbreiteten, Anstalten für Menschenbildung und Armen-Pflege hiedurch fester und wirksamer zu machen.

Darum kann jeder ältere und neuere Besteller des Hülfs-Buchs die Ueberzeugung haben, daß er durch den Ankauf des Werks, welches die teutsche Literatur in dieser Vollständigkeit noch nicht hat, zugleich solche wohlthätige Anstalten unterstütze, welche der Menschheit und unserem Zeitalter immer zur Ehre gereichen werden, denn ausser den Instituten, welche Ludwig Schubkrafft selbst gründete, ist er offenbar seit mehreren Jahren der öffentliche Tongeber zu Errichtung ähnlicher Anstalten in nahen und fernen Ländern und der aufweckende Aufreger menschlicher Ideen geworden, deren Ausführungen Segen und Wohlthaten über die Menschheit jetzt, noch mehr aber in Zukunft verbreiten werden.

In dieser, auch von den größten Gegnern nicht geläugneten, Wahrheit liegt der Sieg des Rechts, der Wahrheit und des Guten, welchen der muthige Herr Verfasser des Werks durch ruhiges und festes Ausharren über seine Widersacher und über alle die Millionen Schwierigkeiten erkämpft hat, welche sich ihm entgegen stellten; weil Er seiner rechten Sache und ihres Sieges gewiß wäre, so schwieg Er stille zu den vielen über ihn verbreiteten schiefen Zeitungs-Nachrichten, und gieng seinen festen kräftigen Gang, zu dem sich vorgesetzten großem Ziele, mit Ruhe fort. —

Reutlingen bey Stuttgart im Oktober 1823.

Johann Jakob Fleischhauer,
Buchdrucker und Buchhändler.

Die Neue Nationalchronik der Teutschen von J. G. Pahl wird auch in dem künftigen Jahre fortgesetzt werden. Das Publikum kennt den Geist und die Manier, in denen in diesem Journal die Ereignisse des Tags beleuchtet, die Ideen, die durch sie zur Sprache kommen, entwickelt, und durch das eine und das andere auf Erregung und Ausbildung des rechtlichen und patriotischen teutschen Sinnes gestrebt wird, und allgemein hat man der Unbefangenheit und Freymüthigkeit, womit der Verfasser sich — unter dem Schutze einer liberalen Gesetzgebung — über die Erscheinungen der Zeit erklärt, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Diesen Charakter wird das Journal auch für die Zukunft zu behaupten suchen. Uebrigens dauern die bisherigen Bedingungen in Ansehung der Abnahme fort. Die Bestellungen können bey allen löblichen Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich den Preis nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preise zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Der jährliche Preis ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird.

Ellwangen, im November 1823.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.

6. Dezember 49. 1823.



Spiel ist unser Leben und Schauspiel. Murrender, lerne Spielen, oder du trägst Schmerz und Schaden davon.

Herder.

Fromme Vorsätze des Zeitungsschreibers von Buxtehude.

Ich habe mein Blatt an dem Tage der Leipziger Schlacht begonnen; und gewiß war das ein Anfang zur guten Stunde. Nicht zwar als ob auf dem Schlachtfelde von Leipzig alle die Früchte aufgegangen wären, die die Welt von einer so reichlichen Blutsaat erwartete und verhieß; sondern es hatte die gute Stunde für mich selbst geschlagen. Meine Zeitung fand Beyfall und Verbreitung von einem Ende Teutschlands bis zum andern; sie wurde in den Bureau's der Minister und in den Dorfschenken gelesen; meine Collegen dießseits und jenseits des Rheins begiengen, ob sie gleich nur dem kleinsten Theile nach zur Zunft der Gelehrten gehören, unzählige gelehrte Diebstähle an ihr; die Nachdrucker behandelten sie als eine gute Prise; und eine Menge ähnlicher journalistischer Produkte entstanden und vergiengen, während ihr kräftiger Lebenskeim ihr Daseyn in allen Wechseln und Stürmen der Zeit erhielt. Dieser Lebenskeim aber lag in dem Charakter von Liberalität, den sie standhaft behauptete, und der seit der Proklamation von Kalisch auch der Charakter der gesammten teutschen Nation geworden war. Zwar konnte das Motto „Freysinnig und volksthümlich" das geraume Zeit jedes ihrer Blätter zierte, sich in seinem wohlhergebrachten Besitzstande nicht erhalten. Aber während das Zeichen aufgeopfert ward, blieb doch die Sache, und — da sich bekanntlich das Publikum weniger um die Ueberschriften der literarischen Produkte, als um ihren Inhalt bekümmert — mir der verdienter Weise erlangte Beyfall und die, wie natürlich, mit ihm in genauem Verhältnisse stehende Rente.

Es blieb mir aber noch mehr, nämlich das Verdienst — ein Blatt von diesem Geiste eine Reihe von Jahren hindurch in seiner Blüthe und in seinem Fluge zu erhalten. Die Herren und Philister, welche die Zeitungen lesen, machen sammt und sonders die Verfasser derselben zum Gegenstande ihrer Kritiken, und sprechen ihr Verdikt über sie, mit einer Zuversicht, wie die Assisen in Trier über den armen Fonk; aber sie haben keinen Begriff davon, wie viel Vorsicht dazu gehöre, ein liberales Blatt zu schreiben, und es in dieser illiberalen Welt eine Weile flott zu erhalten. Als ich, wie gesagt am Tage der Leipziger Schlacht, anfieng den Museen und den Bierkneipen zu verkünden, daß nun eine neue Periode in der Weltgeschichte beginne

und Gott sein Volk in seiner Gnade heimgesucht habe, verstand Jedermann diese Verkündigung so, und sie ward auch von mir so insinuirt, als ob von nun an in dem Topfe eines jeden teutschen Bauers das Huhn Heinrichs IV. stecken, und alle Sonntage Kirchweih seyn würde. Dieses Mißverständniß klärte sich bald durch unangenehme Erfahrungen auf; und zu diesen Erfahrungen kamen eben so bald wieder andere hinzu, welche dem Publikum den augenscheinlichen Beweis lieferten, daß es mit der versprochenen Liberalität bey weitem nicht so viel auf sich habe, als die Treuherzigkeit erwartete, und daß, wie auch die Zeiten, die Menschen und die Begriffe sich ändern mögen, der Unterschied zwischen Herrn und Knechten doch so ziemlich derselbe bleiben werde, der er von jeher gewesen ist. Diese Erscheinungen konnten nicht dazu beytragen, den Glauben an die Herolde der so zuversichtlich angekündigten Volksfreyheit und Volksmündigkeit zu stärken und eben so wenig konnte es den Respekt für ihre Persönlichkeit vermehren, wenn man sah, wie der eine auf die Finger geklopft, der andere mit Nasenstübern regalirt, und dem dritten sogar von Polizey wegen der Schild eingezogen wurde. Die Achtung, die diese arge Welt den Menschen angedeihen läßt, ist nie nach dem ermessen, was sie sind, oder was sie leisten, sondern nach dem, was ihnen wiederfährt. Damit war das Todesurtheil über die liberalen Journalisten bey der gaffenden Menge gesprochen, in dem Augenblicke, in dem man anfieng sie zu verfolgen.

Diese gaffende Menge besteht aber bey weitem nicht blos aus solchen Individuen, die wir um ihres Gewerbes, oder um ihres Costüme's willen, unter den Pöbel rechnen; es findet sich unter ihr eine recht große Zahl solcher, die in ihrer Aussenseite und in ihrem Lebensgange alle Zeichen des Herrenthums tragen, aus allen Ständen, Innungen und Facultäten. Die erstern hatten ihren Glauben an die Liberalität der Zeit auf die Hoffnung gegründet, daß sie von nun an die Hälfte Abgaben weniger werden zahlen dürfen, als bisher; als sie aber diese Hoffnung scheitern sahen, so litt auch ihr Glaube Schiffbruch, und da im Grunde alles Glück des Lebens von den gegenseitigen Verhältnissen der Geldsummen abhängt, die man einnimmt und die man ausgiebt, so kann man billiger Weise diesen wackern Leuten kein sehr großes Verbrechen daraus machen, daß sie ihren politischen Glauben changirt haben. Dieselbe Rechtfertigung kommt aber nicht den Gaffern aus der Klasse des Herrnthums zu statten, indem dieselben ihren Glauben blos geändert haben, weil der Wind angefangen hat aus einem anderen Loche zu blasen, was den gerechten Verdacht gegen sie erregt, daß sie entweder nie einen Glauben gehabt haben, oder daß derselbe nicht auf den Grund der selbstständigen Ueberzeugung gebaut gewesen sey. Welches Glied dieser Alternative aber auch das treffende seyn mag, so gereicht doch keines derselben zur Verherrlichung der besagten Klasse von Gaffern, so wie auch jedes politische System das sie ergreifen, nur so lange auf ihre Unterstützung wird rechnen können, als dabey keine Gefahr und kein Verlust zu besorgen ist. Sobald einer dieser Fälle eintritt, laufen sie in das feindliche Lager hinüber und kehren ihren Hasenspieß, nachdem sie ihn vorher gegen den Glauben geführt, mit einem Male gegen die Werke.

So wenig man nun aber auch versucht seyn mag, der geistigen oder sittlichen Selbstständigkeit dieser Herren eine Lobrede zu halten, so muß man ihnen doch einräumen, daß sie in der Cardinaltugend unserer Zeit excelliren, nämlich in der Klugheit, die unbedenklich Ehre und Ueberzeugung zu Markte trägt, so bald sie dagegen freundliche Gesichter, mächtige Protektionen und reichliche Renten erhandeln kann, und die gegen diese Vortheile mit Lachen die reine Münze hinweg wirft, die der arme Sterbliche an das Himmelsthor bringen muß,

wenn ihm der heilige Petrus dasselbe eröffnen soll. Diese Tugend würde aber nicht zur herrschenden in unseren Tagen geworden seyn, wenn sie nicht einen ansteckenden Charakter hätte, und vermöge dieses ihres Charakters ist sie auch auf manche unserer politischen Journalisten und Flugblättler übergegangen, die, so bald sie bemerkten, daß der Markt mit den liberalen Artikeln schlechter geworden und die Mautbehörden bey Einfuhr derselben immer größere Difficultäten machen, flugs die ganze Bude umgekehrt und sie recht reichlich mit serviler Waare ausgelegt und ausstaffirt haben. Andere haben die Umkehr nicht so total bewirkt, sondern eine Art von schillerndem Lichte über ihre Buden verbreitet, dessen größere Masse jedoch stark hervor bringt, und das kümmerliche Flämmlein der Liberalität demnächst gänzlich zu verzehren droht. Ihre Blätter vom Herbste des vorigen Jahrs verhalten sich zu denen, womit sie im Herbste dieses Jahres ihre Leser regalirt haben, in Hinsicht auf Kraft und Geistigkeit, genau, wie der Wein von 1822, zu dem von 1823; und so bestätigt auch dieser Fall die alte Erfahrung, daß in den Bewegungen der physischen und der moralischen Welt eine, wenn gleich unbegreifliche, doch thatsächlich bestehende Verwandtschaft walte, — die man auch eine Wahlverwandschaft nennen könnte. Geistlose Weine, geistlose Zeitungen! Getäuschte Weintrinker; getäuschte Zeitungsleser! —

Wie indessen seine Collegen das auch halten mögen, so ist der Zeitungsschreiber von Buxtehude doch des festen Vorsatzes, es bey seiner alten Weise bleiben zu lassen, und so weit er auch davon entfernt ist, einen sonderlichen Werth auf die Meynungen und Bestrebungen seines Lebens zu legen — sintemal ein Leben von einem halben Jahrhundert tausend Fehlschüsse enthält, bis einer das Ziel getroffen — so glaubt er doch, daß ein rechter Schütze immer das Centrum im Auge behalten müsse, und daß der ein Gimpel oder ein schlechter Kerl sey, der sich durch Bethörung von aussen oder von innen verleiten läßt, absichtlich neben die Scheibe zu schiessen, oder statt der Kugel den letzten Abschnitzel einer Bratwurst in sein Gewehr zu laden. Diese Vorsätze kann auch der Zeitungsschreiber von Buxtehude unbedenklich erfüllen. Denn die Liberalität, die er seit der Leipziger Schlacht behauptet und verfochten hat, ist nicht von revolutionärer, sondern von solcher Art, daß keine Regierung sie verdammen könnte, ohne selbst die Losung zum Aufruhre zu geben; was aber die Leser der liberalen Blätter anbelangt, welche anfangen sich zu verlaufen, so kann unser einer sich der Hoffnung überlassen, daß sie sich wieder sammeln werden, wenn der Absolutismus in Spanien fortfährt, sein Wesen zu treiben, wie er es seit dem ersten Oktober begonnen hat.

Literarische Phantasmagorie.

(Eingesandt.)

Daß ein Autor gegen sein Publikum und männiglich sein Buch bis auf's Blut vertheidigt, enthielte es auch den baarsten Unsinn, das ist man gewohnt. Daß aber ein Autor gegen den unverkennbaren Beyfall seines Publikums und die stille Zustimmung der Betheiligten selbst seine Stimme erhebt, ist gewiß eine Erscheinung sonder gleichen unter dem Monde.

Solche Lufterscheinung culminirt unter der Rubrik: Ueber Frankfurt's Handelsverhältnisse, in Nro. 40 der N. Nat. Chronik d. T. Ist es Spott oder Ernst? fragten wir uns bey flüchtiger Uebersicht dieses Artikels. Da wäre man im ersten Falle an das unrechte Contra gerathen, im zweyten aber hätte man das Publikum geäfft. Dieses aber hat seine Repräsentanten, die dergleichen nicht dulden.

Herr v. Meseritz schrieb sein Buch Ueber die Volksnoth in Teutschland, zum Be-

hufe und im Geiste der Berathungen des zu Darmstadt wirkenden Handelsvereins. „Der Eifer für Teutschlands Gesammtwohl, versichert er, habe ihn bey Abfassung dieses Werks geleitet, und er habe durch die darin entwickelten Ideen beabsichtigt, die Wege anzudeuten, wie die seither isolirten Interessen [der südteutschen Staaten] zusammen geschmolzen, wie der unselige Zustand der Zerrissenheit und Getrenntheit durch Herstellung eines gemeinsamen Systems, auf den Grundsätzen gegenseitiger Handelsfreyheit beruhend, in eine heilbringende Einigung umgewandelt werden möchte. Nur aber könne er, fährt er fort, diesen Zweck erreichen, wenn er seinen Gegenstand mit Wahrheitsliebe und Unzertheilichkeit behandle." Das letztere Wort verstehen wir nicht." *)

Offenbar hat der Verfasser diesem ausgesprochenen Zwecke genügt, indem er die gegenwärtigen Verhältnisse der zu agglomerirenden Staaten, insbesondere ihre bestehenden Zollsysteme, darstellte, und so unumgänglich in die Verhältnisse eines im Mittelpunkt des projektirten Handelsvereins liegenden, mit allen andern in naher Berührung stehenden, dennoch des Beytritts sich weigernden kleinen Stands, von bedeutendem Einflusse rund um sich her, eingehen mußte. Dabey hatte er Vorurtheile über die freyen Städte zu berichtigen, und die Continentalstadt betreffend dem Gesammtwohl nachtheilige Prätensionen abzuweisen.

In allem diesem, versichert nun der Verfasser, habe er sich geirrt, und es ist ihm ein so großes Anliegen, seinen Irrthum wieder gut zu machen, daß er seiner zweyten Ausgabe der Volksnoth vorgreift, „indem ihm Streben nach Wahrheit die erste Autorpflicht ist." Es kommt also alles darauf an, daß man wisse, was Autor-Wahrheit sey, und wie man sie

*) Es ist ein Druckfehler und muß heißen — Unpartheilichkeit.

T. d. R.

erkenne? Ihre untrüglichen Criterien sind in dem Folgenden ersichtlich.

Autor-Wahrheit findet sich da, wo im Publikum keine Widerrede sich erhebt, wo die Betheiligten dem Gesagten lauten Beyfall zollen, wo die, deren Interesse es unsanft berührt, die gute Lehre entweder still zu Herzen nehmen, oder in ihrer Verstocktheit verstummen. Alle diese Criterien finden sich in dem in die N. Nat. Chr. d. T. übergetragenen 18. §. des v. Meseritzischen Buches beysammen. Keine Stimme in dem weiten Teutschlande, keine in den Hansestädten rc. rc. hat sich gegen diesen §. vernehmen lassen; er hat vielmehr die Zustimmung aller Klein- und Großstädter erhalten. Sämmtliche Theilnehmer an dem teutschen Handelsvereine haben seinen Inhalt gebilligt; kein Wort des Widerspruchs hat von Seiten der Stadt Frankfurt verlautet; ja der Autor legt selbst ein Register von „drückenden" Handelsbelästigungen vor, die nach Erscheinung seines Buches laut seiner Citate, ermässigt worden sind. Nach allem diesem hätte gewiß jeder Andere den Anspruch gemacht, einen reellen Beytrag zur Förderung der Wahrheit und des gemeinen Besten geleistet zu haben. Aber unser Autor will dem Publikum in einer zweyten Ausgabe seines Buchs darthun, daß er es in die Irre geführt, und daß es nun das Gegentheil von dem glauben soll, was er ihm früher als seine Ueberzeugung mitgetheilt hatte. Und um es gehörig anzuziehen, legt er ihm die Musterkarte seiner zurück behaltenen Waare vor.

Die erste Musterprobe des werkthätigen Einflusses in das Gemeinwohl der Angränzenden, sind die Commanditen, die „die Ausfuhr „und den Einkauf der Industrieprodukte besorgen, „ohne daß die Einen oder die Andern den Platz „selbst berühren." — So wäre das Registerschiff von Acapulco nach Manilla auch eine direkte Quelle des Reichthums für Südteutschland! — Die zweyte Probe ist der Einfluß in die Erhö-

hung des umliegenden Landbaues. Da ist es ein hohes Verdienst, daß der Geldreiche dem grundfesten sichern Nachbar ein Kapital zu 5 proCent anleiht. Ist jenem nicht damit gedient, sein unbrauchbares Kapital besser als in Papier unterzubringen? — Und nun noch der Fruchtmarkt? Da ist dem Angränzenden gestattet, sein Getraide gegen einen Impost von 13 kr. für's Malter zu Markte zu bringen, nämlich 10 kr. Zoll und 3 kr. für die Trägerzunft. Muß man das nicht liberal heissen?

Und nun vollends der Flor der Wetterauer Fluren — ist er nicht Frankfurt's Werk? Was sagt dazu der Statistiker, der höhere Tüchtigkeit hat, als Abgaben erfinden, und der den Beruf in sich fühlt, die Quellen des Wohlstands zu säubern? Ueberall steht er im Bereiche grosser Städte, selbst in dem dürren Sande um Berlin und Hamburg, üppigen Wuchs; das bewirkt der Dünger der Städte. Auf dem reichen Boden der Wetterau aber steht er schmachtende, unangemessene Saaten; das Land ist ausgebaut; es mangelt ihm an Dung. Wo soll er ihn nehmen? Der Nachbar der erstgenannten Städte tauscht das Zweyfache des Stadtdungs gegen seine Fourage ein; dem Nachbar Frankfurt's ist dieser Ersatz durch ein Interdikt genommen. Ohnehin ist sein Viehstand spärlich; dazu kommt die Noth des Augenblicks, die ihn nicht immer zu der Ueberlegung gelangen läßt, daß grün geschnittene Saat keine Körner in den Sack giebt. Doch genug der Proben!

Wäre der Autor minder freygiebig mit denselben gewesen! — Daß sein Buch manchem mißfallen, während der 18. §. dem Publikum gefiel, hat wohl mit seinen Grund in der Stimmung aller Klassen dieses Publikums, und bey der anerkannten Liberalität und Urbanität der teutschen Staatsregierungen, beruht dieser Grund notorisch auf dem entgegen gesetzten Charakter so mancher Polizeystellen und Organe. Nicht selten geschieht es auch, daß eine löbliche Regierung durch unzeitige Nachgiebigkeit gegen Subalterne in Schatten gestellt, und ein Tadel hervor gerufen wird, der ohne jene Nachgiebigkeit geschwiegen hätte.

X.

Teutschlands Handelswesen.

(Von der Baierischen Gränze eingesandt.)

Wir müßten es für ein grosses Nationalunglück halten, wenn, wie versichert wird, die Uebereinkunftsversuche der Darmstädter Commission für das südteutsche Handels- und Zollwesen gänzlich gescheitert wären. *) So viel ist gewiß, daß keiner der Vorschläge, die so wohl von Commissionsmitgliedern, als auch von erfahrenen Kaufleuten zur Prüfung vorgelegt wurden, die verschiedenartig gegen einander wirkenden Ansichten, Ansprüche und Interessen bis zur Stunde aussöhnen oder vereinigen konnte. Eine finanzielle Aengstlichkeit in Behauptung der bereits bestehenden Zolleinrichtungen; und dann hauptsächlich die Erwägung des seit Jahren sorgfältig berechneten Ertrags derselben mögen die bedeutendsten Hindernisse gegen Anerkennung jener Vorschläge gewesen seyn, welche selbst von

*) So weit ist es noch nicht; vielmehr erregen die neuesten Nachrichten neue Hoffnungen. Am 5. November hat der Regierungskommissär, geheime Staatsrath Hoffmann, auf die an ihn gerichtete Frage: ob die Verhandlungen des Handelskongresses abgebrochen, oder noch eine Möglichkeit ihrer Wiederanknüpfung vorhanden sey? — in der zweyten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen erklärt: „Daß nicht allein die Möglichkeit, sondern „auch die Wahrscheinlichkeit der Wiederanknüpfung „vorhanden sey. Sobald die Sache von den „übrigen betheiligten Regierungen ernst„lich gewollt werde, liege bey der Großherzog. „Hessischen kein Hinderniß vor." Es dürften, wird weiter berichtet, die Congreßverhandlungen um so bälder wieder eröffnet werden, als der Anstand, der nach einem Artikel der Speyerer Zeitung vom 3. Sept. d. J. deren Fortsetzung hemmte, nun gänzlich gehoben und die K. Baierische Regierung veranlaßt sey, die ihrem Bevollmächtigten ertheilte neue Instruktion an die am Congresse theilnehmenden Regierungen gelangen zu lassen.

X. d. R.

den Mitgliedern der Commission als nothwendig und heilbringend, zum Theil auch als ausführbar befunden wurden, aber dessen ungeachtet nicht zur Geltung gelangen konnten, weil sie den in den Instruktionen ausgedrückten Grundsätzen widersprachen. Manche sind der Meynung, daß von aussen her Winke und Einflüsterungen gegen den wohl beabsichtigten Plan statt gehabt und aufgenommen worden, und daß selbst teutsch-englische Agenten und grosse teutsche Handelshäuser den Interessen der südteutschen Gesammtheit entgegen gewirkt; aber was konnten diese Einflüsse zu Stande bringen, wenn die Ueberzeugung und der feste Wille darauf bestanden, daß da wo Hülfe noth thue, auch nothwendig abgeholfen werden müsse.

Indessen gelangte man bisher zu keiner Vereinigung; die guten Absichten versanken in dem Abgrunde von Zweifeln, Einwendungen und finanziellen Ertragsberechnungen. Dazu ist aber ein neues Uebel gekommen. In dem Verhältnisse nämlich, in dem die Aussichten zur Begründung eines gemeinsamen Systems sich getrübt, werden da und dort die gegenseitigen Hemm- und Sperranstalten vervollkommt; man errichtet neue Zollstationen; man arbeitet an neuen Zolltarifen; man vermehrt die Zahl der Visitatoren und Aufpasser; man ermuntert ihre Emsigkeit durch verstärkte Tantiemen. Und da nach solchen Anstalten es nicht fehlen kann, daß die Organe der Gränzpolizey die sich häufenden Verordnungen mit ängstlicher Strenge in Vollzug bringen, so werden die neuen Schärfungen auch oft mißverständlich oder mit übertriebenem Eifer angewendet, und so sinkt der Handel unter den Nachbarstaaten immer tiefer herab, der Fleiß des Gewerbsmanns wird auf den engen Umtrieb im eigenen Vaterlande beschränkt, Kraft und Muth zu ernsten Bestrebungen werden gelähmt, und nur dem kecken Betrüger zeigen sich noch Wege zur Thätigkeit, auf denen er so lange fortschreitet, bis er der Strafe und der Schande erliegt.

So stehen sich die Zollanstalten in den südteutschen Staaten mehr oder weniger in einer feindseligen Haltung gegen über; die Kantone der Schweiz treten zum Theil eigenwillig, aus bekannten und unbekannten Gründen, aus dem bisher bestandenen Probeverband; an den Gränzen wird geschmuggelt und confiscirt; in den Comtors aber sitzen Prinzipale und Gehülfen und kauen an den Federn oder vertreiben sich die Zeit durch das Lamentoso:

O tempora, o mores!
Wir geh'n, wir geh'n capores!

Der Obscurantismus der Mystik.

(Aus einem Schreiben an den Redakteur dieser Blätter.)

Sie haben sich in Nr. 34 Ihrer Blätter, bey Gelegenheit der Confessions-Veränderung des Pfarrers Aloys Hennhöfer, mit Ernst gegen die Schule erklärt, die ihren Triumph in dem Untergange der Wissenschaft in dem verzehrenden Feuer überschwänglicher Gefühle zu finden glaubt, und Sie haben, unter Berufung auf die Namen Luther, Melanchthon, Brenz, Spener, Franke, Bengel, die Bemerkung gemacht, daß die protestantische Kirche den Obscurantismus der Mystik in ihren Mitgliedern nicht gestatten könne, während sie ihr Daseyn dem selbstständigen Vernunft gebrauche verdanke, und keine andere als nur eine vernünftig begründete und deutlich gedachte Ueberzeugung zu gebe. Man muß in dieser Bemerkung eine beachtenswerthe Stimme der Zeit erkennen, weil in unsern Tagen die menschliche Vernunft ihr Recht auf fortschreitende Bildung und ihre richterliche Autorität in allen die geistigen Interessen des Menschen betreffenden Dingen nicht gegen den Ultramontanismus, sondern auch gegen den extravagirenden Mysticismus zu verfechten hat, in dem der letztre, nicht minder bedrohlich eindringend und sich verbreitend als der erstere, wie dieser aller Wissenschaft den Tod geschworen und eben so eifrig und durch noch täuschendere Mittel, das Licht derselben überall auszulöschen strebt.

Wer könnte je über das Wesen und den Geist der religiösen Gesinnung nachgedacht haben, ohne daß Gültige, was im Gegensatze gegen Aufklärerey, Sophistik und Unglauben, in dem Mysticismus ist, zu anerkennen? Aber immer fällt er, so bald er in's Unstatthafte sich steigert, in den Fehler, von dem die Rede ist. Muß nicht, wo die Offenbarung, die Norm und die Lebensquelle der Religion ausschliessend im Gefühle gesucht werden, die Intelligenz verstummen? Müssen nicht, wo das Sehnen des Herzens nur im Geheimen und Verborgenen Ruhe findet, die Bedürfnisse des Verstandes, Klarheit und Bestimmtheit, verschwinden? Muß nicht der wissenschaftliche Begriff als eitles Menschenwerk erscheinen, wo die innere Stimme des Geistes, des untrüglichen Zeugen der Wahrheit, erschallet?

Wo irgend die Religiosität in mystischer Richtung hervor trat, sahen wir die, die in solcher Weise sie in sich zu erregen suchten, — und unter ihnen gewiß viele Redliche — oft an diesen Klippen scheitern. Als am Ende des siebenzehn-

ten Jahrhunderts einige gelehrte und fromme Männer in der öden Steppe des damaligen polemischen und dialektischen Kirchenthums ein innigeres und kräftigeres Leben vermittelst des sogenannten Pietismus, herzustellen trachteten, erklärten ihre Schüler die Philosophie für eine Ausgeburt des menschlichen Stolzes und verbrannten die theologischen Compendien und Systeme, die ihnen, da sie ja im Besitze der ersten Quelle des Glaubens waren, leicht entbehrlich scheinen konnten. Diese Systeme, erklärte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Johann Conrad Dippel, seyen der lutherische Talmud, seit fünfzehenhundert Jahren sey die wissenschaftliche Theologie eine Quelle des Gifts, die das wahre Christenthum ertödtet, und da Gott noch jetzt, ohne allen menschlichen Vorschub die Lehrer der Kirche unterrichten könne, wie einst die Apostel, so sey alle Schultheologie und Erudition dazu unnütz. Im dritten Decennium des neunzehenten Jahrhunderts aber macht sich Heinrich Steffens, nachdem er endlich den Weg von der falschen Theologie zum wahren Glauben gefunden, im Angesichte des Publikums, die Frechheit seines frühern Wissens zum Vorwurfe, und bekennt, wie er „ermüdet „im langen Kampfe mit solchem Wissen, wel„ches sich in sich selbst begründen gewollt, an„gefangen habe, sich an das Christenthum zu „wenden.“*)

Solche Erscheinungen haben sich aber nicht nur in der protestantischen Kirche dargeboten; sie giengen auch in der Katholischen auf. Vor mehr als dreissig Jahren schon war es ein Lieblingsgedanke des ehrwürdigen Sailers: Wenige kommen recht in den Begriff hinein, und noch wenigere kommen wieder heraus, und einer seiner Mitlehrer fand schon um diese Zeit Ursache zu klagen: „durch sein ewiges Warnen vor den Gefahren der Speculation und des Wissens bringe er die jungen Leute vom Studieren ab.“**) — Das Generalvikariat in Bruchsal hat, aus Veranlassung der Hennhöfer'schen Sache bestimmt erklärt, daß der Obscurantismus der Mystik mit den Grundsätzen der katholischen Kirche im Widerspruch stehe. Diese Erklärung muß man um so mehr für begründet halten, da eine Kirche nie die Unterdrückung der Wissenschaft zugeben kann, die unter ihren angesehensten und verehrtesten Vätern, Männer von der ausgezeichnetensten wissenschaftlichen Bildung und von der reichsten Erudition nennt, wie z. B. Origenes, Lactantius, Hieronymus, Chrysostomus, Augustinus ɪc. Nie wird es deßhalb auch diese Kirche billigen können, wenn Jemand in ihrer Mitte, durch Warnen vor den Gefahren des Wissens, die Zöglinge des Priesterthums auf dem Wege ihrer intellectuellen Bildung irre machen oder aufhalten wollte.

Luther hat sich über diesen Gegenstand oft und in seiner durchgreifenden, derben Art ausgesprochen. Wie hätte ihm verborgen bleiben können, daß das grosse Werk, zu dem er sich berufen fühlte, nur durch die wissenschaftlichen Vorarbeiten möglich war, die ihm das fünfzehente Jahrhundert geliefert hatte, und wie hätte er für das, was von ihm als Kampf des Lichts gegen die Finsterniß begonnen war, durch Rückkehr in diese Finsterniß Unterstützung suchen sollen? Schrieb er doch selbst im Jahr 1522 an Eoban Heß: „Ich bin meines Theils über„zeugt, daß die lautere Theologie nicht mag „bestehen, ohne der Wissenschaften Kennt„niß; wie sie denn auch zeither, da diese ge„fallen und nieder gelegen, jämmerlich ist gefal„len und gelegen.“

Der Obscurantimus dringt in diesen Tagen von allen Seiten und in mannigfaltigen Gestalten gegen den Heerd der Civilisation ein. Deßhalb glaube ich, daß die, die berufen sind öffentlich zu reden, sich für verpflichtet achten müssen, ihm auch dann abwehrend entgegen zu treten, wenn er sich unter der Larve einer schwärmerischen oder heuchlerischen Mystik versteckt.

Anzeige.

Von dem Allgemeinen Hülfs-Buch für alle Stände, welches Ludwig Schubkrafft in Stuttgart zum Besten seiner weitumfassenden Armen-Anstalten ausgiebt, ist nun der erste Band von 22 Bogen schon seit mehreren Monaten an die Besteller in ganz Teutschland und in der Schweiz versendet worden, und der, jetzt auch fertige, noch bogenreichere zweyte Band wird nun auch ohne Verzug den Bestellern geliefert werden.

Der dritte und vierte letzte Band folgen in wenigen Monaten nach: die öffentlichen günstigen Urtheile über den ersten Band werden über den zweyten Band sich noch vermehren.

Alle ältern Besteller oder Vorauszähler, welche den ersten Band bey aller, in die Versendung gelegten, Ordnung etwa doch noch nicht empfiengen, wollen mir

*) Als ob das Wissen oder die Wissenschaft im Christenthum untergiengen! —

**) J. Salat Verfasser über Supernaturalismus und Mysticismus S. 402 u. 403.

solches anzeigen, um ihnen solchen zugleich mit dem zweyten Bande senden zu können.

Auch alle neuen Besteller ersuche ich, ihre Aufträge entweder an mich oder an den, für das Geschäft aufgestellten, Cassier Herrn Kaufmann Jakob Friedrich Märklen zu Stuttgart in postfreyen Briefen zu geben, an welchen nach Empfang des jezt fertigen zweyten Bandes auch die Zahlungen entweder zur Hälfte oder ganz einzusendet werden wollen. Der Betrag für alle vier Bände ist sechs Gulden. Von dem Ertrag des Unternehmens werden zuerst alle die unbedeutenden Verbindlichkeiten vollständig berichtigt, welche dem Herrn Verfasser, Ludwig Schubkrafft, Theils für die Anstalt Theils für übernommene Bürgschaften, noch obliegen.

Den Unternehmern der, auch schon von diesem Werke angekündigten, Nachdrücke gebe ich den Rath, diese Nachdrücke zu unterlassen, weil dagegen schon überall kräftige Maß-Regeln getroffen sind.

Die vier Bände sind, des bequemern Gebrauchs wegen, in alphabetischer Ordnung verfaßt, und ihr Inhalt verbreitet sich in mehr als viertausend größern und kleinern Artikeln.

1) über alle Krankheiten der Menschen, nicht nur in ihren Erscheinungen und Folgen deutlich und faßlich beschrieben, sondern auch mit bewährten Vorschriften sowohl zur Verhütung als auch zur Behandlung und Heilung begleitet.
2) über alle Gefahren und Unfälle, welchen der Mensch außer den eigentlichen Krankheiten, von Kindheit an durch äusserliche Beschädigungen unterworfen ist.
3) über alle Krankheiten der Hausthiere, der Pferde, des Rindviehs, der Schaafe, Schweine, Hunde 2c. 2c., nebst den vorzüglichsten Heilmitteln derselben, so wie äusserer Beschädigungen dieser Thiere;
4) enthält es sehr viele nützliche Anweisungen in der Land- und Hauswirthschaft, z. B. Baumzucht, Bienenzucht, Färberey, Bleichkunst u. a., nebst manchen Vorschlägen allgemeineren Interesses, besonders über Kinder-Erziehung, Armenwesen u. s. f.

Außerdem enthält das Werk für unzählige andere, in diese Rubriken nicht gehörende, öffentliche oder persönliche Leiden des Lebens verständige Rathschläge und zweckmässige Hülfsmittel, so daß sich wohl selten ein äusseres menschliches Uebel finden wird, für welches dieses Buch bis zur möglichen Berathung des Arztes, oder anderer zur Hülfe berufener Männer, nicht die ersten und die zweckmässigsten Mittel enthält. Deswegen verdient es den vielsagenden Namen: Hülfs-Buch, in der ganzen Bedeutung des Worts, und da es den Beruf der Aerzte und Wundärzte nicht schmälert, sondern vielmehr ihren Beruf noch wichtiger, zugleich aber auch angenehmer macht, ihn fördert und sehr erleichtert, so sind es hauptsächlich auch die vorurtheilsfreyen Aerzte selbst, welche das Buch kaufen, und den geistlichen und weltlichen Vorstehern als Lehr- und Lesebuch für gut berathene Gemeinden, für Sonntags-Schulen und andere geordnete Haushaltungen überall weiter empfehlen.

So groß nun das Verdienst ist, welches sich der Herr Verfasser durch die originelle Idee zur Ausgabe dieses Werks um die leidende Menschheit erworben hat, so ist sein Entschluß nicht minder groß und edel: Die Geldmittel, welche ihm das Unternehmen giebt, nicht für sich, sondern zur Gründung und Unterhaltung kleiner Waisen-Erziehungs-Anstalten in Teutschland und in der Schweiz zu verwenden, und seine weit umfassende, über alle teutsche Länder verbreiteten, Anstalten für Menschenbildung und Armen-Pflege hiedurch fester und wirksamer zu machen.

Darum kann jeder ältere und neuere Besteller des Hülfs-Buchs die Ueberzeugung haben, daß er durch den Ankauf des Werks, welches die teutsche Literatur in dieser Vollständigkeit noch nicht hat, zugleich solche wohlthätige Anstalten unterstütze, welche der Menschheit und unserem Zeitalter immer zur Ehre gereichen werden, denn ausser den Instituten, welche Ludwig Schubkrafft selbst gründete, ist er offenbar seit mehreren Jahren der öffentliche Tongeber zu Errichtung ähnlicher Anstalten in nahen und fernen Ländern und der aufweckende Aufreger menschlicher Ideen geworden, deren Ausführungen Segen und Wohlthaten über die Menschheit jezt, noch mehr aber in Zukunft verbreiten werden.

In dieser, auch von den größten Gegnern nicht geläugneten, Wahrheit liegt der Sieg des Rechts, der Wahrheit und des Guten, welchen der muthige Herr Verfasser des Werks durch ruhiges und festes Ausharren über seine Widersacher und über alle die Millionen Schwierigkeiten erkämpft hat, welche sich ihm entgegen stellten; weil Er seiner rechten Sache und ihres Sieges gewiß wäre, so schwieg Er stille zu den vielen über ihn verbreiteten schiefen Zeitungs-Nachrichten, und gieng seinen festen kräftigen Gang, zu dem sich vorgesetzten großem Ziele, mit Ruhe fort. —

Reutlingen bey Stuttgart im Oktober 1823.

Johann Jakob Fleischhauer,
Buchdrucker und Buchhändler.

Bücher-Anzeige.

In der Ritter'schen Buchhandlung in Gmünd ist so eben erschienen und bey Unterzeichnetem zu haben:

Hast, Joh. Aloys, Kern praktischer Pastoral, oder ein Vademecum für angehende Theologen und Geistliche; auch für Veteraner zur Weckung und Belebung religiöser Salbung in der Vorbereitung zum geistlichen Stande und in allen vorkommenden Funktionen und Aemtern desselben. 3 Bändchen. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Hennhöfer, Aloys, religiöse Schwärmereyen und Schicksale. Zweyte Auflage. 8. - 36 kr.

Zieger, Franz Adam, kleine Naturlehre für Kinder. 8. Zweyte Auflage. 10 kr.

Ellwangen, im November 1822.

J. C. Schönbrod,
Kanzley-Buchdrucker und Buchhändler.

Druckfehler.

Nro. 46, Seite 731, Zeile 20, ist statt Prärogation, zu lesen: prärogative:

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



13. Dezember | 50. | 1823.

Läßt sich das Menschenthier wol weisen oder rathen?
Der Sieg im Kampfe gegen Wahn
Und Völkerdünkel sagt, wem ist er je gelungen?
Und wem gelang er ganz und dauerhaft? Nein, nein!
Die Menschen wollen Thoren seyn.
Ist's ihnen nicht gesagt und nicht gesungen,
Jahrtausende hindurch das ew'ge Einerley,
Von Weisheit und Natur und was die Tugend sey,
Und von dem Tand der Titel und der Ahnen,
Und von den Resten mehr der alten Barbarey,
Die neuer Barbarey den Weg zum Fortschritt bahnen?
Was ist dadurch bewirkt? der Pfaff ist Pfaff geblieben,
Der Junker stolz und grob, der Pöbel faul und dumm;
Die heilige Justiz theilt immer noch mit Dieben,
Und macht gerade oft noch krumm.

Chr. Dan. Erhard.

Herzenserleichterungen eines Einsiedlers.

Da ich nicht, wie so viele meiner Nachbarsleute, an der leidigen Kirchenscheu laborire, sondern jeden Sonntag, nach alter löblicher Weise und wie sich's gebührt, den Tempel des Herrn besuche, so folgte ich auch diesem meinem Gebrauche am letzten Sonntage, dessen evangelischer Text für mich ein besonderes Interesse hat, indem ich in ihm eine treffende poetische Schilderung oder wenn man will eine Prophezeihung der Stürme und Drangsale finde, die seit drey Jahrzehenten über die Völker ergangen sind. Der Pfarrer erklärte seinen Text nach der alten Weise, von dem Ende der Welt, und knüpfte an diese Erklärung eine lange Straf- und Zankpredigt, mit besonderer Anwendung auf die Gemeinde und auf das Verhältniß, in dem er zu derselben steht. „Es ist nun, sprach er, beynahe ein halbes Jahr„hundert, seit dem ich mit dem Hammer des „Gesetzes unablässig an euere Herzen klopfe. Aber „was habe ich bewirkt? Ihr seyd um kein Haar „verständiger und tugendhafter geworden, als „ihr und euere Voreltern vor fünfzig Jahren ge„wesen seyd; ja wenn ich die Wahrheit sagen „will, muß ich euch bezeugen, daß ihr um ein „gutes thörichter und schlechter seyd, als euere „Alten. So drückt mich das Bewußtseyn nie„der, daß ich mein Leben unter euch unnütz ver-

„loren habe, und daß ich dem Seemann gleiche, „dem von seiner emsigen und reinen Saat nichts „aufgegangen ist, als Unkraut."

Was das Factum selbst betrifft, das der eifrige Prediger seiner Gemeinde zum Vorwurfe machte, so mag es mit demselben so ziemlich seine Richtigkeit haben; wenigstens kann ich mich des Geständnisses nicht erwehren, daß ich in meinen eigenen Beobachtungen die Bestätigung desselben sehe. Dagegen kann ich es aber nicht billigen, daß er so mißmuthig und grollend von dem allerdings nicht erfreulichen Resultat seines Wirkens spricht. Denn nicht darinn besteht das Verdienst des Ackermanns, daß er erndte, sondern darinn, daß er mit Treue und Fleiß den Acker bestelle; und dann meyne ich, daß man sich, wenn unsere Bestrebungen für die Veredlung der Menschheit fehlschlagen, mit dem Aufblicke zu dem lieben Gott trösten müsse, der schon so lange an der Besserung unsers widerharigen Geschlechtes arbeitet, und wie wenig die Arbeit auch gelinge, doch nicht aufhört, sie in unermüdbarer Geduld und Langmuth fortzusetzen.

Gewiß hat seit dem Verluste des Paradieses oder seit der Noachischen Fluth keine Generation auf der Erde gelebt, die durch eine so lehrreiche Schule gegangen wäre, als die gegenwärtige. Es hat sich im Laufe von dreyßig Jahren die ganze Weltgeschichte vor unsern Augen wiederholt. Die Geister der alten Welt sind aus dem Schattenreiche herauf gestiegen. Wir haben alle Greuel der Tyranney und der Volkswuth und die herrlichsten Thaten sittlicher Kräftigkeit gesehen. Unter Donner und Blitzen wiederholte Gott sein Gesetz, das in den Herzen der Menschen sich verdunkelt hatte und schrecklich zog er von einem Ende der Welt zum andern mit seinen Strafgerichten. Es geschahen Zeichen an Sonne, Mond und Sterne; das Meer und die Wasserwogen brausten; auch die Kräfte der Himmel bewegten sich; die Menschen wollten verschmachten, vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten, auf Erden. Was wurde aber mit allen diesen Heimsuchungen ausgerichtet?

Es ist bedenklich, für unser Einen diese Frage zu beantworten, bey der Süffisançe und Reizbarkeit, die die Menschen dieser Zeit als Ausbeute aller ihrer Drangsale davon getragen haben. Dagegen mag auf seine Gefahr wiederholt werden, was ein anderer Beobachter über diesen Gegenstand, hinein blickend in das Leben und Treiben der Gewarnten und Gezüchtigten, wahr genommen hat. „Ich glaube, sagt derselbe, an keine Rettung; nicht als ob noch Brennstoff für schwere Kriege im Schooße unsres Welttheils läge; nein, weil die Fäulniß einer gänzlichen Verderbtheit, Habsucht, Eitelkeit, Wollust, Schwelgerey und Müssiggang mit der Lüge, dem Meineid und der Heucheley sich tief in das Mark des Lebens eingefressen haben. Darum kann ihnen kein Friede werden, und er wird ihnen auch nicht. Die Habsucht, der Neid, die Eitelkeit, die falsche Ehrbegierde und ein Heer von stehenden Bedürfnissen und zügellosen Leidenschaften peitschen sie, wie Furien, durch das tolle Leben. Sie sprechen von Tugend, Großmuth und Liebe, da das Laster, der Eigennutz, die Selbstsucht ihr tiefstes Herz, wie ein unheilbarer Krebs, durchfressen. Das ist das Wesen unsrer Zeit, daß sie gesehen, gottgefällig und menschenfreundlich andächtelt, und, unbemerkt, jedem Laster, jeder Schandthat fröhnt. Ihrer Schlechtigkeit kommt nichts bey, als die Heucheley, mit der sie die innere Sünde zur äussern Tugend zu lügen weiß. Darum ist der Bau der Gesellschaft morsch und stürzt zusammen."

Also bestätigt unser Zeitalter die philanthropische Lehre, daß das menschliche Geschlecht zu steten geistigen Fortschreiten bestimmt sey, und daß seine Geschichte die Thatsache dieses Fortschreitens auf allen ihren Blättern nachweise!

Wie wird das enden? „Die Welt, fährt der angeführte Beobachter fort, ist nicht zu retten,

als durch eine Bluttaufe, die ihre Sünden hinwegnimmt, und nur ein schrecklicher Sturm kann die verpestete Luft reinigen, die vergiftend über Europa liegt." — Diese Weissagung ist trübsinnig, zaghaft und ohne Vertrauen auf Gott ausgesprochen. Aber da es unmöglich ist, daß der Sünde die Strafe und dem Verderben des Geistes nicht das des Fleisches nachfolge, so liegt jedem ob, sich von jenem Verderben unbefleckt zu erhalten, und im Drohen der Gefahr, wie das angeführte Evangelium ermahnt, allezeit wacker zu seyn, und würdig zu verbleiben, daß man dem herein brechenden Uebel, wie es auch komme, entfliehen möge. —

Ein Todtengericht des Zeitgeistes.

(Eingesandt.)

Was die Zeitgenossen von allen Meynungen und Parteyen aus einem Munde niederschreiben, wird als historische Wahrheit angenommen. Nun haben kürzlich die französischen Journale von allen Farben einstimmig den abgeschiedenen Dr. Schaumann zu Frankfurt am Mayn, als einen Confrère des berüchtigten Parrot ins Daseyn zurück gerufen; alle teutsche Zeitungen haben es nachgeschrieben; und somit wäre der historische Glaube im Reinen und Schaumann gebrandmarkt auf ewig.

Es muß jedoch die Prüfung der Quelle gestattet seyn, aus der jene Angabe ursprünglich geflossen ist. Unverkennbar findet sie sich in Nr. 284. des Courrier Francais und in der Federspitze des Correspondenten, den dieses Blatt in Frankfurt hat. Ausser dem letztern giebt es aber auch in dieser Stadt Beobachter der Menschen und der Sachen und Männer von Ehre, die ihren eigenen Maaßstab haben. Und diese wünschen, daß die Sachen nach ihrer Natur geordnet, und das Recht des Todten, der nicht reden kann, von den Lebenden in Schutz genommen werde. Es giebt deßhalb eine Replik auf die Anklageakte in der benannten Nr. des Pariser Blattes, und das point à charge gegen den mit Namen genannten Dr. Schaumann, „als agent provocateur und der zu Frank„furt die Rolle eines Parrot gespielt haben soll."

Nach dem usuellen amphibolischen Eingange von Schrecken verbreitenden Intriguen in den Familien, Ausspähungen, Denunciationen, werden einzelne Thatsachen angegeben, und zwar zuerst: „Schaumann habe mit allen in der „liberalen Partey ausgezeichneten Menschen in „die allerengste Verbindung zu gelangen gesucht." Wäre dieß, so hätte der Angeklagte sich vor allen Dingen um den Zutritt bey den beyden hier lebenden berühmten Publicisten ** bewerben müssen; dieß war aber so wenig der Fall, daß er im Gegentheile die stolzeste Verachtung gegen sie bewies, wogegen er auch von ihnen gehaßt und angefeindet wurde. Das Motif dieser Anfeindung, die vor einigen Jahren zum offenen Ausbruch kam, war die Devise: wer nicht für uns ist, der ist wieder uns. Die Sache hieng so zusammen.

Eine häusliche Widerwärtigkeit bewog den Professor Schaumann in Giessen seinen Aufenthaltsort zu verändern, und sein älterer, kaum der Universität entwachsene, sonst in seine Studien vertiefte Sohn, begleitete den geliebten Vater, dem er leidenschaftlich anhieng, nach Frankfurt, wo, statt Beruhigung in der Zerstreuung zu finden, der vom Schmerz nieder gebeugte Vater in den Fluthen des Stroms seinen Tod suchte und fand. Der Eindruck, den diese Begebenheit auf den Sohn machte, ließ seine Freunde das schrecklichste für ihn besorgen. Man bemühte sich seinen Geist auf irgend einen Gegenstand zu heften, der seine finstere Schwermuth verscheuchen sollte, und bald fügte es sich, daß ihm höhern Orts der Auftrag wurde, über den Zustand der Zeitliteratur regelmässige Berichte zu erstatten. Bey diesem ehrenvollen Geschäfte

schwand nach Jahres Frist der Kummer des Jünglings, und es kehrte die offene Heiterkeit zurück, im Umgange mit der feinen Gesellschaft, wie man sie an der Tafel im römischen Kaiser antrifft, und in wissenschaftlicher Lieblingsbeschäftigung, als ein neuer Schlag den jungen Mann darnieder warf. Das war das Gerücht, das zu seinen Ohren kam, als ob die Pflichtvergessenheit des Sohnes den Vater zu seinem verzweifelten Entschluß gebracht hätte; und bald stand Dr. **, als Erfinder dieser Verläumdung im Blosen, so daß er durch förmlichen Wiederruf und Abbitte dem unglücklichen Schaumann Genugthuung leisten mußte. Dennoch blutete auf's Neue die wieder aufgerissene Wunde fort, und unverkennbar untergrub der Kampf im Innern die Harmonie des Lebensorganismus in einem fehlerhaften Körperbau, der den Kreislauf des Geblüts erglühte.

War nun Schaumann Feind und angefeindet von jenen Publicisten, die sich als die Koryphäen der liberalen Partey gebärdeten, ist dieß notorisch, so zerfällt das erste point à charge in ein Nichts, und der auf eine intime, verrätherische Verbindung mit Demagogen oder Liberalen begründete Charakter eines agent provocateur ist in der Person des Verläumdeten unerfindlich. Abgesehen von seiner stolzen Verachtung gegen die besagten Liberalen par excellence war er in seinen vernunftmäßig dem Rojalismus huldigenden Meynungen viel zu offen, als daß ein Demagoge ihr je etwas anvertraut hätte. Was er in einigen Broschüren zur Unterstützung des sogenannten monarchischen Princips vorgetragen, lag aller Welt vor Augen; weder mündlich noch schriftlich verläugnete er seine Grundsätze; jedoch mehr, wie es schien, um sich zu belehren, als um sie fort zu pflanzen. Er war ein speculativer, kein praktischer Rojalist, und sein Streben gieng dahin, sich einen Namen durch ein neues System des Staatsrechts zu machen, das alle Parteyen des Tages ausgleichen sollte. Gern discutirte er deßhalb mit Einsichtsvollen aller Meynungen; zu sehr war er aber feiner Weltmann um in Disputationen zu gerathen, und zu frühe legte er Hand an die Ausarbeitung jenes Systems, das ihn Tag und Nacht lange beschäftigt hatte, als sein Ziel herein brach.

Er schickte, fährt der Courrier Français fort, an die im ersten Ansehen stehenden Zeitschriften Aufsätze mit seiner Namensunterschrift;" — aber notorischermassen zählt der Einsender nur diejenigen Zeitschriften unter die genannte Rubrik, die unter seinem Einflusse stehen, und die blindlings loben und tadeln, vorschreiben und nachschreiben, was der Aristarch gebietet, daß Schaumann je in diese unter solcher Direktion stehende Blätter, Artikel in ihrem Geiste verfaßt, inserirt habe, wird nimmer mehr nachgewiesen werden können. Vielleicht widerlegen sie; aber diesen ist unfehlbar widerfahren, was allen ähnlichen begegnete; sie wurden dem literarischen Schirmvogte vorgelegt und von ihm verworfen. Uebrigens war Schaumann bekanntlich in stetem Verkehr mit den rojalistischen Blättern von Paris.

Weiter wird versichert, „er sey der Spionerie verdächtig geworden." — Das ist wahr; aber wie und durch wen? darüber hier das Nähere. — Man wird sich erinnern, wie vor etwa zwey Jahren die Mainzer Zeitung und aus ihr die meisten andern teutschen Zeitungen meldeten, „es sey ein berühmter und in ganz Teutschland „geachteter Staatsmann (das war er nicht, sondern nur ein politischer Schriftsteller) an einer der „ersten Tables d'hote zu Frankfurt von einem „unbesonnenen jungen Menschen, dem Dr. S., „auf das gröblichste insultirt worden; die Sache „mache grosse Sensation im Publikum, und man „erwarte wichtige Folgen davon." Mit diesen Insulten hatte es folgende Bewandniß. Es kam Schaumann zu Ohren, wie man ihn für einen bezahlten Spion der geheimen Polizey halte, und an einem öffentlichen Orte gewarnt habe,

in seiner Gegenwart mit politischen Reden vorsichtig zu seyn. Leicht fand der Beschuldigte die Quelle dieser Verläumdung in obigem Dr. * *. Er begab sich in seine Wohnung, um ihn abermals zum Widerrufe und zur Abbitte zu zwingen. Aber ein-, zwey-, drey Mal war der Herr des Hauses von dem Thürsteher verläugnet, und da trieb die Entrüstung den muthvollen Jüngling an jenen Ort, wo er dem Schuldigen in seinem eigenen imposanten Tone alles das sagte, was allein in den Gesetzen der bürgerlichen Ehre die Infamität abwascht. Am Ende nahm der Wirth das Wort für den erstarrten, verstummenden Schächer, der dann nach Hause schlich, und seinen Zorn in dem angeführten Mainzer Zeitungsartikel ergoß.

„Die Vielheit und Absurdität seiner Denunciationen, fährt der Courrier fort, machten ihn „endlich selbst denen verdächtig, die ihn gebraucht „hatten, und in Kunde gesetzt, daß man sich „seiner Person versichern würde, nahm er die „Partie sich selbst zu justificiren." Die Wahrheit ist, daß der Beweggrund, der den unglücklichen Schaumann zum Selbstmord vermocht, aller Welt unbekannt geblieben. Seine äussere Lage so eben die erwünschteste. Er war als Cabinets-Rath, mit ansehnlichem Gehalte, von einem vortrefflichen Fürsten im teutschen Bunde berufen worden, und seine baldige Ueberkunft ihm angelegentlich gemacht. Nichts hielt ihn weiter in Frankfurt, als vielleicht die Beendigung seines Werks, an dem er seither, mit Beyseitsetzung aller anderen Geschäfte, eifrig gearbeitet hatte. Diese Anstrengung kann den durch andere Einflüsse angehäuften antivitalischen Stoffen zum Zunder gedient haben. Eine angeerbte Complexion, ein bey dem Tode des Vaters, dann bey dem ersten und zweyten Angriffe der giftigen Verläumdung stets rege erhaltener Lebensüberdruß, vorzüglich aber eine Athmosphäre, die die Günstlinge und die Verstoßenen der Fortuna auf gleiche Weise hinrafft, wie denn hier der Selbstmorde beynahe

so viele vorkommen, als in dem ganzen übrigen Teutschlande *) — mögen zusammen gewirkt haben, den unglücklichen Entschluß zur Reife zu bringen. Andere Ursachen sind unerfindlich.

Dieß vorausgesetzt, kann nimmer dargethan werden, daß Schaumann, denen, die ihn gebrauchten, je verdächtig geworden. So sprechen auch diejenigen für ihn, die nun öffentlich bezeugen, daß es ihnen nie in den Sinn gekommen, ihm zuwider zu seyn, und noch weniger ihn fest nehmen zu lassen. Absurditäten giengen nie, weder aus dem Munde, noch aus der Feder des umsichtigen, talentvollen, über seine Jahre gründlichen Gelehrten, der ganz die Kunst besaß, mit den Grossen zu leben, ohne sich weg zu werfen. Es kann deßhalb dieses point à charge im Geiste des Correspondenten entweder nur auf die Vertheidigung vor Gericht gegen die Klage des an der Table d' Hote mit Schimpf bedeckten so genannten Staatsmanns, oder auf die Angabe bezogen werden, „die Polizey habe „in Schaumann's nachgelassenen Papieren aller „seiner schändlichen Kunstgriffe vorgefunden." Diese Behauptung auf's Reine gebracht, würde den Correspondenten so ziemlich decken, und das entferntere Publikum über manches im Zweifel lassen. Sie bedarf deßhalb einer näheren Beleuchtung.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

*) Man halte diese Trope nicht für übertrieben. Am Sonntage Mittags erschießt sich ein Handwerker in der Promenade; am Montage ersäuft sich eine Frau im Bassin; am Dienstage findet ein Mann die seinige am Thürangel hängen; am Mittwoche entleibt sich ein Auslaufer. Man achtet nicht mehr auf die Sache; übrigens erfolgt sie schwerlich ohne atmosphärischen Einfluß. Dabey ist zu vermuthen, daß das Ehrgefühl der Hinterbleibenden manchen Selbstmord verheimlicht. In Ansehung Schaumanns ist noch zu bemerken, daß ein violenter Impuls zur That in seinem inflammirten Geblüte gewesen seyn mochte. Im kältesten Winter konnte er kein geheiztes Zimmer ertragen.

A. d. E.

Ueber ein Wort, das L. T. v. Spittler gesagt hat.

Es giebt Zeiten, in denen die unumschränkte Herrschergewalt ein Bedürfniß der Völker ist, und öffentliche Drangsale, die die Herstellung der Dictatur fordern; auch nennt die Geschichte viele grosse Regenten die nur dadurch die Retter und Wohlthäter ihrer Völker geworden sind; daß die letzteren, unter Verzicht auf die hergebrachten Rechte, ihr Schicksal in die Hände der erstern niederlegten. Aber wer könnte, was unter civilisirten Nationen von jeher nur als Ausnahme von der Regel gegolten hat, ihnen als bestehendes Gesetz aufdringen wollen? Dagegen müßten vor allen die Kundigen der Geschichte sich erklären, die aus so vielen Beyspielen wissen, wie selten jene Herrschergewalt ohne Mißbrauch geübt werde, und wie oft sie zum Verderben der Regenten und der Völker geworden sey. Am wenigsten aber müßten die Kundigen unserer Vaterlandsgeschichte sich mit ihr befreunden können, da seit den Zeiten, da Cäsar über den Rhein gegangen, alle Zeugnisse einstimmig versichern, es sey in teutschen Landen herkömmlich geblieben, daß die Könige, die Fürsten, die geistlichen und die weltlichen Herrn, und die Obrigkeiten der freyen Städte nie anders regiert haben, als nach Vertragsmässigen, die Willkühr beschränkenden Gesetzen.

Diesen charakteristischen Zug in den Annalen der Teutschen hatte, wie es scheint, der tiefforschende und geistvolle Spittler im Auge, wenn er schon vor beynahe 40 Jahren *), sich klagend äusserte, „wie der Fürstensinn jetzt meist auf unumschränkte Gewalt stehe," und diese Klage mit der Bemerkung begleitet, „die Fürsten wissen „oft nicht, was sie wünschen, und oft wollen „sie, was sie nicht wollen." Da diese Worte in einer Zeit verlauteten, wo Einverständniß und innerer Friede in den Ländern herrschten, und wo bey dem festen Gange der Verwaltungen die Meynungen als gleichgültig betrachtet wurden, so kann auf sie nicht der Verdacht eines böswilligen Gemüthes fallen, gegen den ohnehin der Mann, der sie ausgesprochen, durch seine Persönlichkeit und durch sein Leben vollkommen gesichert ist. Auch ist das Streben auf Ausdehnung der Gewalt und der Widerspruch zwischen dem Wollen und Thun etwas so menschliches, daß man gewiß kein Majestätsverbrechen begeht, wenn man das Eine und das Andere auch den Fürsten zuschreibt, die doch nie aufhören, Menschen zu seyn. Deßgleichen ist auch der Aufruf, den der grosse Historiker an jene Bemerkung anschließt, gewiß aus einem reinen und patriotischem Sinne hervor gegangen: „Sagt es doch „laut genug jedem teutschen Fürsten, daß es „Geistesschwäche, nicht Geistesstärke sey, ohne „Landstände mehr durch Befehl, als durch frey„willige Ueberzeugung regieren zu wollen; daß „wir übrigen gemeinen Menschenkinder wohl „auch zum Regieren klug genug seyn wollten, „wenn es blos auf's Herrschen und Befehlen an„käme, wenn nicht die Gemüther allmählich ge„lenkt, das Publikum durch Darlegung der Nütz„lichkeit gewisser Anstalten überzeugt, unerschrocken „widersprechende Landstände durch Aufklärung „und Negotiationsfeinheit gewonnen werden müß„ten, — daß allein ein König von Groß-Bri„tannien, der nebst einem freyen Parlamente „regiere, ein König aller Könige sey, ein König, „wie die Natur ihre Könige stempelt." — Dieser Aufruf in unsern Tagen erlassen, würde den Absolutisten dieser Zeit für ein Zeichen gelten, daß der Rufende unter diejenigen gehöre, die darauf sinnen, das Recht, die Würde und die Macht der Thronen zu untergraben. Aber es müßte schwer werden, eine solche Absicht nachzuweisen, da Spittler in der Fortsetzung seiner Rede klärlich darthut, daß es nicht das einseitige Interesse des Volks, sondern eben so wohl

*) Im Göttingischen hist. Magazin, 1787, I. S. 81.

auch das Interesse der Regenten fordere, daß das Walten der Willkühr gehemmt sey, durch die Macht der Gesetze. Denn, spricht er weiter, auch das soll laut genug jedem teutschen Fürsten sagen, „daß, wenn er nicht blos so „lange herrschen wolle, als der Herrschersathem „aus seinem Munde geht, wenn er ein Testament „machen wolle, an dessen genauer Beobachtung „ihm viel liege, wenn er für eine zärtlich ge„liebte Gemahlinn auch nach seinem Tode sor„gen wolle, wenn er eine Lieblingsanstalt, ein „Denkmal seines Namens auf die Nachwelt brin„gen möchte, — daß Landstände in seinem Lande „seyn müssen, aufgeklärt und angesehen, ein un„geschwächtes Corps verehrter Patrioten.“

Die teutschen Fürsten haben sich nicht in die Meynung der besagten Absolutisten getheilt, sondern in der Akte des Bundes, die sie unter sich geschlossen, einmüthig fest gesetzt, daß Recht und Ordnung in ihren Landen durch repräsentative Verfassungen gesichert seyn sollen, und sie haben ihren Edelmuth dadurch bewährt, daß sie durch diese Verfassungen nicht blos den Vortheil ihrer Personen und Familien beabsichtigten, sondern zugleich, wie ihre Erklärungen sagen, „ihren Unterthanen ein Pfand landesväterlicher Huld und ihres Vertrauens geben wollten.“

Augspurg.

Hr. Zeichnungslehrer Baumeister in Gmünd, nachdem er durch die Panoramen vom Rechberg und vom Kahlenstein *) seine Tüchtigkeit in übersichtlicher Nachbildung großer Naturgemälde, zur Orientirung und Auskunft derjenigen, die die letzteren in der Wirklichkeit anschauen, erprobt, hat dem Publikum nun auch eine ähnliche Darstellung der alten und löblichen Stadt Augspurg und ihres Gesichtskreises gegeben. Um die Aufgabe zu lösen, bot sich die Zinne des 300 Stufen hohen Perlachthurms als der schicklichste, oder als der allein schickliche Punkt dar, wie denn von ihr aus die ganze Stadt, mit ihren Strassen, Tempeln, Palästen und bescheidenen Bürgerswohnungen und ihre prachtvolle, weite Umgebung, die im Süden bis an die Tyrolergebirge und im Norden bis an den Schellenberg bey Donauwerth reicht, vor dem Auge sich ausbreitet. Ueber alle ausgezeichnete Punkte in diesem grossen Kreise giebt das Panoram namentliche Weisung, die Stadt aber erscheint in ihren meisten Einzelnheiten und so mag es dem Fremden dienen, um ihn auf dem herrlichen Schauplatze zu orientiren, dem Einheimischen aber bezeichnet es die Punkte, an die sein patriotischer Sinn der erhebenden Erinnerungen so viele knüpfte.

Solche Erinnerungen gewährt dem Teutschen, der gewohnt ist, seines Volkes Grösse und Ruhm in der Vorzeit und zumal in unserm grössern städtischen Gemeinwesen zu suchen, wo er auch heimisch sey, die Stadt Augspurg durch ihr hohes Alterthum, durch das allgemeine historische Interesse, das sie, als Schauplatz grosser Ereignisse, gewonnen, und durch ihre Leistungen für teutsches Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Ja sie ist in der That, wie die das Panorama begleitenden Worte besagen, „eine der merkwür„digsten Städte von Europa.“

Das ihr durch so manche Aehnlichkeitspunkte verschwisterte Nürnberg fängt erst im zehnten Jahrhundert an, mit seiner Burg, aus der Dunkelheit des Alterthums hervor zu dämmern. Aber schon zur Zeit der Geburt Christi, als Tiberius und Drusus die Herrschaft der Römer in Rhätien und Vindelicien ausdehnten, gründeten die Eroberer, in der schönen Ebene, wo der Lech und die Wertach sich münden, auf den freundlichen Sitzen der germanischen Anwohner dieser Flüsse, eine Colonie, die dem Beherrscher

*) S. Neue Nat. Chr. der T. 1822, S. 641. 1823. S. 288.

des römischen Reiches zu Ehren, die Augusta der Vindelicier hieß, die Eroberungen des grossen Reiches dießseits der Alpen schützte, und seinen Zusammenhang mit Galien erhielt. Mit den Eroberern kam das Licht des Christenthums in die oberteutschen Lande. Unter Diocletian ward das Blut der heiligen Afra an den Ufern des Lechs vergossen. Die Stadt stand in herrlicher Blüthe, als der Sturm der Völkerwanderung all' ihrer römischen Pracht in Trümmern legte. — Nur einige Städte Teutschlands am Rhein hen solchen Ruhm des Alterthums!

Diesen Ruhm behauptete Augspurg auch in dem zweyten Tage, der mit der Ausbreitung der fränkischen Herrschaft über Allemannien in unserer Vaterlandsgeschichte anbricht. Ohne Zweifel war ihrem Gedeihen die am Ende des sechsten Jahrhunderts bewirkte Errichtung eines Bischofssitzes in ihren Mauern sehr erspriesslich; die Privilegien, die ihr der grosse Karl verliehen, deuten schon ein sehr bedeutendes Gemeinwesen an; der Bischof Ulrich aber, der der heiligen Glorie, womit die Nachwelt sein Haupt umgab, würdiger ist, als die meisten andern, denen gleiche Ehre zu Theil geworden, mehrte, das Emporkommen der Stadt trefflich förderend, das Gut und den Glanz seiner Kathedrale auf ungewöhnliche Weise, und verdiente dadurch, so wie überhaupt durch die Reinheit seines frommen Gemüths, den herrlichen Tag zu sehen, an dem, unter seiner Mitwirkung, die Macht der Ungarn auf dem Lechfelde für immer gebrochen und vernichtet wurde.

Mit dem dreyzehnten Jahrhundert begannen die grossen Zeiten der alten Stadt. Rudolph von Habspurg schützte ihre Freyheit gegen die Anmassungen des Bischofs, und nach mannigfaltigen Gunsterweisungen ertheilte ihr Ludwig, der Baier, die urkundliche Versicherung: „daß „sie für eine der vornehmsten Städte des Reichs „angesehen und gehalten werden soll." Das war sie auch von nun an, indem sie ihre Macht und ihre Bedeutung auf die feste Grundlage ihrer immer schwunghafter betriebenen Gewerbe baute. In den Zeiten des Kaisers Maximilian I. war seine geliebte Stadt Augspurg, „in der er so manchen frohen Muth gehabt," der erste unter den teutschen Handelsplätzen. Es fanden sich damals 2,500 Webermeister in ihr, die jährlich 350,000. Stücke Barchent fertigten. Ihre grossen Häuser nahmen an Handelsunternehmungen nach Ostindien Antheil, die herrlichen Gewinn brachten. Die Fugger waren im Besitze unermeßlichen Reichthums, den sie einsichtsvoll und edel, zur Errichtung prächtiger Gebäude, zur Stiftung wohlthätiger Anstalten, und zur Verpflanzung trefflicher Kunstschätze aus Italien und Griechenland in die Heimath verwendeten. Konrad Peutinger, Priminus Gasser, Matthäus Lang, Burgmaier, Amberger etc. verherrlichten ihre Vaterstadt durch den Glanz des Genie's. Aber ihr Handel und ihr Wohlstand fieng von diesem Jahrhundert an, wieder zu sinken, und — während in der Geschichte der Wissenschaft und der Kunst unter ihren Mitbürgern noch immer viele ausgezeichnete Namen hervor leuchteten, — setzte sie, im steigenden Unglück der Zeiten, solche Bewegung fort, bis auf diesen Tag, und — wie die meisten der ehemaligen unmittelbaren Städte des Reichs im teutschen Süden — stellt ihr Anblick ein Bild von Grösse dar, dessen herrlichsten Züge aus einer längst vergangenen Zeit herüber glänzen.

Durch die politische Wiedergeburt, die Teutschland in unsern Tagen erstand, begann in der Geschichte der alten Augusta, indem der baierische Löwe, lange ihr feinselig, sie unter seinen Schutz nahm, eine neue Periode. Möchte dieser Zeitpunkt, wie die Zeichen andeuten, für sie der Anfang eines verjüngten Lebens und neuer Blüthe seyn.

Druckfehler.

Nro. 47.

S. 737. Z. 18. ist statt dem zu lesen den
— 738. — 12. — Septemium — Septennium.
— 739. — 17. — von — vor.
— — — 36. — Usorpation — Usurpation.
— 743. — 6 v. u. — Pirmont — Piemont.
— 749. — 13. — albernes — alberneres.
— 751. — 38. — Störung — Strömung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



20. Dezember 51. 1823.

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie schreit in allen Landen!

Luther.

Die Katastrophe des Herzogs von Enghien.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien ist einer der schrecklichsten Blutflecken in den Annalen der Napoleonischen Zeit. Als die That geschah, lief das Entsetzen durch alle civilisirten Länder der Welt; aber dieß Entsetzen blieb stumm, weil die Welt aus Schrecken vor der Macht des Thäters nicht mehr den Muth hatte, ihre Theilnahme an der gemißhandelten Unschuld auszusprechen. Immer aber kommt die Zeit, in der die wachende Nemesis das Verbrechen richtet. Es sind neunzehn Jahre vorüber gegangen, seitdem der schändliche Mord vollzogen wurde. Nirgends war eine Stimme laut geworden, die Rache gefordert hätte; die Sache blieb dem Urtheile der Geschichte anheim gestellt. Da tritt mit einem Male einer der Betheiligten vor die Schranken des Publikums, um die Schuld, die ihm längst die öffentliche Meynung zuerkannt hatte, auf einen andern überzuwälzen, und auf seinen Ruf erheben die, auf welche man bisher mit Fingern gedeutet hatte, links und rechts ihre Stimmen, um sich rein zu waschen von der That, an der sie Theil genommen, die aber die Welt auf ihrer Verantwortung liegen gelassen hatte. Das ist eine Regung des Gewissens, das nicht ruhig bleibt, wenn auch ausser ihm alles verstummt ist, und das Schreyen des Blutes, das unschuldig vergossen, nie zur Verstockung gelangt.

Die Gräuelthaten, welche die Franzosen während ihrer Revolution unter einander verübten, haben die Teutschen mit Abscheu, aber auch mit dem tröstenden Bewußtseyn angesehen, daß sie von aller Schuld, die dadurch gehäuft wurde, rein seyen. Dieß Bewußtseyn blieb ihnen auch in Rücksicht auf die Ermordung des Herzogs von Enghien. Aber es blieb ihren Herzen die kummervolle Erinnerung, daß auf räuberische Weise aus ihrer Mitte das edle Opfer geholt wurde, das die Tyranney sich erlesen hatte, um ihren Sitz mit Blut zu kitten, und daß sie die Gewaltthat schweigend ertrugen, um den Zorn des Thäters nicht gegen sich zu reitzen.

Wohl fühlte jeder Teutsche, in dem der Sinn für seines Vaterlandes Ehre und Selbstständigkeit noch nicht gänzlich erstorben war, sich gebeugt oder entrüstet, als, in der Mitte des Monats März im Jahre 1804, die überraschende Kunde erscholl, die Franzosen seyen, alle Gesetze der völkerrechtlichen Achtung für die Heiligkeit fremder Gebiete hintan setzend, in zwey Heerspitzen über den Rhein gegangen, und haben, nachdem sie in Offenburg und Ettenheim,

wie in eroberte Städte, eingedrungen, daselbst mehrere französische Ausgewanderte, und unter ihnen einen Prinzen von königlichem Geblüte aufgehoben und gefangen nach Straßburg geführt. Die französische Regierung erließ eine Bekanntmachung, worinn die Sache als ein Coup de main dargestellt war, bey dem man an Kleinigkeiten, wie Territorialbeziehungen sind, gar nicht denkt. So war auch von ihr kein Schritt geschehen, um den Baden'schen Hofe, den die Verletzung zuerst und am empfindlichsten traff, zu beruhigen. Die Macht hielt sich alles erlaubt gegen die Schwäche, und sie täuschte sich nicht, wenn sie auf die Ergebung der letzteren rechnete. Die Schmach dieser Ergebung lud auch das teutsche Reich auf sich. Es war in Regensburg alles in tiefes Verstummen versunken, und dieß Verstummen ward nicht gebrochen, als die Mahnungen von Rußland und Schweden ergiengen, daß man von der französischen Regierung die Genugthuung fordern soll, welche die verletzte Würde des Reichs erheische. — Konnte ein Staat noch länger auf Achtung von aussen und auf den Zusammenhalt seiner Bestandtheile zählen, nachdem der Individualitätsgeist und die Zaghaftigkeit seiner Glieder schweigend diese in cursio latronum ertragen hatten? Und ward durch solches Schweigen dem anmassenden Nachbar nicht das Recht zuerkannt, künftig auf dem teutschen Boden zu schalten und zu walten, wie auf seinem Eigenthum? War es nicht in der That ein ihm geleisteter Verzicht auf die Unverletzlichkeit der Gränzen und der Gebiete? Jede Mißhandlung, die Napoleon später an Teutschland verübte, war eine Fortsetzung dieser ersten Unbild, und man war nicht mehr befugt über erlittenes Unrecht zu klagen, nachdem man durch das feige Schweigen bey dem Streifzuge nach Ettenheim sich bereitwillig erklärt hatte, jede künftige Gewaltthat in zahmer Ergebung zu dulden.

Wenn man die Gemälde betrachtet, die uns Tacitus und Sueton von den Imperatoren hinterliessen, welche den Thron des Augustus befleckt haben, so haftet das Gehässige des Eindrucks weniger an der Persönlichkeit der geschilderten Tyrannen, als an der Erschlaffung ihrer Zeit und an der Verworfenheit ihrer Sklaven; indem sich das Gefühl unwiderstehlich aufdringt, daß ohne diesen allgemeinen sittlichen Verfall eine solche Tyranney nicht hätte aufkommen können. So wird auch die Nachwelt, wenn sie die Geschichte Napoleons liest, an sie unaufhörlich die Betrachtung knüpfen, daß seiner Zeit durch ihn nichts widerfahren sey, als was sie verdient habe, und häufig wird sie in seinen Anklagen die Stimme des bösen Gewissens erkennen, das die Schuld, deren es sich bewußt ist, auf seinen Mitschuldigen überzuwälzen sucht. Bereits vernehmen wir diese Stimme in dem Versuche, den der Herzog von Rovigo gemacht hat, um sich wegen der Ermordung des Herzogs von Enghien zu rechtfertigen.

Dieser Versuch ist vollkommen verunglückt, und er hat das gerade Gegentheil des Effekts hervorgebracht, der durch ihn beabsichtigt wurde. Sich zu reinigen von aller Schuld, dagegen aber den Fürsten von Talleyrand im höchsten Grade zu compromittiren, und durch dieses Manoeuvre sich wieder den Weg zu höhern Staats- und Militärdiensten zu bahnen, das war die Absicht der unternommenen Selbstvertheidigung; aber wie künstlich dieselbe auch ersonnen und gestellt seyn mochte, so rechtfertigte sie den Herzog von Rovigo doch nur über einige Nebenumstände während die Hauptanklage auf ihm liegen blieb, daß er sich als Werkzeug zu einer That habe gebrauchen lassen, die schon in dem Augenblick, in dem sie geschah, von ihm als ein Verbrechen erkannt ward. Man hat mit Recht gefragt: „Wenn das Urtheil ein Mord war, warum nahm Herr von Savary nicht seinen Abschied? — War es rechtmässig, wozu dann eine Vertheidigung? — War er, wie er behauptet, von Mit-

gefühl für den Verurtheilten durchdrungen, warum verschob er nicht die Vollziehung, um einen Courrier nach Paris zu schicken? „Jede dieser Fragen führt für den Herrn von Savary eine Verlegenheit herbey, in der er an der Möglichkeit seiner Rechtfertigung verzweifeln muß, und indem er den vergeblichen Versuch macht, seinen Antheil an einem grossen Verbrechen auf den Fürsten von Talleirand überzuschieben, erscheint seine Schuld in einem noch weit gehässigern Lichte, als wenn er diesen verfehlten und in seinen Motiven bösartigen Vertheidigungsversuch gar nicht unternommen hätte.

Auch der General Hullin, welcher Präsident des Blutgerichts gewesen war, das den Herzog von Enghien verdammt hatte, sah in dieser neuen Anregung der Sache eine Gelegenheit, um endlich die Mackel, die auf seinem Namen haftete, abzuwaschen. Aber auch für ihn wäre rathsamer gewesen, zu schweigen als zu reden, indem seine Rede nichts weiter als eine Manifestation der nichtigen Bestimmungsgründe ist, die ihn verleitete, das Todesurtheil über einen Unschuldigen auszusprechen. Zwar fängt er seine Apologie in sehr frommem Tone mit der Versicherung an, „daß er die Vorsehung segne, die „ihm nach zwanzigjährigen Schmerz über jene „traurige Katastrophe, und in seiner dermaligen „Blindheit eine Gelegenheit verschafft, seinen „Mitbürgern Aufklärung darüber mittheilen zu „können, ohne befürchten zu dürfen, gegen die „Gesetze der Klugheit oder der Bescheiden„heit zu verstossen.“ Aber wenn der General seine Entschuldigung in den Bemerkungen zu finden glaubt, daß er und seine Collegen ganz und gar keine Kenntniß von den Gesetzen hatten, — daß sie ihr Urtheil haben sprechen müssen, unter Gefahr, selbst vor Gericht gestellt zu werden; — daß weder er, noch der Berichterstatter, noch die übrigen Glieder der Commission daran gedacht, dem Angeklagten einen Vertheidiger zu geben, — und daß ihn und seinen Collegen die fatalen Umstände zu gut zu rechnen seyen, unter denen sie berufen waren, ein Urtheil zu sprechen; — so erhärtet er damit klar und augenscheinlich, daß er, als er auf den Richterstuhl gestiegen, nicht erst mit seinem Gewissen zu Rath gegangen sey, daß die Zufriedenheit seines Despoten ihm mehr gegolten habe, als der Beyfall Gottes, der sein Gesetz allen Menschen ins Herz geschrieben, und daß er feige und selbstsüchtig das Blut eines Unschuldigen vergoß, um nicht selbst unschuldig leiden zu dürfen. Hullin erscheint hier als der Repräsentant einer verworfenen Zeit, deren Genossen in den ruchlosesten das sittliche Gefühl und die sittliche Würde, und damit den Charakter der Menschheit gänzlich vernichtenden Egoismus versunken, das Prinzip alles Wollens, Thuns und Lassens in ihrem Vortheil finden, und die da wähnen, daß jede treulose und pflichtwidrige That aufhöre den Menschen zu entehren, sobald sie in den Gesetzen der Klugheit ihre Rechtfertigung findet. —

Das aber müssen wir dem General verdanken, daß er in seiner Denkschrift das klassische Wort aufbewahrt hat, das der Herzog von Enghien zu seinen Richtern sprach: „Ich habe „die Rechte meiner Familie vertheidigt, und ein „Condè kann nicht anders, als mit den Waf„fen in der Hand nach Frankreich zurück kehren. „Meine Geburt und meine Meynung machen „mich für immer zum Feinde Ihrer Regierung.“ — Mußte nicht dieses Wort auf der Seele von Napoleons Sklaven brennen, in ihnen das beschämende Gefühl erregend, wie tief sie mit all' ihrer Gewalt unter dem edlen Schlachtopfer standen, das, im Angesichte des Todes, dasselbe ausgesprochen hatte? —

Ein Todtengericht des Zeitgeistes.

(Beschluß.)

Vor allem könnte diese Angabe den Verdacht erregen, als ob die Polizey selbst einen direkten Antheil an dem Frankfurter Artikel in dem Courrier hätte, indem er klingt, als wäre er von ihr dem Correspondenten diktirt. Dieser Verdacht aber ist ungegründet, und man müßte es schon beleidigend für eine öffentliche Behörde halten, von ihr vorauszusetzen, daß sie einem um Lohn schreibenden, neuerdings als mißfällig notirten Novellisten, Entdeckungen mitgetheilt haben könnte, von denen ein ganz anderer Gebrauch zu machen gewesen wäre. Aller Verdacht aber, daß nämlich parteyliche Familiarität für den Correspondenten oder alter Groll gegen Schaumann an der gerügten Ungebühr Antheil haben, müßte entfernt werden, wenn es der Polizey gefiele, die angezogenen Beweise aus den vorliegenden Papieren offenkundig zu machen. Dabey wäre jedoch zu bemerken, daß die Natter Gift aus dem Veilchen saugt, und daß ein Comma Fairfax zum Königsretter und Königsmörder machte. Wir fordern daher Belege, die thatsächlich begründet sind, und Bewahrheitung aller Punkte der Anklage, wobey wir uns die gerechte Voraussetzung erlauben, daß unsre gegebenen Gegenbeweise nicht unberücksichtigt bleiben mögen. Noch liegt uns eine Nutzanwendung am Herzen!

Verrath an der Geschichte, ist Hochverrath an der Menschheit. Mit Abscheu sahen wir jetzt die Lüge an der Geschichte des Tages schamlos nagen. Unter ihrer Geissel muß das Geschlecht in Nichtswürdigkeit versinken. Der hier besprochene Artikel im Courrier zeigt dem Publikum die schimpfliche Quelle. Es ist die Wolke des Propheten, die einer Hand groß aus dem Meere stieg, und dann das ganze Land bedeckte, das geldsüchtige Treiben einer Feder, die seit Jahren die Welt bethört. Mystificirt durch den Einklang der sich hochgeschätzt wähnenden teutschen Blätter copiren die Pariser aus ihnen die verfälschte Geschichte Teutschlands, und so wird alles entstellt und verschoben, was sich bey uns begiebt. Wiederum belasten die Pariser ihre Columnen mit Persönlichkeiten, Verläumdungen und giftigen Ausstreuungen, um auf ihre Autorität die verschwisterten teutschen Blätter damit anzufüllen. Berichtigungen und Wiedersprüche werden standhaft abgewiesen. So konnte sich der Eigennutz sich selbst in einer anhängigen schimpflichen Rechtssache ein günstiges Urtheil zu sprechen, und die Rachsucht, den seit einem halben Jahre Modernden noch ein Mal auf das Schaffot zu bringen, um seinen guten Namen zu zerstören.

Den Nachbleibenden liegt es ob, die verläumdeten Todten zu rächen. Sind keine Verwandte da, die es können, so fällt dieser Beruf der Staatsregierung anheim. Sie, die keine Verbrecher und Ehrlose hegt, sondern dieselben im Gegentheile durch ihre Fiscale und Anwälte verfolgen läßt, soll auf gleiche Weise die öffentlich angefochtene Ehre und Unschuld eines ihrer Unterthanen in ihren Schutz nehmen, der auch aus dem Grabe noch Schirm für sein köstliches Eigenthum, den guten Namen reklamirt. Nicht nur aber ist dieß für Pflicht der Regierung zu achten, es ist auch in ihrem ersten Interesse. Nur nach dem Grade des Schutzes, den sie dem Unterthanen zu gewähren im Stande ist, ist sie groß, geachtet und geliebt. Friedrich II. war der glorreichste Fürst seiner Zeit und angebetet von seinem Volke, hauptsächlich durch die Achtung, mit der im Auslande den Preussen begegnet ward. Wer in der Welt hätte es gewagt, die Ehre eines seiner Unterthanen anzutasten? Ein Gleiches ist von denjenigen, die Schaumann persönlich zu würdigen Anlaß hatten, mit Recht zu erwarten. Schreiber dieses, war nur ein entfernter Bekannter desselben, in vielen mit ihm verschiedener, in noch mehrerm entgegen gesetzter Meynung; aber er sicht keine Meynung an, in

so ferne sie nicht feindselig gegen die Menschheit auftritt, und er steht ohne Selbstsucht auf der Seite der Wahrheit, der Ehre und des Rechts, selbst wenn sich auch auf dieser sein Feind fände.

Auch ein Wort über die Wirtembergische Handelsbilanz.

(Eingesandt.)

Die in Nr. 39 und 45 dieser Blätter enthaltenen Bemerkungen über den Wirtembergischen Handel mußten die Aufmerksamkeit um so mehr erregen, je wichtiger der Gegenstand ist, den sie berühren. Es ist aber zu bedauern, daß der Verfasser derselben die Memmingerische Darstellung nicht aus den Jahrbüchern selbst, sondern aus dem in der Nat. Chr. d. T. enthaltenen Artikel aufgefaßt hat; weil er, durch das Zurückgehen auf die erste Quelle an derselben manchen ihm sich darbietenden Anstande beseitigt gesehen hätte.

Man hält die Behauptung, daß Wirtemberg im Handel gewinne, für unbegründet, und führt gegen sie das Zeugniß der Erfahrung an. Gewiß aber kann die Erfahrung Einzelner hier nichts entscheiden; die Erfahrung im Ganzen dagegen spricht für die Sache. Man hätte allerdings Recht einen Handelsgewinn von 2 Millionen auffallend zu finden; aber es ist nirgends gesagt, daß Wirtemberg diese Summe in seinem Waarenhandel gewinne; vielmehr ist dieser Gewinn so klein berechnet, daß Ein- und Ausfuhr als sich gegenseitig aufhebend erscheinen. Dagegen wird der ganze Vortheil in den Zwischen- und Durchfuhrhandel, die Speditions- und Wechselgeschäfte und in den Zoll gesetzt, so weit er dem Ausländer zur Last fällt. Die Ansätze für diese Gegenstände kann man aber nur dann zu hoch finden, wenn man den Gewinn der Nation mit dem Gewinn des Einzelnen, das rohe Einkommen mit dem reinen verwechselt; oder wenn man nur den reinen Gewinn des Kaufmanns im Auge hat, und nicht daran denkt, daß auch das Salar, welches sein Diener, der Lohn, welchen sein Packer erhält, zum Nationalgewinn gerechnet werden müssen. So finden die Sache auch die erfahrensten Geschäftsleute.

Einen Haupteinwurf gegen die Bilanz führt der Verfasser der Bemerkungen aus dem Schmuggelsysteme, und man muß diesem Einwurfe Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dieses System der Schändlichkeit macht jede Bilanz unsicher. Wenn übrigens die letztre nicht blos 1 Jahr, sondern 10 Jahre umfaßt — wie das in den Jahrbüchern der Fall ist — und wenn sich die Sätze 10 Jahre hindurch so ziemlich gleich bleiben so muß wenigstens ein Ueberblick in annähernden Verhältnissen heraus kommen, der von der Wirklichkeit nicht so weit abweichen kann, daß er für die Beurtheilung der Handelsbilanz ganz unbrauchbar würde. Denn das Schmuggeln findet bey der Aus- und Einfuhr statt. Ist auf der einen Seite wegen der höhern Zölle mehr Reitz, so ist dagegen auch mehr Aufsicht, als auf der andern Seite, und es wäre ein grosser Irrthum, wenn man glauben wollte, daß nur eingeschwärzt werde. Vielmehr sind es gerade die wichtigsten Artikeln, in denen auch ausgeschwärzt wird, und es findet hier noch ein eigener, bey der Einfuhr nicht obwaltender Grund statt, weil in Wirtemberg in der Regel keine Waare ganz verboten ist, — daß man nämlich ausschwärzt, um jenseits wieder einschwärzen zu können.

Der Verfasser der Bemerkungen behauptet, es werden von Seidenwaaren, Tüchern, Baumwollenwaaren ½ des Bedarfs eingeschwärzt. Diese Behauptung scheitert an der Gränze der Möglichkeit. Memminger berechnet die jährliche Einfuhr an Seidenwaaren zu 2,157,500 fl., die der Wollenwaaren zu 1,083,600 fl. und die der Baumwollenwaaren zu 1,157,100 fl. Nach

dem Maaßstabe des Verfassers aber würde die Einfuhr betragen

in Seidenwaaren — —	17,260,000 fl.
Wollenwaaren — —	8,668,800 fl.
Baumwollenwaaren —	9,256,800 fl.
zusammen —	35,185,600 fl.

Wie sollte ein Staat wie Wirtemberg eine solche ungeheuere Summe erschwingen können?

Was übrigens der Verfasser über das Thema von der Wirtembergischen Industrie bemerkt, enthält viel Treffendes und Beherzigenswerthes. Besonders müssen wir das Wort, „in England „herrscht Gemeingeist, bey uns Krämergeist," nicht nur in Beziehung auf die Kaufleute, die von jeher die Hauptfeinde der inländischen Fabriken waren, sondern auch in allgemeiner Beziehung als wahr anerkennen. Wenn aber in dem zweyten Auffsatze versichert wird, „unsre „Regierung beziehe das für das Militär erforder„liche Tuch aus dem Auslande," so muß man es unbegreiflich finden, wie ein unsres Gewerbwesens so kundiger Mann nicht wissen soll, daß in Ludwigsburg eine Fabrik als Staatsanstalt besteht, welche nicht nur alle für das gemeine Militär erforderliche Tücher, sondern noch mehr als diese liefert, so daß für das erstere keine Elle aus dem Auslande bezogen wird.

Das Kurfürstenthum Hessen.

Die Statistik und Topographie des Kurfürstenthums Hessen ist innerhalb Jahresfrist von Höck,*) Röding und Wiegand bearbeitet worden. Zwar gewährt keine dieser Bearbeitungen was z. B. von Memminger für Wirtemberg, und von Crome für das Großherzogthum Hessen geleistet ist; worüber jedoch die Verfasser Entschuldigung in dem gedoppelten Umstande finden müssen, daß sie nach beschränkteren Planen gearbeitet, und die Benützung öffentlicher Quel-

*) S. den vorig. Jahrg. d. Bl. S. 608.

len, aus denen den beyden besagten Statistikern gerade das Interessanteste und Lehrreichste zugeflossen, entbehrt haben. Die Bearbeitungen von Röding und Wiegand sind zum Behufe der Bürger- und Volksschulen gefertigt; woraus ersichtlich ist, daß in Kur-Hessen die Vaterlandskunde zum Stoffe des Unterrichts in den niedern Schulen gerechnet wird, was wir für eine erfreuliche Erscheinung halten müssen, nicht nur weil dieser Zweig des Unterrichts eine nützliche Bereicherung der Erkenntniß gewährt, sondern auch zur Erweckung bürgerlicher Gesinnungen und Tugenden dienlich ist. Um das Vaterland zu lieben und mit dem Herzen in ihm einheimisch zu werden, ist vor allem nöthig, daß man seine Geschichte, seine Verfassung und seine Natur kenne; diese Kenntniß wird aber nur in dem Maaße zur Erweckung patriotischer Gefühle wirksam seyn, indem die Objekte, die sie uns darstellt, unsren menschlichen Gefühlen zusagen. Daß dieß geschehe wird von den Regierungen zu Stande gebracht, durch die Mittel, die sich ihnen dazu in der Gesetzgebung und Verwaltung darbieten.

Zur Zeit scheint aber die Vaterlandskunde noch kein Unterrichtszweig in den kurhessischen Elementarschulen zu seyn, deren Zustand Höck als mittelmässig, andere bey Gelegenheit der besagten Schriften laut gewordenen Stimmen aber als höchst kläglich bezeichnen. So wie in den meisten Ländern sitzt auch hier der Hauptgrund des Verderbens in der Kargheit mit der die allermeisten Lehrer besoldet sind, und man kann Hrn. Röding nicht unrecht geben, wenn er Hülfe von dieser Seite als die erste und wichtigste Bedingung aller weitern Verbesserung betrachtet. Denn wer wird einer Bestimmung, die den Bewerber zum ewigen Kampfe mit der Noth des Lebens verdammt, wählen wollen, und wer wird, wenn er sie auch gewählt hat, in solchem Kampfe Freude, Liebe und Rüstigkeit für seinen Beruf erhalten können? In

der That, man weiß oft nicht, ob man lachen oder weinen soll, wenn man die Schulregulative unsrer Zeit und in ihnen die Ansprüche liest, die darin an die Lehrer gemacht werden, und wenn man denn damit die Belohnungen vergleicht, mit denen diesen Lehrern ihr Dienst vergolten wird. Weiß man doch, daß es in allen Gegenden von Teutschland noch viele Dörfer giebt, wo sich der Schulmeister der Versuchung ausgesetzt sieht, den Schäfer, oder den Polizeydiener, oder den Nachtwächter um seine bessere Besoldung zu beneiden.

Man erinnert sich noch der Schilderungen, die Knigge, Campe und andere Reisebeschreiber vor dreyßig Jahren von dem elenden Zustande des Volks in Hessen gemacht, und wie sie ausdrücklich bemerkt haben, daß man, wenn man z. B. aus Sachsen herüber komme, ohne Gränzpfähle, das Land sogleich erkenne, an der Armuth, den Lumpen, der Unreinlichkeit, der Ungefälligkeit und den rohen Sitten der Einwohner. Man muß gestehen, daß die Schicksale, die unterdessen über dieses Land ergangen sind, nicht dazu beygetragen haben, die Verbesserung dieses kläglichen Zustands zu befördern. Indessen ist nicht alles mit Erleichterung der Abgaben und des Militärdrucks und mit Belebung der Gewerbe geschehen; wenn dem Volke geholfen werden soll, muß mit Verbesserung des Schulwesens und der Sittlichkeits-Anstalten angefangen werden. An Bildsamkeit fehlt es den Hessen so wenig, als irgend einem teutschen Stamme. Den Beweis davon führt Röding durch das Beyspiel der Bewohner der Herrschaft Schmalkalden, die sich durch Gewandtheit, Arbeitsamkeit und Reinlichkeit auszeichnen, während doch die Schul- Kirchen- und Polizeyanstalten hier keine andere sind, als in den übrigen hessischen Provinzen. Diese Erscheinung wird aber aus der täglichen Berührung der Schmalkalder mit den Bewohnern der benachbarten sächsischen Herzogthümer erklärbar, welche ihnen das Beyspiel

von Bildung, Thätigkeit und Ordnung geben, und sie dadurch zur Nacheiferung ermuntern.

Daß Hessen in Hinsicht auf sein Hauptgewerbe, die Landwirthschaft, hinter allen seinen Nachbarländern, einige kleinere ausgenommen, zurück stehe, ist allgemein, und auch von den genannten Schriftstellern anerkannt. Einige Ursachen des landwirthschaftlichen Verfalls hat es mit andern Ländern gemein, und wenn blos diese vorhanden wären, müßten diese Verhältnisse noch immer gleich seyn. Aber verderblicher als anderswo werden in Hessen die Feudallasten, weil sie hier drückender sind, und beharrlicher steht das Volk bey dem hergebrachten Schlendrian, weil es ungebildeter und durch seine Armuth muthloser ist. Noch nachtheiliger wirken aber die starken Fruchtlieferungen, die mannigfaltigen verderblichen Einflüsse des von jeher über die Gebühr gesteigerten Militärstands und dann vor allem das planlos getriebene Parcelliren der Grundstücke, das mehr als sonst irgend etwas zerstörend für die Agricultur ist, weil es die Zahl der Menschen mehrt, während es ihnen die Mittel zu ihrer Unterhaltung entzieht. Man hat im Jahr 1821, um den Ackerbau und die Viehzucht in neuen Schwung zu bringen, einen landwirthschaftlichen Verein in Kassel errichtet, und ihm sehr zweckmässige Instruktionen und Gesetze gegeben. Es fehlt auch den Mitgliedern desselben gewiß nicht an Eifer und Thätigkeit. Aber Gesellschaften dieser Art können nur rathen und meynen, lehren und ermahnen; geht aber die Gesetzgebung mit ihnen nicht gleichen Schritt und betrachtet die Regierung die Rathschläge, die sie ertheilen, nicht auch als ihr gegeben, so muß ihr Einfluß auf das Ganze immer sehr beschränkt bleiben.

Nach Höck betragen die gesammten kurhessischen Landeseinkünfte 4 Millionen Gulden; diese Angabe ist aber nicht nachgewiesen, und wie es scheint zu niedrig, da bekanntlich das Finanzsystem in diesem Staate weniger auf Emporbrin-

gung des Nationalwohlstands als auf Erzielung des höchst möglichen Ertrags für die landesherrliche Kasse berechnet ist. Einen neuen Beweis davon liefert die Stempelordnung vom 30. Nov. 1822, durch welche die Stempelabgaben so ausserordentlich erhöht worden sind, daß die Ober-Gerichtsanwälde von Rinteln und von Kassel in den öffentlichen Blättern erklärt haben, „daß sie, so lange ihre Verbindlichkeit zur Zahlung der Gerichtsgebühren fortdauert, Ausführungen von Rechtsgeschäften nur gegen Ertheilung der in dem beygefügten Verzeichnisse bemerkten Vorschüsse für Gebühren und Auslage übernehmen können." In dem dieser Erklärung nachgesetzten Verzeichnisse sind die Vorschußbeträge in den vor den Untergerichten zu verhandelnden Rechtssachen unter 9 vor dem Obergerichte, in erster Instanz unter 10, in zweyter unter 8 und vor dem Oberappellationsgericht unter 8 verschiedene Nummern gebracht, alles mit Rücksicht auf die verschiedenen zu gebrauchenden Stempelbogen. So ist z. B. die Vorschußsumme vor den Untergerichten, wenn der Gegenstand 1—25 Rthlr. beträgt, für die klagende Partey auf drey Rthlr., für die verklagte auf zwey Rthlr., — vor dem Obergericht erster Instanz in einer Streitsache zwischen 100 — 200 Rthlr. für jene auf 15 für diese auf 7 Rthlr., — in zweyter Instanz in Prozessen über 600 — 800 Rthlr. auf 20 Rthlr. und vor dem O. A. Gerichte in einem Streite über 1000 bis 1200 Rthlr. auf 28 Rthlr. bestimmt. — Es läßt sich erwarten, daß dieses Stempelgesetz grosse Beschwerden errege; dem Vernehmen nach sind auch im Anfange des laufenden Jahres wirklich einige Modifikationen und Einschränkungen desselben erfolgt.

Literatur.

Im Neckarkreise des Königreichs Wirtemberg, am Anfange des rebenreichen Bottwarthals, liegt das Städtchen Beilstein, und über ihm die Burgruine gleiches Namens, aus der in alterthümlicher Pracht ein fünfeckigter Thurm, der Langhans genannt, wahrscheinlich noch ein Ueberbleibsel aus der fernen Römerzeit, emporragt. Die so eben erschienene kleine Chronik der Stadt Beilstein, von M. Imm. Hoch, Präceptor daselbst, (8. 5 Bogen) stellt die Geschichte des Städtchens und der Burg von ihren ersten Spuren an bis auf unsere Tage in bündiger Uebersicht dar, dem vaterländischen Leser — wenn gleich Forschung in bisher unbenützten Quellen vermißt wird — mannigfaltiges Interesse gewährend, welches letztre noch besonders durch die angehängte Geschichte des benachbarten Lichtenbergs und durch die Tabelle über die Beschaffenheit und Preise der Weine von 1694 – 1823, erhöht wird. So wie alle gelungenen Monographien dieser Art, so ist auch die vorliegende mit Dank aufzunehmen, und alle Kundigen sind zu ermuntern ihren Fleiß auf gleiche Weise zu verwenden, weil die gründliche Kenntniß des Ganzen ohne vorausgehende Bearbeitung des Einzelnen nicht gelingen kann, und geschichtliche und topographische Darstellungen der Heimath vorzüglich geeignet sind, vaterländische Gefühle und bürgerlichen Sinn zu erregen.

Berichtigungen.

Nr. 46. Seite 736, Zeile 12, ist statt derselben, zu lesen desselben.

Nr. 47. Seite 749, Zeile 44, ist statt in die, zu lesen in deren Gesellschaft.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



27. Dezember 52. 1823.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins,
In purem Golde reichen.

Göthe.

Kritische Bemerkungen des Obertranksteuer-Einnehmers zu Laubenzettel über ein Wort, das der Zeitungsschreiber von Buxtehude gesagt hat.

In einer der vorher gehenden Nummern dieser Blätter hat sich der Zeitungsschreiber von Buxtehude über den jetzigen Stand seines Gewerbes und über die Vorsätze erklärt, die er in dessen weiterer Betreibung auszuführen entschlossen ist. Es ist nicht allem, was er in dieser Erklärung gesagt hat, mein Beyfall zu Theil geworden. Namentlich hat er sehr unrecht, daß er so ein grosses Geschrey darüber erhebt, daß unsre Zeitgenossen mit dem veränderten Gange der Dinge auch ihre Meynungen verändert haben. Denn wenn das ein Vorwurf wäre, so träfe er die Genossen aller Zeiten ohne Ausnahme, indem die Annalen aller Jahrhunderte und aller Völker bezeugen, daß die Opinionen, die Systeme und die Ansichten der Menschen selten in ihrer innern selbstständigen Ueberzeugung erwachsen, sondern meistens durch die Bewegungen und Interessen der Aussenwelt in sie hinein getragen worden seyen. Von jeher war, wo die siegende Macht sich fand, auch der Glaube und das Vertrauen, und alle Demonstrationen der Philosophen litten Schiffbruch, so bald sie an die Klippen des menschlichen Eigennutzes und Ehrgeitzes anstiessen. So war es seit der Schöpfung der Welt und so wird es auch bleiben, bis zu ihrem Untergange. Das monarchische Princip bedurfte keiner Vertheidigung mehr, als die römische Republik an Entkräftung und Siechthum erstorben war; und zwischen dem Rhein und den Pyrenäen war alle Welt demokratisch gesinnt, als der Hof von Versailles keine Pensionen mehr auszutheilen hatte, und der alte Adel für eine levis notae macula galt. Dabey ist die Sache auch nicht so übel, wie sie scheint. Denn es gehen nicht nur Irrthümer, sondern auch Wahrheiten auf dem Boden des menschlichen Egoismus auf, und manche Meynungen, die der letztere um des lieben Vortheils willen sich gefallen läßt, sind begründeter und wohlthätiger, als andere, die die

Speculation ersannen oder die Schwärmerey erträumt hat.

Während ich, wie man sieht, in Betrachtung dieses Punktes mit dem Zeitungsschreiber von Burtehude in schnurgerader und unversöhnlicher Opposition stehe, bin ich für das sonstige Wahre und Gute, das er in der Manifestation seiner Frommen Vorsätze gesagt hat, nichts weniger als verblendet. Namentlich fühle ich mich verpflichtet, ihm meine laute und herzliche Zustimmung zu der Bemerkung zu bezeugen, „daß „die teutschen politischen Blätter vom Herbste des „vorigen Jahres, sich zu denen, womit sie im „Herbste dieses Jahres ihre Leser regalirt haben, „in Hinsicht auf Kraft und Geistigkeit genau „so verhalten, wie der Wein von 1822, zu dem „von 1823; und daß dieser Fall die alte Erfahrung bestätige, es walte in den Bewegungen „der physischen und moralischen Welt eine „wenn gleich unbegreifliche, doch thatsächlich bestehende Verwandtschaft, die man auch eine „Wahlverwandtschaft nennen könnte." Diese Bemerkung enthält eine grosse Wahrheit, die aber der Eigendünkel der Menschen sich verbirgt, weil sie sich durch das Anerkenntniß der Einflüsse, die die Natur auf ihren freyen Willen, der jedoch in der That ein servum arbitrium ist, ausübt, für gedemüthigt halten. Denn es verhält sich in der moralischen Welt, wie in der bürgerlichen. Es fühlt Jedermann, daß das Bewußtseyn der Selbstständigkeit die Bedingung aller menschlichen Würde ist, und dieß Bewußtseyn erweis't sich so stark und hervor bringend, daß wie die Wirklichkeit es auch trübe oder vernichte, die schaffende Phantasie es doch nie untergehen läßt.

Was nun die besagten Einflüsse der Natur auf das geistige Leben des Menschen anbelangt, so überlasse ich es den gelehrten Leuten, die in unsern Tagen die Kunst wieder erweckt haben, die Sterne zu deuten und die Hieroglyphen der sichtbaren Schöpfung zu entziffern, daß sie ihrem, mit kindlichem Glauben ihnen entgegen kommenden Zeitalter nachweisen, wie das Schicksal des Menschen in den Lineamenten seiner Hand gezeichnet sey, wie der Stand der Planeten und die Richtung der Winde den Gang der diplomatischen Verhandlungen und der militärischen Operationen bestimmen, und wie kalte Winter und heisse Sommer den Geist der Völker und der Cabinette zum Erstarren bringen. Mir, einem alten Obertranksteuereinnehmer, der sein ganzes Leben und seine scharfsichtige Geisteskraft dem edeln Produkte gewidmet hat, dessen Ertrag für den Staat zu verwalten ihm anvertraut war, ziemt es nur von der souveränen Macht des Weines, in der unsichtbaren Welt menschlicher Opinionen, Absichten und Bestrebungen zu sprechen, und den Stolz unsres armen Geschlechtes zu recht zu weisen, das so oft in seiner Eitelkeit wähnet, durch seine geistige Anstrengung und Energie zu Stande gebracht zu haben, was doch lediglich das Werk der Begeisterung ist, deren erster Grund sich in dem Traubenstocke findet. Wie der Wein auf den einzelnen Menschen wirkt, davon bedarf es der Rede nicht; denn das weiß ja die ganze Welt, und die meisten wissen es aus ihrer eigenen Erfahrung, wie er die Stummen beredt, die Trübsinnigen heiter, die Armen reich, die Mürrischen freundlich, die Feigen tapfer und die Albernen weise macht. Aber nicht minder als auf die Individuen, wirkt er auf die Gesammtheit, und zwar so entscheidend und so umfassend, daß, wenn er auch nicht das erregende und leitende Princip in der Weltgeschichte ist, doch der Beweis leicht zu führen steht, daß sich in dieser Geschichte keine der grossen Epochen findet, an der er nicht mehr oder weniger und gar oft den entscheidendsten Antheil gehabt hätte.

Wir haben alle den Sturz von Napoleons Macht gesehen; wir haben ihn als ein wundersames Ereigniß anerkannt; und wenn gleich die Folgezeit die Freude etwas gemildert hat, mit der wir dadurch erfüllt worden sind, so ist uns doch bis auf diese Stunde das erste Erstau-

nen geblieben. Ihr sagt, Napoleons Heer sey in Rußland erfroren; und ihr erinnert euch nicht, daß es ein halb Jahr später wieder bis an die Oder vorgedrungen ist. Ihr preis't das einträchtige Zusammenwirken der Fürsten und der Völker als die Losung zu seinem Untergange, und es fällt euch nicht ein, daß sich ja die Fürsten und die Völker längst vorher auf gleiche Weise hätten vereinigen können. Ihr sprecht von den dummen Streichen, die er, seit dem Rückzuge aus den russischen Schneegefilden, auf dem diplomatischen und militärischen Wege gemacht hat, und ihr fühlt nicht, wie unwahrscheinlich es ist, daß einer, der eine Reihe von Jahren hindurch für den Klügsten gegolten, mit einem Mal den Kopf unwiderbringlich verlieren soll. Wo finden wir den Schlüssel um das Räthsel zu lösen? — Erinnert ihr euch nicht mehr des Cometenweins, der unter allem Gewächse, das die Rebe seit einem Jahrhunderte gegeben, das geistvollste und kräftigste war. Und könnt ihr glauben, daß dieses Gewächs ohne Einfluß auf die grossen Ereignisse geblieben sey, die seiner Entstehung unmittelbar nachfolgten? Was bewirkte der Cometenwein bey dem Einzelnen, der seines Genusses in Mässigung sich erfreute? Er zerstreute die Nebel, die in den Köpfen aufgestiegen waren; er stärkte die Kraft der Nerven und der Muskeln; er verscheuchte die hypochondrische Sorge; er erhub den Muthlosen aus dem Staube; er gab der Verzweiflung Hoffnung und Zuversicht; er versöhnte die Getrennten; er erregte die Gefühle für das Grosse und Edle im Leben, die in der allgemeinen Unterdrückung und Erschlaffung erloschen waren. Sollte, was ihm an den Einzelnen gelungen, für ihre Gesamtheit verloren gewesen seyn? Und erlangten nicht durch ihn die nordischen Naturen ein offenbares Uebergewicht über die südlichen, indem er jene begeisterte, diese aber überspannte. Napoleon hat uns besiegt, weil es uns an Licht im Kopfe und an Kraft im Gemüthe fehlte. Das Eine und das Andere hat uns der Cometenwein gegeben, und kaum waren wir im Besitze der Gabe, als wir die Ketten des Unterdrückers zertrümmerten.

Die Natur ist freygebig und karg mit ihren Geschenken, je nachdem das geistige Bedürfniß des Menschen, das Eine oder das Andere fordert; das Ausserordentliche aber giebt sie nur, wenn ausserordentliche Zeiten und Verhältnisse sie zur Abweichung von ihrer Regel auffordern. Der Cometenwein kam gerade zur guten Stunde; er war ein Labsal und ein Confortativ für die Ermatteten: und er hat, wie wir wissen, Wunder gethan. Aber was wäre der Erfolg, wenn er alle Jahre wüchse? Das läßt sich nach den Bocksprüngen und Sottisen, die wir in der durch ihn bewirkten Exaltation gemacht, und nach den Träumen und Entzückungen, in die er uns versetzt hat, wohl ermessen. Deßwegen muß der arme Sterbliche, der so selten mit Weisheit und Mässigung das Gute genießt, sich begnügen, wenn die immer holde und wohlthätige Mutter Natur ihr Füllhorn nicht bis auf den Grund über ihn ausleert, und manchmal aus unsern Rebenhügeln ein Gewächse zu Tage fördert, das geeignet ist, den Ruhm des Wassers zu vermehren. Wir legen ihr das letztere in Beziehung auf das Weinerzeugniß dieses Jahres zur Last. Gewiß übertreiben wir unsere Klagen; aber wenn sie auch gerecht wären, so stünde es noch dahin, ob wir nicht Ursache hätten, der Natur zu danken, daß sie in dieser Zeit des Unfriedens, der Gährung und der Mißverständnisse, statt der irritirenden und stimulirenden Genußmittel, nach denen der lüsterne Gaumen sich sehnt, unsern Trunk mit schwächenden und niederschlagenden Bestandtheilen versetzt. Man schaue umher im wissenschaftlichen und sittlichen, im bürgerlichen und kirchlichen Leben, und überall sieht man die goldene Mittelstrasse leer, dagegen aber die grossen Massen auf den Extreme wimmelnd; im bunten Getümmel treiben sich ströherne Intellektuali-

sten und kristallhelle Mystiker, schamlose Galgendiebe und abgeschmakte Andächtler, herrschsüchtige Pfaffen und wahnsinnige Schwärmer, freche Verächter des Idealen und Wunderthäter und Wunderglaubige, Aristokraten und Volksthümler, Radicalreformatoren und Ultraroyalisten durch einander; und erhebt sich da und dort die mahnende Stimme der Weisheit und der Versöhnung; so verklingt sie ungehört, oder auch verspottet und verhöhnt, in dem wilden Lerm der Entzweyten. Stellt euch nicht dieser Anblick das Bild einer Menge dar, die von einer allgemeinen Berauschung ergriffen ist? Was kann ihr dienlicher seyn, als eine Behandlung durch asthenische Mittel? Ein solches hat uns die Natur im neuen Weine dargeboten, und sie hat uns dadurch in mütterlicher Sorgfalt davor zu bewahren gesucht, daß wir unsre alten Thorheiten nicht mit neuen vermehren.

Wie Doctor Luther die christlichen Obrigkeiten ermahnt, für Unterweisung der Jugend in löblichen Künsten und Wissenschaften zu sorgen.

* * *

Es will den Obrigkeiten gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß aufs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht löblich vor Gott und vor der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten, mit allem Vermögen, Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen aber nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viele Büchsen und Harnisch habe; ja wo des viel ist, und tolle Narren darüber kommen, ist's desto ärger und grösserer Schaden derselben Stadt. Aber das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlerzogener Bürger hat; die können hernach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und brauchen.

* * *

Es muß doch weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, daß eitel Rülzen und Knebel regieren, so man's wohl bessern kann; ist je ein Wild unvernünftig Vornehmen. So laß' man eben so mehr Säue und Wölfe zu Herrn machen, und setzen über die so nicht denken wollen, wie sie von Menschen regiert werden. So ist's auch eine menschliche Bosheit, so man nicht weiter denkt, denn also: Wir wollen jetzt regieren, was gehet uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen. Nicht über Menschen, sondern über Säue und Hunde sollten solche Leute regieren, die nicht mehr denn ihren Nutz und Ehre im Regiment suchen. Wenn man gleich den höchsten Fleiß fürwendet, daß man eitel, feine, gelehrte, geschickte Leute erzöge, zu regieren, es würde dennoch Mühe und Sorge genug haben, daß es wohl zugienge. Wie soll es denn zugehen, wenn man da gar nichts zuthut?

* * *

Das sage ich kürzlich, einen fleissigen frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und lehrt, dem kann man nimmer mehr genug lohnen, und mit keinem Geld bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ist's bey uns so schändlich verachtet, als sey es gar nichts und wollen dennoch Christen seyn. Und wenn ich vom Predigtamte und andern Sachen ablassen könnte und müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer seyn. Denn ich weiß, daß dieß Werk nächst dem Predigtamte, das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beyden das Beste ist. Denn es ist schwer, alte Hunde bändig und

alte Schälke fromm machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser ziehen und biegen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen. Lieber laß es der höchsten Tugenden eine seyn auf Erden, fremder Leute Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und schier Niemand thut, an seinen Eigenen.

* * *

Es ist in einer Stadt an einem Schulmeister so viel gelegen, als an einem Pfarrherrn. Bürgermeister, Fürsten und Edelleute können wir entrathen. Schulen kann man nicht entrathen. Denn sie müssen die Welt regieren.

* * *

So ist auch ein treuer Lehrer weit über einen Kriegsherrn, als der nur menschliche Gesellschaft, Leib und Gut schützt und erhält; wie wohl die Scharrhansen wähnen, sie seyen's allein, die Himmel und Erde tragen.

* * *

Wenn man gleich der Schulen und Sprachen gar nicht bedürfte, um der Schrift und um Gotteswillen; so wäre doch allein diese Ursache genugsam, die allerbesten Schulen, beydes für Knaben und Mägdlein aller Orten aufzurichten, daß die Welt auch den weltlichen Stand äusserlich halten möge; und der bedarf seiner Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren können Land und Leut, und die Frauen wohl ziehen und halten können Haus, Kinder und Gesinde. Nun solche Männer müssen aus Knaben werden; darum ist's zu thun, daß man Mägdlein und Knäblein dazu recht lehre und aufziehe. Der gemeine Mann thut hier nichts zu, kann's auch nicht, will's auch nicht. Fürsten und Herrn sollen's thun.

* * *

Ich halte dafür, daß die Obrigkeit schuldig sey, die Unterthanen zu zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule schicken. Denn sie ist wahrlich schuldig zu sorgen, daß Prediger, Juristen, Pfarrherrn, Schreiber, Aerzte, Schulmeister und dergleichen bleiben, sintemal man deren nicht entrathen kann.

Kann sie die Unterthanen zwingen, die dazu tüchtig sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen, und anderes thun, wenn man kriegen soll, wie vielmehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten?

* * *

Wo die Schrift und Kunst untergeht, was will da bleiben in teutschen Landen, denn ein wüster, wilder Haufen Tataren und Türken, ja vielleicht ein Säustall und eine Rotte voll eitel wilder Thiere. Solches läßt sie der Teufel aber jetzt nicht sehen und blendet sie meisterlich, auf daß wenn es dahin käme, und sie durch Erfahrung solches sehen müßten, er denn aller Klage und Heulen möchte in die Faust lachen, als die nun nicht mehr könnten, ob sie gern wollten der Sache rathen und helfen, und sagen müßten es ist zu lange geharrt, und den gerne wollten hundert Gulden geben für einen halben Gelehrten, da sie jetzt nicht zehn geben hätten für zween ganze Gelehrte.

Eine reiche Sammlung ähnlicher Kraft und Kernsprüche des grossen Reformators über Erziehung und Unterricht enthält die schätzbare Schrift: Dr. Martin Luthers ernste, kräftige Worte an Eltern, Lehrer und Erzieher; aus dessen Schriften gesammelt und geordnet von Joh. Christ. Wilh. Froböse, Rektor in Hameln. 8. Götting. 1822.

Die polytechnische Lehranstalt in Gmünd.

(Eingesandt.)

Gmünd im Dezember 1823. — Da schon in mehreren öffentlichen Blättern, namentlich im Schwäbischen Merkur und in dem Intelligenz-Blatte des Jaxt-Kreises von der

hier eröffneten polytechnischen Lehranstalt die Rede gewesen ist, so kann es dem Publikum nicht uninteressant seyn, nähere, die frühern Bekanntmachungen zum Theil berichtigende Nachrichten von der Entstehung, den Bestrebungen und dem gegenwärtigen Zustande dieses Instituts zu erhalten.

Als die Geburt des Kronprinzen die Herzen aller Wirtemberger mit Dank gegen die Vorsehung und mit inniger patriotischer Freude erfüllte, und diese Empfindungen sich an vielen Orten durch Errichtung bleibender Denkmale aussprachen, brachte der hiesige Advokat Hr Dr. Dangelmaier die Idee in Anregung, daß zur fortdauernd bestehenden Feyer der beglückenden Hoffnung, die Gott dem angebeteten Könige und dem Vaterlande geschenkt, — nach dem Beyspiele von Baiern — ein polytechnischer Verein zur Beförderung der Künste und Gewerbe, besonders durch Herausgabe eines Kunst- und Gewerbsblatts, gebildet, und damit eine polytechnische Lehranstalt, zur Unterweisung aller des Unterrichts Bedürftigen und Verlangenden, in den für die praktischen Richtungen des Gewerblebens interessanten Kenntnissen, vereinigt werden möchte. Als Lehrgegenstände wurden namentlich bezeichnet: Mathematik, Technologie, technische Chemie, Naturlehre und Naturgeschichte, Bierbrauerey und Branntweinbrennerey, Baukunst, Maschinenlehre, Handelswissenschaft, kaufmännische Rechenkunst, Waaren- und Produktenkunde, Geographie und Geschichte, französische und lateinische Sprache, Cameralwissenschaft, Land- und Forstwirthschaft, Thierheilkunde und Landesgesetzgebung.

Der Antrag des Hrn. Dangelmaier fand in einem Kreise patriotischer Männer Beyfall und Unterstützung, indem sie sich nicht nur zu unentgeldlicher Unterrichtsertheilung erboten, sondern auch im Verein mit ihm und dem Obmanne des Bürgerausschusses höchsten Orts, in einer Eingabe, die Erlaubniß zur Errichtung einer polytechnischen Lehranstalt nachsuchte, welche Erlaubniß, unter der Beschränkung auf ein Privatinstitut, ertheilt wurde.

Am 1. July dieses Jahrs erfolgte die Eröffnung des Unterrichts mit 30 Schülern. Die Lehrfächer wurden so vertheilt, daß Hr. Dangelmaier die Landwirthschaft und die Gesetzgebung, Hr. Revierförster Köhle die Forstwirthschaft, Hr. Zeichnungslehrer Baumeister die bürgerliche Baukunst und Maschinenlehre, Hr. Präzeptor Striter die Naturgeschichte, Hr. Sprachlehrer Hönig das Französische, Hr. Taubstummenlehrer Alle die Technologie, Hr. Schullehrer Dreher die Mathematik, Hr. Canonikus Reiß die lateinische Sprache, Hr. Kaufmann und Controlleur Stahl die kaufmännische Rechenkunst und Buchhaltung und Hr. Kaiser die Bierbräuerey übernahm. Hr. Dangelmaier wurde einmüthig zum Vorstande gewählt, und von ihm auf seine Kosten das erforderliche Lehrzimmer in seinem Hause eingerichtet, und die für den Anfang nöthigen Lehrmittel angeschafft.

Der Unterricht hatte bis in die Mitte des Novembers seinen ununterbrochenen Fortgang, als erst Hr. Dreher und dann Hr. Baumeister, aus verschiedenen Ursachen, sich der Theilnahme an demselben entzogen. Hr. Striter war durch seine Versetzung auf eine Pfarrey früher schon für die Anstalt verloren gegangen; Hr. Alle hatte den von ihm zugesagten Unterricht nicht begonnen. Da mit Hrn. Dreher zugleich 10 Schulincipienten ausgetreten waren, so hörte auch der Unterricht in der Forstwirthschaft auf, den nur einige von ihnen empfangen hatten.

Diese Veränderungen erregten nicht geringe Besorgnisse für den Bestand des Instituts; sie waren aber auch eine Ermunterung für die Theilnehmer, die demselben getreu verblieben waren, ihm desto anhaltender ihren Fleiß zu widmen, und so dauert der Unterricht noch immer fort, den Hr. Dangelmaier in der Gesetzgebung,

der Landwirthschaft, der bürgerlichen Baukunst, der Naturgeschichte und im teutschen Styl, — Hr. Hönig in der französischen Sprache und Geometrie, Hr. Stahl in der kaufmännischen Rechenkunst und Buchhandlung und Hr. Kaiser in der Bierbrauerey ertheilt.

Die Zöglinge sind meistens evangelische und auswärtige, unter ihnen ein Sohn des Badeigenthümers in Kannstadt, Dr. Frösner.

Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins bewährte der Anstalt ihren Beyfall in einem sehr schmeichelhaften Dekrete und durch unentgeldliche Mittheilung des Correspondenzblatts. Auch der Centralausschuß des polytechnischen Vereins in München sandte dem Hrn. Dangelmaier die sämmtlichen Jahrgänge seines Kunst- und Gewerbsblatts als Geschenk zu und ernannte ihn zum Ehrenmitgliede des Vereins. Nicht weniger haben andere vaterländische Gelehrte ihm Theils schon mehrere für die Zwecke des Instituts förderliche Schriften mitgetheilt, Theils noch weitere ähnliche Unterstützungen zugesagt. Endlich wurde ihm noch von höchster Stelle die Erlaubniß zur Herausgabe eines Kunst- und Gewerbsblatts ertheilt. Das letztere beabsichtigt hauptsächlich den Zweck, die ausgezeichneten Künstler und Gewerbsleute des Vaterlandes und ihre Fabrikate öffentlich bekannt zu machen, und dem Publikum nachzuweisen, welche Produkte der Industrie und wo und um welchen Preis sie zu haben sind. Dadurch hofft man den Absatz der inländischen Fabrikate zu befördern, Wetteifer in ihrer Hervorbringung und Vervollkommnung zu erregen, und nützliche Belehrungen unter ihren Bearbeitern zu verbreiten.

Am nächsten 6. März, als am Geburtsfeste des Kronprinzen, wird die erste öffentliche Prüfung in der Anstalt gehalten, um die öffentlichen Behörden und das theilnehmende Publikum von den Leistungen derselben in Kenntniß zu setzen.

So groß auch die Schwierigkeiten waren, mit denen dieses patriotische Unternehmen in der ersten Periode seines Daseyns zu kämpfen hatte, so werden sie doch, wie bisher, also auch in der Zukunft, durch Beharrlichkeit und treuen Sinn für das Gute überwunden werden können, und jeder Vaterlandsfreund wird wünschen, daß aus diesen Anfängen sich ein Verein für Industrie und Gewerbe, so wie eine Lehranstalt für beyde erheben möchte, welche an Umfang, Thätigkeit und Wirksamkeit den ähnlichen Instituten des Auslandes an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

Licht und Recht.

(Eingesandt.)

Wie auch die Mächte der Finsterniß sich anstrengen und geberden, das Licht, das den Völkern von Europa seit einer Reihe von Jahrhunderten aufgegangen ist, wieder von seiner Stätte zu stossen und die alte Zeit der geistigen Unmündigkeit, der Barbarey und des Aberglaubens zurück zu führen, — so wird ihnen doch, wenigstens in Teutschland, das Werk nicht gelingen. Dafür bürgt uns der edle Charakter und die Weisheit unsrer Fürsten, so wie der treue Sinn der Nation, die noch mit nichts die Würdigkeit verwirkt hat, in dem Lichte, das ihr zu Theil geworden, zu wandeln. Um deßwillen dürfen aber die Redlichen im Volke in der Vertheidigung dieses Lichts nicht säumig werden, und nicht aufhören, männiglich zur treuen Bewahrung desselben zu ermahnen. In diesem Sinne theile ich Ihnen nachstehenden frommen Gesang unsres trefflichen Tiedge mit, der mit obenstehender Ueberschrift erschienen ist, und zur Erbauung Ihrer Leser, würdig und schicklich diesen Jahrgang Ihrer Blätter beschliessen mag.

Nein, keine neue Finsterniß
Soll Gottes Reich umnachten!

Wir trau'n auf Gott, sie kommt gewiß,
Die Zeit, nach der wir schmachten;
Die Zeit der hellern Zuversicht,
Daß die sich Christen nennen,
In frommer Eintracht sich im Licht,
Das Christus heißt, erkennen.

Der Held des Herrn, der mächtiglich
Betrug und Wahn verscheuchte,
Der hohe Lehrer nannte sich
Selbst unsres Pfades Leuchte.
Er kam in eine düst're Zeit,
Die Nacht hinweg zu räumen,
Licht wollt' er, Licht, nicht Dunkelheit,
Wie finst're Nächtler träumen.

Sein heilig Wort ist wahr und klar,
Und kein geheimes Wesen,
Und Nacht und Licht sind offenbar
Und rein darin zu lesen.
Dieß Wort ist unsres Herzens Licht
Was Kinder glauben sollen,
Das konnte ja der Vater nicht
Mit Nacht umhüllen wollen.

Doch schleicht ein finst'rer Geist umher,
Uns Gottes Licht zu rauben;
Die Welt ist krank. Sie leidet schwer
An ungewissem Glauben.
Vom frechen Dünkel wankte sie
Zum blinden Wahn hinüber.

Wer rettet sie, wer heilet sie
Von solchem Wechselfieber?

Der Arzt der einst vom Himmel kam,
Wird länger nicht verweilen,
Die Zeit, die kranke, wundersam
Und kräftiglich zu heilen.
O komm herab du Geist des Herrn,
Und laß dein Heil uns sehen:
Laß nicht den heitern Morgenstern
Der Wahrheit untergehen.

Ja Licht und Recht sind stark genug
Die Nacht zu überwinden;
Dann werden Wahn und Heucheltrug
Und frecher Dünkel schwinden.
Dann werden Christen fort und fort
Zu einem Altar treten
Und: Halt uns Herr bey deinem Wort!
In frommer Andacht beten.

Dann wird ein Jeder still sein Licht
Und Gott im Herzen tragen,
Beym Bruder nach dem Glauben nicht
Nur nach dem Leben fragen.
Das Leben, das im Dunkel irrt,
Wird klarer sich gestalten;
Nicht Meynung, Bruderliebe wird
Als Engel Gottes walten.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Register.





